

Paula Judith Buber

*(Georg Munk)*

AM LEBENDIGEN  
WASSER



Verlag Autonomie und Chaos  
Leipzig \ Berlin  
2024

Der Roman AM LEBENDIGEN WASSER erschien 1952 im Insel-Verlag Wiesbaden unter dem Autorinnenpseudonym Georg Munk. Die hier vorliegende bisher einzige Neuauflage enthält ein Nachwort des Herausgebers, einige Abbildungen sowie im Anhang die Vorveröffentlichung eines Kapitels.

**Erster Teil 4**

**Zweiter Teil 239**

**Dritter Teil 450**

**Personenverzeichnis 562**

**Nachwort zur Neuauflage 566**

**Anhang: *Haus am Strom* (1928) 598**

© für diese Neuauflage 2024

Verlag Autonomie und Chaos Leipzig / Berlin

**ISBN 978-3-945980-95-8**

Diese online-Ausgabe kann für den privaten Bedarf kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.



NL Goldschmidt; Quelle: Dissertation Baur

## **Erster Teil**

## 1

Annas allerfrüheste Kindheitserinnerung spann sich um das Amtshaus in der kleinen Stadt am Wald. Ganz lebendig in ihrem Gedenken war nur das Schlafzimmer verblieben. Da hatte in einer Ecke ihr Bettchen gestanden neben einem riesigen weißen Ofen, der einen Gefährten an der gegenüberliegenden Wand hatte. Der große Raum, es war fast ein Saal, hatte vier Fenster, die in tiefen Nischen lagen. Aus der Wölbung des weißen Ofenungeheuers neben dein Kinderbett traten Tier- und Menschengestalten halb hervor, immer bereit, nächtliche Träume zu bevölkern. Ein sanft verhohlener Schimmer von Blau, Gold und Rosenfarbe konnte im Morgenlicht aus den Kacheln aufglänzen. Messingbänder umgürteten ihn, Türen blinkten. Im Rücken hatte der Ofen eine Höhlung, die Kannen und Gläser beherbergte, auch das Schnabeltäßchen, an das in Fiebernächten die trocknen Kinderlippen sich legten. All dies schlief späterhin im Gedächtnis wie in einem milchigen Nebel, hell strahlend aber blieb die Zimmerdecke gegenwärtig. Nach Jahrzehnten hätte Anna noch den Schwung des Stuckrahmens nachziehen können, der das Mittelbild umrahmte, die Umrisse der Figuren darauf, das Gelb und Blau ihrer Gewänder, die Zisterne und die halb erhaben in Stuck geformten Palmen und Sphinxen in den Ecken. Das große Oval in der Mitte zeigte Hagar mit ihrem Sohn in der Wüste.

Im morgendlichen Raum bewegte sich die Mutter, eine zarte junge Gestalt, mit ihrem schimmernden Gesicht, der dunklen Haarfülle, die nur um diese Stunde noch ungebändigt über dem Rücken hing, und den hellen stahlblauen Augen, die das liegende Kind zärtlich betrachteten. Und da waren

liebevoll dienende Hände, öffneten und schlossen die Innenläden in den Fensternischen, sperrten die unheimliche Nacht aus, ließen das Morgenlicht ein, regten sich um das Bettchen, wuschen und kleideten, brachten Speise, rasche, junge, bäuerliche Hände. Aber da waren auch welke sanfte, die kämmten und flochten das Haar der Mutter. Die Mutter seufzte und klagte dabei leise und senkte endlich den Kopf, damit die alte Margret die Zöpfe aufstecken konnte. Die Tür zu dem kleinen Kabinett neben dem Schlafzimmer stand dann weit offen, Mutter saß vor dem Frisiertischchen, das Kind blinzelte zwischen den Gitterstäben des Bettchen auf das Spiegelbild der Mutter, behaglich unter seinen Decken geborgen.

War man durch das mächtige Treppenhaus fürsorglich niedergeleitet worden, so gelangte man auf die Doppelfreitreppe, die in den Garten führte. Dieser Garten zog sich zwischen hohen Mauern hin, auf denen steinerne grünbemooste Vasen standen. In Annas Erinnerung hatte er eine unbegrenzte Ausdehnung.

Unter hohen Bäumen wuchs schütter dunkles hartes Gras, geborstene Steinbänke standen an den Wegen, Steinfiguren im Rasen, Männer mit Bärten und Helmen, auch etliche eng und streng in steinerne Tücher gehüllte Frauen. Diese Gestalten, hoch und schmal, und auf eine seltsame Weise gewunden und verschränkt, machten dem Kind bang. Da waren die Steintiere auf ihren Sockeln viel traulicher trotz ihrer Zähne, Pranken und Krallen. Sie dehnten und reckten sich üppig hin, ihre Rücken deckte ein Moosfell. Unter ihnen war ein Löwe, dem ein rotblühendes Kräutlein zwischen den Zehen sproß. Gebüsch gab es und Taxushecken, Wege, irr und verschlungen, Treppen, leere Wasserbecken, Gartenhäuser, sogar einen Tempel auf einer kleinen Anhöhe.

Über all dem Wachstum und Gebild lag etwas Verhaltenes, denn vor Zeiten war es kein weltlicher Bezirk gewesen, sondern ein Klostergarten. Das Amtshaus, in dem Annas Eltern wohnten, war der späteste Bau einer Klostersiedlung, die, weit und vielfältig wie eine Stadt, alten Ursprungs, durch Jahrhunderte belebt und ausgedehnt und endlich von den einem Zwang weichenden Mönchen verlassen, der Kern einer Amtsstadt geworden war.

In das hohe schwarze Eisengitter, das den Garten, die Mauer unterbrechend, von der stillen Straße schied, rankten sich goldene Blätter und Blumen. Mit dem Bild dieses Tors verband sich später dem Kinde die erste im Bewußtsein haftende Erscheinung des Vaters. Die Kleine spielte unter der Obhut einer Magd auf dem besonnten Rasen vor dem Haus. Sie zog ein hölzernes fellbespanntes Lamm hinter sich her und mußte ihre kleinen Kräfte anspannen, das schwere Spielzeug zu bewegen. Ein Wagen hielt vor dem Tor, das sich mit einem ächzenden Laut in den Angeln bewegte. Das Kinderherz stockte in einem holden Erschrecken, aufjauchzend taumelte Anna dem Kommenden entgegen. Vor dem Vater angelangt bog sie sich rückwärts, um zu ihm aufzusehen. Er war hoch, sein Gesicht war hell, aber Haare und Bart flammten rot. Als er sie aufhob, schlug sie ihre Händchen atemlos in seinen Bart. Da erst erblickte sie hinter ihrem Vater die Gestalt einer Frau. Ihr Gesicht war dem seinen ähnlich gebildet, in dem dunklen Haar barg sich ein Widerschein der gleichen Glut, und goldne Funken saßen ihr noch in den braunrötlichen Augensternen. Auch sie war wie der Vater schmal von Gestalt und fast ebenso hoch wie er. Sie trug schwarze Kleider und einen schwarzen Schleier über dem Haar. Sie lächelte dem Kinde zu, aber nur mit den Augen und den Brauen darüber. Das Gesicht blieb wie der Mund in seiner wehmütigen Festigkeit unbewegt.

Dies war Franziska Schwanold, die Vatersmutter. "Die Welsche" nannten sie die Mägde. Das Kind hatte das Wort aufgefangen, aber was es besagte, erfuhr es erst viel später. Als der Großvater, der alte Schwanold, sich mit Franziska verheiratet hatte, war sie, eines Tiroler Adligen und einer Italienerin Tochter, verwitwet nach ihrer ersten Ehe mit einem Trientiner und Mutter eines vierjährigen Knaben, der aus der kurzen Verbindung stammte. Sie lebte in München in der Nähe einer glücklich vermählten Schwester, als der Großvater, der fränkische Rechtslehrer Schwanold, sie im Hause eines früheren Schülers, eben jenes Schwagers antraf, nach wenigen Wochen um sie warb und sich nach kurzer Frist mit ihr verband. Er war bis an die Grenze des Alters ehelos geblieben. Das ungleiche Paar lebte in vollkommener Eintracht. Etliche Jahre

später erwirkte Schwanold die Befugnis, dem Sohn seiner Frau seinen Namen und jeden Anspruch eines leiblichen Kindes zu übertragen. Einmal führten Vater und Großmutter das Kind zwischen sich tief in den Garten. Sie redeten in einer fremden tönenden Sprache, die die Kleine trotz ihres Bemühens nicht verstand. Sie fand sich ausgestoßen und wie verirrt. Empört begann sie verzweifelt zu weinen. Da kniete die Großmutter vor ihr nieder, plauderte mit ihr, und lachend zeigte sie ihre untadelig schönen Zähne und das korallenfarbig samtene Zahnfleisch. Das Kind sah mit Entzücken tief in die Kehle der Lachenden hinein. Mit der gleichen kindischen Seligkeit schnupperte ihre kleine Nase den herb-süßen Duft, der um die Großmutter war, an Haar und Kleidern, am Gebetbuch und im Zimmer, und ihr wie ein Wölkchen nachschwebte, nicht wie von einer Blume, aber wie von einer süßen Frucht, deren kühles Fleisch sich um einen aromatisch-bitteren Kern schließt.

In Annas fünftem Lebensjahr übersiedelte die Familie in die Kreishauptstadt. Der Vater war überraschend schnell in ein höheres Amt befördert worden. Die Eltern bewohnten dort ein altes weiträumiges Haus, das seit Generationen im Besitz der Muracher war, der Familie, der Annas Mutter entstammte. Es lag an einem stillen langen baumbestandenen Platz, an dem außer einer uralten verschlossenen Kapelle, durch absterbende Gärten voneinander geschieden, noch einige andere selten bewohnte Familienhäuser lagen, deren Besitzer meist auf ihren Landgütern oder in der Hauptstadt lebten.

Eine der Längsseiten des Platzes war von einer Klostermauer beschloss. Unter den Bäumen standen zwei Brunnen und ein verwittertes Denkmal.

Man hatte Anna später erzählt, daß sie als kleines Mädchen an dem neuen Wohnort in einen besorgniserregenden Zustand geraten sei. Ohne erkennbare Krankheit habe sie sich in eine dumpfe Lebensabwehr verkrochen, habe kaum geredet, kümmerlich gegessen, sei abgemagert und habe eine Weile im Wachstum gestockt. Sie entsann sich nach Jahren noch jener angstvollen Beklemmung, es war als laste die alte graue Stadt mit ihren Mauern und Türmen auf der zarten Kinderbrust.



Trost war bei der alten Margret, der Pflegerin ihrer Kindheit. Schon als Mädchen hatte sie im Hause von Annas Mutter gedient, war dann durch eine kurze ungute Ehe gegangen, der Mann hatte sie verlassen und war später in Amerika verschollen, die kinderlos Verbliebene kehrte in ihr altes Dienstverhältnis ins Muracherhaus am Wald zurück. Später folgte sie der älteren Tochter des Hauses, Christina, in ihre Ehe mit Georg Schwanold. Anna wurde geboren und Margret hegte nun Mutter und Kind, denn Christina, die in ihrer Mädchenzeit sich einer blühenden Gesundheit erfreute, hatte diese nach einigen Ehejahren eingebüßt und wurde oft von kleinen Übeln heimgesucht. So fügte es sich, daß Margret auch den andern Dienstboten vorstand, von denen sie sich in Tracht und Haltung in einigem unterschied.

Sie hatte zwar das große Giebelzimmer inne, das mit Truhen, Kasten und Himmelbett stattlich eingerichtet war, doch schlief sie während Annas Kindheit hinter einem Wandschirm in deren Stube. Immer war sie gegenwärtig, Halt und Ruhe spendend in Fiebernächten, immer reinlich und gefaßt in ihren halb bäurischen, halb städtischen Leinen- oder Wollgewändern mit der ein wenig steifen schwarzen Taftschürze. Jeden Nachmittag führte sie das Kind an der Hand durch die Straßen der Stadt, zuweilen auch den Strom entlang und manchmal über eine Brücke auf eines der nahen Dörfer. Meist verband sie häusliche Geschäfte und Bestellungen mit diesen Wegen, auf denen sie ebenso schweigsam wie im Hause einherging. Auf Fragen gab sie kargen Bescheid, und so gewöhnte sich das Kind bald daran, Ding und Begegnung stumm und bloß mit den Augen zu befragen. Die alte Stadt wurde für das kleine Mädchen ein gewaltiges Bilderbuch. Eine Eigenschaft, die ihr ganzes Leben lang bestimmend an ihr haften sollte, stammte aus dieser Zeit. Sie lernte jenes sprachlose inständige Fragen, auf das Jegliches Bescheid geben muß wie aus magischem Zwang und der Mensch manchmal, während sein Mund lügt, aus seinem unverstellbaren Bestand ohne sein Wissen, ja gegen seinen Willen, die Wahrheit preisgibt.

"Du fragst zuviel", sagte die Alte manchmal unvermittelt, nachdem sie auf eine Frage eine Viertelstunde lang geschwiegen hatte.

Als Anna ihr sechstes Lebensjahr vollendet hatte, wurde sie in einem klösterlichen Institut der Stadt eingeschult. Sie wurde am Morgen von der jungen Magd Sabina hingeführt und mittags heimgeleitet. Viele Schülerinnen, deren Familien auf dem Lande oder in der Provinz wohnten, lebten als Interne einen großen Teil des Jahrs unter den Nonnen im Kloster. Dieses traf eine strenge Auswahl unter den Familien, deren Töchter es zu Unterricht und Erziehung annahm. Oft hatten Mütter und Großmütter der Schülerinnen an der gleichen Stätte vor Jahrzehnten ihre Ausbildung genossen.

Später, Anna war dem zehnten Jahr nun schon nah, begann sie, ihrer fast vegetativen Kinderexistenz entwachsend, der Umgebung eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Um diese Zeit fuhr der Vater häufig von Amts wegen nach München, und manchmal blieb er dann wochenlang fort. Das Kind fürchtete diese Reisen, denn schon vor der Abfahrt des Vaters verwandelte sich die Mutter. Bedrückt und stumm, dem Gang des Hauswesens, ja auch dem Kinde sich teilnahmslos vorenthaltend, verblieb sie dann in ihrem Zimmer. Die Arbeit auf ihrem Schoß ruhte, das aufgeschlagene Buch, in dem sie nicht las, glitt zu Boden. Wollte Anna am Morgen nach Vaters Abreise das Zimmer der Mutter zum Morgengruß betreten, so öffnete sich behutsam spaltweit die Tür von innen und zugleich mit dem so verhaßten Geruch von Essig, Lavendel und welken Rosenblättern kam die Flüsterstimme der alten Margret heraus: "Geh nur, Kind, es gilt schon, die Mutter hat ihr Kopfweh." Eine abwehrende Hand schob sie gelinde zurück, und die Tür wurde leise zugezogen. Fröstelnd, klein und schmal geworden, ging das Kind dann neben der begleitenden Magd durch die morgendlichen Flußnebel, die durch die Straßen woben, zur Klosterschule.

Jedoch gab es auch in solchen Zeiten freudige Überraschungen. So stand Anna einst mittags von der Schule heimkehrend in der Haustür, hinter sich Sabina, deren geheimnistuerisch verschmitztes Lächeln ihr schon unterwegs aufgefallen war. Aus der Küche, ganz hinten im Erdgeschoß, zog durch die geöffnete Tür ein Geruch von unbeliebtem Gemüse, der sich aber nicht behaupten konnte, denn es roch noch heftiger nach Seifenlauge, nach Wachs,

nach etwas Scharfem, womit man Messingschlösser und Griffe blank rieb, nach jener Mischung, die die große Hausreinigung begleitet. Der rote Treppenläufer stand aufgerollt in der Ecke, irgendwo zischten Bürsten, und doch war jetzt keine Zeit für Hausputz. Aus dem Hintergrund tauchte die alte Margret auf, ein Tablett in beiden Händen, und auf dem Tablett stand eine Terrine, der der wohlbekannte Duft von Mutters Krankensuppe entstieg. Diese Suppe durfte nur Margret bereiten und auftragen.

Die Alte bewegte sich auf dem frischgewachsenen spiegelglatten Holzwerk in ihren Tuschshuhen behutsam und lautlos treppaufwärts. Auf dem ersten Absatz hielt sie inne, wandte sich nach dem Kind zurück, betrachtete es mit einem Blick so gründlich vom Kopf bis zu den Füßen, wie nie wieder in Annas späterem Leben ein Mensch es versuchte, dann seufzte sie: "Du hältst dich nicht gerade und dein Haar ist wieder dunkler geworden! Sabina, setz für den Abend Kamillen zur Haarwäsche an!"

"Gelt, Margret," rief das Kind aus einer plötzlichen Eingebung, "die Murachergroßmutter kommt?"

Auch ohne Bejahung zu empfangen hätte sie es gewußt. Denn nur die nahende Großmutter konnte der Anlaß für diese unzeitgemäßen Unternehmungen sein. Nur ihr ja fühlte Margret sich für alles verantwortlich. Die Alte hielt sich für die Hüterin der Tochter, des Kindes, des Hauses, aller Dinge und Umstände im Umkreis, und alles wollte sie in vollkommenem Stande vorweisen, Fußböden, Spiegel, Silber, das hellblonde Haar des Kindes, vor dessen Nachdunkeln sie stets in Furcht schwebte, denn es war das Haar der Murachergroßmutter, das die kleine Anna als Erbe auf dem Kinderhaupt trug.

"Ja, die Großmutter", sagte Margret, "und auch der Vater, und er bringt aus München die Tante Luzia mit." Jetzt lief Anna neben der Frau die Treppen hinauf, versuchte oben auf dem läuferfreien glatten Gang, an dem die Schlafzimmer lagen, zu schlittern und war weder über den Ausbruch von Margrets Empörung wegen der Entweihung des frisch gewachsenen Bodens unglücklich noch sogar darüber, daß die Alte, das Tablett in eine Hand

nehmend und sie mit einer Geste der andern und einem Blick beschwörend, hinter Mutters Tür verschwand.

Das Kind blieb auf dem Gang zurück, bei den ungeheuren Schränken und Truhen, die zwischen Türen und Fenstern standen, kletterte auf die rötliche Marmorplatte einer Kommode, um in blinde Spiegel zu hauchen oder mit dem Stab, auf dem der Kerzenlöscher steckte, aus den Glaszapfen der Lüster, die in Abständen von der Decke hingen, eine dünne klirrende Musik hervorzubringen. Das Glas der Spiegel und Kristalle war lange, ehe die Großmutter geboren war, in der Glashütte im großen Wald geblasen worden – das wußte Anna von der Mutter –, in der Glashütte, die jetzt der Großmutter eigen war. Das alles wies auf die nahe Ankunft hin, denn der Großmutter ging ein Freudenschein voraus wie der Morgenröte.

Wenn man früh am Tag ins Zimmer trat – meist kam die Großmutter während der Nacht, und das war einem verschwiegen worden, damit man gehorsam zu Bette ging und schlief –, saß sie oben am Tisch, groß in ihrem dunkelgrünen Kleid mit dem linden Gesicht. Das Frühlicht fiel aus den beiden Fenstern hinter ihr auf ihr Haar, das flimmerte blaß von Silber und Gold. Anna sprang auf ihren Schoß, die Frau senkte ihr Kinn auf das kleine Haupt. So verblieben sie eine Weile. Die Kleine versteckte ihr Gesicht am Hals der Großmutter und lachte.

Dann blinzelte Anna seitlich hin. Ja, dort auf dem halbrunden Wandtisch stand neben dem Teekessel die runde Spanschachtel. Dieser Konfektbehälter war untrennbar mit der Ankunft der Großmutter verbunden. Er enthielt Leckereien von einem unvergleichlichen Wohlgeschmack, der von fremden Gewürzen herrühren mochte. Sie lockten in zarten Farben und waren aus zierlichen Modeln gepreßt. Margret nahm den Schatz in Obhut und spendete des Abends etliche Stückchen. Er hielt auf Wochen vor und machte all die Zeit die Großmutter geheimnisvoll gegenwärtig, als ob das Flimmern von Silber und Gold mit den Kringeln und Täfelchen aus der Schachtel stiege.

So träumte das Kind auf einer Truhe im Gang sitzend vor sich hin. Daß die Tür von Mutters Zimmer aufging, überhörte es. Es spürte erst die Hand, die

mit stiller Bestimmtheit wegführte. Anna saß dann allein vor ihrem Teller an dem großen Eßtisch, Margret legte vor, ermunterte die Erregte zum Essen, gab auf Fragen wie gewöhnlich zu knappen Bescheid und trieb zur Eile an, immer auf viele Arbeit hinweisend, die sie noch zu bewältigen habe. Zimmer seien noch vorzubereiten, denn Tante Luzia verbliebe für eine Weile.

Tante Luzia, besann sich Anna, die war, als sie sie zuletzt im Haus der Großmutter gesehen hatte, auch noch ein Kind gewesen, ein großes mageres Kind mit langen Zöpfen, sehr abgeneigt, sich mit der kleinen Anna abzugeben. Sie hatte meist gelesen oder war mit einem Buch im Garten oder gar im Wald verschwunden. Immer hatte man sie gesucht, nach ihr gerufen. Einmal waren alle Leute in Großmutter's Haus nachts mit Laternen in den Wald gezogen. Niemand außer dem Kinde und einer uralten Magd war im Hause verblieben. Auch sie hatte, von der Alten bewacht, mit offenen Augen im Bett gelegen. Gegen Morgen war Onkel Franz mit Luzia heimgekommen, er hatte sie im Wald auf dem Moose schlafend gefunden.

Onkel Franz, Großmutter's ältester Sohn, hatte vor Jahren nach kurzer Ehe seine Frau verloren. Er war ernst und streng und Anna fürchtete ihn. Über Luziens Verschwinden war er sehr ungehalten gewesen und auf sein Drängen war beschlossen worden, daß Luzia zur Vollendung ihrer Erziehung in ein französisches Kloster gebracht werden solle. Luzia war Franzens und Christinens jüngste Schwester und doch nur acht Jahre älter als Anna, das rechnete diese eben aus. Margret bestätigte es ungeduldig. Ja, Luzia sei eben achtzehn geworden. Drei Jahre habe sie in dem französischen Kloster verbracht, Mutter und Onkel Franz hätten sie dort besucht, jetzt aber komme sie heim. Eine alte Freundin der Großmutter, Sophia Renner, die eben von Paris heimreiste, hätte sie mit sich nach München geführt, von da bringe Vater sie hierher und hier werde sie den Winter verleben, damit Mutter nicht so viel allein sei.

Ob denn Mutter allein sei, wenn sie, Anna, bei ihr verweile, empörte sie sich. Nein, beschwichtigte Margret, aber schließlich sei sie doch ein Kind. Und

Vater? wollte Anna fragen, doch sie überlegte und schwieg. Er war ja wirklich oft fern und dann war Mutter so traurig.

Am nächsten Morgen, während Anna sich wusch, kam Margret eilig ins Zimmer, bürstete und flocht ihr das Haar, brachte das neue blaue Kleid mit dem Spitzenkrägelchen, zupfte und zog an ihr herum, hieß Sabina andere Schuhe holen. Sie hielt das Kind von sich ab, betrachtete es mit Besorgnis und seufzte dann: "Blaß bist du, hast schlecht geträumt und im Schlaf mit den Zähnen geknirscht!"

Margret enteilt und Anna stob hinter ihr her: "Die Murachergroßmutter!"

Sie stieß an die Koffer, die an der Wand zwischen ihrem und dem Nebenzimmer sich türmten, rannte treppabwärts, öffnete stürmisch die Tür zum blauen Kabinett, in dem gefrühstückt wurde. Gegenüber, man hatte den hohen Armstuhl von der Wand an den Tisch gerückt, saß die Großmutter. Schon war Anna auf ihren Knien und versteckte das Gesicht an ihrem Hals.

Zwei Hände ergriffen ihren Kopf und wendeten ihn. Vor ihr stand ein großes junges Mädchen. "Dir gleicht sie", sagte sie zur Großmutter, "und etwas auch dir, Georg", zu Annas Vater. Jetzt betrachtete das Kind die Sprecherin. Eigentlich glich ja auch sie der Großmutter, ganz so sah die doch auf dem kleinen Porzellan oval aus, das auf Mutters Schreibtisch stand. Also das ist Tante Luzia, stellte Anna mit Zorn und Eifersucht fest. Noch größer war sie als damals, ihre Haut war immer noch honigfarben und das Haar immer noch heller als das Gesicht. Die ewig zerzausten Zöpfe waren verschwunden, wie ein blanker Helm saß das Haar dicht um den Kopf, darunter lächelten die braunen Augen. Sie war sehr einfach und schön gekleidet, das pflaumenblaue Kleid legte sich eng und doch frei um die langen feinen Glieder, um den Hals flocht sich eine schmiegsame Goldkette.

Anna glitt vom Schoß der Großmutter. Sie näherte sich Luzien, die sich wieder neben die Mutter gesetzt hatte, und verglich die Schwestern. An Gestalt waren sie sich wohl ähnlich, gleich an Größe, aber was bei Luzia gelenkige Kraft war, sah bei der Mutter wie hilflose Zartheit aus. Ihr Kopf bog sich unter

der Last des überreichen Haars, das alle Muracherfrauen in solcher Fülle trugen, während die Jüngere ihr schimmernd behelmtes Haupt aufrecht auf dem schlanken Hals hielt. Luziens dunkle Haut war lebendig, wie von einem innern Licht durchschienen. Aber Mutters blasses Gesicht mit den blauen Äderchen an den Schläfen war viel schöner, eiferte das Kind bei sich, und wie wunderbar, wenn Mutter lächelte wie jetzt und ihre hellen Augen so blank waren – und überhaupt war sie nicht Großmutterns eigentliche Tochter? Aber Luzia war die verjüngte Großmutter selbst. Während etwas sie zu Luzia hinzog, und sie konnte sich dieses Zwangs nicht erwehren, keimte auch etwas wie Haß in ihr auf. Und doch mußte sie ihre Hand auf Luziens Nacken legen, sie begann mit dem Schloß der Kette zu spielen – es war ein Schlangenkopf mit Rubinaugen. Luzia legte den Arm um sie, sah sie zärtlich an und zog sie an sich. Eine Blutwelle färbte Annas Gesicht, sie wollte wegschauen, sich entziehen, da traf sie Vaters Blick, der Luzia und sie umfaßte. Sie meinte, Vater wolle sie stumm tadeln, nie hatte sie diesen Ausdruck seiner Augen erlebt, schon meldeten sich andrängende Tränen.

Da mahnte Mutters ruhige Stimme, den Milchbecher auszutrinken, und Mutters Hand schob ihr die vorbereiteten Brotschnitten zu. Jetzt sei es Zeit zum Schulweg, Sabina, die Begleiterin, erwarte sie. Und als nun die Magd in der Tür erschien, nahm das Kind einen hastigen Schluck, biß widerwillig ins Brot, mußte husten und stürzte grußlos hinaus. Ein gedämpftes Lachen folgte ihr auf den Gang und beschämte sie tiefer, als es eine Zurechtweisung vermocht hätte. Während sie mit Sabina ins Freie trat, sah sie, daß ein Nachtfrost das flammende Herbstlaub von den Bäumen gepflückt und wie einen riesigen Teppich vor ihre Füße über den Platz gebreitet hatte.

## 2

Der Winter war kalt und schneereich.

Josef, der alte Diener, fuhr Anna im Pferdeschlitten zur Schule, ehe er Vater ins Amt brachte. Schneemassen türmten sich beiderseits der Straße. Sie schieden den schmalen Gehsteig an den Häusern von der Straßenmitte und hellten mit ihrem Schein die Morgendämmerung auf. Dicht verumumt traten die frühen Beter aus den Kirchen, Weihrauch und Kerzendunst drang hinter ihnen durch die Portale. Von den Dächern hingen gewaltige Eiszapfen, und manchmal quoll aus den Backstuben feuchtwarmer Brotdunst und der Schlitten fuhr durch eine Wolke Mehlstaub. An einem Sonntagvormittag stand das Kind zwischen Vater und Luzia auf der alten steinernen Brücke. Der Strom war erstarrt, noch klafften schmale Ritzen, langsam schoben die Eismassen sich vorwärts, zwischen den mächtigen Pfeilern sich bäumend und splitternd. Schneidend fegte der Wind die kleinen Kristalle ins Gesicht. Anna hatte das Kinn im Pelzkragen geborgen und hielt den Muff vor den Mund. Sie hing an Vaters Arm und wollte sich, obwohl er und Tante Luzia zum Aufbruch mahnten, nicht vom Brückengeländer losreißen. Der Vater versprach, sobald das Eis in den nächsten Tagen sich schließe, mit ihr und Luzien auf Schlittschuhen ein Stück stromabwärts zu laufen, und zog sie sanft mit sich. Jetzt blickte sie sich um und sah ein Paar dunkle Augen auf sich gerichtet, sah in ein volles sehr weißes Frauengesicht. Unter der dichten Puderschicht schimmerte es bläulich vom Frost. Die Frau stand dicht neben ihr. Der saugende Blick ging, so schien es dem Kind, durch seinen Körper hindurch, wie über ihn hinweg auf den Vater und auf Luzien, alle drei umschließend.

Jetzt bemerkte der Vater es auch. Er zog grüßend den Hut. Seine Brauen schoben sich zusammen, er preßte die Lippen aufeinander. Sein Gesicht bekam einen bösen Ausdruck, wie angewidert, schien es dem Kind.



Die Frau dankte für den Gruß fast unterwürfig, um ihren großen roten Mund flirrte ein flüchtiges Lächeln.

Anna starrte sie an, sah den unsauberen weißen Pelzkragen auf dem Plüschmantel und den gelben Vogel auf dem Hut, der schief auf dem schwarzen hochgetürmten krausen Haar saß. Ein Schleier mit Samttupfen deckte Stirn, Augen und Nase, sie beleckte ihn eben jetzt mit der Zungenspitze, der Schleier hatte etwas Verbrauchtes, Unreinliches. Von einer Hand hatte die Frau den Handschuh gezogen, die Hand steckte halb im Muff, aber der Daumen war sichtbar, nackt, kurz, breit – ein fester, glänzend gewölbter Nagel mit langer Spitze beschloß ihn. Anna starrte erschreckt auf ihn, ihr war, als sei dieser Finger ein Wesen für sich, ein kleines tückisches Tier, das eine gefährliche Klaue drohend ausstreckte.

Sie drängte sich an den Vater, der ihre Hand ergriff und sie und Luzien wegführte. Sie mußten sich durch eine Menge Raum schaffen. Anna sah, den Kopf zurückwendend, noch einmal scheu auf die fremde Frau. Sie bemerkte hinter ihr zwei Knaben, einen etwa in ihrem Alter, einen hübschen kraushaarigen Jungen, der ihren Blick neugierig erwiderte, und einen älteren in einem ausgewachsenen Mantel, der, seine Schülmütze in der Hand haltend, ausweichend über den Strom weg in die Ferne sah. Unter dem Blick des Kindes überzog seine Stirn sich blutfarbig. Anna sah nun fragend auf den Vater, der aber strebte mit verschlossenem Gesicht aus dem Gedränge. So zogen sie stumm zu dreien eine Strecke heimwärts, bis unter der glasklaren Mittagshelle die frühere Heiterkeit sie unversehens wieder überkam. So traten sie unter Scherz und Lachen, von der wartenden Mutter schon unter dem Fenster mit Winken begrüßt, ins Haus.

Wenn Anna in späten Jahren auf diesen Winter ihrer Kindheit zurücksann, war ihr, als hätte man damals einen Zeiger anhalten, einen Gang zum Stehen bringen müssen, um einen Paradiesesaugenblick zur währenden Ewigkeit zu dehnen.

Das alte Haus schien aus seiner Dumpfheit erwacht und wie ein lang verstocktes Gewächs spät ins Blühen geraten. Alles was nun geschah wurde zum Fest: das Erwachen am Morgen, während eine Magd vor dem Ofen kniete und der Kienspan prasselte, die Schlittenfahrt zur Schule oder der frühe Weg an Margrets Hand, wenn im Haus hinter ihnen noch die Lampen brannten. Die Kälte biß in Füße und Gesicht und doch trottete sie fröhlich neben der Alten zum Kloster. Mittags geschah es jetzt zuweilen, daß Mutter und Luzia unter dem Torbogen sie erwarteten und mit ihr durch die engen Gassen an Läden und Gewölben vorüber heimgingen. Mutter hielt Anna an der einen Hand, die andre hatte sie unter den Arm der Schwester geschoben, lächelnd, plaudernd, eine Neue, fast eine Fremde für das Kind.

Es gab die langen Abende in Mutters großem Wohnzimmer mit dem blauen Seidensofa, den blauen Sesseln und den drei großen Fenstern in tiefen Nischen. Vor jedem stand ein ovales Mahagonitischchen, die trugen eine Last von Gläsern, in denen Hyazinthen in allen Farben wurzelten. Schlafmüde saß das Kind in einem niedrigen Stuhl mit vergoldetem Geflecht in einer Zimmerecke. Sie durfte nach ihrer frühen Abendmahlzeit für ein Weilchen in Mutters Zimmer kommen, ehe Margret sie zum Schlafengehen abholte. Sie duckte sich in ihrer halbdunklen Ecke und hoffte jeden Abend dort vergessen zu werden. Vor Müdigkeit war sie wie trunken und sah den Raum durch einen duftenden Nebel, der schien ihr dann aus den Hyazinthen aufzusteigen. In diesem Dämmerlicht bewegten sich die Frauen hin und wider. Mutter saß zuweilen am Klavier, Luzia stand, die Hand auf Mutters Schulter, vorgeneigt und sang mit verhaltener Stimme. Manchmal lachten die beiden, das war als ob aus dem Nebel heraus die Blumenglocken läuteten. Einmal gelang es zu bleiben, bis Vater eintrat. Dann schien das Licht hinter den Milchglaskugeln der Lampen plötzlich hell und der Nebel wich. Er nahm Mutters Hand und küßte sie, und sie lächelte. Das Kind sperrte die Augen auf. Mutter sah wie ein Engel aus. Tante Luzia erwiderte Vaters Gruß mit verhangener Stimme, trat an ein Fenster, schob den Vorhang beiseite und blickte hinaus. Durch den Spalt

sah ein Stück silbrig gesprenkelten dunkelvioletten Himmels, eine beschneite Baumkrone und eine ferne Kirchturmspitze herein.

Mutter ging aus dem Zimmer. Vater trat neben Luzia in die Fensternische. Anna schien, sie schwebten beide über dem Boden, ihre Gesichter schimmerten wie mattes Glas, die Haare leuchteten, Luziens wie silbernes Flimmern, aus Vaters Haar kamen dunkle Flammen, und jetzt schlugen sie über beider Köpfe ineinander. Das Kind schrie auf: "Der Vorhang brennt!" und fiel mit dem Stuhl ins Zimmer. Der Kopf schlug an dem Messinggitter des Ofens auf, ein paar Blutstropfen fielen auf Vaters Hand, der das Kind schon im Arm hielt. Durch den Schmerz war Anna aus ihrem Dämmerzustand mit einem Aufschluchzen erwacht. Mutter trat ins Zimmer und Vater schob ihr das Kind mit leisen unwilligen Worten zu. Sie führte es weg. Der Vater hatte sich abgewandt und überhörte Annas leisen Nachtgruß. Luzia war verschwunden. Mutter saß dann noch an ihrem Bette. Anna blinzelte einschlafend nach ihrem gesenkten Gesicht, in dem eine sanfte Röte unter der blassen Haut glomm und ein Lächeln um Augen und Mund.

In Annas Schlaf sangen die Wasser des vereisten Stroms unter ihrer Decke mit einer heimlichen Stimme, die über die graue Stadt, über ihr Haus hinschwebte, zum Flüstern sank und zum Orgelbrausen anschwell. In ihr Erwachen strahlten die silbernen Bäume vor dem Fenster.

Die Weihnachtstanne flammte zu ihrer Zeit in dem langen Saal zu ebener Erde auf. In der Ecke war das Puppenhaus aufgestellt, mit dem Mutter und Luzia als Kinder schon in der Muracherheimat am großen Wald gespielt hatten. Da stand auch die alte Puppenwiege, und auf dem halbrunden Holztisch lag ein Stoß Märchenbücher. Jeden Morgen zwischen Weihnacht und Drei König wurden die beiden Riesenkachelöfen vom Gang aus geheizt. Der alte Josef schob auf einer langgestielten Schaufel ungeheure Scheite in die tiefen Mauerhöhlen, manchmal kroch er selbst hinterher. Dann ragten zwei alte steife Füße in dicken schwarzen Filztiefeln in den morgendlich halbdunklen Gang heraus, in dem nur zwei kleine Wandlämpchen brannten. Körbe mit Besen, Bürsten und Lappen und Wassereimer standen bereit, Mägde huschten

fröstelnd und verschlafen umher. Josef hielt in seinem Ofenverlies aufmunternde Ansprachen an Holz, Wind und Flamme. Bald hörte man knistern und sausen, dann schob er sich hinaus.

Wenn sie es irgend zuwege brachte, entwischte Anna an solchen Ferienmorgen Margrets Fürsorge, um dem Alten beim Feueranzünden zuzusehen. Traf er sie, so funkelten in dem kleinverknitterten Gesicht seine Äuglein, sogleich bohrten seine Hände in den Taschen seiner Joppe, er wendete eine nach der andern und leerte sie unter bekümmerten Grimassen, er brachte Tabaksbeutel und Dosen, Taschenmesser und Schraubenzieher, Hundeleinen und riesige bunte Taschentücher, Rosenkranz und Amulett kopfschüttelnd zum Vorschein, bis er endlich ausgefoppt hatte und Annas Erwartung in Betrübnis umzuschlagen drohte. Dann kam unversehens eine Überraschung zutage, ein paar Puppenlöffel, ein winziges hölzernes Kätzchen, lustige Männlein zum Puppentheater, aus einer Wurzel geschnitzt. Immer stak etwas in seinen Taschen. Manchmal ließ er es fratzenschneidend wieder verschwinden. Dann fand Anna es morgens in ihren Schuhen vor der Tür. Er schnitzte die Spielsachen an den langen Winterabenden in der Küche zwischen den Holzgabeln, Schüsseln, Kochlöffeln und Kleiderhölzern, womit er den Haushalt versorgte.

Josef pflegte die beiden Wagenpferde und die Hunde, deren der Vater viele hielt. Sie wohnten in einem Raum unter seiner Stube in einem Häuschen am Ende des Gartens. Er fütterte, badete, bürstete und schor sie, und gab es junge Hündchen, dann nahm er das Kind an der Hand und führte es hin. Wie Margret stammte er aus der Muracherheimat. Anna hatte einmal eine Magd erzählen hören, er sei als Junge zum Klosterbruder bestimmt gewesen, doch habe er seiner Possen wegen nicht dazu getaugt, sei entsprungen und wieder heimgelaufen. Da habe er dem Großvater gedient, später sei er dem Stadthaus zum Hüter bestimmt worden. Das habe er viele Jahre besorgt, ehe Annas Eltern eingezogen seien. Alle waren ihm wohlgesinnt und waren nachsichtig mit ihm. Nur Margret führte ihr strenges Regiment auch über ihn, bei ihr konnte er seine Späße nicht anbringen, sondern mußte ernsthaft schaffen, was

sie ihn tun hieß. Dabei war sie um sein Bedürfen wie eine Mutter oder Schwester besorgt. Traf sie aber das entwischte Kind bei ihm an, so verwies sie ihm, daß es ihr ungewaschen, ungekämmt und zu leicht gekleidet aus dem Bett entsprungen sei.

Am Vormittag, sobald Anna vom Morgenausgang heimkam, warf sie Mantel und Kappe weg und schlüpfte in den behaglich durchwärmten Saal, um in den zwölf Tagen im Jahr, an denen die Herrlichkeiten hier offenstanden, auch keinen möglichen Augenblick zu verlieren.

Das neue Spielzeug war durchaus nicht die größte Lockung. War es ihm vertraut, so hing das Kind weit mehr noch an den Wandbildern und an den Glasschränken, besonders wenn sie Margrets oder Josefs habhaft werden konnte, die davon zu erzählen wußten.

Die Wandbilder zeigten das Muracherhaus am Wald, wie es vor hundert Jahren ausgesehen hatte, einen Eisenhammer, der dem Großvater eigen gewesen war, eine Glashütte, die der Familie durch eine Ahnin zugefallen war, ein Jagdhaus hoch oben im Wald an einem kleinen düsteren See. Auf allen diesen Bildern bewegten sich Personen, die dem Familienstand angehört hatten oder ihm auf irgend eine Art verbunden waren. Margret wußte sie alle zu nennen mit ihren Namen, den Umständen ihrer Geburt, Schicksalsablauf und Tod.

Da war ein Oheim des Großvaters als Kind, der wurde von einer Amme in böhmischer Tracht durch einen Baumgarten gegängelt. Er sei, sagte Margret, als junger Mann mit Napoleon in Rußland gewesen, später habe er ein sehr kunstvolles Stelzbein gehabt. Als Margret abgerufen wurde, gesellte sich Josef zu dem Kind – er rieb eben die Messingklinken an den Fenstern und Türen blank – und wies ihr vor der Glashütte eine seltsame Gestalt, einen großen dürren Gesellen mit breitrandigem spitzen Hut, seine Beine waren von weißen Bändern gamaschenartig umwunden, eine Schnabelnase stach unter dem Hut hervor, die Augen glitzerten wie schwarze Glasperlen. Dies sei ein Venezianer gewesen, den ein Ahn hergeholt und zum Meister der Glasbläser gemacht habe. Er habe ihm auch ein schönes Haus gebaut, und die wunderbarsten

Künste habe der Italiener geübt. Für die Kaiserin in Wien hätten sie Glaslüster und Schüsseln geblasen. Die schönen Leuchter mit den Blumen und dem Rankwerk aus Glas, die hier oben hingen, und die Wunderdinge in den Schränken, die kämen alle von dem Meister Alvise. Aber, fuhr Josef jetzt flüsternd fort, eine Tochter habe der Welsche gehabt — da wies er auf ein winziges puppenhaftes Figürchen mit Bauschröckchen und roten Schuhen, das der Mann auf dem Bild an der Hand hielt —, die habe Amabill geheißt, und als sie erwachsen war, da habe sie eben jenen Enkel mit dem Stelzbein behext, daß er sie zu heiraten begehrte. Das aber habe sein Vater nicht gelitten und da seien die beiden weit fortgezogen und der Meister Alvise mit ihnen und habe das Geheimnis seiner Kunst mit sich genommen. Das wußte Josef von seiner Großmutter, die viele von den Menschen auf den Bildern wohl gekannt hatte.

Unversehens stellte Margret sich wieder ein und vernahm den Schluß von Josefs Erzählung. Sie sah ihn ungut an und murrte erbost in sich hinein.

Sie, Margret, hatte unter den Abgebildeten einen besonderen Liebling. Vor der Tür des Muracherhauses, die unter der Anna wohlvertrauten Sonnenuhr lag, standen, im Begriff heimkehrend einzutreten, zwei Personen, eine große steifgewandete Frau, die ein verziertes Gebetbuch in der Hand hielt, und neben ihr ein kleines Mädchen, etwa in Annas Alter. Von der redete Margret am liebsten, sie schmückte sie mit allen Tugenden und Vorzügen, die sie schon als Kind bewiesen habe. Später sei sie in ein Kloster gegangen in eben ihrer Stadt, habe dort heiligmäßig gewaltet und von ihrem Ort aus auch die Ihren noch beraten und geleitet bis in ihr hohes Alter.

Das kleine Mädchen auf dem Bild aber hatte ein kränkliches grün-fahles Gesicht und wie es Anna schien einen Höcker unter der Lockenfülle, die auf das gelbliche Spitzenkleidchen mit den blaßroten Schleifen fiel. Von jedem Platz im Raume sah es aus, als beobachte sie einen schieläugig von der Wand herunter. Anna betrachtete sie ungern. Der gemalte Blick war der einzige Tropfen Wermut in dem Glückstrank dieser Tage.

Kaum hatte Margret den Rücken gedreht, huschte Josef auf seinen Filzsohlen herein und wies Anna auf einen Baum, der auf dem Bild vor einer

kleinen Seitenpforte des Hauses stand. Anna erkannte ihn. Der Baum, der damals kaum höher als die Tür gewesen war, reichte jetzt ans Dach des altertümlichen Hauses. Er hatte noch die gleiche Gestalt wie in seiner Jugend vor mehr als hundert Jahren mit seinen strengen Zweigen und dem üppigen Laub. Er griff in Annas Fenster, wenn sie im Sommer, während Mutter ins Bad reiste, bei der Großmutter lebte, und streute seine grünen Flugelchen über ihre Bettdecke.

Das Herrlichste aber waren die Abende im Saal. Da war die Familie vereint und Anna durfte ein Stündchen über die gewöhnliche Zeit wach bleiben. Dann konnte es geschehen, daß Vater einen der Wandschränke öffnete und hinter den bemalten Türen Mappen mit Stichen und Zeichnungen hervorbrachte. Mutter und Luzia hielten sich aneinandergeschmiegt auf dem runden Ecksofa, auf dem Tisch brannte die Doppellampe mit den beweglichen Armen und ihren grünen Glasschirmen. Vater saß auf einem niedrigen Stuhl, legte Blatt um Blatt auf den Tisch vor die Frauen, erklärend und auf Einzelheitenweisend. Anna verließ ihr Märchenbuch und kauerte sich neben die Schwestern hin. Sie sah bald nicht mehr auf die Stiche, sondern auf Vaters Hände, auf das bewegliche Spiel der Finger. Sie spürte, daß es Luzien ging wie ihr, auch sie hing mit den Augen nur an Vaters wunderbar lebendigen Händen. Mutter folgte den Bildwerken und Vaters Bemerkungen, hatte gerötete Wangen und blickte zuweilen in Vaters Augen — wie ein braves Schulkind, das gelobt werden will, stellte Anna bei sich fest. Einmal aber, als Vater Luzien auf etwas hinwies, verriet diese, daß sie die vorigen Blätter gar nicht beachtet hatte. Anna warf sich lachend gegen sie wie auf einen ertappten Spielgenossen, Luziens Gesicht verdunkelte sich, sie schob Anna von sich. Vater aber fand, das Kind habe seine Zeit schon sehr überschritten, und hieß sie zu Bett gehen.

An einem dieser Abende begab sich Luzia zu einer Abendgesellschaft in einem Hause, mit dessen Tochter sie befreundet war. Sie kam in ihrem schönen Kleid aus nachtblauer Seide ins Zimmer, um sich zu verabschieden. Mutter drehte sie scherzend um sich selbst, um sie zu bewundern, und strich ihr noch ein paar Strähnen in dem silbernen Haarhelm glatt. Vater erhob sich, um Luzia

zu begleiten, die an dem klaren eiskalten Abend den Hinweg zu Fuß zurücklegen wollte.

Mutter zog Anna mit sich ans Fenster, schob die Vorhänge beiseite, und nun sahen sie hinter den Scheiben den beiden nach. Auf dem harten Schnee hörte man ihre Schritte klingen, sie querten, nebeneinander hinschreitend, rasche und geschmeidige Gänger, den Platz. Da löste von einem der Bäume sich ein plumper Schatten, die Frau warf einen raschen Blick auf das hellerleuchtete Fenster über sich. Anna erkannte trotz der Pelerine, in die sie gehüllt war, und der Kapuze, die den Kopf verbarg, die Person mit dem großen weißen Gesicht, die Vater damals auf der Brücke begrüßt hatte.

Die Frau folgte dem entwindenden Paar rasch mit kaum hörbaren Schritten, als ob sie auf Gummisohlen ginge, immer unter den Bäumen und später dicht an den Mauern hin. Mutter zog das Kind ins Zimmer, kauerte sich zu ihr in die Ecke vor das Puppenhaus, erzählte, wie sie und Luzia als Kinder damit gespielt hätten, sang und scherzte, und Anna verstand nicht, daß Mutter nicht wie sie Furcht hege, die nächtliche Verfolgerin habe Böses im Sinn, wolle Vater oder Luzien einen Schaden antun. Schließlich wurde ihr klar, Mutter mochte die Erscheinung nicht beachtet haben. Als sie zu Bette lag, ließ die Angst sie nicht einschlafen. Sie wollte Margret fragen, ob der Vater wohl heimgekehrt sei, und beschloß zu wachen, bis sie heraufkäme, um sich hinter ihrem Bettschirm zur Ruhe zu begeben. Zuweilen ging eine Tür im Haus, dann folgte eine lange Stille, vom Hof her gab ein Hund dumpfen Laut, die Zeit schwang viertelstündlich von den vielen Türmen durch die Nacht. Die Kälte kam durch die vereisten Fenster an das Bett gekrochen.

Endlich trieb die Sorge das Kind hoch. Es schlüpfte aus den Decken und schlich auf bloßen Füßen auf dem Läufer den Gang entlang. Aus Mutters Zimmer drang ein schwacher Schein durch die Ritzen der Tür auf den dunklen Gang. Mutter wachte noch. Anna öffnete behutsam.

Mutter saß auf ihrem Stuhl vor dem Ofen, Vater ihr zu Füßen auf dem Bänkchen, auf dem Anna sonst selbst kauerte und spielte. Er hatte einen Arm



über Mutters Schoß gelegt. Anna meinte zum ersten Mal Mutters Gesicht zu sehen, wie es in seliger Verklärung sich vornüber neigte.

Niemand wurde sie gewahr, sie schlich in ihr Bett zurück und schlief sogleich ein.

### 3

Seit Tagen war im Hause von einem bevorstehenden Fest die Rede, das in einem fürstlichen Schloß zu Ehren eines hohen Gastes aus der Hauptstadt veranstaltet werden sollte und zu dem die Eltern mit Luzia geladen waren. Das Ereignis hielt die Stadt in Atem. Auch die Schwanoldsche Familie war in Bewegung geraten, um so mehr als die Mutter um ihrer zarten Gesundheit willen von großen Gesellschaften fernblieb und sich daher schlecht für solchen Anlaß ausgerüstet fand. So brachten die beiden Frauen die vorausgehenden Tage in heiterer Geschäftigkeit mit Vorbereitungen zu, in die das Kind sich neugierig so viel mischte, als man ihm nur irgend erlaubte. In Mutters Wohnzimmer tauchten für Anna niegesehene Herrlichkeiten auf, Rollen von Seidenstoffen, Schachteln mit Bändern und Spitzen. Man brachte Schuhe mit eingewebten Goldblumen, in denen Mutter Tanzschritte versuchte. Eine Frau steckte mit unzähligen Nadeln Sammet und Spitzen um Mutters Gestalt und ließ ein langes Stoffende als Schleppe über den Teppich hinfallen. Anna sah in ihre Ecke gedrückt mit Schrecken, wie die Frau die Stecknadeln in ihrem Mund verwahrte und nach Bedarf wieder herausnahm, den schillernden Stoff raffend und spannend. Ein großer altfränkischer Stehspiegel wurde aus einem Gelaß unter Dach heruntergetragen, und da es dämmerte, wurden Lampen herbeigebracht und Kerzen in den beweglichen Leuchtern am Spiegelrahmen entzündet. Margret schickte die Mädchen mit Aufträgen hin und her, die Verwandlungen an Mutters Kleid stumm mit zustimmenden oder kritischen Mienen begleitend. Die Mägde bemühten sich, zwischen den Verrichtungen ein Weilchen Aufenthalt im Zimmer zu erhaschen. Sogar Gundel, die Köchin, ließ

ihren Herd im Stich, vorwendend, es sei niemand zur Hand gewesen, ein erwünschtes Glas Wasser zu bringen.

Ein andermal versuchte Luzia Mutters Haar in einer neuen Weise aufzustecken. Bunte Seidentücher und Pelze lagen auf den Stühlen. Das Kind huschte zwischen den Dingen umher, sog die Düfte ein, die an ihnen hafteten, schmiegte ihre Wange an Mutters Haar, legte sich deren Kette um den Hals, stets bedacht, nach einem Verweis sich in einer Fensternische oder Ofenecke zu bergen, um nicht aus dem Paradies vertrieben zu werden.

Am Morgen vor dem Feste entstand noch eine kleine Verlegenheit. Ein Gewinde künstlicher Blumen, das Mutter aus München bestellt hatte, erwies sich in seiner Farbe als unbrauchbar. Luzia wußte Rat. Eine Modistin am Ort habe sich zu dieser Gelegenheit aus Paris künstliche Blumen verschrieben, die von den Damen gerühmt worden seien. Man könne einen Boten zu ihr schicken und eine Auswahl ins Haus erbitten.

Schon nach einer Stunde wurde die Putzmacherin gemeldet. Sie kam mit einem Lehrmädchen, das ihr einige geblümete Schachteln nachtrug. Anna trat aus dem Nebenraum herein und versteckte sich hinter einem Wandschirm. Margret ließ mit finsterem Gesicht eine Frau ein, die sich nach einer tiefen Verbeugung in der Tür umwandte und dem ihr folgenden Mädchen die Schachteln abnahm. Sie nannte ihren Namen, Josefa Manswind, und bat zu verzeihen, daß statt ihrer Schwester sie erschiene. Jene sei eben in dieser Stunde zur Fürstin befohlen worden. Um aber der Gattin ihres Wohltäters ohne Versäumnis dienen zu können, habe statt der Schwester sie sich auf den Weg gemacht. Freilich dürfe sie kaum hoffen, von den Damen gekannt zu sein. Sie sei die Witwe eines Beamten, der etliche Jahre bei Annas Vater unter dessen Leitung gearbeitet habe. Nach seinem Tode sei Herr Schwanold der Vormund ihrer Söhne geworden und sei ihnen allen Berater und Förderer. Mutter erwiderte freundlich, sie glaube doch schon von ihr und ihren Söhnen gehört zu haben. Die Frau wies ihre Blumen vor, Mutter wählte aus, warf ihr Festkleid über, Frau Manswind steckte die glücklich abgestimmten Gebilde an, wobei sie am Ende vor Mutter kniete. Während ihre Hände sich bewegten, flitzten ihre

Augen behend über den Raum und die Menschen darin hin. Auf dem breiten weichen Gesicht lag eine dicke Puderschicht, beim Sprechen wurde ihre rote Zungenspitze sichtbar, mit der sie die Lippen befeuchtete. Sie äußerte demütige Worte der Bewunderung über Mutters Erscheinung, umging dabei aber mit den Blicken Luziens Gestalt. Sie schien die Schwestern zu vergleichen, und ihre maskenhaften Züge bekamen einen listigen Ausdruck. Anna forschte in Luziens Gesicht, ob auch sie die Frau wiedererkenne, die von Vater auf der Brücke begrüßt worden war und die schon damals sie so verstohlen frech angestarrt hatte, aber die Tante betrachtete unbefangen Mutters Anzug und lobte die Wahl der Blumen.

Am Abend stand Anna dann neben Margret am Fenster, um Mutter und Luzien nachzusehen, wie sie in Pelze und Tücher gehüllt abfuhren. In den Klang der Schlittenglocken mischte sich Vaters fröhliche Stimme und das Lachen der Frauen.

Später erlaubte Margret dem Kind noch, sie zu begleiten, obwohl nur wenig zur Bettzeit fehlte, an der sie sonst streng festhielt. Sie umschloß Annas Hand, als sie sie durch die Küche führte, in der alles schon nach dem Tagewerk in abendlicher Ordnung und Reinlichkeit strahlte. Von der Küche führten etliche Stufen in den tiefer gelegenen Wohn- und Speiseraum der Dienstboten. Hier nahmen sie ihre Mahlzeiten ein und brachten ihre Feierstunden und Abende zu. Das Zimmer war lang, niedrig und gewölbt. In der Mitte stand der große Eßtisch, darüber hing in einem blanken Reif die Lampe, in deren Licht die helle Ahornplatte unter ihr schimmerte. In der Ecke war ein großer grüner Ofen, den eine Bank an drei Seiten umgab. In zwei bemalten Schränken verwahrte Margret Gerät und die Küchenwäsche. Dazwischen befand sich ein lederbespanntes Ruhebett, und am obern Ende des Tisches stand ein hoher alter Lehnstuhl, den Margret inne hatte. Anna schien er wie ein Thron, von dem aus Margret dieses tiefe Geschoß des Hauses mit seinen Insassen regierte, mit jener eigentümlichen Mischung aus Wohlwollen und Strenge, die Anna an ihr allein kannte. Um den Tisch saßen die Mädchen und Lorenz, ein junger Bursch, der Josef bei den Pferden und auf dem Hofe half. Margret gegenüber auf einem

lehnenlosen dreibeinigen Stuhl, den er selbst geschnitzt hatte, hockte Josef, so recht als ihr Gegenpart. Die Mägde verschiedenen Alters entstammten alle dem Umkreis der Muracherheimat, waren alle irgendwie miteinander verwandt, recht besehen war alles eine Sippe. Gundel, die Köchin, war Margrets Halbschwester, Sabina, das Hausmädchen, ihre Nichte. Sie hatten ihre Abendmahlzeit beendet, die Arbeit war getan. Sie warteten auf Margret, um das Abendgebet zu verrichten. Diese stellte sich vor ihren Stuhl, faltete die Hände, und den Blick auf das gegenüberhängende Kruzifix gerichtet, begann sie vorzubeten. Die andern beteten im Chor mit oder antworteten, wie es sich gab. Anna mußte vor der Alten stehn, die zuweilen eine Hand auf ihren Kopf legte, wie um etwas zu bekräftigen oder sich mit ihr in einer Bitte zu vereinen.

Als alle sich nach dem Amen um den Tisch setzten und ihr Strick- oder Flickzeug vor sich ausbreiteten, warf Salome, die Küchenmagd, plötzlich die Arme auf den Tisch, barg den Kopf darein und brach in ein röchelndes Schluchzen aus, das aus ihrer Brust wie aus einer tiefen Wunde heraufstieß. Die andern verharrten mit gesenktem Blick, einer vermied es den andern und alle vermieden das Kind anzusehn, das verschüchtert in Margrets Arme flüchtete. Diese führte es Sabinen zu, trat zu der Weinenden und suchte sie wegzubringen. Das Mädchen aber klammerte sich an der Tischkante fest und schwor sich unter erneutem wilden Ausbruch, sie wolle das Zimmer heut nacht nicht verlassen und keinesfalls zur Mägdekammer hinaufsteigen, denn geschähe es ihr noch einmal, wärs ihr Tod. Margret schüttelte den Kopf unwillig und beschwichtigend zugleich. Da mischte Gundel, die Köchin, sich ein. Es hätte keinen Sinn, der Salome es ausreden zu wollen, sie selbst hätte es für gewiß auch gehört, wie es polternd sich die Speicherstiegen heruntergerollt hätte, von Absatz zu Absatz, auf jedem Stockwerk hätte es eine kleine Weile eingehalten, gerade für einen Atemzug, dann wärs weiter gegangen bis nach unten, wäre durch die Tür, die vor ihm aufgesprungen sei, auf den Hof gerollt, sie selbst sei es mit leiblichen Augen gewahr geworden, eine große schwarze Kugel wie ein Pelz, blitzschnell sei es über den Hof gefahren, Funken hätte es auf dem Schnee gesprüht und hinter dem Pferdestall sei's endlich

verschwunden. Mit der Suppenschüssel in beiden Händen sei sie eben da gestanden, wo sie jetzt stünde, die Schüssel sei ihr aus der Hand gefallen, just habe sie Zeit gehabt, die Hand in den Weihbrunnkessel hinter der Tür zu tauchen, sich zu besprengen und das Kreuz über sich zu schlagen, da sei schon die Salome von draußen über die Schwelle hingestürzt, steif und leichenblaß. An ihr sei das Unwesen auf der Treppe vorbeigezogen. Mit Wacholderbranntwein hätten sie sie eingerieben, die Sabine und sie. Alle hätten verstanden, um was es ging, und keiner hätte zum Abend einen Bissen essen mögen.

Jawohl, meinte der Josef, und aus seinen Runzeln waren alle Schelmengeister entwichen, die Nachbarskatze sei es sicherlich nicht gewesen. Er hätte eben einen Korb mit Scheiten aus der Holzkammer getragen und sich über das unmenschliche Klagen und Seufzen verwundert, auch das dumpfe Fallen habe er gehört und das schweflige Licht gesehn, da sei gar kein Zweifel möglich, das sei die Klag gewesen. Dazumal, als sein Bruder mit Pferd und Wagen auf dem Steig verunglückt sei, wärs seiner Mutter etliche Tage vorher genau so begegnet.

Ja, bestätigte die Gundel, sie habs von einer Bas gehört, der es so geschehn sei, einige Zeit bevor ihr der Mann verstorben sei, ein rüstiger Mann, von dem sichs keiner vermutet hätte. Die Bas aber habe mit dem Fuß nach dem winselnden Balg gestoßen, wie er ihr auf der dunklen Stiege in den Weg gekommen sei. Sie habe nicht anders gemeint, als der alte Mühlkater sei's und er habs auf ihre Rahmschüssel abgesehn. Da habs aber Funken gestoben, gestöhnt und fürchterlich geröchelt, und von der Zeit an sei ihr das Bein steif und lahm verblieben.

Das Kind sah verängstigt in Margrets Gesicht. Die brachte mit verweisendem Kopfschütteln ihre Leute zum Schweigen bis auf Salome, die immer noch ihr Gesicht in den Händen barg und leise weinte. Josef schnitt dem Kind sogar wie gewöhnlich eine Fratze, Anna jedoch fand, er sähe heut abend selbst aus wie eins der schrecklichen Wurzelteufelchen, die er schnitzte. Dazu heulte in dem großen Ofen der Wind mit dem Feuer einen schauerlichen

Zwiegesang. So ließ sie sich aus dem Raum, in dem sie sonst so gern zwischen den plaudernden Mädchen verweilte, willig von Margret in ihr gemeinsames Schlafzimmer hinaufführen und zu Bett bringen. Ihr eignes Lager hinter dem Wandschirm deckte Margret nicht ab. Sie setzte sich an Annas Bett, zog den Rosenkranz aus der Schürzentasche und betete flüsternd, während das Kind wie unter dem Murmeln eines Brunnens in den Schlaf hinüberglitt.

Am nächsten Morgen wußte Anna nicht mehr so recht, was Wachen und was von dem Erlebnis Traum gewesen war. Alles Gesinde ging gleichmütig wieder seinen Geschäften nach. Margret erwartete sie nach der Schule unter dem Klostertor, machte mit ihr in einigen Gewölben Einkäufe und führte sie dann auf einem Umweg in eine kleine dunkle Kirche, die Anna noch nie betreten hatte. Vor einem Marienbild brannten viele Kerzen, hohe, schön verzierte und ganz kleine schwache. Es roch nach Wachs und Weihrauch und, meinte Anna bei sich, auch nach Menschennot und Angst. Es ward ihr recht beklommen zu Mut. Neben ihnen kniete ein vornehmer alter Herr im Pelz, auf der andern Seite aber eine bäurische Magd. Aus deren rundem Gesicht tropften große glasklare feste Tränenkugeln auf den ausgetretenen Steinboden nieder. Margret drückte ihre Hände auf die Schultern des Kindes. Ihr Gesicht war so in sich gesammelt, daß es ganz klein und hart erschien. Anna fühlte aus den alten Händen einen Strom in ihren Körper münden, der sie feierlich mittrug.

Als sie nach Hause kamen, saßen Mutter und Tante noch beim Frühstück. Sie waren gegen Morgen heimgekehrt, hatten tief in den Tag hinein geschlafen und waren heiter und zu Scherzen geneigt. Wie sie so in ihren hellen Morgenkleidern mit hängenden Zöpfen am Tische saßen, waren sie dem Kind wie große Gespielen, deren Fröhlichkeit sie mitriß. Luzia lief mit wehenden Zöpfen weg und kam wieder, die Hände voll von zierlichen Leckereien, die sie Anna vom Ball mitgebracht hatte.

An einem der Vormittage hatten die Klosterfrauen um einer allgemeinen Andachtsübung willen die Schule etwas früher als gewöhnlich geschlossen. Anna stand wartend im Klostertor, es war niemand zur Stelle, sie abzuholen. Ihr war aber eingeschärft, sich keinesfalls allein auf den Heimweg zu begeben,

sondern abzuwarten, falls die Begleiterin sich etwas versäume. So stand sie mit frierenden Händen und Füßen im Torgang. Während sie mit der Verlockung kämpfte, heimzugehen, allein, wie sie es sich oftmals gewünscht hatte, und nicht die immer gleichen Gassen, sondern einmal auf gut Glück da und dort abbiegend, über neue Plätze und durch Torgänge, durch die sie oft sehnsüchtig geschaut hatte, war sie schon ein Stück vorwärts gekommen in der entgegengesetzten Richtung, denn sonst mußte ihr ja nach etlichen Schritten Margret begegnen oder Sabina. Die Richtung, tröstete sie sich, würde sie schon wiederfinden, und verlöre man sie, so fragte man eben. Sie lief durch ein enges altes Gäßchen, das mußte abwärts zum Strom führen und tat es auch. Bald stand sie am Ufer und sah auf die starr vereiste Fläche, auf der eine Buben­schar auf Schlittschuhen sich herumtrieb. Ein Eiswind schnob ihr ins Gesicht, die Ohren brannten, die Augen tränten, aber eine wilde unbekannte Lust glühte in ihr auf, daß sie so frei und jeder leitenden Hand ledig hier stehen durfte. Bald schien ihr, die Vorübergehenden sähen auf eine besondere Weise sich nach ihr um, und dies dämpfte ihre Freude. Als nun etliche Buben steinharte Schneebälle auf sie zielten, entlief sie in ein Gäßchen, floh in ein noch engeres, das das erste querte, und gelangte endlich auf einen fast ländlichen Platz mit niedrigen schiefen altersdunklen Häusern. Sie stand jetzt aufatmend still, die Verfolger waren zurückgeblieben. Gegenüber gähnte wie ein feuriger Rachen ein offenes Gewölbe, das war von Flammen feuerzüngelnd erfüllt. Sie trat näher. In den Flammen stand riesig ein Schwarzer, ein anderer kleinerer hüpfte wie ein Teufelchen im Hintergrund der Höhle. Der Schmied gewährte das Kind, während er mit dem Hammer einen glühenden Eisenstab auf dem Amboß zuspitzte. Er rief ihr etwas zu, was, von dem Lärm verschlungen, ihr unverständlich blieb. Aber seine blauen Augen und der große lachende Mund mit den blitzenden Zähnen strahlten eine so treuherzige Freundlichkeit aus, daß sie furchtlos näher trat. Der Bursche im Hintergrund zog den Blasebalg, daß die Funken aus der Esse sprühten und die Höhle in einem Sternenregen stand. Der glühende Stab fuhr ins Feuer, wurde auf dem Amboß schärfer zugespitzt und endlich in ein Wasserschaff gestoßen, zischend

dampfte er auf. Der Schmied trat jetzt zu Anna und sah schmunzelnd auf die kleine Figur im Pelzchen mit der hellen Mütze auf dem blonden Haar. Er fragte sie in der vertrauten Wäldlermundart der Muracherheimat, ob sie zu Haus wohl eine Puppenküche habe, und als sie freudig bejahte, hielt er mit der Zange ein Eisenstückchen ins Feuer, hämmerte, glühte, kühlte und reichte ihr einen kleinen Schürhaken, winzig und ungeschlacht zugleich. Sie flüsterte einen Dank, wurde dunkelrot, knickste und nahm das Ding scheu und selig aus der schwarzen Tatze. Der Schmied begleitete seinen Gast auf die Straße. Sie eilte, das kleine eiserne Geschenk von der Faust umschlossen, blindlings etliche Straßen dahin und war, als sie sich endlich umsah, in einer ihr völlig fremden Stadtgegend.

Da standen ärmliche Häuser. Schmutz und Küchenabfälle häuften sich auf der Erde, Kinder und Hunde balgten sich auf dem schmalen Fußsteig. In den Kaufgewölben türmte sich alter Hausrat, abgenutzte Schuhe und Kleider, Bücher und Kram. Ein muffiger Geruch drang aus den Häusern. Anna verweilte da und dort zwischen Neugier und Bangnis. Silberne Perlen lagen in einem trüben Schaufenster, da standen auch ein grüner Pokal und eine wächserne Heilige in einem Glashäuschen. Aus der Tiefe des Gewölbes kam eine alte Frau im bunten verschlissenen Schal, befühlte mit schwarzen dünnen Fingern das Tuch von Annas Mantel und murmelte aus zahnlosem Munde Unverständliches. Anna meinte, die Alte wolle sie in das übelriechende Haus zerren, riß sich los und lief davon, die Hand fest um den kleinen eisernen Zweizack geschlossen.

Sie hielt erst, als der Raum sich weitete und, obgleich ihr immer noch fremd, ein freundlicheres Gesicht zeigte. Der Himmel schien blau zwischen den Giebeln, es war eine stille reinliche Gegend. Hinter den Fenstern hingen weiße Gardinen, an den Türen blitzten Messingklinken. In der Mitte des länglichen Platzes stand ein strohumhüllter Brunnen, der einen hölzernen heiligen Florian trug. Mägde und Frauen mit Eimern umlagerten ihn. Das Kind veratmete nach seinem Lauf und verspürte jetzt doch eine kleine Unsicherheit und den Wunsch heimzufinden. Sie hatte sich eben den Entschluß abgerungen,



eine der Frauen am Brunnen nach dem Weg zu fragen, da öffnete sich eine Haustür hinter ihr, jemand trat ein paar Stufen herunter, eine kräftige Hand umspannte ihre Schulter. Sie fuhr herum, erkannte Frau Manswind und bäumte sich vor Widerwillen und Angst. Mit rückgewandtem Kopf hinstarrend, meinte sie einen Augenblick lang in einem Spalt zwischen den Vorhängen das Gesicht ihres Vaters zu erkennen, aber nur einen Atemzug lang, dann sah sie an der Stelle nur einen Blumentopf mit rötlichgelben Lilien zwischen schmalen grünen Blättern.

Jetzt überkam sie ein großes Verlangen heimzukommen. Frau Manswind knöpfte mit der freien Hand ihren Mantel zu und rückte den Hut auf ihrem schwarzen Haarpolster zurecht. Es war der gleiche, mit dem Anna sie an dem Sonntagmittag auf der Brücke gesehen hatte. Auf dem Hut saß noch derselbe gelbe Vogel und sah noch zerzauster und trübseliger aus als damals. Die Frau zog den Schleier über die Nase, und die Zunge kam zwischen den feuchten glühenden Lippen hervor. Aus dem Mantel zwängte sich ein helles faltiges Kleid, das sie sich zu bergen bemühte. Sie sah Anna forschend an, hielt die Widerstrebende fest und sagte: "Das kleine Fräulein wird sich verirrt haben. Ich werde es heimbringen. Hat man es am Kloster nicht erwartet? Die Frau Mama wird sich ängstigen." Anna kniff den Mund ein und schwieg hartnäckig. Der Gedanke an die Mutter machte sie so weit fügsam, daß sie zwar verstockt aber ohne Sträuben neben der Frau herging. "Das kleine Fräulein", fuhr die Frau fort, "gleicht sehr dem Fräulein Luzia, das gleiche Haar und auch sonst. Da muß der Herr Papa es wohl sehr lieb haben." Das Kind spürte einen rätselhaften plötzlichen Schmerz in der Brust, als habe diese jemand mit einer feinen Nadel durchbohrt. Sie riß ihre Hand aus der der Frau, lief ein paar Schritte vorwärts, aber da hatte die sie schon eingeholt. Ihre große Hand schnappte nach der kleinen wie ein Raubtier nach seiner Beute. Es ging durch viele Gäßchen und um manche Ecke, ehe sie auf die lange Straße mit den Kirchen und Gewölben kamen, durch die Anna täglich heimging. Anna erwog, der Frau zu sagen, von hier aus finde sie den Weg selber, aber da fühlte sie sich wieder von einer Hand erfaßt und entschieden weggezogen. Es war Margrets gute harte Hand. Tränen

brachen Anna aus den Augen, und unbekümmert barg sie ihr Gesicht an Margrets Schulter. Sie hörte Frau Manswind sagen, sie habe das Kind verirrt in einer abseitigen Gegend angetroffen, die Eltern wüßten wohl nicht, wie ihre Anordnungen befolgt würden. Von ihr jedenfalls, fügte sie bissig hinzu, erführe keiner, daß das Kind sich unbehütet in der Stadt herumtreibe. Frau Manswind machte vor Margret eine spöttische Verneigung, drehte sich um und fegte weg. Margret stand versteinert da, fahl im Gesicht. Sie bewegte die Lippen ohne ein Wort hervorzubringen. Schließlich ging sie schweigend neben dem Kinde hin, das die Tränen bezwang und zutraulich berichtete, wie alles gekommen sei. Margret hörte aufmerksam zu und seufzte am Ende tief auf.

Den kleinen Zweizack barg Anna in ihrer Faust, der blieb ihr Geheimnis. Sie kamen ohne allzugroße Verspätung nach Haus. Vor der Tür lächelte Margret ihr mit blassem Munde zu. Beide schwiegen.

Während der Mahlzeit meinte sie, Vater schaue sie auf eine besondere Art prüfend an. Auch schien er ihr nachdenklich und schweigsamer als gewöhnlich und ging auf Mutters und Luziens heitres Gespräch nicht oft ein. Doch da er ihr nach dem Essen, als sie sich anschickte das Zimmer zu verlassen, liebevoll streichelnd über das Haar fuhr, verflüchtigte sich ihre Sorge, er möchte von ihrem unerlaubten Unternehmen etwas erfahren haben.

In den nächsten Tagen war zwischen den Erwachsenen von einer Reise Luziens nach München die Rede. Sie sollte drei Wochen dort verweilen, etliche Feste mitmachen und bei Großmutterns Freundin Sophia Renner wohnen, die sie eingeladen hatte. Mutter gab ihr Aufträge und Ratschläge. Einmal während eines solchen Gesprächs sah Vater die Mutter aufmerksam lange an, als ob er in sich etwas erwäge, was sie angehe, oder in sich um etwas ringe. Dann fragte er mit einer eigentümlich schwankenden Stimme, ob denn sie, Christina, nicht Lust habe mitzufahren, jetzt da sie sich wohl fühle wie seit Jahren nicht. Die mütterliche Patin nehme sie beide mit Freuden auf. Möglich sei, daß eine solche Reise mit ihren ungewohnten Anregungen und Bewegungen ihre Gesundheit noch fördere und befestige. Selbst habe er nicht Muße teilzunehmen, aber hinbegleiten und abholen würde er sie, beides ließe sich

mit den üblichen Dienstreisen vereinbaren, und er habe dies auch Luzia schon zgedacht.

Mutter schüttelte sacht lächelnd den Kopf. Nein, sie bliebe zu Haus. Sie möchte die wiederhergestellte Gesundheit nicht übermütig gefährden, sie sei ihrer so froh. Luzia hörte schweigend dem Gespräch zu.

#### 4

Als Anna an einem der nächsten Morgen aufstand, waren Vater und Tante Luzia abgereist. Sie saß mit einer heiteren, gutgelaunten Mutter allein beim Frühstück und fragte sich ängstlich, wie das wohl würde, ob Mutter wieder erkrankte in Vaters Abwesenheit, ob, wenn sie aus der Schule käme, die Mägde auf Tuschshuhen schlichen und der abscheuliche Geruch von Rosenwasser und Essig aus Mutters Zimmer dränge. Dann säße sie wieder ganz allein am Eßtisch und bekäme von Margret karge oder keine Antwort auf ihre Fragen. Es kam nicht, wie sie fürchtete. Mutter blieb fröhlich und gesund, sie hatte viel Zeit für Anna, erwartete sie nach der Schule, ging mit ihr spazieren, las und spielte mit ihr.

Eines Morgens lag ein Brief von Vater vor Mutters Platz auf dem Tisch. Anna, die Vaters Schrift liebte und bewunderte, fand, manche seiner Buchstaben seien ihm ähnlich. Sie bekam den Umschlag und stellte ihn vor ihrem Milchbecher auf. Sie wollte wissen, wo Vater sei, was er auf einer Dienstreise zu tun habe, und Mutter erklärte es ihr und fügte bei, er habe wohl schon seine Aufgabe erfüllt und dächte bald heimzukehren. Ob Luzia die versprochenen Noten schon geschickt habe, wollte Anna wissen. Nein, erwiderte Mutter etwas nachdenklich, sie hätte wohl bisher keine Zeit gefunden sie zu besorgen, brächte sie aber gewiß mit.

Einige Tage später erwachte Anna kurz vor Mitternacht von einem Schrei, der sekundenlang, abbrechend und wieder anschwellend, das Haus durchgellte. Sie fuhr auf, saß im Bett. Vor dem Haus scharren die Pferde, ein

Schein drang durch das verhangene Fenster, fiel auf Margrets Bett in der Ecke. Es war leer. Jetzt wurde der zweite Flügel des Haustors entriegelt. Stimmen redeten unterdrückt durcheinander, viele Tritte kamen die Treppe herauf. Schluchzen, verhaltenes Weinen wurde hörbar, und jetzt eine fremde Männerstimme, die in bestimmtem Ton halblaut Anweisungen gab. Sie trugen etwas Schweres treppauf, sie rasteten just vor Annas Tür, sie gingen weiter ans andre Ende des Gangs, wo die Zimmer der Eltern lagen. Jetzt kam der Schrei wieder, kurz, brach ab. Luziens Stimme wurde hörbar, nur ein paar Worte, dann ein jähes lautes Aufweinen. Durch die Ritzen der Tür drang helles Licht, das Hin und Wider draußen nahm kein Ende. Ein Wagen entfernte sich, das Tor fiel zu. Auf der Treppe und den Gängen war ein Laufen und Schleichen, ein Wispern und Raunen. Anna verharrte eine lange Weile hinhorchend. Dann hastete sie nach ihren Morgenschuhen und Kleidern. Sie fand über einer Stuhllehne Margrets großes Umschlagtuch, in das hüllte sie sich ein und trat auf den Gang hinaus.

Da stieß sie auf Josef. Er stand da in seinem blauen Tuchmantel mit dem Pelerinenkragen. Auf dem Kopf trug er die Ottermütze, die einmal dem Murachergroßvater gehört hatte. Die Hoflaterne hielt er in der linken Hand. Ober sein Gesicht rannen die Tränen ohne Unterlaß. Seine Laterne glomm kümmerlich in all dem vielen Licht, das von der Decke, den Wandleuchtern und aus den offenen Türen der Zimmer fiel. Denn alle Türen standen auf, in allen Räumen mußten Menschen sein. Ein unermeßliches Weinen erfüllte das Haus, es schien aus allen Fugen und Winkeln, aus den Steinen selbst zu dringen. Anna wollte den Alten umgehen und zum Schlafraum der Mutter vordringen, aber schon nach dem ersten Schritt hatte Josef ihre Hand erhascht, drängte sie in ihr Zimmer zurück, hob sie auf ihr Bett und legte eine Decke über sie. Die Laterne hatte er auf den Boden gestellt, ein stummer Wächter blieb er weinend vor ihrem Lager stehn. Später ging er und verschloß die Tür von außen. Bald erschien Sabina, ließ sich neben dem Bette nieder, und die endlich gab dem Kinde Bescheid, der Vater sei heimgekommen und sei sehr krank. Sie, Anna, möge sich ganz still verhalten. Die Mutter wache beim Vater. Anna

wollte mehr erfahren, doch nun schwieg Sabina, mühsam ihre Tränen zurückdrängend. Das Kind lag wieder in angespanntem Horchen. Sabina, die es schlafend währte, schlich weg. Margret trat ein. Sogleich bemerkte Anna ihre tiefe Blässe und hörte ihre Zähne wie im Frost aufeinanderschlagen. Ihr folgte der Hausarzt, dem Kind ein geliebter alter Freund und Tröster in kranken Tagen. Er legte die Hand auf Annas Kopf und hielt ihr mit der andern ein Glas an den Mund, und sie trank gehorsam den süßen Himbeersaft. Sehr bald wurde sie müde und schlafelig. Die Nacht draußen begann schon fahl zu werden. Da trat Margret wieder in ihren Halbschlaf, sie faltete Annas Hände auf der Decke, nahm sie in die ihren und flüsterte: "Bete." In ihrem Gemurmel versank das Kind in traumlose Tiefe.

Beim Erwachen spürte sie auf der Brust einen schweren Druck, sie schob die Decke fort, aber die Last verblieb auf ihr. Sie versuchte sie atmend abzuheben, die flatternden Atemzüge taten ihr weh und halfen ihr nicht. Sie setzte sich auf und schaute nach Margrets Bett. Der Wandschirm, der es nachts umgab, stand zusammengefaltet neben der Tür, das Bett war leer und unberührt. Ganz allmählich erst entsann sie sich der verflossenen Nacht und ihrer Begebenheiten. Sie fühlte die Brust wund bis in ihre Tiefe. Dann schloß sie die Augen, um wieder in Schlaf unterzutauchen. Aber der Schmerz hielt sie wach.

Im Haus war es lebendig. Auf der Treppe und in den Gängen redeten fremde Stimmen, die Haustür öffnete und schloß sich in rascher Folge, vom Hof her drang das Winseln und Heulen der Hunde. Mehrmals hielten Tritte vor Annas Tür, sie meinte beklommenes Atmen und jemand sich leise wieder entfernen zu hören.

Sie vernahm Mutters leichten Tritt. Schon öffnete sich die Tür und Christina trat ein in einem langen schwarzen Kleid, den Kopf von einem Spitzenschleier umwunden. Darunter quoll ihr Haar über Stirn und Nacken hervor. Sie schien dem Kind ruhig, sie sah es mit übergroßen Augen an, als müsse sie sich erst besinnen, weshalb sie hergekommen sei. Sie setzte sich hinter Anna auf das schmale Polster, umschlang sie von rückwärts, so wie die

Großmutter zu tun pflegte, und ganz so legte sie das Kinn auf Annas Kopf, und dann sagte sie ihr, der aus einem dunklen Quell schon die Tränen aufstiegen und niederquollen, ehe das Wort geredet war, daß der Vater tot sei. Auf der Jagd sei das Unglück durch einen Fehlschuß geschehn. Ihre Stimme schwankte nicht. Sie drückte das Kind mit so starker Bewegung an ihren Leib, als wolle sie es noch einmal darin bergen. Anna weinte, noch unfähig, die Botschaft in Wirklichkeit umzuwandeln.

Margret tat die Tür auf. Hinter ihr erschien Josef im Mantel, die Ottermütze hielt er in der Hand. Jetzt, meinte er, müsse der Wagen zur Bahn fahren, die Herrschaften abholen. Was er da etwa zu sagen habe? "Sie wissen alles", erwiderte die Mutter. Die Murachergroßmutter komme, fügte sie zu Anna gewendet hinzu, auch Onkel Franz und später wohl noch andre Verwandte. Sie überließ Anna Margret, die sie kämmte und ihr die Kleider reichte. Das Kind ließ alles mit sich geschehn, während die alte Frau halblaut betete, ein Vaterunser nach dem andern. Dazwischen wiederholte sie immer wieder: "O Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm."

Die Dienstboten erschienen, sich Weisungen zu holen, welche Zimmer vorzubereiten seien, wo geheizt werden solle, ob man die Frühstückstafel schon decken könne und wo und wieviele Gäste mit diesem Zuge kämen. Margret gab jedem Bescheid, aber dann betete sie pausenlos weiter, und Anna spürte, sie hatte Angst vor ihren Fragen.

Man brachte ihr später ihren Milchbecher und ihre Brötchen in ein kleines schmales Zimmerchen am Ende des Ganges. Es war durch eine Tapetentür mit Mutters Schlafzimmer verbunden. Hierher drang nichts von den Geräuschen des Hauses. Jetzt aber hörte Anna von der Straße her einen Wagen vor dem Tor halten. Das einzige Fenster des Raums ging seitlich nach dem Garten, und so sah sie nur den leeren Wagen nach der Remise fahren. Man schien sie vergessen zu haben. Eine Längsseite des Zimmers war von hohen Schränken gebildet, die bis zur Decke reichten und die Zwischenwand zwischen diesem und einem danebenliegenden ähnlichen Raum bildeten. Die eingelegten Schranktüren waren in Felder eingeteilt, jedes Feld war ein Bild. Diese Bilder zeigten Tiere

des Waldes, Fuchs, Eichhorn, Marder, Eule, Specht, oder einen Tannenzweig mit Zapfen, ein Wacholderreis mit Beeren, einen Farrenbüschel, eine strenge Blume. Kein Feld war dem andern gleich. Es war ein großes Bilderbuch, das Anna beschäftigte und das sie jetzt langsam und ernsthaft besah.

Nach einer Weile aber verspürte sie sich von großer Müdigkeit überwältigt und setzte sich in den Lehnstuhl zwischen der Tür und dem Ofen, der die Wand nach Mutters Zimmer durchbrach und beide Räume erwärmte. Sie schlief ein. Als sie erwachte, stand die Murachergroßmutter mitten im Zimmer, groß und dunkel, im faltenreichen Gewand, in einen schwarzen Schal gehüllt, dessen Fransen den Boden streiften, ein Gittertuch über dem flimmernden Haar.

Anna erhob sich und stürzte ihr taumelnd in die Arme, lehnte den Kopf an ihre Schulter, und in ihre Trauer mengte sich Süße.

Später ging sie an der Hand der Großmutter in den Saal zu ebner Erde hinunter. Wände und Fenster waren mit schwarzen Tüchern verhangen. In den Ecken standen Kübel mit Lorbeer- und Zypressenbäumen, in der Mitte aber zwischen den hohen Silberkandelabern das Ruhebett aus Vaters Arbeitszimmer. Lange wagte sie nicht hinzusehen. Die steile Form seiner Füße unter der Decke war sie beim Eintritt gewahr geworden, als sie aber Vaters Gesicht suchte, sah sie, daß es mit einem weißen Tuch verhüllt war. Seine Hände lagen bloß um ein kleines silbernes Kruzifix gefaltet, aber in so lässiger Haltung, als müsse es ihnen entgleiten. In diese Hände schien Anna das Wesen der verborgenen Gestalt geflüchtet, und wie von ihnen angezogen machte sie etliche Schritte auf sie zu, spürte sich plötzlich schwanken, als müsse sie auf das Gesicht fallen, und fühlte sich im selben Augenblick schon von harten Händen an den Schultern ergriffen und festgehalten. Sie wandte den Kopf. Hinter ihr stand Mutters Bruder, Onkel Franz. Er bat die Großmutter das Kind wegzuführen und fügte hinzu, Anna könne ja später noch einmal hergebracht werden. Großmutter leitete sie sanft dem Ausgang zu, und jetzt sah Anna, daß noch jemand, von ihr unbemerkt, all die Zeit im Saal gewesen war. Die Großmutter hielt vor dem Fremden inne und sagte zu ihr, dies sei ihr Vetter

Christof Dierolf. Er habe Anna als kleines Kind im Baumgarten des Muracherhauses auf den Armen getragen, das sei lange her. Sie legte Annas Hand in die seine. Er hatte sich von seinem Sitz zwischen den Lorbeerbäumen in der Ecke neben der Tür erhoben. Auf dem Zeichenblock, den er beiseite schob, waren Vaters Hände abgebildet, denen das Kreuz entglitt. Das Kind hob den Blick von der Zeichnung zu dem Gesicht des Fremden. Es waren, obwohl noch junge, doch schon zerfurchte Züge, und das Blond der Haare, die straff als Bürste über der Stirn standen, war matt wie seine Haut. Die grauen Augen lagen tief unter buschigen Brauen. Auf den ersten Blick schien das Gesicht Anna recht häßlich, ja abschreckend, aber das Lächeln, mit dem Dierolf das Kind grüßte und in dem eine Reihe großer schiefer Zähne sichtbar wurde, machte die Verstörte sogleich zutraulich, so daß sie dem Blick des unbekanntem Veters mit großem Aug begegnete und, die eiskalte Hand in der seinen, sich von ihm aus dem Saal bringen ließ. Onkel Franz führte die Großmutter am Arm. An der Treppe stand eine Gruppe Herren, unter ihnen der Arzt. Sie traten zur Seite und verbeugten sich tief vor der Großmutter.

Abends saßen so viele Menschen um den großen ovalen Eßtisch, wie Anna noch niemals daheim erlebt hatte, fast alle aus der Verwandtschaft des Muracherhauses. Manche waren ihr bekannt, so die drei unvermählten alten Schwestern, die ihr Asyl in einem Hause hatten, das die Großmutter als einen Teil ihres Heiratsgutes eingebracht hatte. Sie hatten ihr Heim in dem Haus am Strom verlassen und waren eilig hergereist. Da war auch Onkel Lambert, der ebendort hauste. Anna hatte die vier manchen Feriensommer in dem alten Ansitz an der Donau getroffen, wo sie ihrer Meinung nach unablässig hafteten. Dazwischen saßen Verwandte aus Wien, die das Kind nicht kannte, eine Base der Großmutter, die wie ihr etwas derberes Abbild anmutete, mit einem jungen Sohn, der die Uniform einer militärischen Erziehungsanstalt trug, und ein paar ältere Männer mit verschlossenen Mienen, darunter ein Mitglied des Schwanoldschen Hauses. An der oberen Schmalseite des Tisches saß die Großmutter, an der unteren Onkel Franz. Vor seinem Anblick überfiel Anna ein Frösteln. Franz sah keinem Lebenden aus der Muracherfamilie ähnlich. Wie



immer trug er seine schwarze Tracht, den hoch geschlossenen Rock, die dunkle Binde, eine Kleidung, die seine Person der eines Priesters ähnlich erscheinen ließ. Großmutter hatte Anna vor einer Weile erzählt, er habe dieses Trauergewand seit dem Tode seiner jungen Frau nicht abgelegt. Diese Frau sei ihm vor Jahren nach kurzer Eheverstorben und habe ihr neugeborenes Kind mit sich genommen. Anna fand keine Trauer an ihm, nur Kühle und Strenge. Davon gab auch alles an ihm Zeugnis, die lange schmale Nase, die dünnen Lippen, das karge Haar, das eng um den schmalen Kopf lag, und mehr als alles der eindringlich forschende Blick aus seinen hellen Augen, die eng beisammen in dem hageren Gesicht standen. Auch jetzt sah er nicht traurig aus, wie etwa die Alten aus dem Stromhaus, aber bedrückt und wie von Zorn insgeheim erregt.

Die drei Basen in ihrer Altfrauentracht saßen Anna gegenüber. Unter ihren schwarzen Spitzenhauben und in den stumpfen Wollkleidern mit den Schulterkragen hatten sie etwas Klösterliches, aber sie sahen das Kind mit liebevollen Blicken tröstend an aus ihren feinen, blutlosen Gesichtern, die irgendwie der Großmutter ähnlich waren und neben denen die fast jung aussah mit ihren leicht geröteten Wangen und dem Lächeln in den Augen, das auch heute verborgen unter den Lidern saß und ausstrahlte, wenn sie sich dem Kind zuwandte. Unter dem schwarzen Schleiertuch auf ihrem Kopf zwängten sich an den Schläfen und im Nacken helle Lockenringe hervor.

Von den Basen war Benedikta, die Ältteste, schon in den Siebzig. Sie war ganz zierlich, ging an einem Ebenholzstock mit Elfenbeinkrücke, sprach rasch, lebhaft und witzig. Ihre Hände kamen hauchdünn und schneeweiß aus steifen Manschetten hervor. Justina, die Mittlere, hatte auf ihrem vollen blassen Gesicht einen Turm aus noch rabenschwarzen Zöpfen, sie sah mit runden braunen Augen stets erstaunt vor sich hin, sie war taub und schweigsam, aber keineswegs durch ihr Gebrechen etwa verbittert oder verdrießlich. Wilhelmine, die Jüngste, mit ihrem schmalen glatten Gesicht und der frischen Stimme eines jungen Mädchens, war Annas vertraute Freundin mancher Sommerwochen. An die Basen reihten sich fremde und vertraute Gesichter. Anna saß zwischen dem

Großonkel Lambert und Christof Dierolf. Ihr Kopf war dumpf benommen, sie sah das Zimmer in einem Nebel, die Augen brannten, Hände und Füße fühlte sie erstarrt, doch gab sie sich große Mühe aufrecht zu sitzen. Vetter Dierolf schien ihren Zustand wahrzunehmen. Mit einer geschickten Bewegung schob er sie mit ihrem Stuhl bequem zurecht, rückte ihr Becher und Teller handlich und legte ihr von den Speisen vor. Sie aß gehorsam etliche Bissen. Die Tischgäste sprachen wenig und mit gedämpften Stimmen, jeder nur mit seinen Nachbarn. Die Schüsseln wanderten ohne Zuspruch fast voll wieder weg. Plötzlich vermißte Anna in der Tischrunde die Mutter und, besann sie sich langsam, ja auch Tante Luzia, und diese hatte sie den ganzen Tag über nicht gesehen. Da Margret mit einer Platte anbietend hinter ihr stand, hielt sie diese unbeherrscht am Ärmel fest und fragte aus ihrer Angst und Übermüdung heraus mit greller überlauter Kleinmädchenstimme: "Wo ist Mutter? Ist Tante Luzia bei ihr?" Die Schüssel in Margrets Händen schwankte, Vetter Christof nahm sie ihr rasch ab und schien sich bedenklich und wählerisch zu versorgen, so daß der wartenden Dienerin Zeit verblieb, ihre Haltung wiederzugewinnen. Anna bemerkte, wie Onkel Franz den Kopf hob und sie stirnrunzelnd musterte, auch daß Großmutter der Margret mit den Augen eine Weisung gab. Eine jüngere Dienerin servierte sogleich an deren Stelle. Taumelnd, mit tränenblinden Augen, verließ das Kind am Arm der Alten das Zimmer.

Während sie über Treppen und Gänge kamen, verhiess Margret ihr, sie dürfe die Nacht im Schrankzimmer neben Mutter verbringen, ihr Schlafraum würde mit den Betten für Gäste gebraucht. Aber die Tür zu Mutters Schlafzimmer bliebe offen und ein Nachtlcht solle brennen. Im Kabinett, in dem sie am Vormittag mehrere Stunden verbracht hatte, stand ein Ruhebett aus Mutters blauem Wohnzimmer, darauf lagen ihre gewohnten Kissen und Decken. Ehe Margret sie noch völlig entkleidet hatte, überfiel Anna der Schlaf, und sogleich versank sie abgrundtief.

Mitten in der Nacht erwachte sie, als habe sie jemand mit Namen angerufen, und war sogleich gegenwärtig. In der Wandnische neben dem Ofen, in der eine kleine Holzstatue des Johannesknaben mit seinem Fähnlein stand,

brannte neben dem Heiligen ein winziges Lichtehe in einer rosa Glasschale. Bald fand Anna sich in dem schwachen Schein im Zimmer zurecht.

Sie horchte auf. Sprach da nicht Mutter in deren Schlafzimmer? Nein, es lag Dunkel hinter der offenen Tür. Jetzt aber vernahm sie deutlich Luzias Stimme, wenn auch leise, stockend, wie von Weinen gehemmt. Die Stimme kam aus dem Raum hinter den großen Wandschränken, und der grenzte an Luzias Zimmer. Sie war also im Hause, obgleich eine Magd es ihr abgeleugnet hatte, grübelte Anna. Als sie wieder aufhorchte, war alles still, und so verblieb es eine ganze Weile. Jetzt bewegte Mutter sich in ihrem Zimmer, im schwach rötlichen Licht einer Kerze. Sie ging behutsam auf den Zehen, zog leise eine Lade auf, dann trat sie über die Schwelle und stand an Annas Lager. Das Kind schloß die Augen, während sein Herz heftig pochte. Die Mutter legte die Decken über ihm zurecht und schob den Stuhl an das Bett, damit die Kissen nicht zu Boden fielen. Sie wandte sich zum Gehen. Anna öffnete die Augen. Mutter war in einen weiten Mantel gehüllt, ein Tuch umschlang Kopf und Haar.

Bald darauf öffnete sich die kleine Seitentür, die zu ebener Erde gerade unter dem Schrankzimmer am Ende des Langen Ganges in den Garten führte. Angstvoll sprang Anna aus dem Bett. Mutter war zum Ausgang gerüstet, wohin wollte sie so spät in der Nacht? Sie lief bloßfüßig ans Fenster. Drunten knirschten Schritte auf dem hartgefrorenen Weg. Drei Gestalten wurden sichtbar. Mutter ging neben Luzia, sie hatte den Arm um die Schwester geschlungen. Hinter ihnen ging Dierolf. Er trug eine Reisetasche in der Hand und eine Felldecke über dem Arm. Alle drei verschwanden hinter dem kahlen Gebüsch. Jetzt knarrte die Pforte am Ende des Gartens. Sie wurde selten benutzt. Nach einer kleinen Weile rollte ein Wagen über den harten Schnee fort. Er mußte abseits, entfernt vom Hause gehalten haben. Im Mondlicht sah Anna die Mutter allein zurückkehren, ganz langsam, als müsse sie bei jedem Schritt den Fuß mühsam vom Boden lösen. Anna schlüpfte zitternd vor Kälte unter ihre Decken. Nebenan blieb alles dunkel und still. Der Frost kroch von ihren Füßen hoch, und trotz ihrer Ermüdung lag sie noch lange schlaflos. Das Haus war voll verhohlener Geräusche, gedämpfter Worte, schleichender Tritte und Murmeln von Gebeten.

## 5

Margret stand mit einem neuen schwarzen Kleidchen über ihrem Arm vor Annas Lager und ermunterte diese aufzustehn. Mehrmals sei sie schon hier gewesen, sagte sie seufzend, aber es sei ihr allzu schwer geworden, Anna aus dem Schlaf aufzustören. Nun aber müsse es sein, es sei höchste Zeit. Die Alte wusch und kämmte sie, zog ihr das Trauerkleid über und wand schwarze Bänder in ihre Zöpfe, während sie mit starrem Gesicht die Morgengebete sprach. Als Anna, wie sie gewöhnt war, einstimmen wollte, bemerkten beide, daß sie völlig heiser war.

Margret schob ein paar Scheite in den Ofen, flößte Anna heiße Honigmilch ein und brachte ihr das Frühstück. Später, als Sabina den Raum gesäubert und geordnet hatte, während Anna im Nebenzimmer verweilte, trat diese wieder an das Fenster, durch das sie Zeugin der nächtlichen Szene geworden war. Die Scheiben hatten sich gegen Morgen dicht mit Eisblumen überzogen, die trotz der Ofenwärme nicht geschmolzen waren. Anna hauchte gegen die Scheiben und spähte durch die aufgehauchte Stelle in den Garten. Eisiger Anhauch drang durch das Glas, es mußte in der Nacht um vieles kälter geworden sein. Sie versuchte, in den erstarrten Garten niederschauend, das Geheimnis des nächtlichen Gesichts und seinen Zusammenhang mit den letzten Geschehnissen zu erraten. Etwas sagte ihr, daß sie keinen danach fragen könne. Ihr Nachdenken endete in Wirrnis und trug keine Frucht.

Sie vernahm ein Wehen von Kleidern hinter sich, verspürte ein bittersüßes Wölkchen im Raum, wandte sich und erblickte die Mutter und hinter ihr, noch auf der Schwelle, eine andere Frau. Hinter Mutters Schulter lächelten die rötlich braunen Augen über einem gramverschlossenen Mund sie an, Großmutter Schwanold.

Am frühen Morgen war sie angekommen. Sie lebte jetzt fern im Tiroler Süden in einem uralten Haus, das sie von ihrer Familie ererbt hatte, hoch oben

in den Bergen. Nach dem Tode des alten Schwanold war sie vor etlichen Jahren dorthin gezogen und war verblieben. Einmal im Jahr hatte Vater sie für etliche Tage aufgesucht. Heimgekehrt hatte er von ihr erzählt, wie sie mit ihren bäurischen Mägden ihre Tage in dem einsamen Herrenhof verlebe, neben der Kapelle und dem Meierhof, auf dem die Bauersleute saßen. Das Anwesen war die letzte Siedlung in der Talhöhe am Saum eines Waldes, der unwegsam und urwald dicht nur von Holzfällern und in Hochsommertagen von seltenen Bergsteigern durchquert wurde. Sonntags führe sie mit ihren Leuten und der Bauersfamilie ins Bergdorf zum Gottesdienst hinunter, und etwa einmal im Monat in die nächste Stadt, um ihre und des Hausstandes Bedürfnisse zu besorgen. Der Vater war über diese rauhe Weltflucht der zarten Frau recht betrübt gewesen.

Jetzt kniete sie neben Anna nieder, umschlang sie mit den Armen und sah ihr wehmütig ins Gesicht. Vor dem Kind erstand sogleich jener ferne Kindheitsaugenblick im Klostergarten des Amtshauses, wo die Großmutter ebenso vor ihr gekniet hatte, und hinter der Knieenden erhob sich der steinerne verwitterte Löwe mit dem rotblühenden Kräutlein zwischen den Zehen, der so lustig dem alten steifen Hauskater geglichen hatte.

Das Gesicht Franziska Schwanolds hatte sich nicht sehr verändert gegen das Bild jener Erinnerung. Ein feines Spinnwebnetz von Fältchen umgab zart die Augen und die Lider, die, wenn sie sich senkten, matten Blumenblättern glichen. Die langen Hände aber, die von dem Kind abglitten und im Schoß der Frau gefaltet ruhten, das waren Vaters Hände. Anna wurde es wieder inne, daß er doch unten im Saal tot auf seinem harten Bett lag mit verhülltem Gesicht und den bloßen Händen, denen das Kreuz entfiel. Da stiegen ihr die Tränen hoch.

Die beiden Frauen gingen Hand in Hand hinaus, als Wilhelmine, die jüngste der drei Schwestern aus dem Stromhaus, erschien, die Annas Augen wusch, ihr das Haar glättete und sie dann hinunterführte, damit sie von Vater Abschied nähme, ehe der Sarg geschlossen würde. Wilhelmine hatte eine gelassene Vertrautheit mit dem, was geschah und geschehen mußte, womit sie

auch diesen Vorfällen ihren Raum im Leben zuwies. Von ihrer kleinen trocknen Frauenhand strömte Ruhe auf das Kind über.

Die Flügeltüren des Saales standen weit offen. Vater lag im Sarg. Ringsum deckten Kränze den Boden. Zu Füßen des Toten lagen Zweispitz und Degen. Viele Kerzen brannten in hohen Leuchtern. Auf einem Betschemel knieten zwei Mönche in braunen Kutten. Die vielen Pflanzen rochen scharf. Vor dem Kinde lag ein großer Strauß einer fremden Blume, die aus ihren tiefen gelben Kelchen ein betäubendes Aroma aussandte.

Wilhelmine zog die kleine knieende Gestalt hoch und ermutigte sie durch ihren Blick und den Schatten eines Lächelns, ihr zu folgen. Im Hinausgehn erst sah Anna, daß während ihres Gebetes die Mutter, die beiden Großmütter, die Verwandten und alle Hausinsassen sich in vollkommener Ruhe hinter ihr versammelt hatten. An Wilhelminens Hand gelangte sie an den Fuß der Treppe. Hier stand in schwarzen Kleidern und verschleiertem Haupt Frau Manswind mit ihren beiden Söhnen. Sie näherte sich sogleich der alten Dame und bat sie um die Erlaubnis, den Wohltäter und Vormund ihrer Kinder noch einmal sehen zu dürfen, um von ihm Abschied zu nehmen. Dabei ergoß sich über die ratlose Wilhelmine eine Flut von Worten. Onkel Franz, der eben aus dem Saal kam, vielleicht herbeigerufen vom geräuschvollen Reden der Frau, das in dem Treppenhaus ungehörig hallte, machte dem mit einer verweisenden Handbewegung ein Ende. Die Frau trat zur Seite. Alle Hausgenossen zogen schweigend, gesenkten Hauptes vorüber und zerstreuten sich über Gänge und Treppen. Frau Manswind stand an der Wand und drückte ein Tuch vor die Augen, wobei sie jedoch durch Seitenblicke alle Vorübergehenden neugierig musterte. Als das Treppenhaus leer war, wies Franz Muracher ihr durch eine Handbewegung den Weg nach dem Saal. Sie zog den jüngeren Knaben an der Hand mit, der ältere folgte ihr mit brennendem Gesicht.

Nach dem Mittagmahl, das man Anna in ihr Zimmer gebracht hatte, erschien die Murachergroßmutter, fühlte Annas Stirn und Hände, befand sie fiebrig und ihre Augen gerötet und ordnete an, daß man sie sogleich ins Bett

bringe. Das Bett wurde an den Ofen gerückt und der Lehnstuhl daneben gestellt. Margret flößte ihr heißen Fliedertee ein. Sie trug die schwarzen Feierkleider, mit denen sie an hohen Festtagen zur Kirche ging. Anna schmerzten die Füße, die Hitze stieg ihr in die Augen und trübte ihr den Blick, legte sich auf Stirn und Schläfen. Trotz dieser Benommenheit hörte sie Margret mit der Großmutter flüstern. Margret eilte darauf hinaus und ließ Dierolf eintreten. Auch er trug schwarze Kleider. Er sprach zu Großmutter leise einige Worte, diese legte ihm darauf ihre Hände auf die Schultern und sagte ihm für irgend etwas Dank. Das Kind sah sie weinen, konnte aber ihre Worte nicht verstehn. Dierolf küßte Großmutter Hand und sagte, er müsse nun zu den andern gehn, wenn seine lange Abwesenheit nicht auffallen solle.

Das Fieber siedete in Annas Adern. Manchmal war ihr, als überstürze die Hitze sie wie eine Welle und schlänge sie ein. In ihren Ohren rauschte Musik, klirrte Hufschlag, knirschten Räder, endlich begannen viele Glocken mächtig zu dröhnen.

Als sie wieder zu klarerer Besonnenheit sich sammelte, dämmerte es bereits. Sie schob die Decken von sich und stützte sich auf einen Arm. Auf dem Lehnstuhl neben ihrem Bett saß die Murachergroßmutter. Die faßte jetzt die kleine Hand, flocht sie zwischen ihre großen weißen Finger und umschlang sie mit dem Rosenkranz aus Mondstein, Korallen und Goldfiligran. In der Muracherheimat hing dieser Rosenkranz an der Wand über Großmutter Bett. Wenn sie verreiste, begleitete er sie in einem Gehäuse aus Saffian und Samt. Die Großmutter hatte dem Kinde erzählt, der Berg, den man aus den Fenstern des Muracherhauses sah und der, bis zum Gipfel bewaldet, ein doppeltürmiges Heiligtum trug, zu dem aus allen Schlüften des großen Waldes die Anwohner an den hohen Frauentagen wallfahrteten, der hege in sich dies durchscheinende Gestein, aus dem man die großen Kugeln geschliffen habe. Als die letzte durch die verschlungenen Hände gefallen war, senkte die Frau das Gesicht, seufzte tief und verharrte lang so über ihre Kniee gebeugt. Als sie sich aufrichtete, war ihr Antlitz schattenlos klar und ruhig. Sie legte den

Rosenkranz in sein Futteral, schob einen Arm unter den Nacken des Kindes und befühlte mit der freien Hand Stirn und Mund.

"Wo ist Mutter?" fragte das Kind.

"In ihrem Wohnzimmer mit der Großmutter Schwanold, den Basen aus dem Stromhaus und den anderen verwandten Frauen", antwortete die Großmutter.

Nach Vater zu fragen wagte Anna nicht. Ob er noch unten im Saale lag?

Sie rührte mit einer Hand an Großmutter's Hals und zog unter dem Kleid die vielreihige Kette aus kleinen unregelmäßigen Perlen hervor, die die Frau immer an sich trug. Von den Gliedern war manches nicht größer als ein Reiskorn, und auch in der Farbe waren sie unterschieden, manche waren gelblich, manche grau und andre schimmerten rosa. Die Großmutter ließ es geschehen und horchte in den sinkenden Abend hinaus. In kurzen Abständen hielten Wagen zurückkehrend vor dem Haus.

Das Kind hatte es nicht acht. Woher die Perlen kämen, fragte es, und ob es wahr sei, was Margret ihr erzählt habe, daß das Fließchen mit dem moorigen Wasser aus dem großen Wald, das am Garten des Muracherhauses vorüberzöge, diese Perlen herantragen habe?

Großmutter, die immer noch auf die nächtlichen Geräusche um das Haus lauschte, versprach Anna, wenn sie jetzt still liegen und die Decken auf sich dulden wolle, die Geschichte von der Perlenkette zu erzählen.

Sie habe als junges Mädchen, bloß etliche Jahre älter als Anna, die Mutter verloren. Zum letzten Abschied habe sie aus der sterbenden Hand die Kette empfangen und trüge sie seither, wie ihre Mutter sie lebenslang getragen habe und deren Mutter vor ihr und immer tiefer zurück bis vor Jahrhunderten auf eine Urmutter, die wie nach ihr manche Frau des Geschlechts und sie selbst Helena geheißen habe. Mancherlei gäbe es von der zu erzählen. Jetzt aber solle Anna eben die Geschichte von der Kette hören.

"Jene Helena hatte in ihrer Kinderzeit einen Nachbarssohn zum Gespielen", berichtete die Großmutter. "Ihre Eltern lebten tief im Wald, wo sie eine Glashütte besaßen, und die Helena war das einzige Kind. Der Gespiele



aber war seines Vaters siebenter Sohn. Der erste sollte das Gut erben, den drei folgenden hatten die Eltern allerlei Liegenschaft und andre Habe zudedacht, denn es war ein begütert Haus mit ausgedehntem Besitz bis tief ins böhmische Land, der fünfte war dem Priesterstand geweiht, der sechste ging als Soldat dem Kaiser in Wien zu dienen, für den siebenten aber, den Matthias, wußten sie keinen rechten Stand, als er von der Klosterschule heimkam.

Der Helena Eltern wollten ihm gerne Tochter und Gut anvertrauen, da er ihnen von Kindheit auf wie ein Sohn lieb und vertraut war. Vorher, meinten sie, sollte er sich noch in der Welt umtun und erlernen, was ihm zur Führung seiner und der Helena künftigen Güter zu Nutz kommen mochte. So waren beider Eltern übereingekommen. Das Mädchen war um den Verspruch froher als der Matthias, der aus seinem dumpfen und traumseligen Wesen wenig aufschmolz.

An einem schwülen Sommernachmittag stand er am Ufer des Fließchens, das in einer Schleife den Garten seines Vaters auf drei Seiten umzog. Er schaute, die Angel in der Hand, ins Wasser. Immer wieder wurde er sonderlich schöne Fische gewahr, und immer wieder wars ihm, als habe einer angebissen, aber wenn er die Angel herauszog, war sie leer. Hätte er nicht ganz gewiß gewußt, daß die Fische stumm sind, er hätte geschworen, sie hätten gekichert und gewispert, wenn er enttäuscht auf den leeren Haken sah. Aus dem Wasser stiegen neckend Blasen auf wie gläserne Bälle, auch war ihm als tauchten kleine graue Gestalten mit spitzen Käppchen auf. Das waren aber wohl die Wellen, die sich rundend und rollend übereilten und auf der Kuppe ein Krönlein Gischt trugen. Die Sonne, die verhangen am bleiern Himmel stand, drückte sehr, überm Wald hing ein Gewitter. Der Matthias war so müde, daß er die Angel hinwarf und sich daneben, und als er es mit dem Schlafen versuchte, gelang es ihm auf der Stelle. Im Traum aber narrete ihn dasselbe Spiel auf den Wellen. Jetzt sah er aus dem Wasser zwei Frauenarme tauchen, die haschten ein glitzerndes Ding. Als er zusah, wars ein wunderbarer Hut aus buntem Glas, mit Bändern und leuchtenden Blütenbüscheln bestecht. Der Zierat war aus Kristall und Edelstein. Die weißen Finger, die ihn zu greifen

trachteten, waren ganz nah, ein kleines und sie hätten ihn eingefangen. Schon tauchte einen Nu lang ein Frauenhaupt mit langem gelben Haar aus dem Nassen auf. Da riß es den Matthias aus seinem Schlaf, er warf den Rock ab und sprang ins Fließchen, um der armen Wasserfrau zu ihrem verlorenen Hut zu verhelfen. Mit ein paar guten Stößen war er bei dem Hütchen, griff es und wollte der Flußjungfer ihren Kopfputz reichen, allein da war sie weit und breit nicht mehr. Es donnerte und blitzte, Himmelswasser klatschte in Strömen nieder und machte das Fließchen anschwellen. Der Matthias in seiner Torheit stülpte sich das Hütchen auf seinen struppigen Schopf. Augenblicks fuhrs mit ihm in die Tiefe. Glatt und behend schoß er hinunter, als ob er niemals in einem andern Element gehaust hätte. In munteren Stößen umflitzte ihn ein Heer von silbernen Fischen, bis er ganz unten auf dem Grund stand, auf einer Wiese von smaragdleuchtendem Grün. Korallenbäume waren da und Algengebüsch, Menschen in verschollenen Gewändern wandelten umher und blickten mit Phosphoraugen durch ihn hindurch, fremdgestaltete Untiere lagerten. Ein mildes doch gewaltiges Licht strömte durch seinen Leib, und sein Herz zuckte in lustvollem Weh. Er kam an ein gläsernes Haus. Der Eingang wölbte sich als regenbogenfarbne Muschel nach innen. Da erwartete ihn die Wasserfrau. Er nahm sich den Hut vom Schopf und bot ihn ihr, sie hing ihn sich in die gelben Locken. In ihren kühlen Fingern hielt sie Matthias' Hand und lachte, daß er ihre Zähne funkeln sah wie Perlen in einem Bett von Rosenblättern. Ihr Lachen rauschte wie das Murmeln einer versteckten Quelle. Gar keine Gewalt brauchte ihre Hand zu üben, ihn ins Haus zu leiten, so willig folgte er ihr.

Sieben Jahre lebte der Matthias bei der kühlen Frau im Glashaus. Eine Schar von Wasserzwerge diente ihr, sie pflegten die Perlen, sie schufen Kristallgebilde und fingen Mond- und Sternenschein in ihnen auf. Solche Künste erlernte der Matthias als Gemahl der Wasserfürstin von ihren Geistern.

Einmal jedoch ersah er im Schlaf oben auf der Steinbrücke über dem Fluß seine Gespielin Helena stehen. Sie lehnte weinend an dem moosbewachsenen bröckelnden Geländer. Ihre Tränen fielen als leuchtende Kugeln ins nächtliche

Wasser und kreisten um das gläserne Haus, in dessen Mitte der Matthias neben seiner Wasserfrau ruhte. Die Tränenkugeln nahmen an Glanz so zu, daß der Karfunkel, der als Lampe von der Decke hing, vor ihren Strahlen erbleichte. Sie beschienen aber auch das Gesicht der Weinenden auf der Brücke. Es war nicht so strahlend wie das der schönen Wasserfrau, aber es bewegte mit seinen verblaßten Wangen und den vom Weinen matten Augen das Menschenherz in Matthias' Brust.

Am Morgen bekannte er seiner Gefährtin, daß ihn das Heimweh nach der irdischen Braut bedränge.

Die Wasserfrau senkte das Haupt und schwieg eine Weile. Dann sprach sie zu ihm, er möge ins Menschenreich zurückkehren und seine Gespielin freien. Sie würden viele Tage im Glück hausen, Kinder würden ihnen beschert und sein Geschlecht in die Jahrhunderte wachsen. Aber ein Sproß aus jedem Geschlecht sei ihr, der Wasserfrau, Teil. Sie trat mit ihm vor das Haus, ein Wirbel umschlang die beiden mit schaumigen Armen und trug sie hoch.

Im ersten Morgenlicht ließ die Wasserfrau ihren Gefährten am Ufer. Sie sah ihn aus ihren grünen Augen noch einmal an, daß es ihn wie blanker Stahl durchfuhr, und er verlor die Besinnung. Die hohe Mittagssonne brachte ihn zu sich. Seine Eltern, die Geschwister, alle Hausleute, viele Menschen aus den umliegenden Orten umstanden ihn und bestaunten seine wunderbare Heimkehr. Aus ihren Reden wurde ihm offenbar, daß er sieben Jahre auf dem Grund verlebt hatte just auf den Tag. Seinen Rock hatte man damals am Ufer gefunden, aber keine Spur von ihm. So mußte er als im hochgehenden Wasser ertrunken und von den Wellen entführt gelten. Die Zeit linderte alles Leid, auch das der Eltern. Nur eine, Helena, seine Jugendgespielin und Braut, gab ihn nicht verloren und widersetzte sich durchaus dem Drängen ihrer Verwandten, eine Ehe zu schließen. Sie erklärte, auf den entschwundenen Freund warten zu wollen.

Da Matthias fremdartiges Gewand trug und wohlausgestattet schien, meinten alle, er sei auf seinen Fahrten einem guten Glück begegnet, und da er ihre Meinung verstand, ließ er sie in ihrem Glauben. Ein Ledersäckel neben ihm

im Grase hatte einen Schatz an Goldkörnern und Edelsteinen geborgen. Um sein Handgelenk aber hatte er als eine Fessel vielfach verschlungen die Perlenschnur gefunden, die die Wasserfrau um ihren Hals getragen hatte. Er schenkte sie seiner Braut an ihrem Hochzeitstag.

Er war fortan ein tätiger Mann. Er war es, der die Glashütte im Wald neu aufrichtete. Quarzsand fanden sie an der Stelle. Das Geheimnis der Kunst hatte er bei den Wasserzwerge erlernt und hatte es so inne wie damals kein anderer weithin. Er lehrte die Wäldler ringsum, und sie schufen das beste Werk. Tüchtigkeit und Wohlstand war unter allen Dächern. Mit der Frau lebte er in rechtem Einvernehmen. Sie hatten Kinder, Knaben und Mädchen. Als das siebente, ein Söhnlein, geboren wurde, war der Matthias auf einer Reise in Wien, wohin seine Geschäfte ihn geführt hatten. Nach seiner Heimkehr trat Helena, das wunderschöne Jüngste im Arm, ihm entgegen. Er empfand einen unmäßigen Schrecken. Alle andern Kinder arteten dem Vater oder der Mutter nach oder glichen beiden, dieses Kind aber mit seinen gelben Locken und den grünblauen Augen sah der Wasserfrau ähnlich.

Alle im Hause liebten das Kind auf eine besondere Weise. Jeder wollte es hüten und ihm dienen. Es wuchs mühelos auf, blieb aber einsam inmitten der Kinderschar und spielte auf seine stille Weise vor sich hin. Matthias suchte es oft heimlich in der Schlafkammer oder im Garten auf, nahm es auf seine Kniee und sah nachsinnend auf das helle Köpfchen nieder. Der Knabe schmiegte sich an ihn und verharrte ohne Ungeduld, bis er ihn mit verhohlenenem Seufzer ins Bett oder auf den Rasen setzte und gedankenschwer wegging. An einem Sonntag im Hochsommer, als das Kind eben sieben Jahre alt geworden, lief es den langen Weg durch den Baumgarten hinunter. Unbewacht, während die Eltern mit den Geschwistern auf dem Kirchgang waren, kletterte es im dichten Efeu auf die hohe Gartenmauer, ließ sich auf der andern Seite im Gerank nieder, streifte durch das Gras und Buschwerk, bis es an den Kiesstrand am Flußufer gelangte, wo es runde schönfarbige Steinchen fand. Der Hofhund wies den Suchenden die Spur, man fand die Steinchen zu einem kleinen Hügel geschichtet, das Kind aber fand keiner je.

Die Helena in ihrem frommen Herzen und in der Sorge um die Ihren faßte sich wieder, nicht aber der Vater, der wohl vordem den Verlust etlicher seiner Kinder, die ihm an einem großen Kindersterben dahingeschwunden waren, verschmerzt hatte, aber den Tod dieses Knaben nicht verwinden konnte. Er lag Jahr und Tag in den Fesseln einer Lähmung. Erst in der letzten Stunde bekannte er seiner Helena, die ihm treu beigestanden war, die sieben Jahre, die er bei der Wasserfrau verlebt hatte. Sie versprach ihm, an seiner Statt zu büßen und den Losspruch zu erwirken. Sie trugen alsdann den Toten in einen Raum, ebenerdig, dem Garten zu gelegen, wo sie bei ihm wachten und für sein Heil beteten. In der Nacht vor der Bestattung aber ging ein Unwetter, wie keiner früher seinesgleichen erlebt hatte, vom Wald her über die Gegend nieder. Der Fluß schwoll jäh an, trat über die Ufer, durchbrach die Mauer. Das Wasser drang unheimlich gurgelnd ins Haus. Die Wächter, die bei der Leiche des Hausherrn gebetet hatten, flüchteten treppauf in die oberen Räume. Gegen Morgen gingen die Fluten so plötzlich wie sie eingedrungen waren zurück. Den Toten aber hatten sie von seiner Bahre weg mit sich fortgetragen. So begrub man einen leeren Sarg." Die Murachergroßmutter schwieg. Anna hielt die Perlenschnur noch in den Händen. Es schien ihr, als sinne die Großmutter jetzt ihren eignen Worten nach.

## 6

Am nächsten Tag fand man Anna an Gesicht, Brust und Händen mit roten Flecken übersät. Das Fieber stieg, und sie schlief jetzt viel. Wenn sie erwachte, sah sie sich von besorgten Mienen umgeben. Das Fenster war mit einer dunkelgrünen Gardine verhangen. Morgens und abends erschien der Hausarzt. Einmal noch kam Großmutter Schwanold an ihr Bett. Täglich minderten sich die Besucher. Bald waren nur Mutter, die Murachergroßmutter und Margret um das Kind, die jüngeren Dienerinnen durften nicht über die Zimmerschwelle.

Eines Tags aber wurden die Gardinen zurückgezogen, die Fenster einen Spalt weit geöffnet, und am späten Nachmittag sang eine Amsel im Garten. Die kühle Vorfrühlingsluft drang ein und mit ihr der Geruch von offener Erde. Das Holz im Ofen kochte zischend. Vor dem hellblauen Himmel standen nackt glänzend schwarze Zweige. Anna spürte, daß im Baum schon der Saft stieg. Aber wo war denn eigentlich sie inzwischen gewesen? Als die Tür sich eben öffnete, schloß sie die Augen. Unbedingt mußte sie zuerst darüber ins klare kommen, wie das alles zusammenhing, und den Großen durfte nichts von ihrer Unwissenheit preisgegeben werden. Sie entsann sich des Nachmittags, Großmutter hatte an ihrem Bett gesessen, Glocken hatten geläutet, Räder im Schnee draußen geächzt, dann hatte Großmutter erzählt. Sie war eingeschlafen und hatte geträumt, sie sei in einem Glashaus am Grund des Wassers. Sie war erwacht, als man ihr das feuchte Nachthemd über den Kopf gezogen hatte. Margret hatte sie mit heißen Tüchern trocken gerieben und sich befriedigt über die Wirkung ihres Tees geäußert. Da hatte sie laut gelacht und gesagt, das Hemd sei bei dem Tauchen in den Fluß naß geworden. Der Johannesknabe in der Wandnische hatte ihr mit seinem Fähnchen gedroht und sie hatte ihm dawider die Faust gezeigt. Mutters traurige Stimme hatte gesagt, das Kind phantasie, das Fieber müsse gestiegen sein, Margret hatte widersprochen. Warum aber, überlegte sie, lag sie jetzt hier und nicht in ihrem Zimmer? Warum trugen alle schwarze Kleider? Ihr Herz pochte, und den Kopf fühlte sie eigentümlich leer. Sie drehte sich gegen die Wand und lag mit geschlossenen Augen wach. Großmutter's Erzählung von der Ahnin, die wie sie selbst Helena geheißen hatte, und von dem Kind der Helena und des Matthias, das die Wasserfrau geholt hatte, kam ihr in den Sinn. Aber zugleich besann sie sich, Margret hatte ihr einmal, als sie auf einem Spaziergang am Ufer des Stroms dem abschüssigen Rand zu nah gekommen war, erzählt, ein kleiner Bruder von Annas Mutter, der kleine Sebastian, sei als Vierjähriger ertrunken. Ein kleines Ovalbild auf Porzellan gemalt stand im Muracher-haus auf Großmutter's Schreibtisch, an dem Fenster, von dem man weit draußen hinter dem Garten eine Schleife des Fließchens sah. Auch die Mutter hatte ihr von ihm

erzählt: der kleine Bruder sei, während die Kinderfrau sich in der Küche verschwitzte, vom Spielplatz unter den Haselstauden weggelaufen und durch eine Mauerpforte, die, sonst verschlossen, zufällig gerade offen stand, über die Wiese hinunter zum Fluß gelaufen. Am Ufer hatte man sein Strohhütchen mit Kieseln drin gefunden, aber das Kind nicht, und auch der Fluß habe ihn nicht hergegeben, obwohl man weit und breit Leute aufbot, die nach ihm Wasser und Land durchforschten. Alle hätten das Kind sehr geliebt und alle hätten seiner holden Stimme gelauscht, wenn es mit den Geschwistern das Abendlied sang. Nach seinem Verschwinden sei die Großmutter lange so trüben Sinns gewesen, daß sie gebangt hätten, der kleine Sebastian zöge sie nach sich, und erst als Luzia geboren wurde, sei ihr die Lust zum Leben wieder erwacht. Darum hatte das ganze Haus Luzien alle zärtliche Liebe zugewandt.

Das wanderte durch Annas Sinn, während sie, das Gesicht zur Wand gedreht, still lag und kaum dessen achtete, was um sie her vorging. Da fühlte sie sich von einem Arm umschlungen, hochgehalten und umgewandt. Großmutters schwarzes Kleid war von einer weißen Schürze fast zugedeckt. Sie holte mit der freien Hand jetzt die Suppentasse vom Tisch, und Anna trank sie gehorsam aus. Sonderbar steif waren ihre Beine und Arme, und selbst der Hals wollte sich nicht drehen. Großmutters Gesicht war vor Freude über die fortschreitende Genesung wie durchleuchtet. Sie holte ein spitzenbesetztes Kissen aus Mutters Zimmer und schob es Anna unter den Kopf, und schließlich knüpfte sie ihr noch ein blaues Band an das Nachtröckchen. Sie erriet sogleich Annas bittenden Blick, ließ sich auf dem Bettrand bei ihr nieder und wartete, aber das Kind sagte nicht wie sie erwartet hatte: "Großmutter, erzähle!" Es fragte, was Großmutter wohl meine, ob die Wasserholdin auch ihren kleinen Sebastian zu sich in ihr Glashaus geholt habe. Einen Augenblick schwieg die Gefragte betroffen. Sie holte tief Atem und sagte, nein, sie sei festen Glaubens, ihr Kind Sebastian spiele mit den Geschwistern, die ihm vorausgegangen seien, dort, wo sie alle auf die Mutter warteten, die dann wohl auch einmal zu ihnen kommen dürfe. Das aber möchte noch eine Weile dauern, fügte sie gleich hinzu, als sie Annas ängstlich flatternde Lider

bemerkte, — noch eine Weile, bis die andern hier sie nicht mehr brauchten, jetzt gerade bedürften sie ihrer noch sehr. "Großmutter", raunte das Kind scheu und bettete seine schmal gewordene Wange in die große Frauenhand.

An einem lauen Morgen hieß es, der Arzt erlaube ihr eine Viertelstunde aufzustehn. Mutter kniete vor dem Bett und band ihr die Schuhe fest. Man lachte über ihre steifhängen—den langen Beine, an denen die Strümpfe Falten schlugen. Sie selbst wurde von einer fröhlichen Begierde erfaßt, sich zu regen, aber kaum stand sie aufrecht, wurde sie vom Schwindel erfaßt, und ihre Glieder, als wären sie aus Holz, weigerten ihr den Dienst. Sie war sehr bestürzt, die andern aber mochten es erwartet haben und trösteten sie, sie würde rasch wieder gehen lernen. Man erzählte ihr, wie sie seien viele Kinder der Klosterschule erkrankt, ja man habe die Schule seit Wochen geschlossen. Sie hätte also gar keine Eile und könne in aller Ruhe rote Wangen und flinke Beine bekommen.

Christof Dierolf brachte, als er Anna zum ersten Mal nach ihrer überstandenen Krankheit besuchte, ein kleines Brettspiel mit und lehrte sie es. Sie erfaßte es sehr rasch, Mutter und Großmutter und die hin- und widergehenden Mädchen gaben vergnügte Zuschauer ab. Der Vetter hatte eine feine und spaßige Art, sie dann und wann ein Spiel gewinnen zu lassen, ohne daß sie es durchschaute. Sie gewann großes Zutrauen zu ihm, so daß sie einverstanden war, als er ihr vorschlug, sie in ihr altes Zimmer, das schon für sie bereitstand, zu tragen, denn die Übersiedlung hatte man für diesen Nachmittag vorgesehn. Man hüllte sie in Decken, und der Vetter trug sie über den langen kühlen Gang in ihre Stube. Die Hausleute hatten sich da aufgestellt, begrüßten sie und beglückwünschten sie zu ihrer Genesung. Beschämt und froh drückte sie ihr Gesicht an Dierolfs Schulter. Auf dem Tischchen an ihrem Bett stand eine Schale mit Schneeglöckchen, die ersten, die Josef an einer besonnten Stelle im Garten entdeckt hatte. Er hatte sie allesamt heraufgebracht. Später erschienen mit Margret noch ihre beiden Katzen, die sonst in die Küchenregion verbannt waren. Sie rieben sich zu Annas Vergnügen buckelnd an ihrem Bettpfosten.



Am folgenden Sonntag konnte sie schon, mit einigem Bemühen zwar, über den Gang gehen und mit Mutter, Großmutter und dem Vetter am Familientisch speisen.

An einem linden Vormittag im frühen April sollte die erste Ausfahrt gewagt werden. Anna saß in Pelze gehüllt neben der Großmutter unter dem halboffenen Verdeck des Wagens. Am Morgen hatte Großmutter ihre Tochter zu überreden versucht, sie möge an der Ausfahrt teilnehmen, Christina aber, die seit Schwanolds Tod das Haus nicht verlassen wollte, hatte sich auch diesmal geweigert. Anna hatte, während sie das Zimmer verließ, eben noch gehört, wie Großmutter leise aber bestimmt gesagt hatte, sie müsse dem Draußen ins Gesicht sehen, je länger man es aufschiebe, desto schwerer falle es. Mutter entgegnete, die Krankheit des Kindes sei hinlänglicher Grund für ihre häusliche Zurückhaltung, worauf Großmutter erklärte, von nun an könne das nicht mehr gelten. Anna dachte über das Erlauschte nach, ohne es zu begreifen. Die reine, etwas scharfe Luft tat ihr wohl. Sie durchfuhren langsam die Straßen, Großmutter hatte viele Grüße zu erwidern. Anna bemerkte jedoch, daß manche, fast noch ehe sie vorüber waren, sich umwandten, um ihnen nachzustarren.

Sie fuhren jetzt über die Brücke nach dem andern Ufer, das in der Sonne lag. Das Kind erzählte, wie sie zu dreien, als der Strom zufror, hier gestanden und auf das Eis geschaut hatten. Da habe der Vater ihr und Luzien versprochen, sie würden Schlittschuh laufen. Dann aber — das Kind schwieg verwirrt. Der alte Josef, der in seinem Pelerinenmantel auf dem Kutschbock saß, drehte sich um und berichtete, vor etlichen Tagen habe der Strom noch Eisschollen geführt.

Das Kind, von seiner Erinnerung eingenommen, spann daran weiter und kam unvermittelt mit der Frage, wohin Luzia gegangen sei, in der Nacht vor Vaters Begräbnis? Großmutter starrte sie mit aschfahlem Gesicht an. Josef aber wandte sich wieder um und erklärte mit Bestimmtheit, damals sei das kleine Fräulein bereits krank gewesen und habe in seinem Fieberwahn geirrt, denn das Fräulein Luzia sei selbige Zeit gar nicht zugegen gewesen. In der Aufregung, die damals im Hause geherrscht habe, sei die Krankheit des Kindes

übersehen worden, ein Gottessegen, daß man später noch ihrer Herr geworden sei. Großmutter sah ihn freundlich an und sagte, sie habe immer schon gewußt, der Josef verstehe vieles, was andern entginge, dies sei eine schöne und glückliche Gabe. Jetzt aber wollten sie bald wenden, fast sei es schon zuviel für heute.

Eines Morgens, als Mutter ihre Briefe gelesen hatte, bestellte sie Anna einen Gruß von Tante Luzia. Das Kind richtete aufmerksam den Blick auf die Sprecherin, aufmerksam und fragend, so daß die Mutter hinzufügte, Tante Luria sei wieder in Frankreich. Sie sei bei den Schwestern des Klosters zu Gast, bei denen sie früher ihre Erziehung genossen habe, die hätten sie eingeladen, auch die Oberin hätte sie aufgefordert. Diese sei doch eine Schwester von Sophia Renner und diese wiederum eine jüngere Freundin der Großmutter. Die Großmutter nickte bestätigend. Ob die Tante denn nun im Kloster verbliebe, fragte Anna erschrocken. Da schüttelte Mutter den Kopf. Nein, nur für ein Weilchen, vielleicht würde sie später, im Sommer, Mutter in ihr Bad begleiten. Dann, sagte Anna bittend, möge sie doch zu ihnen zurückkehren, sie hätten jetzt so viel Raum, sie beide, Mutter und sie, in dem großen Haus. Die Frauen schwiegen. Vetter Dierolf strich ihr übers Haar und verließ das Zimmer. Anna erbat sich die Briefmarke von Luziens Brief und versteckte sie hinter dem Umschlag ihres Schulbuchs.

Nach Ostern begleitete die Großmutter Anna zur Schule. Sie trat in das Sprechzimmer der Oberin ein, das Kind ging über den Hof und stieg die Treppen zum Klassenzimmer hinauf. Die Schülerinnen sahen verlegen oder neugierig auf ihr schwarzes Kleid. Schwester Floriberta, die Lehrerin, saß schon hinter ihrem Pult. Annas gewohnten Platz nahm eine andere ein. Anna trat zur Lehrerin und bot ihr den üblichen Gruß. Die Schwester musterte sie eine Weile aus ihren kühlen Augen, wandte das volle, immer leicht gerötete Gesicht dem Saal zu und sagte mit einer gewissen Strenge, Anna habe etliche Wochen länger als die meisten andern die Schule versäumt, denn bei ihr habe die ansteckende Krankheit begonnen, aber hoffentlich werde sie die Versäumnis nachholen. Vor sich hinträumen, wie es manchmal bei ihr vorkäme, dürfe sie freilich nicht. Ja,

und sie müsse wohl auch, da sie so sehr gewachsen sei, jetzt einen andern Platz einnehmen. Die Schwester wies ihr, nachdem sie einigen Wechsel vorgenommen hatte, den Platz neben Cornelia Hoermann an, einem großen schönen Kinde mit dunklen Locken und braunen großen Augen, das trotz seiner Begabung, seinem Eifer und untadeligen Verhalten von der Lehrerin immer kalt und zuweilen mißgünstig behandelt wurde und vereinsamt unter den Kindern stand. Maria von Schenk, Annas frühere Nachbarin, schlug die Augen nieder und saß unbeweglich da, als diese neben sie trat, um aus der Pultlade einiges ihr Gehörige zu entnehmen. Maria war Schwester Floribertas Liebling, sie war Interne. Der Ausdruck ihres Gesichts glich jetzt völlig dem der Lehrerin. Die Wimpern lagen auf den Wangen. Sie grub ihre grauen, etwas verdickten Zähne in die Unterlippe, als ob sie eine lästige Sache über sich ergehen lassen müsse. Ungeschickt und verwirrt nahm Anna ihre Hefte und Bücher an sich, ließ zweimal etwas fallen, bückte sich, ohne daß die frühere Nachbarin ihr behilflich war, und erreichte endlich ihren neuen Platz. Schwester Floriberta war von den Stufen des Podiums, auf dem ihr Pult stand, heruntergetreten. Sie wippte mehrmals ungeduldig mit dem rechten Fuß, einem schmalen langen Fuß mit hoch geschwungenem Spann, der seine edle Bildung selbst in dem form- und absatzlosen Nonnenschuh nicht verleugnete und befremdlich anmutete bei Floribertas weicher Gestalt, deren Fülle nur mühsam von den strengen Gewändern gebändigt war. Sie begann, nach einem verweisenden Blick auf Anna, die noch ihr neues Schubfach einräumte, mit dem Gebet.

Als sie saßen, griff Cornelia heimlich nach Annas Hand und flüsterte ihr zu, längst schon sei es ihr Wunsch gewesen, Annas Nachbarin zu sein. Mit ein paar raschen geschickten Griffen ordnete sie Annas Sachen, während diese verwirrt zu ergründen suchte, womit sie in diesem Maße die Mißbilligung der Lehrerin verdient haben möchte. Die war ihr nie liebevoll begegnet, dennoch hatte sie sie mit jener Bevorzugung behandelt, die außer ihr noch einige Töchter einflußreicher Familien offensichtlich genossen. Anna vermochte dem Unterricht nur lückenhaft zu folgen und verriet dies auch, als die Lehrerin sie

aufrief. Großmutter hatte die Morgenstunden bei der Oberin und einer alten Freundin verbracht, die verwitwet als Pensionärin im Kloster lebte. Sie trat gleichzeitig mit Anna in den Torgang, stattlich in ihren Trauergewändern und den Schleier über dem hellen Gesicht. Sogleich vergaß Anna ihre ganze Kümmernis, erfaßte die gebotene Hand und spürte die ehrfürchtige Neugier und Bewunderung ihrer Gefährtinnen vor der stolzen Erscheinung mit Freude. Langsam ging sie mit der Großmutter durch den zögernd-kühlen Frühlingsmittag nach Haus.

Während sie mit den beiden Frauen und Dierolf am Mittagstisch saß, überkam sie die Erfahrung des vergangenen Vormittags, dies plötzlich unbegreiflich Andere, das sie angeweht hatte. Sie legte die Gabel auf den Teller und würgte an dem Bissen im Munde. Der Vetter sah sie aufmerksam an und fragte dann Mutter, ob der Hausarzt mit dem Schulbesuch denn einverstanden sei. Mutter nickte. Dann blickten sie alle auf das Kind. Großmutter sagte, Luft und Milch täten not, alles andre käme dann von selbst. Der Vetter meinte, sie solle nach Tisch schlafen und dann zu ihm in den Garten kommen, er zeichne dort. Schlafen wolle sie nicht, erklärte Anna. Gut, dann sogleich in den Garten und in Bewegung bleiben, nicht im Schatten ruhn, bestimmte die Großmutter. Sie käme mit.

Dierolf zeigte Anna im Garten manches, was sie von jeher kannte und doch nie so recht gesehen hatte, eine Staude, die mit fleischfarbenen nackten Händen aus dem Boden griff, einen Farren mit seltsam gerollten und verpackten Blättern, eine Blattknospe am Baum. Er bildete die Erscheinungen mit ein paar Strichen auf dem Papier nach. Er ließ sie durch eine Lupe einen winzigen Käfer, ein Stück Baumrinde sehen. Der Garten hatte ihr noch wie schlafend geschienen, jetzt entdeckte sie Wunder um Wunder, neue Austriebe, verstecktes Blühen. Großmutter ließ eine flache Silberschale in den Garten bringen, die sie mit den Schätzen füllte und später, als die nahende Abendkühle sie in das Haus verwies, vor Mutter auf den Teetisch stellte.

Der nächste Morgen war der erste laue in diesem spät einsetzenden Frühling. Anna verspürte ihre alte Munterkeit, als sie aus dem stillen Haus den

Schulweg antrat. Vetter Dierolf hatte vorgeschlagen, man möge sie ohne Begleitung gehen lassen. Mutter hatte gezögert, aber Großmutter hatte es entschieden befürwortet. Margret hatte die Wegzeit reichlich bemessen. Anna ging langsam durch die Straßen, alles schien ihr neu und viel wichtiger als noch am vorigen Tag. Sie sah in tiefe gewölbte Eingänge, in Höfe und Winkel, in Kirchen und verweilte vor der Auslage einer Buchhandlung. Sie forschte in den Gesichtern der Begegnenden. Alles war abenteuerlich neu, als wären andre Augen ihr eingesetzt oder sie durchwandere eine fremde Stadt. In der Nähe des Klosters senkte sich die Beklemmung wieder auf sie. Sie holte tief Atem, legte den Kopf zurück und beschleunigte den Schritt. Im Klassenzimmer setzte sie sich sogleich an ihren Platz. Die Schülerinnen drehten die Köpfe, um sie zu betrachten, und manche flüsterten untereinander. Cornelia erschien spät. Atemlos raunte sie Anna zu, sie habe gehofft, sie zu treffen und zu diesem Zweck einen Umweg gemacht. Sie habe ihr etwas mitgebracht. Sie kramte aufgeregt in ihrem Ränzel, legte schließlich einen Federhalter aus Schildpatt vor die neue Freundin und forderte sie auf, durch ein winziges gläsernes Fensterchen in sein Inneres zu blicken, was diese sogleich tat. Darin war eine vielkuppelige Kirche zu sehen. Unter dem Bild stand *Sant'Antonio, Padova*. "Vater hat ihn mir von einer Reise mitgebracht, ich darf ihn dir schenken", versicherte sie.

Während des Unterrichts widerstand Anna dem Verlangen, in das Innere dieses Wunderdings zu schauen, das in seinem schmächtigen Leibe ein so gewaltiges Monument barg. Am Schluß aber, als sie Bücher und Hefte schon weggepackt hatte, schloß sie die Faust um ihr Geschenk, um in dem Augenblick, als die Lehrerin das Zeichen zum Gebete gab, noch rasch in das Glasauge zu spähn. Die Mädchen standen mit gefalteten Händen. Schwester Floriberta blickte auf die zögernde Anna, gewahrte den Gegenstand in ihrer Hand, befahl sie vor sich, entriß ihr den Federhalter und begann ein strenges Verhör über "woher und wozu". Cornelia trat neben Anna und sagte, Schuld hätte sie, sie habe ihn ihr geschenkt, sie wolle nicht, daß Anna immer traurig sei. "Nun," erklärte die Lehrerin, "das ist schön von dir. Trotzdem brauchtet ihr

das Gebet nicht zu stören. Mir scheint, gerade euch beiden täte es besonders not." Einige Schülerinnen kicherten. Anna kämpfte mit den andrängenden Tränen. Cornelia wurde rot bis unter ihre braunen Locken, nahm jedoch trotzig den Federhalter aus der Hand der Nonne und versenkte ihn vor deren Augen in Annas Tasche.

Heimgekehrt ging das Kind sogleich zur Mutter, um ihr den Vorfall zu berichten. Sie erzählte von der Versetzung, von der neuen Nachbarin und dem Geschenk und von der Äußerung der Lehrerin und fragte schließlich, ob Mutter oder Großmutter etwa wüßten, warum Cornelia und ihr das Gebet mehr not täte als den anderen Mädchen. Die Frauen sahen sich schweigend an. Großmutter ließ sich die Worte der Nonne wiederholen. Hierauf riet sie Anna, mit der Nachbarin gute Freundschaft zu halten und sich um den Groll der Lehrerin nicht zu grämen.

Als Anna am nächsten Mittag mit Cornelia nach Schulschluß über den Hof ging, wurde sie von der Pfortnerin angerufen, welche die Großmutter die Stufen vom Sprechsaal der Oberin herunterbegleitete. Sie hielt inne und zwang ihre neue Freundin, sie an der Hand festhaltend, gleichfalls stillzustehn, bis die Großmutter sie eingeholt hatte. Cornelia grüßte errötend, die Großmutter hob ihr mit der Hand das Gesicht hoch, betrachtete es aufmerksam, streichelte sie freundlich über die Wange und ging dann zwischen den beiden Mädchen hin.

Von diesem Tag an hatte Anna unter dem Übelwollen der Lehrerin in der alten Weise nicht mehr zu leiden, wohl aber in einer neuen, die ihr nicht minder empfindlich war. Während des Unterrichts wurde sie nicht beachtet, nicht gefragt, nicht belobt, nicht gerügt. Die Hefte mit schriftlichen Übungen erhielt sie mit gerechten Zensuren zurück, ohne Anerkennung und ohne Tadel.

Zuweilen geschah es, daß sich während einer Pause eine Mädchengruppe um sie scharte und aus deren Mitte eine Sprecherin eine Frage an sie richtete, die Anna harmlos beantwortete; sie betraf meist irgendwie ihre Familienverhältnisse. Die Schülerinnen wechselten bedeutungsvolle Blicke, flüsterten untereinander, drehten ihr den Rücken oder brachen hinter vorgehaltenen Händen in ein albernes Gelächter aus. "Du solltest ihnen keine

Antwort geben", riet Cornelia, schob ihren Arm unter den Annas und zog sie fort.

Als sich einmal während des Spiels im Klostergarten Maria mit ihrem üblichen Gefolge Anna näherte, und den Kopf auf die Schulter gelegt sich eben anschickte, eine ihrer hinterhältigen Fragen an sie zu richten, während die Quälerinnen schon auf die Antwort lauerten, hob das Kind die Hand, um die Peinigerin, ehe diese noch zu Wort gekommen war, ins Gesicht zu schlagen. Aber die Hand sank, wie von Ekel gehemmt, ehe sie die Feindin berührt hatte. Sie schob diese nur von sich ab, wandte sich und ging.

Sie hörte einen schrillen Aufschrei der Gekränkten, Schluchzen und Murren, und sah Maria mit ihren Begleiterinnen im Haus verschwinden. Nach einigen Minuten erschien eine Novize und rief Anna ins Klassenzimmer. Cornelia schloß sich ihr an, wurde aber von der Lehrerin am Eingang zurückgewiesen. Maria saß in der ersten Schulbank, das Gesicht von Tränen überströmt, mit bebenden Schultern. Schwester Floriberta nahm Anna in ein scharfes Verhör. Diese, wirr und betäubt, stand töricht und stumm vor der Empörten. Sie vermochte sich kaum selbst Rechenschaft zu geben, was an Maria sie so aufgereizt hatte, daß sie die Hand wider sie erheben mußte. Sie verspürte nur in den Stichelreden der anderen, obwohl sie nicht wußte, wohin sie eigentlich zielten, ein geheimes tückisches Gift.

"Du bittest Maria um Verzeihung!" befahl die Lehrerin. Maria hob den Kopf, legte ihn auf die Schulter und wies ihre Zähne in einem Lächeln der Befriedigung. Anna schwieg. Die beiden anderen warteten. Die Schwester wiederholte ihren Befehl und wies Anna, die wieder stumm verharrte, nach einer Weile an, in den Garten zurückzukehren. Sie werde über ihr Vergehen der Oberin berichten und Sorge tragen, daß die Mutter Kenntnis von ihrer Roheit und Verstocktheit erhalte.

Die Freundinnen wanderten später beklommen heimwärts. Anna vermochte es nicht, zu Hause den Vorfall zu erwähnen. Sie erwartete etliche Tage ein Strafgericht. Es geschah jedoch nichts. Kurz darauf ging das Schuljahr zu Ende. Zum Abschluß erschien die Oberin in der Klasse, ließ Anna vortreten,

reichte ihr die Hand, sah ihr freundlich in die Augen und, immer noch die Mädchenhand in ihren bleichen Händen festhaltend, empfahl sie ihr, sich in den Ferien gut zu erholen, sie habe eine schwere Zeit durchlebt. Falls sie den Sommer bei der Murachergroßmutter verbringe, möge sie diese von ihr grüßen. Schwester Floriberta stand daneben und hob ihre weiße Nasenspitze in die Luft.

## 7

Mutter verreiste in einen französischen Badeort. Anna wurde von Margret ins Muracherhaus verbracht, wohin die Großmutter einige Wochen früher zurückgekehrt war und wo sie mit Onkel Franz ihren dauernden Wohnsitz hatte. Es war sehr still dort, zwischen Mutter und Sohn wurde nicht viel geredet. Von den acht Kindern, die Helena Muracher ihrem viel älteren Gatten geboren hatte, lebten nur drei noch, Franz, Christina und Luzia. Die drei ersten Kinder waren im Verlauf einer Woche einer Kinderkrankheit erlegen, ein Sohn als Kind ertrunken und ein anderer vor einem Jahrzehnt als Student einem Herzschlag plötzlich erlegen. Bald nach Luziens Geburt war die Frau Witwe geworden.

Onkel Franz schien Anna jetzt verschlossener als je. Vor und nach jeder Mahlzeit betete er laut und des Abends sprach er mit allen Hausleuten in der gewölbten ebenerdigen Halle vor dem großen Kruzifix die Gebete. Manchmal lag sein Auge eindringlich prüfend auf dem Kind. Anna verspürte diesen Blick mit körperlichem Mißbehagen, auch wenn sie den Onkel selbst nicht sehen konnte, wenn er etwa hinter seinem Fenster stehend sie im Garten beobachtete.

Einmal trat Anna in Großmutterns Zimmer ohne anzuklopfen, wie es ihr zugestandener Brauch war. Darin war sie allein vor allen Hausgenossen begünstigt. Es war um die zweite Hälfte des Nachmittags. Um diese Zeit pflegte Großmutter, die sich sehr früh am Tage zu ihrer umsichtigen Tätigkeit



im Hause erhob, von ihrer Mittagsruhe erfrischt, mit hellem Gesicht neben dem Kind in Haus oder Garten zu erscheinen. Anna hatte schon eine Weile über die gewohnte Zeit vor dem Zimmer gewartet. Manchmal schien ihr, sie höre ein Murmeln von halblauten Stimmen, dann aber wurde es wieder still. Sie drückte auf die Klinke und trat behutsam ein, um Großmutter, falls sie noch schlief, nicht zu stören. Ein breiter Wandschirm stand an der Tür und schied die Tiefe des großen Raums von dem vorderen Teil, in dem sich das Lager, der Schreib- und der Nähtisch und ein bequemer Lehnstuhl befanden. In diesem Augenblick erhob sich wieder die Stimme. Es war die von Onkel Franz. So gedämpft er sprach, verstand Anna jedes Wort, das er streng, ja beschwörend auf Großmutter einredete. Sie möge bedenken, sagte er, Anna sei das Kind dieses Fremden. Schwanold, gut, aber eben doch nicht Schwanold — halb, vielleicht ganz welscher Abkunft durch seine Vorfahren beiderseits. Gewiß, der alte Schwanold habe ihm seinen Namen verliehen, das sei zu verstehen um der untadeligen Frau willen. Dies habe aber doch, wie es sich erwiesen habe, das gefährliche Bluterbe nicht ausgelöscht. Daran sei nun nichts mehr zu ändern, aber sie werde sich doch entsinnen, wie er vor Jahren der Heirat Christinens widerraten habe. Die Großmutter schwieg. Anna wagte weder vorzutreten noch hinauszugehn. Franz fuhr fort, die Mutter müsse doch begreifen, es gäbe nichts Besseres für das Kind als eine Erziehung im Kloster für die nächsten Jahre unter der Aufsicht seiner Schwägerin, die dieser Aufgabe gewachsen sei und Anna gewiß eine besondere Sorgfalt zuwenden würde.

Nun sprach die Großmutter, leise auch sie, doch nicht weniger entschieden als der Onkel. Sie ehre Schwester Richardis und sei ihr wohlgesinnt um der Ähnlichkeit mit deren Schwester, Franzens verstorbener Frau, willen, die sie wie ein eignes Kind geliebt habe. Ihre Zöglinge aber würden bei ihr zu Nonnen erzogen, zu trefflichen, das gebe sie zu. Doch was das Kind beträfe, sei dies ihr Sinn nicht. Er, sie wage nicht auf eine zweite Ehe zu hoffen — Onkel Franz stieß einen kurzen abwehrenden Laut aus —, er also kinderlos. Paul, ihr zweiter Sohn, ehe- und kinderlos verstorben. Luzia, wer konnte ihr ferneres Schicksal? Christina Witwe und wohl auf Lebenszeit. Anna das einzige Kind,

und auf ihm stünde zur Zeit die Zukunft des Muracherhauses. Ob er das bedächte? Es blieb still zwischen den beiden. Verwirrt stand Anna da. Nicht alles hatte sie verstanden, wohl aber daß es um sie ging und daß Großmutter und Onkel darüber uneins waren. Sie atmete laut und es konnte wie ein Seufzer klingen.

Großmutter mochte es vernommen haben. Sie trat hinter den Schirm und führte das Kind an ein Fenster. Der Onkel erbleichte, und ehe Großmutter es hindern konnte, faßte er Anna an der Hand und schob sie auf den Gang hinaus. Sie hörte, daß Onkel jetzt ziemlich laut von Vernachlässigung und schlechten Sitten sprach. Aber Großmutters Stimme klang leicht und freidawider.

Gleich darauf stand sie neben Anna, ging mit ihr die Treppe hinunter, drückte ihr ein Hütchen auf den Kopf und nahm ihren eignen großen Sonnenhut vom Haken, diesen Wunderhut, den sie sich einmal von Italien mitgebracht hatte, aus tief goldfarbenem feinem Stroh geflochten und von einem Blumenkranz umwunden, dessen Blüten aus buntgefärbtem Stroh kunstvoll gebildet waren. Dieser Hut erweckte so sehr Annas Bewunderung, daß sie jeweils, wenn die Frau im Schatten ihn abnahm, sich erbot ihn zu tragen. Wenn Großmutter aber den Hut einmal ablegen würde, hatte Anna gebeten, möge sie ihn ihr schenken. Großmutter hatte es lächelnd versprochen.

Die Ferien zogen sich diesmal in den Herbst hinein. Man hatte von der Schule eine Verlängerung bewirkt um des vergangenen von Tod und Krankheit überschatteten Jahres willen. Auch die Mutter blieb viel länger, als vorgesehen war, im Ausland, wo sie mit Luzia verweilte. Wöchentlich kam ein Brief, den der Onkel aus seiner Schreibstube zum Frühstück mitbrachte, denn alle Post wurde am Morgen von einem Knecht aus dem Städtchen geholt und ging den Weg über Onkels großen Schreibtisch. Die Adresse war, wie das Kind feststellte, von Mutters Hand, aber aus dem Umschlag kamen stets zwei Blätter, von denen das eine Mutters, das andre Luziens Schrift wies. Großmutter reichte jedes Blatt, nachdem sie es gelesen hatte, dem Sohn über den Tisch und richtete dem Kind die Grüße der beiden aus. Manchmal fand

sich in dem Umschlag ein Blättchen von Mutter für Anna. Einmal, während sie auf die Schriftzüge sah, meinte sie, Mutter sei gesünder geworden, man sähe es an den Buchstaben, aber Tante Luzia, sagte sie mit einem Blick auf das Blatt, das vor ihr lag, frömmer. Sie wollte sagen, die Schriftzeichen seien ruhiger und steter als die einstigen, die etwas vom beflügelten Wesen der frühen Mädchentage Luziens ausdrückten. Da Anna das Gefühl hatte, etwas Ungehöriges geäußert zu haben, schämte sie sich und richtete die Augen scheu auf die Tischgenossen. Der Oheim aber sah überrascht und freundlich auf sie und strich ihr, ehe er das Zimmer verließ, über den Scheitel. Als sie ihm am selben Abend die Hand reichte, ehe sie zu Bett ging, meinte sie seine Finger, die die Kinderhand ein Weilchen festhielten, seien nicht so kalt und knöchern wie sonst. Wenn sie von nun an seinen Blick auf sich verspürte, fror es sie nicht wie vormem.

Die Äpfel im Garten hatten schon den ersten Morgenreif bekommen und waren gepflückt worden. Vom großen Wald her wehte es rauh herüber. Abends brannten die Riesenscheite im Wohnzimmerofen. Großmutter trug über ihrem Kleid eine weite wattierte Sammetjadce mit gestepptem Futter, wenn sie das Zimmer verließ.

Mutter hatte ihre Heimkehr gemeldet, und Großmutter rüstete jetzt auch Annas Abreise. Am letzten Abend rief Onkel Franz sie auf der Treppe vom zweiten Stockwerk an. Sie eilte hinauf. Er öffnete die Tür zu einem Zimmer, das sie noch nie betreten hatte, in das sie niemals noch einen Hausgenossen hatte eingehen sehen. Es war ein mäßig großer quadratischer Raum mit zwei Fenstern nach der Waldseite hin. Die dunkelrötlich schimmernden Möbel glommen in der beginnenden Dämmerung, Stühle und Sofa waren mit mattgrauer Seide bespannt, auch über den weißen Spitzengardinen bauschten sich Überwürfe aus grauer Seide. Durch die Fenster sah man über die Obstgärten, das Fließchen, die Wiesen und hin zum schwarzen Wald. Ein Kirchturm trat hervor, und ganz fern gegen den Himmel hob sich ein zerfallenes Schloß ab. Zwischen den Fenstern hing ein Ölbild, das Porträt eines seltsamen Wesens, das wie eine Frau und doch auch wie ein altkluges Kind

aussah. Das war Onkel Franzens verstorbene Frau. Anna hatte einmal im Haus erzählen hören, es gäbe ein Bild von ihr, das habe ihre Schwester, die Nonne, nach dem Tode aus der Erinnerung gemalt. Etwas Gespenstisches war an dem Bild, das Anna schaudern machte, und zugleich wußte sie, daß sie das Grauen verbergen mußte. Die Luft in dem Zimmer war rein und frisch, auf dem Nähtisch standen die zwei letzten herbstfahlen Rosen, die gestern noch im Garten geblüht hatten. Daneben lag eine Handarbeit, als sei die Stickerin eben erst aufgestanden. In der Zimmerecke stand ein Wiegenbettchen, von einer seidenen Decke verhüllt. Der Onkel hatte sich in einen Stuhl am Fenster gesetzt. Das Kind fürchtete, er habe es vergessen, und wollte sich leise fortschleichen. Als erriete er ihren Wunsch, stand er auf, ging auf die Wand zu und schob eine hölzerne Täfelung zur Seite. Sie fuhr geräuschlos in einer unsichtbaren Schiene. Dahinter kam ein tiefer geräumiger Schrank zum Vorschein, der mit blumigem Kattun ausgeschlagen war und eine Fülle leichter Kleider beherbergte. Onkel Franz griff wählend hinein. Seine Hand hielt eine knisternde Hülle, ein Kleid aus hellblauem Taft, der golden schillerte und mit vielen schmalen Rüschen verziert war. Er maß es ungeschickt an Anna; die Frau, der es gehört hatte, mochte nicht größer gewesen sein. Nun hing er es Anna über den Arm. Er schloß den Wandschrank, öffnete eine Lade des schmalen Sekretärs, zog eine lange feine Goldkette hervor, an der ein gekröntes Herz aus Gold und dunklem Email hing, und drückte es Anna in die Hand. Dann führte er sie auf den dämmerigen Vorplatz und verließ sie wortlos. Ihr Herz pochte so laut, daß sie meinte, man müsse es wie eine Uhr durchs Haus ticken hören. Sie ging in Großmutterns Zimmer, die sie am Schreibtisch sitzend antraf. Sie legte ihr Kleid und Kette auf den Schoß. Helena Muracher sah lange darauf hin. Ein paar Tropfen rannen über ihr Gesicht und fielen auf die Seide. Dann trug sie Kleid und Schmuck in Annas Zimmer und legte es in den Koffer, der für die morgige Abreise schon bereit stand.

Die Großmutter reiste mit Anna in das Stadthaus zurück, um dort einige Tage mit der Tochter zu verleben. Sie fuhren allein in einem Abteil des Zugs. Feld, Fluß, Moor, alte Städtchen zogen draußen vorüber. Anna saß an ihrem

Fensterplatz der Großmutter gegenüber. Sie sprach ihr von dem gestrigen Erlebnis in dem Zimmer der toten Frau und von dem Bild, das ihr Furcht eingeflößt hatte. Da begann nun die Großmutter von der Verstorbenen zu erzählen. Als Franz seine Frau heimführte, sei sie ein blutjunges schwächliches Geschöpf gewesen, fast wie ein Kind, aber doch ein klarer willensstarker Mensch. Sie hätte aus dem Verschlussenen und leicht Melancholischen einen offenen und heiteren Mann gemacht. Ein Kind sei ihnen geboren worden, aber nach ein paar banger Tagen seien Mutter und Kind dahingegangen. Über dem Unglück habe Franzens Sinn sich getrübt. Jeden Abend mußte man ihn vom Grab der Frau fast gewaltsam heimführen, und dieser Zustand habe ein Jahr angedauert. Damals habe eine Schwester der Verstorbenen Macht über ihn gewonnen und auf ihre Weise sein Herz gelenkt, so daß seine Verzweiflung in ein Übermaß von Frömmigkeit umgeschlagen sei. Das sei so brennend gewesen, daß es nicht gut und heilsam habe wirken können. Doch schien sich allmählich alles zu lösen. Er lebte wieder tätig und teilnehmend unter den Menschen seines Umkreises. Manchmal hätte sie gehofft, Vergangenheit und Gegenwart könnten in Franzens Leben sich in eines schließen, zumal die Schwester eine Art Ähnlichkeit mit der Toten hatte, vor allem die, daß sie gleich der Abgeschiedenen den Willen des Menschen, der ihr anhing, nach ihrem bog, ohne jede Gewaltsamkeit, in Güte und Sanftmut. Die Schwägerin jedoch trat als Nonne in einen Orden und wurde so Franz entrückt. Das unter ihrem Einfluß gewonnene Gleichgewicht verblieb ihm, nur wurde er noch strenger, mehr gegen sich als gegen die anderen. Nach einem Jahrzehnt etwa ihres geistlichen Lebens kam die Schwägerin, Schwester Richardis, als Oberin eines Frauenklosters in die Nähe des Muracherhauses. Mildernd und ordnend habe sie ihren Einfluß auf Franz auch als Unsichtbare wieder geltend gemacht. Der Oheim habe Anna ihrem Kloster als Zögling übergeben wollen, aber sie, die Großmutter, habe dawider gesprochen. Schon allzu viele aus ihrem Geschlecht hätten von der Welt sich abgesondert. Anna aber möge kräftig und innig leben. Von der frommen Schwägerin ginge zuviel heilige Versuchung aus.

Anna hatte sich bemüht, alles zu verstehen, was die Großmutter erzählte. Sie begriff, wieviel Bitterkeit für diese in allem gewesen sein mußte, bettete den Kopf in ihren Schoß, ergriff ihre beiden Hände, küßte sie immer wieder und flüsterte endlich: "Immer bei dir, Großmutter!" Die Frau mußte lachen, zog das Kind enger an sich, und so schlief Anna ein und wurde erst geweckt, als der Zug sich in der Abenddämmerung der Stadt näherte.

Da stand Mutter mit lächelnden Augen, einen Hauch von Lebensfrische über den Wangen. Die Witwenhaube war von einem weißen Röllchen gesäumt und von einem gleichen das schwarze Kleid am Halse. Sie umarmte ihre Mutter und das Kind, das sich an sie hing, und schritt dann elastisch aus, die beiden Ankömmlinge an den Wagen zu geleiten, der sie vor dem Bahnhof erwartete. Josef öffnete ihnen die Tür, hob Anna hinein und schnitt ihr eilig ein paar Fratzen. Sie durchfuhren die schon abendlich stille Stadt, als unter dem Feierläuten die Lichter auf den Straßen und in den Häusern angezündet wurden. An der Tür hing noch das Tannengewinde, mit dem man die heimkehrende Mutter empfangen hatte, überall im Hause waren Astern- und bunte Laubsträuße aufgestellt und füllten die Räume mit ihrem herben Duft. Josefs Gehilfe und Sabina schleppten Koffer und Schachteln ins Haus. Der Wind wehte welke Kastanien- und Platanenblätter in den Flur. Vertraute Gesichter tauchten auf und verschwanden nach kurzem Gruß.

Beim Erwachen am nächsten Morgen fiel Annas Blick zunächst auf eine neue wunderschöne Mappe aus dunkelrotem Leder, die auf dem Stuhl an ihrem Bett lag. Ein neuer blauer Mantel und ein neues Filzhütchen hingen am Haken. Man mußte nachts oder am frühen Morgen alles heimlich ins Zimmer gebracht haben. Während Margret ihre Haare bürstete, kämmte und flocht und sich dabei mißbilligend über deren Behandlung während der Ferien ausließ, war Anna von der Untersuchung ihrer neuen Schultasche freudig in Anspruch genommen. Die Bücher waren umgebunden; bunte Stifte, ein Federkasten, ein hübsches Ledertäschchen für den Proviant, alles war aufs beste vorgesehen. Manches fand sich doppelt, Anna verstand, das hatte Mutter für Cornelia

bestimmt. Eine warme Welle stieg ihr bis unter das Haar. Sie streichelte die neuen Geräte und packte alles sorgfältig zurück.

Unversehens wurden ihre Hände kalt und ungeschickt. Von der Brust in den Hals stieg es ihr weh auf. Da war er, der Gedanke an die Lehrerin, und ließ sich nicht verscheuchen, wie es ihr zuweilen doch in den langen Ferienmonaten gelungen war, der Gedanke, wie die Lehrerin am Eingang des Klassenzimmers stehn und über sie wegsehen würde, während sie den anderen Schülerinnen die Hand bot und an manche von ihnen freundliche Begrüßungsworte und Fragen nach dem Ergehen ihrer Familie richtete. Anna wurde unter dieser Vorstellung blaß, so daß Margret, die meinte, dies käme von dem langen anstrengenden Kämmen und Bürsten, sich mitleidig beeilte und ihr während des Frühstücks dringend zusprach, sich wohl zu stärken. Sie steckte das Mädchen in den neuen Mantel und zog sich selbst die Wollplüschjacke mit den langen gedrehten Fransen an, ihr gewohntes herbstliches Gewand, das Anna an ihr kannte, solange sie sich überhaupt besinnen konnte, und das wie alle Hüllen der alten Frau für das Kind ein Stück Kalender darstellte. Heute, zum Schulbeginn, sagte Margret, werde sie sie begleiten und bei dieser Gelegenheit ihre Besorgungen in der Stadt ausführen.

Sie waren nicht lange gegangen, als aus einer Seitengasse, wo sie schon ein Weilchen gewartet hatte, die Freundin hervorstürmte und von rückwärts die Hände Anna vor die Augen schlug, um dann Hand in Hand mit ihr weiterzuziehen. Vor der Klostertür schied Margret, nachdem sie den beiden ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet hatte. Von der gleichen Furcht beseelt, stiegen sie die Treppe zum Klassenraum hinauf, mit scheuem Blick die Gefürchtete in der weitaufstehenden Tür suchend. Neben dem Eingang stand eine kleine zarte Gestalt, die in ihren weiten Nonnenkleidern fast verschwand. Sie kam gleich auf die beiden zu, nahm in jede Hand eine der ihren und sagte lächelnd, sie sei Schwester Augustina, die neue Klassenlehrerin. Sie wußte wohl, sie beide seien die berühmten Freundinnen, und sie wollte den Versuch machen, ihnen zwei Plätze nebeneinander zu geben. Sie würden ihr Vertrauen gewiß nicht enttäuschen. Die Kinder starrten sie wie verzaubert an. Die

Stimme der Schwester Augustina war ein wenig belegt, aber sie klang wie singendes Glas.

Sie war nicht größer als Cornelia, hatte ein blasses mageres Gesicht mit weiten dunkelblauen Augen, beim Lachen schien ihr Mund groß in dem schmalen Gesicht, aber er wies ihre schönen regelmäßigen Zähne. Ihre Hände verschwanden in den weiten Ärmeln ihres Nonnenhabits, der wenn sie ging bauschend wie Flügel um die Schmächtige wehte. Sie kehrte den Freundinnen noch einmal das Gesicht zu und sah sie aufmunternd an, ehe sie sich zur Tür wandte, um neue Ankömmlinge zu empfangen. Meist ließ sie sich die Namen nennen, spendete jeder ein paar freundliche Worte und wies ihnen die Plätze an, aber den beiden, Anna und Cornelia, schien, so festlich wie sie sei niemand sonst empfangen worden. Sie gelobten sich in einem langen stummen Blick, dies unverhofft gewonnene Paradies durch keine Untat zu verwirken.

Anna mußte sich nach einer kleinen Rede, mit der die Lehrerin sich an die nun vollzählige Klasse wandte, gestehen, daß sie dieser leisen zärtlichen, ein wenig getrübbten Stimme hinlauschte, ohne auf den Sinn des Gesprochenen zu achten. Wie in der Kirche beim Orgelspiel hatte sie den Mund leise geöffnet, um die Musik besser eingehen zu lassen. Als sie es gewahr wurde, schämte sie sich und versprach sich, dem Unterricht mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu folgen. Manchmal bildete sie sich ein, die Nonne erwidere ihren Blick und, nur Anna sichtbar, erschiene in ihren Mundwinkeln der zarte Schimmer eines Lächelns.

Während der Pause, in der die Schülerinnen sich bei trockenem Wetter in dem inneren Gartenhof des Klosters tummeln durften, gingen die Freundinnen schweigsam nebeneinander her, sahen sich nur immer wieder strahlend an und vergaßen beide, ihr Butterbrot zu essen. Beim Aufbruch nach dem Unterricht zögerten sie beide wie auf Verabredung, um als letzte an der Lehrerin vorüber aus der Tür zu gehn, um den letzten Händedruck zu empfangen, und Schwester Augustina hielt auch wirklich Annas Hand ein Weilchen fest. Als Anna am Mittagstisch zwischen Mutter und Großmutter saß, fragte diese mit einem kleinen verschmitzten Lächeln, ob Schwester



Floriberta ihr noch immer so wenig gewogen sei und wie sie heute vor ihr bestanden habe. Anna warf ungestüm ihre Arme um Großmutters Hals und vergrub ihr Gesicht darein.

## 8

Diesem glückhaften Umschwung in der Schule sollte gegen Ende des Winters auch eine Änderung, gewissermaßen eine Aufhellung des häuslichen Lebens folgen. Schon im Herbst, als Anna mit Großmutter heimgekehrt war, hatte sie dieses Neue an Mutter wahrgenommen. Jetzt aber, da die Großmutter wieder fort und das Kind viel mit der Mutter allein war, wurde es sich dessen erst recht bewußt. Freilich, sie trug noch ihre Trauerkleider, aber jetzt, da die sommerliche Bräunung der Haut schon verblich, war diese doch von einem warmen Schimmer wie von innen her durchleuchtet, das schwere Haar schien den Kopf nicht mehr zu beugen, die Augen waren groß und strahlend.

Eines Abends, als das Kind lesend neben der Mutter in ihrem Zimmer verweilte und Margret hin und wider ging, hielt Christina die Dienerin an, um mit ihr einiges zu besprechen, was im Haus zu ändern und zu bestellen sei. Etliche Räume, die seit Vaters Tod unbenutzt und verschlossen geblieben waren, sollten gereinigt, gelüftet und einige Tage vorsorglich beheizt werden, Blattpflanzen und manches von den Winterblumen, die Mutters Zimmer jedes Jahr mehr und mehr anfüllten, sollten hingebracht werden. Mutter sprach lebhaft, Margret machte Vorschläge, die von ihr geprüft wurden, und Anna fand sich in diesem unbekanntem Wesen, das sich jetzt offenbarte, nicht sogleich zurecht. Trotzdem wußte sie, schon ein Weilchen war Mutter in dieses veränderte Dasein hineingewachsen.

Christina mochte jetzt ihren Blick auf sich verspürt haben, sie gab ihn auf eine gewisse zerstreute Weise zurück, die Anna seit ihrer frühesten Kindheit an ihr kannte — aber auch ihre Zerstreutheit war nun eine andere, eine ruhige, ja oft heiter versponnene, nicht die von einst, die schwere, schmerzlich gespannte.

Wenn früher sie oder ein anderer im Haus zu Mutter redete, hatte es dem Kind geschienen, sie sei zuinnerst gar nicht gegenwärtig, sondern lausche auf Vaters Schritt und, war er fern, ihm nach bis ans Ende der Welt. Jetzt träumte sie in sich hinein. Tauchte sie aus dieser Versunkenheit auf, so zog sie wie beschämt Anna an sich, liebte sie, fragte nach ihren Wünschen und war beflissen, ihr zu Gefallen zu sein.

Nach einigen Tagen kamen am Spätnachmittag Gäste zum Tee. Es war zum ersten Mal seit Vaters Tod, daß Mutter die Räume, erwärmt, erleuchtet und mit Blumen geschmückt, den Besuchern aufgetan hatte. Anna hörte wieder und wieder die Türglocke anschlagen. Ein leises Klirren von Silber, Porzellan und Glas drang zu ihr herüber, und der Hyazinthenduft aus den Zimmern vermischte sich mit den Wohlgerüchen von Pelzen und Kleidern, die vom Treppenhaus herwehten.

Margret war überall, empfing die Besucher im Flur, leitete die bedienenden Mädchen an, musterte, ehe sie mit ihrer Last hinter der Zimmertür verschwanden, kritisch die Servierbretter, und schickte Anna, die neugierig von Zeit zu Zeit unter einem Vorwand neben ihr auftauchte, in ihr Zimmer zurück, mit der Weisung, die Schulaufgaben zu vollenden, denn sonst, so drückte sie sich dunkel aus, könne nichts daraus werden.

Anna dachte, daß sie unter den Erwachsenen unerwünscht sei, und ging, halb enttäuscht, halb ergeben, in ihre Stube. Mit ihren Arbeiten war sie bald fertig. So stand sie am Fenster und sah auf den kalten Platz mit den Platanen hinunter. Das Zimmer lag im Schein ihrer Leselampe in halber Dämmerung, draußen aber war es schon dunkel. Sie hörte hinter sich die Tür öffnen, ein kalter Zug streifte ihren Rücken, etwas huschte herein, schon hatten sich zwei Hände fest um ihre Augen gelegt. Fremdes Haar streifte ihre Wange, eine zarte Gestalt schmiegte sich an sie. Sie wand sich, konnte sich aber nicht freimachen und flüsterte endlich, halb ungläubig: "Cornelia!" – "Ja," jubelte es, "aber hast du es denn gewußt?"

Atemlos erzählte die Freundin, ihr habe weder der Vater noch ihre Tante ein Wort verraten, nur eben daß sie mit ihnen ausgehen dürfe. Jetzt seien die

zwei, ihr Vater und ihre Tante Therese, bei Annas Mutter zum Tee und sie dürfe die Freundin besuchen. Dies sei seit langem ihr heimlicher Wunsch. Anna nickte, ihrer sei es auch gewesen. Margret deckte ein Tischchen mit Schokolade, Kuchen und Leckereien, alles, wie sie versicherte, was es auch drüben gäbe.

Von da an kam Cornelia alle zwei Wochen zu Anna, während ihr Vater und seine ältere Schwester ein paar Nachmittagsstunden bei Annas Mutter zubrachten.

Man hatte während dieser Zeit nicht allzusehr acht auf die Mädchen. Cornelia war brennend begierig, alles im Hause zu sehen. Alles schien ihr seltsam und sehr verschieden von ihrem eigenen Daheim. So führte Anna sie, nachdem ihr eigener kleiner Bereich durchforscht war, von Raum zu Raum. Der alte Josef pflegte um diese Zeit die Innenläden der Fenster zu schließen. Er trug eine Laterne, die eine Kerze enthielt, in der Hand. Ein kleines flackerndes Licht zerstreute sich geisterhaft in den Sälen, so daß die vertrauten Zimmer Anna fremd, Cornelien aber ganz und gar märchenhaft erschienen. Lüster, Wandleuchter, Spiegel und Vasen glänzten im Halbdunkel. Von den Familienbildern winkten Augen heimlich. Die Kinder folgten dem Männlein, aneinandergedrückt, wohligh gruselnd durch die kalten Gemächer. Geheimnisvoll, als Hüter der Herrlichkeiten, hob Josef, Kälte und drängende Obliegenheiten außer acht lassend, die Laterne, dies und jenes bestrahlend, und erzählte, was er von Mensch und Ding wußte.

In Corneliens Haus trat Anna in eine andere Welt ein, als sie eine Woche nach deren Besuch ihrer Einladung folgte. Margret begleitete sie hin, und wie es Anna vorkam, war sie von dem Besuch, den das Kind vorhatte, wenig eingenommen. So bekrittelt sie unterwegs, daß Cornelia ohne Mutter aufwachse, obwohl man nicht behaupten könne, es wäre besser, wenn sie von ihrer Mutter erzogen würde. Nun war von einer Mutter Corneliens nie die Rede gewesen, nie hatte diese, nie hatte man im Schwanoldschen Hause ihrer erwähnt, so daß Anna sie für tot hielt und, um Cornelia nicht weh zu tun, niemals eine Frage an sie gerichtet hatte. Von Margrets harten Worten etwas

verschüchtert fragte sie endlich unsicher, ob denn Corneliens Mutter nicht gestorben sei, und wenn es so sei, so hätte diese eben keine Mutter, so wie sie jetzt keinen Vater hätte. Und ob Cornelia oder sie deshalb schlecht erzogen wäre?

Frau Hoermann sei nicht tot, sagte Margret, sondern habe ihren Mann und ihr Kind verlassen, einen guten Mann und ein schönes und liebes Kind. Sie wolle Sängerin werden und zum Theater gehen. Gott werde sie strafen. Gegen Cornelia und ihren Vater wolle sie nichts sagen.

Anna war verwirrt und beunruhigt von diesem Gespräch. Indessen waren sie vor dem Hoermannschen Hause angelangt. Es war ein breites, niedriges Haus, nicht eben neu, aber gewiß nicht so alt wie das, in dem Anna lebte. Und vor allem stach es im Innern völlig von dem ab, was sie gewohnt war. Es gab da große, fast leere Zimmer mit Seidentapeten und Vorhängen aus dem gleichen Stoff. In dem einen stand ein chinesischer Schrank, wie Cornelia ihr erklärte, in dem andern ein Flügel und eine Harfe, und außerdem gab es etliche niedrige Sitze und Polster und niedrige bewegliche Tische, und schöne fremdartige Teppiche und große Vasen und irgendwo ein Glasgefäß mit seltsamen Fischen. Da waren keine dämmrigen Ecken und Winkel, keine Riesentische, keine tiefen Lehnstühle, keine Familienbilder, aber viel Raum und viel Licht. Das Licht kam aus der Wand und aus der Zimmerecke, und alles war für Anna neu. Sie bestaunte alles, aber Cornelia fand, es sei bei Anna viel schöner und behaglicher. Man entdecke immer wieder Neues und an allem hingen Erinnerungen und Geschichten. Bei ihnen kenne man nach einer Stunde alles. Und, meinte sie, auch ihr Vater fühle sich nicht wohl darin. Der sitze oben in seiner Studierstube mit den vielen Büchern und dem großen Schreibtisch und den Lesepulten, und er dulde nicht, daß man seine Papiere und Schriften auf den Tischen ordne, und daher liege auch immer Staub darauf. Der Vater sei eben auf seinem Spaziergang und Anna solle sich mit einem Blick in seine Stube überzeugen, daß sie recht habe.

Schließlich gab es Tee und Kuchen in Corneliens Zimmer. Aber auch dieser Raum war eine Überraschung. Alles war weiß und es standen nur die

nötigsten Gegenstände darin. Die Wände, die Decke, der Boden und alle Möbel waren mit Ölfarbe gestrichen und alles konnte abgewaschen werden. Cornelia seufzte. Sie fände das schrecklich unwohnlich und kalt. Auch das dienende Mädchen, das den Tee brachte und eingoß, war weiß gekleidet. Sogar ihre Schuhe waren weiß. Das alles habe ihre Mutter so gewollt, sagte Cornelia, und es müsse so bleiben, das bestimme ihr Vater, die Mutter solle alles nach ihren Wünschen finden, wenn sie wiederkäme. So erwähnte die Freundin zum ersten Mal die ferne Mutter. Annas Neugierde war nun zwar geweckt, dennoch brachte sie es nicht über sich, Cornelia auszufragen. Sie hatte den Eindruck, die Freundin habe sich auch das wenige schwer abgerungen.

Bei diesem Besuch traf Anna Corneliens Tante, Therese Hoermann, die ihr schon viel früher auf der Straße aufgefallen war und ihr eine gewisse Scheu eingeflößt hatte. Sie wirkte weder alt noch jung, war groß, frei in ihren Bewegungen und trug bequeme einfache Kleider, die wie ihre ganze Erscheinung etwas Männliches hatten. Auf ihrem kurz geschnittenen grauen Haar saß sommers und winters ein weicher Filzhut. Sie genoß in der Stadt den Ruf anerkannter und bei einer Frau etwas befremdlicher Gelehrsamkeit. Man wußte, daß sie große Forschungsreisen gemacht hatte und als einziges weibliches Wesen Mitglied einer wissenschaftlichen Gesellschaft war. Sie trat zu den beiden Mädchen ins Zimmer, ließ sich eine Tasse Tee reichen und beteiligte sich an einem Brettspiel, das ohne sie etwas lahm und langweilig gewesen war und durch sie plötzlich Geist und Würze bekam. Anna entdeckte jetzt die Schönheit dieses Gesichts, das niemals etwas von weiblichem Liebreiz gehabt haben mochte und doch in seiner strengen klaren Führung für sich einnahm. Vor allem aber fühlte sie sich von den klugen grauen Augen angezogen, die sie so durchdringend ansahen und doch so viel Wärme und Wohlwollen im Blick ausdrückten. So kam es, daß sie trotz der Fremdheit, die Corneliens Heim für sie hatte, am Ende doch befriedigt neben Margret heimging, die ihren Bericht über den Verlauf des Besuchs wißbegierig und etwas mürrisch entgegennahm. Der Anblick des eleganten weißgekleideten Stubenmädchens hatte sie besonders verdrossen.

Zwischen der Klosterschule, der Freundschaft mit Cornelia und den Sommern in der Muracherheimat verliefen die nächsten Jahre. Anna hatte ihr sechzehntes Jahr vollendet. In einigen Monaten sollte die Lehrzeit abgeschlossen sein. Es war in den Fasten. Schwester Augustina hatte die Freundinnen durch die verflossenen Schuljahre geführt. Sie war Jahr um Jahr schmäler und blasser und ihre Augen waren immer größer geworden. In den letzten Monaten wurde ihr das Sprechen zuweilen so schwer, daß sie am Ende des vormittäglichen Unterrichts schon heiser und kaum mehr vernehmbar war. In den Tagen vor den Osterferien verwandte sie täglich die letzte Unterrichtsstunde darauf, ihren Schülerinnen die Leidensgeschichte des Heilands zu erzählen. Während sie mit ihrer erlöschenden Stimme redete, die Augen groß in die Ferne gerichtet und doch auch wie nach innen gekehrt, als sehe sie das was ihr Mund aussprach in einer mystischen Landschaft vor sich, gerieten die jungen Zuhörerinnen in einen eigentümlichen Bann. Sie verließen ihre Bänke, scharten sich um die Lehrerin und mit angstvoll geweiteten Augen, mit Seufzen und Tränen schlossen sie sich dem Zuge an, den die Nonne vor ihnen erstehen ließ, und zogen mit durch Angst, Hohn, Peinigung, Verlassenheit, Tod und Auferstehung.

Nach den Ferien trafen sie am Eingang des Klassenzimmers eine fremde Nonne, die freundlich, gerecht und durch eine gewisse Starre von ihnen geschieden das Schuljahr zu Ende führte. Schwester Augustina, verkündete ihnen die Oberin, lasse ihre Schülerinnen grüßen. Sie habe zur Heilung ihrer angegriffenen Gesundheit ein Kloster in den südlichen Bergen aufsuchen müssen.

Man hatte in diesem Jahr frühe Ostern gefeiert, weiße Ostern, wie die Leute sagten, denn die Winterkälte hatte lange gedauert und im März war noch Schnee gefallen. Dann aber war der Frühling plötzlich und mit Macht angebrochen. Man hatte im Schwanoldschen Haus die Flügeltüren des Gartenzimmers weit aufgetan. Anna war im Freien, es gab Schneeglöckchen und Leberblümchen, aber um die große weißgrüne Helleborusstaude war noch

ein Restehen harten Schnees in der Schattenecke zwischen Haselwurz und Efeu. Christina kam in einem neuen fliederfarbenen Kleid mit etwas dunkleren Samtschleifen und einer großen tiefvioletten Amethystkette um den Hals den Mittelweg vom Haus in den Garten. Sie trug in diesem Jahr zum ersten Mal seit Vaters Tod bunte Kleider. All die Zeit war sie in Schwarz, Grau und Weiß gegangen. Sie hatte ihr Haar auf eine neue kleidsame Weise angeordnet. Anna eilte ihr entgegen. Sie hatte in Mutters Hand einen großen geöffneten Brief wahrgenommen. Nun reichte sie der Tochter zwei Bilder, das Luziens und das eines fremden Mannes. Seit jener heimlichen Abreise, während Vater tot im Hause lag, von der Anna nie zu einem Menschen zu sprechen gewagt hatte, hatte sie die Tante nicht mehr gesehn. Wohl hatte Mutter Bilder von ihren gemeinsamen Reisen mitgebracht und viel von ihr erzählt. Es war ein reiferes und bewußteres Gesicht als jenes, das Anna vor fünf Jahren leibhaft gekannt hatte, und ein wenig verhaltene Wehmut war darin. Aber doch war es noch viel schöner geworden. Wieder kam die alte Eifersucht über das Mädchen, es war gewiß Großmutters Jugendgesicht. Als Anna jetzt aufsaß, ragten die Münstertürme zwischen den kahlen Bäumen in ihrer steinernen Unwandelbarkeit, wie sie damals auf die Brücke geschaut hatten, als Vater im klirrenden Frost zwischen ihnen weilte. Sie hatte es sogleich verstanden: der fremde Mann da auf dem andern Bilde, der würde ihnen nun Luzia wohl für immer fortnehmen. Und trotz ihres zwiespältigen Gefühls für diese schöne Tochter der Großmutter, die sie als Gefährtin liebte und um jene Ähnlichkeit beneidete, kam jetzt eine feindselige Wallung gegen den Unbekannten in ihr auf. Sein Bild wäre ihrer Hand entfallen, hätte die Mutter es nicht erhascht, die sie lächelnd ansah, vielleicht nicht ohne Ahnung von dem Widerstreit, der in dem Kinde vorging.

Sie begann nun heiter zu erzählen. Luziens Verlobter sei Holländer von Geburt. Sie und Luzia hätten ihn im vergangenen Sommer in einem Nordseebad, wo sie mit Sophia Renner einige Wochen verbrachten, kennen gelernt und sich mit ihm befreundet. Sie hätten es damals schlecht getroffen, denn es habe fast während ihres ganzen Aufenthalts ohne Unterlaß geregnet,

und viele Gäste seien geflohen, doch hätten sie in seiner Gesellschaft die Wetterungunst verwunden, und besonders Sophia Renner sei ihm gewogen gewesen. Freilich habe sie, Christina, schon damals verstanden, daß er nicht um Sophiens willen seine vielfältige Gabe, anzuziehn und zu fesseln, entfaltet habe. Sie sei also nicht überrascht gewesen, daß er nun um Luzia geworben, mehr vielleicht darüber, daß sie die Werbung angenommen habe, denn während jener feuchten Sommerwochen sei es nicht ganz durchsichtig gewesen, wie die Schwester zu ihm stünde. Sophia Renner sei ihm eine warme Fürsprecherin bei der Großmutter gewesen. Diese sei gewonnen. Sie selbst sei mit der Schicksalswende für Luzia zufrieden. Onkel Franz mache gewisse, wenn auch nicht allzuschwere Einwände, vor allem, daß Larmesons Vater Protestant sei. Nun sei er selbst aber Katholik wie seine Mutter, die eine deutsche Rheinländerin gewesen sei.

Anna nahm das Bild wieder aus Christinas Hand und sah es lange aufmerksam an. Es war ein kühnes und zugleich verschlossenes Gesicht. Anna schien es, da sei etwas Verhohlenes, was sie nicht zu enträtseln vermochte. Während Mutter erzählte, fiel es ihr bei, jene rede das erste Mal zu ihr wie zu einem erwachsenen Menschen. Das Bild zog sie an und stieß sie zugleich ab. Eine große Verführung war in diesem Antlitz, das verstand sie dumpf.

Von der stummen Abwehr der Tochter befremdet, meinte Christina fragend, das Bild müsse Anna doch wohl auch gefallen? Zusammen würden Luzia und er sehr gut aussehn. Und ein langweiliges und eingeschränktes Leben werde sie bei ihm nicht führen müssen. Er sei Architekt und habe sich selbst ein schönes Landhaus in Hilversum gebaut. Doch habe er häufig Aufträge im Ausland, in Frankreich, den holländischen Kolonien, ja in Amerika, und zuweilen könne Luzia ihm dahin folgen. "Ja, folgen", stieß Anna nun plötzlich aus ihrem Zorn hervor, natürlich, folgen, so wie man dem Rattenfänger von Hameln gefolgt sei. Genau so sehe er nämlich aus.

Die Mutter war zuerst betroffen. Dann lachte sie, und Anna war von ihrem Lachen etwas gekränkt. Aber dann legte Mutter ihr den Arm um die Schultern und sagte, sie sehe, Anna sei doch noch ihr liebes kleines Mädchen



und das Unrecht sei auf ihrer eigenen Seite, daß sie sie nämlich ihrer Länge halber für eine Erwachsene zu halten geneigt sei. Onkel Franz änderte nach einem Besuch Larmesons im Muracherhaus seinen Sinn. Die Großmutter kam auf einer Reise nach München, wo sie mit Sophia Renner Luziens Aussteuer besorgen wollte, für einige Tage zu ihrer Tochter. Anna hörte sie, ohne daß die beiden ihre Anwesenheit gewahr wurden, einmal zu Mutter sagen, Franz sei es zufrieden, daß Luzia sich ins Ausland vermähle. Es gäbe Gerüchte, die wie Funken lange unter der Asche weiterglimmen, und jeder Luftzug könne sie beleben. Doch solle die Hochzeit im Muracherhaus gefeiert werden und er hielte darauf, daß alle Verwandten und Freunde des Hauses dort zusammenkämen.

## 9

Das alte Muracherhaus mit seinen massiven Mauern, in denen über dem Eingangstor aus der Schwedenzeit her noch eine Steinkugel steckte, hatte seine grauen Wände mit Tannengrün umschlungen, und eine Woche lang in diesen Spätsommertagen war es von Festfreude und Trubel erfüllt. Dies war das letzte Bild, das alle vereinte, deren Anna sich noch von dem Begräbnis ihres Vaters her entsann.

Die drei alten Schwestern aus dem Stromhaus, Onkel Lambert und Christof Dierolf waren die Anna zunächst Vertrauten. Es fiel ihr schwer, sich in dem Schwarm der übrigen Verwandten und Verschwägerten zurechtzufinden. Dierolfs Mutter, die von der Großmutter in München persönlich gebeten worden war, hatte in letzter Stunde abgesagt, worüber die Großmutter, die vermeint hatte, die starre Menschenscheu der alten Frau aufgeschmolzen zu haben, recht betrübt war. Aber auch Dierolf selbst, Annas guter Freund aus Kindertagen, dem sie sich zutraulich näherte, schien ihr verdüstert und bedrückt. Dem Kreis der Nächsten gesellte sich diesmal eine Anna Fremde, ein junges Mädchen, Bona, eine Nichte von Franzens verstorbener Frau, die

verwaiste Tochter ihres älteren Bruders. Bona glich so sehr dem Bilde der Toten, daß Anna beim ersten Begegnen erschrak. Sie gewann sie aber bald im näheren Umgang lieb.

Der Bräutigam war allein gekommen. Seine Mutter war lange tot. Sein Vater lebte als Beamter in einer holländischen Kolonie und mochte, da er erst vor kurzem einen Urlaub im Mutterlande verbracht hatte, nicht abkömmlich sein. Geschwister besaß Larmeson nicht.

Er nahm sehr rasch alle oder fast alle Anwesenden für sich ein, jedenfalls aber hatte er Onkel Franzens Abwehr besiegt. Großmutter und Sophia Renner kamen ihm mit mütterlicher Vertraulichkeit entgegen, die jüngeren Menschen – sie waren in der Minderzahl – bewunderten ihn, ein paar Vettern, Söhne einer Wiener Base, waren geneigt, ihn zum Vorbild zu erwählen. Den Alten war er ein geduldiger Zuhörer und gewann dadurch ihre Sympathie.

Anna mußte sich zugeben, daß die Wirkung, die von seiner Person ausging, die des Bildes weit übertraf und daß es schwer sein mochte, ihm zu widerstehen. Und doch kam ihr vor, es verbarg sich hinter dem Mann, der diese so andersartigen Menschen hier bezauberte, einer, der auch in einer ganz anderen Sphäre behaust sei. Als die Großmutter mit ihren beiden Töchtern und Anna am Tage vor der Trauung unter den Gästen in einer zufälligen Gruppe beisammen standen, trat Larmeson hinzu, umfing die Frauen mit einem bewundernden Blick und sagte, es sei wohl eine seltene Gnade der Natur, daß sie drei Geschlechter so augenfällig gesegnet habe. Sein Ausspruch entlockte der Großmutter ein freundliches Lächeln, Christina und Luzia strahlten auf und Anna wurde verlegen. Sie hatte gerade in der letzten Zeit unter ihrer Erscheinung gelitten. Sie war wohl hochgewachsen, aber das Verhältnis ihrer Glieder mochte noch nicht ausgeglichen sein, jedenfalls standen sie ihr zuweilen im Wege. Als man ihr zu Hause die Festkleider genäht hatte, waren die Anproben die helle Pein für sie gewesen. Man hatte viel an ihr herumgezupft und umgesteckt, ihre Haltung kritisiert und ihre Bewegungen eingedämmt, und vor allem sollte sie nicht so weit und so ungestüm ausschreiten. Mutter und die Schneiderinnen hatten komisch verzweifelt

Seufzer ausgestoßen und zuweilen gelacht. Ihr war das ungewohnte Gehabe um ihre Person lästig. Zerstreut und verdrießlich ließ sie es mit sich geschehen, reckte und streckte sich, wenn die Anprobe beendet war, fuhr in ihren bequemen Flanellkittel, schnallte sich den Ledergürtel um und rannte aus dem Zimmer.

Als sie am Hochzeitsmorgen in ihrem türkisfarbenen langen Seidenkleid ins Brautgeleite neben Bona und zwei weitläufigen Cousinen sich einreichte, hatten ihr alle freudig Beifall zugelächelt, ein wenig erstaunt, als sähe man sie in solcher Gestalt zum ersten Mal. Anna selbst empfand es fast sonderbar, daß man an sie so viel Aufmerksamkeit wandte. Sie selbst konnte kaum ihren Blick von Luzia sen, die in ihrem weißen Kleid unter der Brautkrone, von ihren Schleiern umwallt, in der ungewohnten leuchtenden Blässe ihres Gesichts alle überstrahlte. Anna verschlug die Bewunderung fast den Atem, eigentlich hätte es ihrer Meinung nach allen so ergehen müssen. Sie bemerkte aber nur Dierolf, der etwas entfernt von ihr stand, so wie sie im Anblick der Braut versunken.

Die Neuvermählten waren abgereist, die Gäste aus der nahen Umgebung folgten ihnen bald.

Im Hause wurde vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht geputzt, aufgeräumt und weggepackt. Überall roch es noch nach Wachs und Tannennadeln. Außer der Tochter und der Enkelin war nur Bona noch verblieben. Larmeson, der an dem alten Hause Gefallen gefunden hatte, hatte Onkel Franz zu etlichen Veränderungen und Verbesserungen im Innern angeregt, die der Bequemlichkeit der Bewohner dienen sollten, leicht auszuführen waren und die Eigenart des Hauses nicht beeinträchtigen würden. Er hatte ihm allerlei Skizzen, Aufrisse und Notizen dazu gegeben, die Franz jetzt mit Bona studierte und durchsprach. Sie zeigte Verständnis, bewies Einsicht und Teilnahme, hatte eine entschiedene Meinung, belebte sich, und das auf den ersten Blick reiz- und temperamentlose Mädchen gewann so sehr, daß sie den Hausgenossen sich als eine völlig Neue offenbarte.

Mit Anna half sie der Großmutter beim Einordnen der alten Hausschätze, des Silbers, Porzellans, Kristalls, des gestickten und spitzenbesetzten Leinens, all der schönen Dinge, die Generationen von Frauen dem Besitz der Muracher hinzugefügt hatten. Großmutter erzählte bei jedem Namenszug, der sich da eingeschliffen oder eingestickt fand, die Geschichte der Frau, die ihn eingebracht hatte, so daß vor den beiden Mädchen eine Frauenchronik der Muracher entstand.

Anna meinte, man bedenke selten, wie vielfältig doch eines Menschen Herkunft sei und wieviel auch unsichtbares Erbgut da einströme.

"Alle die da vor uns waren," sagte die Großmutter feierlich, "haben kraftvoll gelebt, keine hat sich vorenthalten oder eigensüchtig aufgespart. Da war wohl Irrtum und vielleicht auch Fehlgang, aber seicht oder unnützlich war keine. Auch dies ist euch überantwortet, ihr verantwortet, was ihr daraus ans Licht hebt."

Während sie so sprach, hielt sie einen dunklen alten Glaspokal in beiden Händen. Er schien fast schwarz, so dick waren seine Wände, aber wenn der rechte Lichtstrahl auf ihn traf, brach ein blutiger Schein aus ihm hervor. "Dies", sagte sie, "ist unser Brautbecher. Die Frauen, die von uns ausgehen oder bei uns einziehen, trinken mit ihrem Ehemann den ersten Trunk unter unserem Dache aus ihm. Sie sagen, er tue einen Geschmack von Bitternis ganz aus sich allein in den süßen Brauttrank. Es muß wahr sein, denn auch ich habe ihn verspürt, als ich ihn mit deinem Großvater leerte, aber wie ein herrliches Aroma, ohne das die Süße mir schal geworden wäre. Ich spüre es heut noch, und doch ist er, der den Trunk mit mir geteilt hat, schon so lang von mir gegangen."

Etwas in der Stimme der Frau ließ jetzt Anna aufschauen. Sie sah der Großmutter voll ins Gesicht und sah die Verklärung darin, und wie aus dem Haar der Frau das Gold gewichen und das Silber allein darin verblieben war und sie umwogte wie ein Brautschleier. Bona war hinzugetreten, nahm die Hand der alten Frau, legte ihren Mund darauf und flüsterte: "Mutter, von Euren Lippen ging alle Seligkeit in den Trank ein."

Vor Tagesanbruch, ein graubleicher Nebel stahl sich durch die Ritzen der Fensterläden, wachte Anna auf. Vom Garten her mußte jemand ihren Namen gerufen haben. Ohne sich zu besinnen sprang sie noch schlafbefangen auf, taumelte ans offene Fenster und stieß die Läden zurück. In der milchweißen Dämmerung, die zwischen den Baumstämmen unten brodelte, vermochte sie kaum etwas auszunehmen. Nur der Wipfel des Apfelbaums unter ihrem Fenster ragte heraus. Bleichgelb schimmerten die Äpfel in der Krone. Die Kornäpfel hießen sie im Haus, weil sie als erste früh mit dem Korn reiften. Niemand im Haus durfte sie brechen, um von ihnen zu genießen. Sie waren die Lieblingsfrucht von Franzens verstorbener Frau gewesen und die letzte Speise, von der sie zu essen begehrt hatte. Jetzt ging die Ernte ins Kloster, gleichsam als ein Totenopfer an die Schwester der Hingeschiedenen.

Anna wurde, während sie in die Baumkrone niedersah, in der feuchten Morgenluft wach. Im helleren Bewußtsein ward sie des Anrufs noch entschiedener inne. Sie durchspähte das Nebelziehen unter den Stämmen. Es schien sich unter ihrem Schauen etwas zu lichten, aber sie vermochte kein Wesen zu entdecken, das der Rufer hätte sein können. Sie schauderte in der eindringenden Kälte, das Bett lockte, und schon wollte sie die Läden zuziehen und sich ins Zimmer zurückwenden, da vernahm sie leise und dringend sich noch einmal angerufen. Sie beugte sich suchend vor. An der einzeln stehenden Birke hinter der niedrigen Mauer des Krautgartens, wo der weite Anger aufstieg, den der Großvater hatte mit Kirschbäumen bepflanzen lassen, stand einer, schlank wie der Stamm, graugewandet, graubeschuht, der Schuh wie aus Eisen, das Gewand wie die geschuppte Haut der grauen Natter, die man manchmal stark wie ein großer abgestorbener Ast über den Waldpfad liegen sah und die sich leise regte, wenn man sie wie ein Stück Holz überschreiten wollte. Eine graue Kappe schloß sich knapp um das Haupt der Erscheinung und schien ihr wie Kleid und Schuh anders zugehörig als bei Menschen sonst. Jetzt aber öffnete sich die Tür des Stallgebäudes drüben an der Hofseite, Laternenschein fiel auf das Pflaster, warmer Dunst quoll aus den Ställen,

tierischer Laut. Aus einer Seitentür des Gesindehauses traten, auf Holzschuhen klappernd, die Sensen geschultert, die Knechte in Reihen hervor, das Hoftor knarrte in den Angeln, der Zug bewegte sich hinaus über die Felder.

Die Gestalt des Mannes drüben löste sich vom Birkenstamm, Schritt um Schritt vom Boden aufschnellend und in die Luft federnd. Er wanderte den sanft ansteigenden Anger hinauf. Jetzt hielt er ein, wandte sich zu Anna, wies ihr sein Gesicht, ihr von da an unvergeßlich eingebildet, Urbild und Maß des Menschenantlitzes.

Sie kehrte auf das Lager zurück, schlief sogleich ein und wachte erst am hellen Morgen auf, als die Sonne durch das offene Fenster sie beschien. Nach den Anstrengungen der letzten Tage waren auch die Hausgenossen verspätet zum Frühstück gekommen. Nach einigem Zögern, während Anna ihre Scheu von der morgendlichen Erscheinung zu reden erst überwinden mußte, richtete sie an die Großmutter die Frage, wer der Fremde sei, der von gestern auf heute noch im Haus genächtigt habe, sie habe ihn weder unter den Festgästen noch sonst gesehen. Onkel Franz fragte sie, ob sie denn jemand begegnet sei. Verlegen bekannte sie, es sei ihr gewesen als ob ganz früh, noch in der Dämmerung, ein Mann vom Garten über den Anger zum Wald hinaufgegangen sei. Sie habe ihn vom Fenster aus zu sehen vermeint, aber nicht erkannt.

Onkel Franz schüttelte den Kopf, erhob sich und erklärte nachfragen zu wollen, ob sonst irgendwer im Hause den rätselhaften Gast wahrgenommen habe.

Anna bereute gesprochen zu haben, um so mehr als sie den forschenden Blick der Großmutter auf sich verspürte. Nach einer längeren Betrachtung erklärte diese, Anna werde wohl im Halbschlaf geträumt haben. Daß sie aufgestanden sei und am Fenster gestanden habe, spreche nicht dagegen. Solche Morgenträume seien oft sehr trügerisch und spielten in den wachen Tag hinüber, so daß man sie vom echt Erlebten zuweilen kaum scheide. Doch sei sie so blaß, ob sie sich denn so sehr erschreckt habe?

Anna schüttelte, unfähig zu sprechen, verneinend den Kopf. Großmutter Blick blieb eigentümlich lang auf ihr haften. Anna nahm die Gelegenheit wahr

sich Bona anzuschließen, die der Hausfrau angeboten hatte, ihr einige Geschäfte abzunehmen.

Etliche Wochen später fuhr Anna mit der Mutter nach Haus.

Bei Schulbeginn erfuhren die Schülerinnen, daß ihre frühere Lehrerin, Schwester Augustina, in ihrem fernen Kloster verstorben sei.

## 10

Es war an einem Oktobermorgen des folgenden Jahrs, da Margret Anna weckte, indem sie ihr die schwere eiskalte Hand auf die Stirn legte. Auch ehe sie Margrets starren Blick und ihre blauen Lippen wahrnahm, wußte sie, etwas Furchtbares mußte geschehen sein. Auf ihren stummen fragenden Blick vernahm sie nur das eine Wort: "Die Großmutter." Schon stürzten Tränenbäche über die fahlen Wangen der Alten, und schon hatte sich Anna das Angesicht der Welt gewandelt.

Im Hause mußten sie es in der Nacht erfahren haben. Im Gang neben Annas Tür standen die gepackten Koffer. Beflissene Hände hatten noch im Morgengrauen geschafft und geordnet, ein Trauerkleid wurde Anna gebracht. Mutter trat bleich und schmal schon im schwarzen Kleid herein. Sie schwiegen. Mutter legte ihr Gesicht einen Augenblick auf Annas Haar.

Josef stand mit dem Wagen vor der Gartentür, um sie zum Bahnhof zu bringen. Margret begleitete sie. Sie hatte es dringend erbeten. Nun saß sie auf der Bank des Abteils neben dem Mädchen in ihrem steifen schwarzen Kleid und dem haubenartigen Crêpehut, dessen Anna sich aus der Zeit nach Vaters Tod entsann. Die Perlen des Rosenkranzes glitten in gleichmäßigen Abständen durch ihre harten Hände. Mutter saß still ihnen gegenüber in ihre Ecke geschmiegt und sah aus dem Fenster. Doch war es Anna nicht gewiß, in welche Ferne sie schaute und ob sie die schwarzen Teiche draußen, die Vogelbeerbäume in ihrem Korallenschmuck, die Städtchen und Dörfer, die

vorüberflogen in ihrem Feiertagsfrieden, denn es war ein Sonntagmorgen, überhaupt sah. Noch vor Mittag verließen sie den Zug in der kleinen Stadt, die von dem Riesenmauerwerk ihrer vieltürmigen düstern Burg mit ihrem Steildach beherrscht wurde. Vor dieser hatte Anna immer klein und mit einer großen Bangigkeit im Herzen gestanden. An der Burg erwartete die Reisenden wie immer der Wagen. Jeder im Städtchen erkannte sie als dem Muracherhaus zugehörig. Sie hatten von hier noch eine gute Stunde Fahrt. Franz kam ihnen entgegen, Mutter weinte, die Geschwister umarmten sich stumm. Wie er sich in jeglichem Zustand verschloß, so war der Onkel auch jetzt in seine Trauer eingesperrt, als sie beisammensaßen. Keiner sprach.

Als der Wagen vor dem Muracherhaus hielt, sprang das Tor mit beiden Flügeln auf. Die Hausleute traten heraus, die Männer beklommen schweigend, die Mägde die weinenden Gesichter von den Schürzen verhüllt. Sie drängten sich an Mutter und Anna, ihre Hände, ja nur ihre Kleider berührend, als ob Trost und Beruhigung von ihnen ausginge. Wie eine Blinde ging Christina an allem vorüber, die niedrigen Stufen der breiten Treppe langsam ansteigend bis zu dem großen Vorraum mit seinen Bänken und dem massiven Eichentisch. In den Ecken waren grüne Pflanzen in Kübeln aufgestellt, Großmutter's Lieblinge, seit einem halben Jahrhundert von Reisen als kleine Stecklinge mitgebracht und unter ihrer Obhut großgezogen. Im Sommer standen sie auf der sonnigen Treppe, die zum Garten führte, im ersten Herbstfrost brachte man sie, meist empfindliche Kinder eines wärmeren Himmelsstrichs, in die Diele vor ihrem Zimmer. Die matte Herbstsonne schaute durch die grünlichen bleigefärbten Scheiben gedämpft herein.

Mutter verweilte an der Zimmertür, die Hand auf der Klinke, wie in einer Lähmung. Die Tür sprang ohne ihr Zutun auf, sie standen im offenen Rahmen.

Auf ihrem breiten Bett lag die Muracherfrau in einem weißen langen Leinengewand mit weiten Ärmeln. Anna war es wohlbekannt. Großmutter hatte es selbst genäht, schon vor Jahren, mit ihren eignen Händen, Stich um Stich. Lange schon lag es in einem Schubfach ihres Schrankes für diesen Tag bereit, neben einem vergilbten Schleier und einer gläsernen Truhe, in der ein



Blumenkranz aus Glas ruhte, ganz aus beweglichen milchweißen Blüten und kleinen grünen Blättern aufgereiht. Der krönte jetzt ihr schlohweißes Haar, ihr Brautkranz von einst, den ihr die Bläser aus der Glashütte als Hochzeitsgabe kunstvoll geschaffen hatten. Der Schleier lag ihr zu Füßen, in ihn waren winzige Schuhe, Kinderhemdchen und Spielzeug gehüllt. Man hatte sie des Morgens schon abgeschieden im Bette aufgefunden. Der Tod mochte sie nicht überrascht haben, denn Kleid und Kranz lagen auf dem Tisch neben ihrem Lager bereit, der Schleier mit den verblichenen Hüllen und Geräten ihrer toten Kinder ihr im Schoß. So war auch keine starre Feierlichkeit an ihr. Ein wenig zur Seite geneigt, ruhte ihr Haupt auf dem Kissen, ein Lächeln spielte um Mund und Wangen. Sie sah in ihrer lieblichen Hoheit unter dem glitzernden Kranze einem alten Götterbild gleich. Zwei Nonnen aus einem nahen Kloster hielten zu ihren Füßen knieend Wache. Sie erhoben sich, um Christina zu begrüßen. Eine der Frauen war schon bejahrt. Sie war Großmutter's Kindheitsgespielin gewesen. Sie hatte ein frisches weiches Gesicht mit guten Augen und sagte tröstend zu Mutter, die Verstorbene sei in ihrem letzten Lebensjahr so todesselig gewesen, wie sie all ihre früheren Tage lebensselig gewesen sei.

Es wurde Anna nicht schwer, die Tote anzuschauen. Aber ein Glanz war von der Erde auf immer gewichen. Wie die Sonne heute bleich schien, brannten die Kerzen, die das letzte Lager der Großmutter umstanden, matt und düster. Mit dem fortschreitenden Tag füllte das Haus sich mit Trauergästen. Viele ältere Leute aus Großmutter's weitläufiger Familie, die weltverschollen in den Orten und auf den Gütern im großen Wald hausten und deren sich Franz und Christina noch aus Kindertagen entsannen, waren gekommen, um von der toten Jugendgefährtin Abschied zu nehmen. Bona kam, grüßte stumm und ging, da und dort ordnend und sorgend. Sie war überall, wo man einer leitenden Hand bedurfte, schien mit einem Schlag das ganze Wesen des Hauses zu beherrschen, und Anna meinte, sie tue das, was Großmutter getan hatte, und tue es ebenso, wie diese es getan hätte.

In der Nacht entdeckte Anna, daß Bona das Zimmer mit ihr teilte. Auf Mutters Wunsch war Anna lange schon zur Ruhe gegangen. Sie lag wach. Sie konnte jetzt weinen und das Weinen tat ihr wohl. Bona trat später vorsichtig ein, um die vermeintliche Schläferin nicht zu stören, und verbergte sich hinter einem Wandschirm, wo sie sich flink entkleidete. Sie kam in einem strengen klösterlichen Nachtgewand mit einer steifen Halskrause zum Vorschein, die festgeflochtenen Zöpfe hingen ihr über den Rücken bis zum Knie. Sie trat an Annas Bett, entdeckte ihr vom Weinen verstörtes Gesicht und kam mit einem in Rosenwasser getränkten Tuch, um ihr Augen und Wangen zu kühlen. Als Margret später erschien, fand sie getan, was sie selbst wohl fürsorglich zu tun vorgehabt hatte. Sie rückte einen Stuhl an Annas Lager und begann mit halblauter Stimme zu beten. Bona fiel feierlich ein. Zuletzt sprach diese allein den Totenpsalm. Ihre Stimme klang friedvoll, wie wenn sie ein Wiegenlied vortrüge, und Anna schlief dabei ein.

Im Traum dieser Nacht sah sie die Großmutter auf der Wiese hinter der Gartenmauer. Sie saß dort auf einem großen Stein, der von Moos und einer gelben Flechte bewachsen war. Ein paar Kinder tummelten sich auf der Wiese. Sie trugen altmodische Kleider, hielten ihre Gesichter so abgewandt, daß Anna sie nicht sehen konnte, und spielten lautlos. Da stieg ein kleiner Knabe aus dem Wasser, eilte auf die Sitzende zu, die ihre Arme nach ihm ausbreitete, und sprang auf ihren Schoß. Jetzt aber stürzte Anna herbei. Sie selbst war kaum größer als das Traumkind. Sie eroberte sich einen Sitz auf Großmutters Knie, steckte den Kopf unter ihr Kinn und griff nach der Kette an Großmutters Hals, um sich daran festzuhalten. Sie kämpfte um ihren Platz auf dem Schoß und versuchte, den kleinen Jungen zu verdrängen. Der Kleine glich ihrem eignen Bild. Er hatte dieselben bernsteinfarbenen Haare und dieselben blaugrünen Augen wie sie selbst. Sie wußte wohl im Traum, es war der ertrunkene kleine Sebastian, um den die Großmutter nicht aufgehört hatte zu trauern. Eine schmerzlich zehrende Eifersucht überfiel und quälte sie. Sie mußte in ihrem Schmerz laut aufgestöhnt haben, denn erwachend fand sie Bona neben sich

stehen, die sie, ein Nachtlämpchen in der Hand, beleuchtete und sorgenvoll betrachtete.

Anna starrte sie verwirrt an. Sie schien ihr wie eine Gnomin, mit dem frühesten Gesicht, das aus der steifen runden Krause aufstieg, in dem langen Hemd aus rauhem Leinen, das einer Nonnenkutte glich, mit der Leuchte, die sie mit der hohlen Hand abblendete. Sie setzte das Lämpchen behutsam auf den Boden, umfing Annas Hand und ließ etwas Kühles, Gleitendes zwischen ihren Fingern. Es war Großmutter's Perlenschnur. "Franz hat sie mir für dich gegeben, so hat sie es bestimmt", sagte Bona und strich ihr Kissen und Decken glatt.

Beim Erwachen fand Anna die Schnur um ihr Handgelenk geschlungen. Eine Magd, die ihr das Bad bereitete, erzählte ihr, sie wolle mit einigen Gefährtinnen gleich nach verrichteter Morgenarbeit in den Wald gehen und dort Zweige mit Beerenfrüchten und solche mit buntem Laub und Moos holen. Tannengrün hatten die Knechte schon gebracht. Alles, was in den Gärten und hinter den Fenstern in Blüte stand, hatte man im Kellergewölbe schon bereit, doch sei dies noch nicht so viel, als sie brauchten, um Kirche und Grab zu schmücken, denn vor einer Woche habe ein Nachtfrost in den Gärten viel zerstört. Aber am Waldweg entlang sei es jetzt bunter als in dem schönsten Ziergarten, und dies sei auch der Weg, den die gute Herrin so geliebt habe. Vor einigen Tagen sei sie ihn aufwärts geschritten. Ein wenig mühseliger freilich als gewohnt sei sie damals gegangen, die Mädchen hatten es unter sich beredet.

Anna sagte, sie wolle mit ihnen in den Wald gehen. Nach dem Frühstück, an dem eine große Schar Gäste teilnahm, schloß sie sich den Mägden an. Ein Knecht führte ein Pferdewägelchen hinter ihnen her, das die Last heimbringen sollte. Unterwegs beredeten sich die Mädchen von ihrer toten Frau, daß nichts von Krankheit, Not und Wirrnis im weiten Umkreis ihr verborgen geblieben sei, daß sie geheilt und gelöst habe, und was sie jeder von ihnen Gutes angetan habe, wie es ihren Müttern und deren Müttern von ihr geschehen sei.

Anna hörte mit halber Aufmerksamkeit hin. Dies war ja der Weg, den sie so oft mit der Toten gegangen war. Nun fiel ihr mit einem Mal der große italienische Strohhut ein, der Hut mit den kunstvollen Strohlumen, der in ihrer

Kinderzeit ihr großes Entzücken gewesen war, wenn er an Großmutter's Arm hing. Sie beschloß, ihn zu suchen.

Da und dort hatte sie schon Zweig und Kraut gebrochen. Die Mädchen schweiften nach allen Seiten aus und brachten ihren Fund herbei. Schon war das Gefährt fast gefüllt. Eines der Mädchen machte den Vorschlag, man möge doch den steilen Fußsteig ins Jagdhaus hinaufgehn. Die Waldhütersfrau habe ein Gärtchen, das so geschützt läge, daß man da gewiß manches fände, was anderorts schon verdorben sei. Die Frau sei ein Patenkind der Verstorbenen und wie gern gäbe sie ihnen alles, was sie nur vermöge. Der Wagen freilich müßte zurückbleiben, wollte er nicht den weiten Umweg über die Fahrstraße nehmen.

So eilten die Mädchen den Jägersteig hinauf. Anna versäumte sich, es drängte sie, allein zu bleiben, so meinte sie der Toten näher zu sein, denn jetzt war es ihr leid, sie verlassen zu haben. Morgen schon würde ihr die Großmutter ganz entschwinden. Aber würde nicht ihre Seele, war auch der Leib für immer entrückt, in weitem Flügelspannen allerorts hier verweilen? Immer, immer würde sie sie hier verspüren. Solange noch einer lebte, der sie geliebt hatte, würde sie hier leben.

Hartmann, der kleine Knecht, band das Pferd an einen Stamm und folgte den Mädchen langsam nach. Er war ein junger Bursch, wortkarg und ein wenig kurz von Verstand. Mit den Tieren wußte er trefflich umzugehn. Auf halbem Weg wandte er sich um. Als habe er Bedenken, Anna zu verlassen, sah er auf sie zurück. Sie winkte ihm, er möge gehn, und ließ sich an einer lichten sonnbeschienenen Stelle ins Moos fallen. Erst jetzt fühlte sie, wie müde sie war, gleichsam ausgehöhlt, als ob sie mit ihren Tränen sich völlig verströmt habe. Bald vermochte sie dem Schlaf, der sie überkam, nicht mehr zu widerstehn.

Ein Eichhorn sprang über ihr knackend im Geäst, um ihre Füße huschten Mäuse. Sie spürte alles um sich noch eine Weile im Halbschlaf, dann aber versank sie in eine tiefere Schicht.

Vom fernen Rufen der wiederkehrenden Mägde erwachte sie, richtete sich auf und sah sich gegenüber, neben dem Pferdchen am Tannenstamm lehnd

und ihren Blick mit dem seinen erfangend, jenen graugewandeten Fremden, der vor einem Jahr in der Morgenfrühe aus dem Garten des Muracherhauses angeraufwärts dem Wald zu gegangen war.

Sein Blick sog ihr ganzes Wesen aus ihr. Jetzt war sie nur mehr hingegebenes Anschauen. Der Schein über seinen Wangen war kein Lächeln, aber alle irdische Heiterkeit. Auf seiner Stirn wohnte keine Trauer, aber alle Schwermut der stummen Kreatur. Anna vermeinte, in seinen Blick einzugehn, daß kein Rest von ihr verbliebe.

Jetzt kamen die Stimmen der Mägde deutlich näher. Der Fremde löste sich von dem Stamm und war alsbald grau zwischen den flechtenbehangenen Bäumen verschwunden. Anna richtete sich auf. In ihrem Schoß lagen drei blauviolette Blumen. Sie strömten dann und wann einen jähen kurzen Duft aus, der ihr bis ins Mark drang. Sie barg sie in den Falten ihres Kleides.

Schon umstanden sie die Mägde, große Bündel weißer Chrysanthemen in den Armen. Hartmann gesellte sich ihnen mit einer Last grausilberner Wacholderzweige, an denen blaue Beeren schimmerten.

Als Anna ins Haus zurückkam, fand sie von den Alten des Stromhauses zwei Schwestern und Onkel Lambert. Benedikta, die Älteste, war trotz ihrer geistigen Beweglichkeit und Anteilnahme körperlich gehemmt und hatte die Reise nicht unternehmen können. Auch Großmutter's Freundin Sophia Renner war angekommen. Von Luziens Haus in Holland war Bescheid eingetroffen, das Ehepaar habe sich vor einigen Tagen eingeschifft und sei zur Zeit auf hohem Meer auf der Reise nach den Kolonien. Sie würden die weitergeleitete Botschaft empfangen, doch sei ihre rechtzeitige Rückkehr nicht möglich.

Anna verbrachte die nächsten Stunden in einer Ecke des Totenzimmers, das nun immer von Menschen erfüllt war, die die Verblichene noch einmal sehen wollten. Es kamen die Leute aus den umliegenden Dörfern, die Glasbläser, die Waldsiedler. Alte gebeugte Menschen und junge Frauen mit Kindern auf den Armen und an den Händen zogen betend an ihrem Lager vorüber, die stumm und hold alle Grüße hinzunehmen schien.

Gegen Abend wurde es still. Die Mägde reinigten Dielen und Treppen, über die der Menschenschwarm gezogen war, streuten Tannengrün und Wacholder und brannten in Kupferpfannen Räucherwerk ab. Die große Familie mit den nächsten Freunden umgab den Tisch im getäfelten Saal des Erdgeschosses. Mutter saß bleich und lässig da. Bona hatte alle Pflichten der Hausfrau auf sich geladen und erfüllte sie auf unauffällige Weise, so daß man ihrer fast nicht gewahr wurde. Aber die aufwartenden Mägde hingen an ihren Augen, und selbst Margret setzte sich mit ihr ins Einvernehmen.

Es waren viele alte oder doch reife Gesichter in der Runde. Anna fand, daß Mutter unter ihnen fast wie ein junges Mädchen aussah. Neben ihr saßen Sophia Renner und Franz, in seinem priesterlichen Ernst verschlossen.

Als das Nachtmahl beendet war, erhob er sich und schritt in die Eingangshalle. Er wandte sich zu dem großen flämischen Kruzifix, das in einer Ecke hing, der elfenbeinerne Leib an ein mächtiges Kreuz geheftet, das vom Boden bis in die Deckenwölbung reichte und schon während des Schwedenkrieges das Gnaden- und Andachtsbild des Hauses gewesen war. Die Gäste und das Gesinde versammelten sich hinter ihm. Nach der täglichen Abendandacht sprach er die Gebete für die Seele der toten Frau des Hauses. Das Weinen der Beter übertönte zuweilen seine Stimme. Vom Obergeschoß waren schwere Tritte und Lärm hörbar. Anna verstand, man hatte den Sarg über einen Seiteneingang des Hauses hinaufgebracht. Darenin bettete man jetzt die Großmutter. Später würde man sie heruntertragen in den ebenerdigen Raum, wo sie jetzt weilten, und dies würde ihre letzte Nacht im Muracherhause sein.

Nach vollendetem Gebet nötigte man Anna, in ihr Zimmer zu gehen, wohin Margret sie geleitete, die sie jedoch bald wieder verließ, um die letzte Nacht bei ihrer alten Herrin zu verbringen.

Früh am nächsten Morgen war Anna noch etliche Augenblicke mit der Toten allein, ehe man den Sarg verschloß. Langsam fuhr der Zug den Weg zu der Kirche des Städtchens. Es schien, als sei weithin im Umkreis keine

Menschenseele in ihren Wänden verblieben, so endlos dehnte sich das Gefolge. Die Glashütten feierten, Dörfer und Wald hatten ihre Bewohner geschickt.

Anna saß mit der Mutter und Franz im Wagen, der dem Sarg zunächst folgte. Eine bleierne Schwere war über sie gekommen, sie sah die Priester, die Chorknaben, die Totengräber wie durch einen Nebel.

Über dem alten Familiengrab an der Kirchenwand war ein Baldachin aus Tannenreisig ausgespannt. Neben dem großen Stein, der ein ruhendes Paar darstellte und dessen Inschrift kaum mehr leserlich war, hatte man in die Wand viele kleinere Tafeln mit Namen und Jahreszahlen eingefügt. Darunter war auch der Name des Großvaters. Doch diese Steine waren jetzt verdeckt durch Hügel von Kränzen und Blumengewinden, die sich zu beiden Seiten der offenen Gruft türmten. Vor ihr stand Anna neben Mutter, die ihre Rechte fest umklammert hielt.

Sie sah den Sarg versinken, hörte den Priester reden und den Chor singen, dann verblieb sie hinter Mutter und Franz, deren Hände von vielen Menschen erfaßt wurden. Sie sah, wie Mutter schwankte und wie Dierolf ihren Arm ergriff und sie zum Wagen geleitete. Sie folgte wie eine Blinde, und er half auch ihr einzusteigen. Die Mutter legte den Arm um sie, Dierolf stieg mit Bona zu ihnen ein. Nach der Ankunft führte Bona das Mädchen in ihr gemeinsames Zimmer, nahm ihr die Trauerkleider ab und bewog sie, sich hinzulegen. Sie würde sie, sobald man zu Tische ging, wieder abholen.

Der Schlaf kam über Anna, traumlos und auslöschend, und schlug sie so tief in seine Fesseln, daß sie vom Vormittag des einen Tages bis zum späten Morgen des nächsten in ihm verharrte. Bona hatte mehrmals mit einer Schale Milch oder heißem Tee an ihrem Bett gestanden und war nach einem Blick auf das Gesicht der Schläferin leise fortgegangen.

Als Anna erwachte, lag sie eine Weile lauschend. Kein Schritt, kein Laut, kein Türöffnen und -schließen, keines der üblichen Morgengeräusche. Auch Hof und Garten ruhten still, als sei das Haus mit seiner Herrin verstummt. Nachdem Anna aufgestanden war und durch die geöffnete Tür hinausgeschaut hatte, erschien eine alte Magd und fragte nach ihren Wünschen. Als Anna

schwieg, schlurfte sie kopfschüttelnd über den Gang und brachte ihr einen verspäteten Morgenimbiß. Sie beide seien allein im Haus, erklärte sie, alle seien zum Seelenamt in die Kirche gefahren. Nach einigem Zögern begann Anna zu essen, und als sie unversehens vor den leeren Platten und Kannen saß, bemerkte sie, daß sie heißhungrig alles in kurzer Zeit verzehrt hatte, und eine Scham überkam sie.

Am Vormittag des nächsten Tags erschienen etliche Herren aus der Kreisstadt. In ihrer Gegenwart sollte vor den Verwandten Großmutter's Testament eröffnet werden. Anna verblieb in ihrem Zimmer. Später erschien Mutter und sagte ihr, Großmutter habe in ihrem Letzten Willen alle bedacht und versorgt, niemand, den sie gehegt und gestützt und der dessen ferner bedürftig sei, sei von ihr vergessen worden. Ihr, Anna, habe sie außer einem Teil ihres Vermögens das Stromhaus hinterlassen. Erst in Zukunft werde sie dieses Zeugnis einer großen Liebe und Fürsorge recht würdigen können. Die alten Verwandten sollten ihren Wohnsitz und ihre Pflege bis zu ihrem Ableben dort innehaben. Franz werde den Besitz verwalten, bis die Erbin mündig sei. Von nun an würden sie beide einen Teil ihres Sommers dort verbringen.

Anna entsann sich, in früherer Kindheit zuweilen einige Sommerwochen dort verlebt zu haben. Ihr Vater hatte das Landhaus und seine Lage sehr geliebt. Nach seinem Tode war Mutter aber oft auf Reisen gewesen, in München bei Sophia Renner oder mit Luzia im Ausland. Sie hatte man in solchen Zeiten der Obhut der Murachergroßmutter übergeben. So war ihr das Haus am Strom nicht mehr so vertraut wie einst.

Was Mutter nun von dem Erbe ihr sagte, nahm sie mit ihrem äußeren Gehör an, ein eigentliches Verständnis für den Wert der Gabe, die ihr die Großmutter der Verstorbenen zugewendet hatte, ging ihr nicht auf.

Als sie nach einer Woche zu dreien heimwärts fuhren, sahen Mutter und Margret voll Besorgnis auf das blasse und schweigsame Mädchen.

Noch im selben Spätherbst erkrankte Anna. Es war ein langwieriger fieberhafter Zustand, für den die Ärzte keine hinlängliche Erklärung zu finden vermochten. Sie lag wochenlang in einer Art Dämmer Schlaf mit wechselnden



wandernden Schmerzen in den Gliedern, ein Wesen, in dem sich gleicherweise seelische und körperliche Spannungen auszutragen schienen, wofür der einfache alte Hausarzt größere Einsicht bewies als seine berühmteren Kollegen. Nachdem man sich der Gesundheit der Organe und der Zuverlässigkeit ihrer Funktionen vergewissert hatte, war er geneigt, den Genesungsprozeß der Zeit und der guten Natur der Patientin anzuvertrauen. Er ließ sie ruhen und, wie sie beehrte, von Brot, Milch und Früchten leben. Als sie um Weihnachten nach einer fieberfreien Woche aufzustehen beehrte, stimmte er zu. Sie war zwar blaß und abgemagert, aber Augen und Haut waren klar. Die Schwäche, die man nach dem wochenlangen fieberhaften Krankenlager erwartete, war von kurzer Dauer. Sie nahm an den gewohnten Mahlzeiten teil und begann nach wenigen Tagen wieder voll zu leben.

Die Geschehnisse der letzten Zeit waren in ihrem Bewußtsein geordnet, alles nach seinem Rang betont, ohne Wirrnis oder Auflehnung. Sie waren Vergangenheit geworden. Wogegen sie sich vorher zur Wehr gesetzt hatte, das erkannte sie jetzt an. Sie war einer Lebenszeit entstiegen wie einem engen ausgewachsenen Kleid.

## 11

Der zusammenfassende Brief, den Franz Muracher seiner Schwester jedes Neujahr zu senden pflegte und worin er, das Vergangene überblickend und das Künftige vorordnend, die wirtschaftlichen Belange, soweit sie seiner Pflugschaft unterstanden, behandelte, enthielt diesmal eine Nachricht, die nur seine Person betraf. Diese Mitteilung war Anna und Christina eine Überraschung und, wie Dierolf, der zwischen Weihnachten und Dreikönig ihr Gast war, ihnen nicht ohne einen freundlichen Spott sagte, eigentlich ganz zu Unrecht, denn jeder Unvoreingenommene hatte es erwarten müssen, daß er, Franz nämlich, sich mit Bona, der jungen Verwandten seiner verstorbenen Frau, zu vermählen gedenke.

Sie würde dem Hause die hingegangene Herrin und Franz, so hoffe er, die verklärte Gefährtin ersetzen.

Als Mutter diese Stelle vorlas, fühlte Anna sich bitter gereizt und brach hemmungslos aus. Einmal, sagte sie, sei ihr unerträglich, Onkels Frau neben die Großmutter gestellt zu sehn, als seien sie von einer Art und einem Wert gewesen. Der Großmutter sei nichts gleich und nichts vergleichbar. Zudem hätte sie, Anna, Franzens Frau wahrscheinlich nicht leiden mögen, wenn sie sie gekannt hätte, ihr Bild sei ihr jedenfalls zuwider gewesen. Zwar gleiche ihr Bona etwas, dies sei aber keine persönliche sondern eine Familienähnlichkeit. Bona sei ein guter, natürlicher Mensch. und vor allem sei sie sie selbst, Bona, und kein Ersatz für einen andern. Als Anna diesen Protest herausgestoßen und Mutter so unterbrochen hatte, schämte sie sich und kämpfte mit dem Weinen.

Christina hatte eine andere Regung zu bezwingen. Es schien Anna, als unterdrücke sie einen Anflug von Heiterkeit. Schließlich sagte sie mit mildem Ernst, es käme Annas Alter nicht zu, weder so zu urteilen noch so zu reden, sie sei wohl noch von ihrer Krankheit her etwas aus dem Gleichgewicht und deshalb möge es hingehn. Sie schätze und liebe Bona, die Franz sicherlich eine treffliche Frau werde, es gebe keine glücklichere Fügung. Schon jetzt hätten alle im Hause Zutrauen zu ihr.

Dierolf sah Anna offen lächelnd an. Mutter las jetzt weiter. Die Hochzeit solle der Familientrauer wegen in aller Stille noch vor der Fastenzeit stattfinden. Die Äbtissin, die an Bona Mutterstelle vertreten habe, wünsche, daß die Trauung an einem frühen Morgen in der Klosterkirche in Gegenwart der Zeugen allein stattfinde. Sie werde unsichtbar ihr beiwohnen.

Mutter fügte der Lektüre zu, sie hoffe, Bona werde manche Absonderlichkeit ihres Bruders kurieren.

In dem Brief war noch die Rede davon, daß Franz den Entschluß Christinens billige, Anna für ein Jahr der Obhut Sophia Renners anzuvertrauen, damit in deren Hause ihre Erziehung vollendet würde. Die Verstorbene habe die Überzeugung gehabt, niemand sei wie ihre Freundin befähigt, Annas Anlagen sinnvoll zu entwickeln. Es bedeute für das Mädchen den Eintritt in die

Welt, für den sie keine bessere Führerin finden könne. Sophia sei eine ebenso vollkommene und wahrhaft gebildete Weltdame, wie sie eine gute und gläubige Christin sei.

Cornelia hatte im Sommer ihren Vater auf einer Reise nach England begleitet. Ihre Rückkehr wurde von Anna sehnlich erwartet. Sie hatte ihr etliche Male geschrieben, doch war schon seit Wochen kein Brief gekommen. Am Neujahrstag erschien Corneliens Tante Therese Hoermann bei Christina und brachte die Nachricht, Bruder und Nichte würden in England verbleiben. Corneliens Vater habe sich dort wieder mit seiner Frau vereinigt. Cornelia scheine unter dem Wandel der Verhältnisse zu leiden und wolle zu der Tante in ihr gewohntes Heim zurückkommen, doch seien die Eltern gegen ihr Vorhaben.

Christina fürchtete den Eindruck, den die Nachricht auf Anna machen würde, doch nahm diese sie schweigend auf, schien den Tag über in sich gekehrt, erlitt jedoch keine dauernde Trübung ihres Wesens.

Wohl fand sie sich sehr einsam. Der Verkehr, den ihre Mutter pflegte, schien ihr der Art nach fremd und kaum begehrenswert. Christina selbst mochte ihn eben noch ohne tiefere Bindung dulden. Seit sie nicht mehr bangend und leidend sich in ihrem Zimmer einkerkerte wie zu Vaters Zeiten, sondern weltverbunden nach außen lebte, reiste, Beziehungen zu Menschen und Kreisen unterhielt, die Anna nicht kannte, war diese gesunde, heitere, ausgeglichene Mutter, die nun einen Teil der verlorenen, verhärmten Jugend einholte, bei aller Liebe und Zärtlichkeit, die Anna von ihr empfing und ihr erwiderte, ihr doch ferner als jene ihrer Kindheit.

Als eben davon gesprochen wurde, daß sie in einigen Wochen zu Sophia Renner nach München gebracht werden solle, fragte sie, ob, da doch alles für ihre Reise schon vorbereitet sei, sie nicht schon jetzt hinfahren dürfe. Vetter Christof, der in den nächsten Tagen denselben Weg nähme, hätte doch sicher nichts dagegen, daß sie sich ihm anschliesse.

Mutter hob den Kopf und sah erst eine Weile überlegend vor sich hin und dann auf Christof, der sogleich zustimmte, wobei er nur zu bedenken gab, daß er als rauher Junggeselle vermutlich kein sehr angenehmer Reisebegleiter für

ein junges Mädchen sein würde. Christina wandte noch ein, man müsse telegrafisch Bescheid einholen, ob dem Rennersehen Hause Annas frühere Ankunft genehm sei. Noch am gleichen Tag kam die zustimmende Antwort.

Auf der Fahrt erlebte Anna von neuem, was sie als Kind einmal nach ihrer Genesung im Vorfrühlingsgarten mit Dierolf erfahren hatte und was ihr unvergeßlich geblieben war. Er setzte ihr gewissermaßen seine Augen ein, nicht wie damals, als er mit einem Kinde sich schonend und halb spielend abgab, sondern mit einer Strenge, die sie grausam anmutete und ihr zunächst fast wehtat.

Er ließ sie schauen, was draußen an dem eiskalten Morgen in der starren, bläulichen Luft an ihnen vorüberflog. Die Türme der alten Stadt streckten sich himmelweisend über die behagliche Häusermasse mit ihren tiefen Dächern, aus deren Schornsteinen der Morgenrauch aufstieg. Christof zeigte Anna die Fischervorstadt am Strom, wo die niedrigen Wohnhäuser wie große Kähne standen und alles auf das Geschäft der Leute in und am Wasser wies, sinnvoll und bequem und in seiner eigentümlichen Art schön.

Dann durchfuhren sie einen städtischen Vorort. Er lehrte sie das Müßig-Eitle der Hausformen sehn, die keinerlei Wohlräumigkeit in ihrem Innern versprachen, keinerlei Erfüllung der Bedürfnisse der verschiedenen Menschen, deren allzu viele in diesen häßlichen Sammelkästen zusammengepfercht leben mußten, das Nichtig-Ziellose der Straßenzüge, die nirgendhin zu führen schienen.

Ein Wiesenland folgte, dessen sanfte Fläche ein Hügelzug heroisch ans Firmament leitete, ein Bauernhaus, das Anna zum ersten Mal in seiner Gestalt erfaßte, die nicht anders sein konnte, als sie war. Auf diesem rauhen Boden mußte es sich so vor den Stürmen, die über die Hochebene fegten, unter diesen Himmel ducken und so diesem Menschen, seinen Haustieren und seinen Geräten dienen, eben diesem Menschen, der von Kargheit und Mühe gebeugt unter seiner Tür stand.

So schob Dierolf alles Zufällige weg, heischte Maß und Ordnung, verwarf Formen, die dieser strengen Landschaft widersprachen, nicht in ihr und aus

ihrer Söhne Werk gewachsen, sondern von fernher übertragen wurden, ohne sich gewandelt und eingebürgert zu haben.

Ein Baum war vom Sturm entwurzelt von einer Böschung auf ein Feld gestürzt und reckte seine Wurzeln wie seine Äste in die Luft. Anna sah, daß der Wurzelstock an Form und Ausdehnung der Krone gemäß war, und erkannte, ohne Unterweisung ihres neuen Lehrers wäre sie nicht gewahr geworden, daß das Gewächs sich ebenso in die Erde gesenkt, wie unter dem Himmel gebreitet hatte.

Einmal, als sie auf freier Strecke hielten und die kalte Vormittagssonne einen Buchenstamm bestrahlte, zeigte Dierolf ihr die Kupfer- und Silbertöne, die in der matten Aschenfarbe schliefen und jetzt vom Licht erweckt wurden. Wenn etwas in Anna zuerst gegen die harte Zucht, in die ihr Gesichtssinn genommen wurde, sich gewehrt hatte, wandelte dieses Sträuben sich allmählich in eine Art Bezauberung, und so folgte sie endlich Dierolfs Unterweisung mit dankbaren strahlenden Augen.

Die leibliche Fürsorge, die er dem ihm anvertrauten Mädchen erwies, tat sich hingegen so kund, als säße ein völlig hilfloses Kind vor ihm. Er legte ihr die Decken um die Kniee, schob ihr Kissen unter, wehrte Zugluft ab und bot ihr in kurzen Zwischenräumen Erfrischungen an.

## 12

Das Rennersche Haus lag am Englischen Garten. Es war ein schlichter zweistöckiger Bau von guten Verhältnissen. Ein schmales Blumenparterre trennte ihn von der Straße, aber hinter ihm dehnte sich ein tiefer Baumgarten, in dem ein zweites kleineres, wesentlich älteres Haus stand, einstöckig, aber mit einem Giebel, in dem sich ein großer Raum befand. Dieses Gebäude wurde von einem älteren unvermählten Bruder des Hausherrn bewohnt.

Dieser Schwager Sophiens, Andreas Renner, hatte Anna und Dierolf am Bahnhof erwartet. Als der Wagen jetzt mit ihm und den beiden Reisenden vor

dem Hause hielt, lag die Gegend wie die Straßen, die sie durchfahren hatten, in jenem dichten weißen, fast körperhaften Nebel, der dieser Stadt eigentümlich ist. Man konnte an den schattenhaften Umrissen mächtiger Bäume am Eingang des gegenüberliegenden Parks und dem ziehenden Nebelmeer, in dem er sich hinstreckte, seine Ausdehnung kaum ahnen.

In der Haustür wurde Anna von Sophia mit mütterlicher Wärme empfangen und in das Innere geführt. Sie brachte sie sogleich in ein kleines Zimmer des ersten Stockwerks, das, mit weißgoldnen Barockmöbeln ausgestattet, ein Erbgut aus dem Elternhaus Sophiens war und das sie als Mädchen selbst bewohnt hatte. Anna stand schüchtern und bewundernd inmitten des Raums. Es sei ja eigentlich durchaus angemessen, meinte Dierolf, der, als Sophia sich schon zurückgezogen hatte, noch sich verabschiedend im Türrahmen weilte, daß ein Paradiesvogel wie Frau von Renner aus solchem Prachtnest ausgeflogen sei. Frau Sophia war zwar keinesfalls in seinen Stilbegriffen unterzubringen, und das kam auch zuweilen in kleinen Ausfällen zum Ausdruck, doch im Umgang unterlag er immer ihrer Schönheit, die sich in jedem Lebensalter der Frau diesem angemessen gewandelt, aber nie gemindert hatte.

Denn obwohl sie als eine alternde Frau gelten mußte, war sie noch immer von einer strahlenden augenfälligen Schönheit. Sie war einige Jahre jünger als Helena Muracher, mit der sie seit beider Jugend eine Freundschaft verbunden hatte, die bis zum Tode lebendig geblieben war und über ihn hinaus wirkte. Sophiens Familie stammte aus der gleichen Landschaft wie die der Großmutter, beide Geschlechter waren dort alteingesessen und in verschiedenen Generationen verschwägert. Die innige Bindung der beiden aber stammte aus der Zeit ihrer gemeinsamen Erziehung in einem Kloster in der Steiermark. Einige Monate nach dem Verlassen dieser Stätte vermählte sich die Großmutter und zog in das Muracherhaus am Walde ein, um dort ihr Frauenleben neben einem viel älteren, ihr weitläufig verwandten Manne zu beginnen, Kind um Kind zu gebären, Kind um Kind wieder hinzugeben und ganz aus dem Gefühl

für Mann und Kinder lebend aus der Fruchtbarkeit des Schoßes und aus der des Herzens ihr Leben zu spenden.

Sophia verließ das Kloster zwei Jahre später. Sie kam zunächst nach München, wo ihre Familie die Winter in ebendem Hause verlebte, das sie jetzt mit ihrem Manne bewohnte. Ihre Erscheinung war schon damals von einer so seltenen Vollkommenheit, daß ihr Schwager damals zu ihrem späteren Gatten sagte, sie sei in einer Nacht vom Giebelfeld eines verschollenen Griechentempels niedergestiegen und habe sich in die Wälder des Barbarenlandes verirrt.

Im ersten Winter nach ihrer Heimkehr besuchten ihre Eltern mit ihr eines der großen Künstlerfeste, an denen auch die Kreise des Bürgertums und des Adels anzutreffen waren. Sogleich war Sophia der Gegenstand spontaner und begeisterter Huldigungen, und ob sich den jungen Malern auch berühmte und angesehene Persönlichkeiten gesellten, so war es der Mutter Sophiens doch fast leid, ihr junges Kind solcher Probe ausgesetzt zu haben. Jedoch bewies Sophia schon bei ihrem ersten Erscheinen auf dem Schauplatz, auf dem ihr ganzes Leben sich abspielen sollte, jene anmutige Würde, die Bewunderung wie eine schuldige Opfergabe hinnimmt, sich aber durch keinen Überschwang beirren läßt.

Ein junger Herzog, dem Sophia auf diesem Fest begegnete, wurde bei ihrem ersten Anblick so offenbar von einer starken Neigung zu dem jungen Mädchen erfaßt, daß sie kaum den Anwesenden verborgen bleiben konnte.

In der eigentümlichen Atmosphäre dieser Stadt waren solche Vorgänge gewohnt und pflegten sich unter einer gewissen wohlwollenden Neugier der Bevölkerung, insbesondere der weiblichen, abzuspielen, um so mehr als sie den angenehmsten Stoff zur Unterhaltung in allen Kreisen lieferten. Dennoch wurde dieser als ein Ausnahmefall empfunden. War das Gefühl des jungen Fürsten durch die Erscheinung des Mädchens erklärlich, so schmeichelte es als eine Regung, die künstliche Schranken übersprang, dem gesunden Sinn des Volkes. Andererseits aber gehörte die Erwählte jenem gehobenen Stande an, der ein Zwischenglied zwischen Volk und Thron darstellt. Sie konnte nicht zur

heimlichen Geliebten des Fürsten werden; Haltung und Wesen ließen eine solche Möglichkeit nicht zu. Um so größer war Spannung und Anteilnahme der Zuschauer. Zuschauer aber waren alle, da es nichts gab, was sich nicht vor aller Augen abspielte.

Sophia folgte in vollkommener Ruhe des Herzogs Aufforderungen zum Tanz und ließ keine Genugtuung über die Auszeichnung an sich gewahren. Ein Licht aber, das in ihrem Antlitz aufstrahlte, ganz anderer Art als jenes, das von Eitelkeit entfacht wird, wies, daß der Funke übergelungen war, und so waren die beiden jungen Menschen von fremdem Glanz eingehüllt, als weilten sie entrückt auf einem fernen Stern.

Bald nach dieser Festnacht wußte die Stadt, daß der Herzog von seiner Familie das Einverständnis zu seiner Werbung um das junge Mädchen erbeten hatte und daß vom Oberhaupt des Hauses ein eindeutiges Verbot erfolgt war. Dem jungen Familienmitglied wurde eine weite, langwährende Studienreise befohlen, auf die er sich auch begab, in der Meinung, sie solle nur dazu dienen, die Dauerhaftigkeit seiner Gefühle zu erproben. Heimgekehrt begegnete er dem jungen Mädchen mit der unveränderten ehrfürchtigen Huldigung wie vordem. Im Laufe der nächsten Jahre lehnte der Chef des Hauses seine wiederholte Bitte mit dem gleichbleibenden Bescheid ab. Sophia hatte inzwischen jede Werbung um ihre Hand abgewiesen. Sie unterhielt keine heimliche Beziehung zu ihrem Freunde. Die seltenen Briefe, die sie gewechselt hatten, und in denen sie sich in langen Abständen ihres unveränderten Gefühls und ihres Willens darin auszuharren versicherten, waren von Sophia mit Wissen, wenn auch nicht mit Billigung ihrer Eltern empfangen und beantwortet worden. Diese währende Liebe und Standhaftigkeit brachte den beiden, besonders der schönen Sophia, einen gewissen Ruhm und eine volkstümliche Glorie ein. Sie begegnete bewundernden Blicken, wo sie ging, man zeigte sie Fremden und berichtete die Geschichte von ihrer hoffnungslosen Liebe und Treue.

Sophia hatte unvermählt die Mitte der Zwanzigerjahre überschritten, als der Herzog von einer schweren Krankheit befallen wurde.



Während dieser erschien eines Abends ohne vorherige Ansage und ohne Begleitung die Mutter des Kranken in Sophiens Elternhause und beehrte eine Unterredung mit dem Mädchen. Die Stadt, in der man alles wußte, was vorging, erfuhr auch von diesem heimlichen Besuch, aber niemals wußte jemand das mindeste vom Inhalt des Gesprächs zwischen den beiden Frauen.

Es gab aber viele phantastische Vermutungen, und ihre Zahl mehrte sich, als einige Wochen später eine stille Verlobung Sophiens mit Renner stattfand, der bald eine stille Heirat folgte. Der Gatte hatte von ihren frühen Mädchenjahren an — seine Familie war ihrem Elternhaus befreundet — mit einer tiefen beharrlichen Neigung ihr angehangen, die in Sophia allmählich die Sicherheit eines zuverlässigen Geborgenseins an seiner Seite erwecken mußte. Seine Unterordnung unter die Lebhaftigkeit ihres Temperaments und ihres Geistes ließen ihn im gesellschaftlichen Leben weniger bedeutend erscheinen, als es seinen großen Gaben entsprach. In seiner Laufbahn als Beamter führten diese im Umgang mit Fernerstehenden gehemmten Vorzüge seines Geistes und die Lauterkeit und Zuverlässigkeit seiner Gesinnung bald zu beherrschendem Einfluß und raschem Aufstieg, so daß seine Frau nach kurzer Ehe als Gattin eines Ministers auch den gebührenden Rahmen für ihr Wesen und ihre Erscheinung besaß.

Ludwig Renner erwies in keinem Augenblick ihrer langen Gemeinschaft sich geringer, als er zu Beginn erschienen war, und niemals verminderte sich seine bewundernde Liebe.

Nach zweijähriger Ehe wurde ihr einziges Kind geboren, ein Mädchen mit einem blassen, wehmütigen Gesichtchen, das nur von unablässiger Sorgfalt umgeben aufwachsen konnte, immer sanft und freudwillig, nur matt in allen Lebensäußerungen, auch im Spiel. Fast hätte es scheinen mögen, es sei ihm abgezogen, was die Mutter an Lebensfülle im Überfluß besaß.

Vierzehnjährig rührte die Tochter durch ihre gebrechliche Lieblichkeit. In der Folge trat eine Frömmigkeit in ihr zutage, die sich in geistlicher Versenkung auswirkte, aber auch in einem Drang zu werktätiger Menschenliebe aufflammte und in beiden mehr Kräfte aufwandte, als die schmale irdische Substanz

gewähren mochte. So brannte sie wie eine Geisterflamme. Bald konnte sie ihr Lager nicht mehr verlassen, von einer organischen Schwäche des Herzens gehemmt. Die geängstigten Eltern, die das zarte Geschöpf vom ersten Lebenstag an mit steter Sorge gehegt hatten, vervielfachten ihre Bemühungen um sie. Sie starb siebzehnjährig. In den zwei letzten Jahren ihres Lebens hatte ein junger Priester ihrer Pfarrei Einfluß auf sie erlangt, ihre geistliche Führung übernommen und alle Kräfte des hinschwindenden Mädchens in einen Akt der Übergabe ihres irdischen Bestandes an jene andere Sphäre gesammelt. Der Mut und die Unbeirrbarkeit, mit denen sie diesen Hingang vollzog, machte sie in den Augen ihrer weiteren Umgebung zu einer heiligmäßig verklärten Erscheinung.

In Sophia hatte sich bald nach der ersten Zeit ihrer Ehe ein Hang zur Selbstdarstellung entwickelt, den sie in ihrer Mädchenzeit nicht besessen hatte. Vielleicht war es die versiegte Quelle ihrer Jugendliebe, die unterirdisch weiterströmend und irrend so ausbrach. Sie hegte ihre eigne Erscheinung wie ein fremdes Kunstwerk, erkennend und heraushebend. Doch erschienen Gewand und Bewegung wie ungewollt, und nie nahm die Pflege ihrer Person einen erheblichen Raum in ihrem Tagesablauf ein.

Auch die Trauer um ihr Kind gewann den bildhaft nach außen gewendeten Ausdruck, der ihr in allen Lebenslagen eignete. Mit dem Kinde war ein Teil von ihr dahingegangen. In der letzten Zeit hatte sich in die Mutterliebe eine scheue Verehrung für die Verklärte gemischt. Der geistliche Freund ihrer Tochter blieb ihr nah, sie übertrug einen Teil ihrer freigewordenen mütterlichen Fürsorge auf ihn, und er zog sie stärker in den Bann des kirchlichen Lebens.

Man konnte sie jeden Morgen in ihren Trauerkleidern und Schleiern zur Kirche gehen sehn. Die Dienerin, die ihr das Tor öffnete, reichte ihr feierlich das Gebetbuch. Bei schönem Wetter ging sie langsam zu Fuß durch die Straßen. Die Menschen, die ihr begegneten, wandten sich nach ihr um, um ihr nachzuschauen, wie sie, eine matronenhaft verhüllte Göttin, die morgenstille breite Straße zur Kirche wandelte und endlich die Stufen zum Kirchenportal

hinaufstieg, einer Priesterin gleichend, die zum Opfer geht. Die schmerzensreiche Mutter fand Bewunderer wie einst das schöne vielverehrte Mädchen.

Als Anna als Gast und Pflegetochter in Sophiens Haus kam, lag der Tod jenes einzigen Kindes zwei Jahrzehnte zurück, ohne daß sich an dem Kult der Mutter etwas verändert hatte. Außer dem frühen Morgen widmete sie ihm eine Nachmittagsstunde der Einkehr, die sie in jenem unberührt gebliebenen Zimmer verbrachte, das die Tochter einst bewohnt hatte. Stets verließ sie es, was immer sie etwa tagsüber gestört oder betrübt hatte, gesammelt und heiter, um sich in das vielfältig bewegte Leben des Hauses als eine durchaus Gegenwärtige zu mischen. Denn alles in dieser Gemeinschaft bewegte sich um sie.

Seit Jahren war Andreas Renner, in ihr Familiendasein einbezogen, wenn auch in einer etwas abgelösten Weise. Er nahm zwar gewöhnlich an der Tafel teil und erschien häufig zu gesellschaftlichen Anlässen, wohnte aber in dem Gartenhaus, wo er sein eigenmächtiges Junggesellenleben führte. So stach auch sein Umgang erheblich von dem seines Bruders ab.

Andreas Renner war um die Mitte der Siebzigerjahre. Ein magerer, noch geschmeidiger Körper, kaum ergrautes Haar, lebhafte Augen und eine entschieden gebogene Nase machten ihn dem um einige Jahre jüngeren, beamtenhaft würdigen Bruder durchaus unähnlich. In seiner Jugend hatte er ein Studium an der Technischen Hochschule knapp vor dem Abschluß abgebrochen und sich unter der Mißbilligung seiner Familie entschlossen, Archäologie zu studieren. Ein kleines von der verstorbenen Mutter ererbtes Vermögen ermöglichte ihm, seinen Plan gegen den Willen seiner Familie durchzusetzen. Den letzten Teil seiner Studienzeit verbrachte er in England und schloß sich nach deren Vollendung einer Gesellschaft an, die in Griechenland und später in Kleinasien Ausgrabungen leitete. Dort verblieb er einige Jahre; später, nach dem Tod des Vaters, in den Besitz eines Erbes gelangt, das ohne beträchtlich zu sein ihm eine unabhängige Lebensführung gestattete, zumal er unvermählt verblieb, durchreiste er Kleinasien und den nahen Orient, von

Einsichten und Ideen getrieben, die ihn auch von dem zweiten Berufe schon wegführten, indem die Materie, die er zutage förderte, so übermächtig ihre Herrlichkeit sein mochte, ihm das unergründliche Geheimnis eines versunkenen Lebens und entschwundener Kulte mehr zu verbergen als zu offenbaren schien. Der Wunsch, diesem Geheimnis auf den Grund zu kommen, trieb ihn von einer Stätte antiken Lebens zur andern. In einem gewissen Sinn konnte er als Amateur und Außenseiter gelten. Dennoch wurde er von Fachgenossen geschätzt um einiger kleiner Schriften willen, in denen er Ergebnisse seiner Forschungen bot, aber auch weil er mit dem rätselhaften Spürsinn eines Rutengängers mit unfehlbarer Sicherheit die Orte zu bezeichnen wußte, deren Ausforschung reiche Früchte trug. Daß er ohne äußern Ehrgeiz war, Anerkennung nicht überschätzte, nie nach einer Stellung strebte, die ihn in Zusammenhang mit einer anerkannten Ordnung gebracht hätte, ließ ihn in den Augen mancher Familienmitglieder allmählich zu einer Art von verlorenem Sohn werden.

Einmal oder zweimal in einem Jahrzehnt tauchte er bei den Seinen auf, hager, wie ausgedörrt, mit heißen Augensternen im bläulichen Weiß. Er vergrub sich dann auf dem Familiengut in Franken, das der kinderreiche dritte Bruder, Oswald, bewirtschaftete. Dort barg er seine in verbeulten Blechkisten mitgebrachten Sammlungen, schrieb des Nachts an einem Manuskript und verschwand tagsüber auf lange Stunden im Wald, seiner Augen wegen, wie er sagte.

Ehe er den Familiensitz wieder verließ, versah der Dorfsattler seine Koffer, die Wasser und Sonnenglut um ihre Form gebracht hatten, mit neuen Schweinslederecken und der Schmied seine Kisten mit neuen Eisenbändern. Die Kinder seines Bruders fingen den "Wüstensand" auf, der aus den Fugen der Koffer quoll, wenn sie gereinigt wurden, und die Mägde hielten sich über den Geruch auf, der an den Kisten haftete, die sie waschen sollten. Andreas meinte, dieser Geruch könne von den Kamelen herrühren, die das Gepäck vor seiner Seereise geschleppt hätten. Solche Umstände waren seinem Ansehen vor seiner Hausgemeinschaft nicht förderlich. Seine Schwägerin Aline, die Mutter

der zahlreichen Kinder, fühlte sich dadurch in ihrer Meinung bestärkt, daß dieser Bruder ein verwandtschaftlicher Makel an ihrem Gatten sei. Sie hielt, wenn sie mißgestimmt war, mit diesem Urteil im Familienkreise nicht zurück. Sie sah in Andreas den unnützen Sonderling, der die Renten seines Erbes auf Reisen vergeudete. Von seinem Ruf unter den Fachgenossen und über diese hinaus wußte sie nichts, auch ihr Gatte hatte davon kaum mehr als eine vage Vorstellung.

Als Alternder kehrte Andreas von einer seiner Reisen mit einer schleichenden Krankheit zurück, deren jeweilige frühere Ausbrüche er mißachtet oder an fernen fragwürdigen Heilstätten überdauert hatte.

Sophiens Gatte, der für den ungleichen Bruder von Kind auf eine scheue Neigung hegte, wie für einen verschütteten Teil seines eignen Selbst, fuhr, als ihm von Andreas' Zustand Kenntnis wurde, auf das Gut, entwand ihn der säuerlichen Fürsorge seiner Schwägerin und führte ihn mit sich nach München, wo er ihn in Pflege und Behandlung eines bedeutenden Arztes brachte. Dort verlebte Andreas fast ein Jahr. Er verließ den Ort zwar genesen, aber doch in seiner einstigen fast animalischen Zähigkeit und Schwungkraft gemindert, um bei Ludwig und Sophia fortan ein dauerndes Heim zu finden.

Sophia, die dem Schwager schwesterlich zugetan war, bewirkte, daß das ungenützte Gartengebäude, das schon auf seinem Platz stand, als man das jetzige Wohnhaus vor Jahrzehnten im Vordergrund des Geländes erbaut hatte, ausgestattet und mit angemessenen Bequemlichkeiten versehen wurde. Sie ließ die Sammlungen von dem Familiensitz dorthin überführen und so weit aufstellen, daß sich der Genesene vor der lockenden Arbeit des Ordens und der Sichtung fand, in großen lichten Räumen, deren Fenster auf Rasen und Bäume blickten und die ein stilles behagliches Dasein verhießen, abgesondert, wie es seiner Art entsprach, und doch verbunden durch die Nähe des brüderlichen Haushalts, wie es seinem jetzigen Zustand angemessen war.

Bald bildete sich wie zufällig ein Kreis um ihn, etliche Fachgenossen, Künstler, Schriftsteller, Studenten, Abseitige mit mystischen Neigungen, auch etliche Sektierer und religiöse Schwärmer, eine Reihe jener einmaligen,

bürgerlich meist nicht einzuordnenden Gestalten, wie in jener Zeit die Stadt sie in Fülle beherbergte. Die Gesellschaft stellte sich ungezwungen und ungebeten ein, meist in den Abendstunden, und blieb bisweilen tief in die Nacht, oft in Gesprächen, zuweilen in gemeinsamer Lesung von Schriften oder wohl auch in der Betrachtung von Bildwerken aus den Sammlungen des Hausherrn.

Fragte man Andreas, was an diesen Menschen ihn anzöge, die doch auch untereinander so verschieden und widerspruchsvoll seien, so erwiderte er halb ernst, halb scherzend, daß sie Rutengänger seien wie er auch, die, ihm gleich, verschlossenen Tiefen ein Geheimnis entheben wollten.

Sophia gesellte sich wohl auch zuweilen einige Abendstunden zu Andreas' Gästen, deren Bewirtung sie immer weitherzig und aufmerksam aus ihrem Haushalt besorgen ließ. Die schöne vornehme Frau, mochte sie auch schweigend unter ihnen weilen, brachte etwas von Weihe und heitrier Festlichkeit in die Runde. Andreas pflegte zu sagen, in ihrer Gegenwart hole jeder sein Bestes und Echtestes aus sich heraus, um vor ihr zu bestehen, und er selber lerne eigentlich erst da seine Gäste nach Art und Wert richtig schätzen.

Als Anna jetzt das Rennersche Haus kennen lernte und Sophien wie eine gütige Herrscherin die Brüder gewissermaßen regieren sah, die ihr beide mit verehrender Liebe ergeben waren, erinnerte sie sich eines Gesprächs zwischen ihrer Mutter und Luzia, das sie im Muracherhaus in den Tagen vor Luziens Vermählung unbeachtet angehört hatte. Es war die Rede davon gewesen, daß die beiden Brüder Sophia auf die gleiche stille zuwartende Weise geliebt hatten. Andreas sei auf Studien- und Forschungsreisen gegangen, Ludwig aber dann unerwartet spät noch begünstigt worden.

In Ludwig Renners Arbeitszimmer hing von der Hand eines berühmten Malers ein Bild Sophiens, das sie in ihrer Jugend zeigte, blond, mit Strahlengaugen und seltsam transparenter Haut. Am ersten Abend stand Anna lange vor dem Bild, forschend, was in der stolzen Matrone von diesem Jugendzauber lebendig geblieben sei. Alles hatte sich verwandelt, nichts war abgestorben. In dem unvergleichlichen Rhythmus ihres Ganges, in ihrer Art, den Kopf zu tragen, war noch die Biagsamkeit der schlanken Formen, noch

lebte der Perlmutterschmelz der Haut, der Adel des Fußes, der hochgespannt mit solcher Leichtigkeit die majestätische Gestalt trug. Zwar war das dunkle Gold des Haares verblichen, nicht aber seine Fülle und Kraft gemindert. Als man Anna am Morgen nach der Ankunft ihren großen Koffer ins Zimmer gestellt hatte, erschien alsbald Sophia, ermunterte sie auszupacken und sich bei ihr für lange Zeit so bequem wie möglich einzurichten, denn sie gäbe das neugewonnene Töchterchen so bald nicht wieder her. Da waren zwei weiße bauchige Kommoden mit Goldschnörkeln und ein großer Schrank, dessen Wände aus weißen Stäben mit einem schmalen Goldstreifen bestanden, dazwischen dicke Glasplatten, aber nicht allein an den Türen, sondern auch an den Wänden, auf der Innenseite mit einem grünen Seidenstoff bespannt. Diese Behälter sollten nun Annas Garderobe und Wasche aufnehmen, und sie schickte sich an, alles ordentlich und etwas schulmädchenhaft einzuräumen. Sophia nahm ein oder das andre Stück, einen Mantel oder ein Kleid in die Hand, betrachtete es oder hielt es prüfend Anna an. Plötzlich schloß sie das Mädchen lachend in ihre Arme und sagte, alle Mütter glichen sich in einem, daß sie nämlich meinten, Kinder blieben ewig Kinder, und nicht sähen, wenn ihre Tochter ein ausgewachsenes junges Mädchen geworden sei. Die Mutter nämlich habe sie mit der prächtigen Aussteuer eines Klosterzöglings in die Welt gesandt. Das meiste werde man ändern lassen, denn alles sei aus trefflichem Material, etliches müsse man aber neu beschaffen, denn ihr schönes Töchterchen solle in Ehren vor der großstädtischen Kritik bestehn. Am nächsten Morgen würden sie in die Stadt gehen, um Geschäfte und Werkstätten aufzusuchen.

Tags darauf, am frühen Vormittag, bogen sie von einer Seitenstraße am Englischen Garten her in die Ludwigstraße ein. Als Anna nach dem Erwachen an ihr Fenster getreten war, hatten noch leichte Nebelfetzen zwischen den Bäumen gehangen, aus dem Park war der Geruch von Feuchtigkeit und moderndem Laub gedrungen. Jetzt aber, als sie die breite Straße auf die Innenstadt zugingen, war es sonnenhell, der Frost schien besiegt, ein Himmel wie blaue Seide spannte sich über die Stadt, die Steine strahlten Heiterkeit aus.

Türme wuchsen himmelan, Tauben nisteten in ihren Nischen und Steinlöchern und umflatterten sie im silbernen Licht. In Anna war eine wunschlose Beseligung, bloß hier zu gehen, zu schauen, da zu sein.

Sie war von dem Bild der Stadt so hingegenommen, daß sie kaum beachtete, wie sehr ihre Begleiterin und sie Gegenstand der Aufmerksamkeit waren. Sophia in ihrem grauen Pelz mit den grauen Schleiern um Hals und Hut war ihr, als sie aus dem Hause traten, ganz unauffällig erschienen, allmählich aber sah sie, daß dieser scheinbar schlichte Anzug von höchster Erlesenheit in Farbe und Schnitt war. Die Aschenfarbe des Pelzes verschmolz mit dem Grau der Haare und die Frische der Haut trat strahlender aus der matten Umrahmung hervor. Freilich wußte sie nicht, daß Sophiens Schicksal sie immer noch in den Augen der Begegnenden mit einem Zaubermantel umgab. Noch weniger ahnte sie, daß mancher freundliche Blick ihr selbst galt.

So kamen sie in die Straßen der Innenstadt. Sophia blieb vor den Schaufenstern stehen, lenkte Annas Blick auf die ausgestellten Gegenstände und nahm mit Vergnügen wahr, daß Anna mit der Sinnenfreude an schönen Dingen und jenem natürlichen Geschmack begabt war, der den Töchtern ihrer mütterlichen Familie eignete. Schon ein wenig betört folgte Anna der Führerin von Laden zu Laden, wählte mit aus, ließ sich anproben und Maße nehmen. Sophia kaufte Wäsche, bestellte Schuhe und ein Hütchen, das Anna sofort ins Haar gedrückt wurde, nachdem die Modistin mit ein paar geschickten Griffen ihre Zöpfe tiefer gesteckt hatte. In einem andern Geschäft wurde das weiße Krägelchen aus ihrem Kleid getrennt und an seiner Stelle ein buntes Seidentuch um den Hals geknüpft, Handschuhe in der gleichen Farbe kamen rasch hinzu, der Mantelkragen wurde etwas drapiert, und lachend gestand Anna vor dem Spiegel ein, daß sie sich schon ganz und gar verändert fand.

Sie waren nun schon einige Stunden unterwegs, und Sophia fand kein Ende im Wählen und Bestellen. Zwischendurch trank man Tee in einer eleganten Konditorei. Man äße spät zu Mittag und sie sei noch lange nicht fertig, sagte Sophia. Während eines größeren Einkaufs, als sich die Ziffern summierten, wurde Anna bedenklich. Sie hatte nie über mehr als ihr



Schulmädchentaschengeld verfügt und fragte beim Verlassen des Ladens, ob sie denn so viel Geld besäße, um solche Einkäufe zu machen. Einen Teil müsse sie als Geschenk von ihr annehmen, erklärte Sophia, das sei nur billig, denn es sei doch ihre eigne Eitelkeit, die sich hier austobe. Im übrigen aber liege ein ausreichender Betrag für Anna bei ihrem Gatten, den Franz Muracher für sie überwiesen habe. Er stamme aus Pächterlösen, die ihr aus dem von der Murachergroßmutter vererbten Gut zukämen.

Anna würde aber unter ihrer Anleitung nicht nur Geld ausgeben. In den nächsten Wochen solle sie die Stadt kennen lernen mit ihren Monumenten und Sammlungen, man wolle ins Flußtal und in die Berge fahren und nach etlichen Ferienwochen solle sie lernen und sich weiterbilden, und auch zu diesem Ende habe man schon Pläne gemacht.

Einige Tage nach ihrer Ankunft schon erschien Dierolf, um sich von Anna zu verabschieden. Er hatte die kurze Zeitspanne bei seiner Mutter verbracht, die einsiedlerisch als Witwe seit Jahrzehnten inmitten der alten Stadtviertel nahe am Dom hauste, jeden Verkehr mied und von den Verwandten um ihres spröden und schwierigen Wesens willen selten und nicht allzugern heimgesucht wurde. Jetzt aber wollte er nach Südtirol fahren, wo er auf einer hochgelegenen Burg im Auftrag des fürstlichen Besitzers die Interieurs aufnahm. Das Schloß war ein bedeutsames Denkmal seiner Epoche, mit Architekturdetails, Fresken und Intarsien reich ausgestattet, und die Arbeit, die Dierolf auf sich genommen hatte, mußte sich notwendig über längere Zeit erstrecken. Er hatte den Auftrag aus einer starken Beziehung zur Sache vor Jahren angenommen, wohl auch weil ihm damals eine Art Weltflucht nahe lag, hatte sie um anderer Arbeit willen verschieben müssen, um endlich an sich zu erfahren, daß er aus jener Epoche seines Lebens, die ihn ins Vergangene wies, herausgewachsen war und nach anderen Zielen strebte. Trotzdem mochte er die übernommene Verpflichtung nicht lösen, auch war es nicht möglich, die Arbeit zu beschleunigen, und so saß er nun manche Zeit auf seinem Berge, im Winter oft eingeschneit, mit den Verwalterleuten und ihrem Gesinde, etwa

noch mit dem Lehrer und dem Pfarrer des nächsten Dorfes Umgang pflegend und von sonstigem Verkehr fast abgeschnitten.

Er sprach Anna von diesem Leben und von seiner Arbeit und erzählte ihr von ihrer Vatersmutter Franziska Schwanold, die in einem benachbarten Hochtal fast ebenso einsam hause wie er. Frau Schwanold, bei der er auf seinen Wanderungen zuweilen einkehre, um ein paar Tage mit ihr zu verleben, habe ihm ihren Besuch auf seiner Burg versprochen. Wenn nun Anna ihre Großmutter aufsuche, die sie sehnlich erwarte, werde er sie beide abholen, damit sie seine Herberge und seine Arbeit kennen lernten.

Nur einmal seit dem Tode des Vaters hatte Anna diese Großmutter wiedergesehen. So sehr hatte die Murachergroßmutter ihr Herz ausgefüllt, daß für Franziska Schwanold wenig Raum geblieben war. Wie ein Schatten hatte sie beiseite gestanden. Jetzt, da ihr Name ausgesprochen worden war, überfiel Anna ein reuiges Verlangen. In der Frau lebte ja auch noch der hingeschwundene Vater. Beschämt trug sie Grüße auf und das Versprechen des Besuchs, um den Franziska in den vergangenen Jahren immer wieder und immer vergeblich angehalten hatte.

### 13

In der folgenden Woche wanderte Anna mit Andreas Renner durch die Stadt. Schon als Schüler und später als Student hatte er hier gelebt. Er kannte die Altstadt in allen ihren Winkeln und Ecken. Als er nun das junge Mädchen führte, vergaß er, was die späteren Jahre aus ihm gemacht und wohin sie ihn geführt hatten, sein Leben und Suchen an Meeresküsten und auf Inseln. Er wurde wieder der schüchterne Junge, der Einzelgänger unter den lärmenden Kameraden, der an stillen Abenden an den Mauern gelehnt hatte, um die Giebel der benachbarten Bauten zu betrachten, der alle Treppenhäuser, alle Höfe, die geheimen Durchgänge kannte, der von Dächern wußte, zu denen man auf geländerlosen ausgetretenen Stiegen nur von einem Seil geleitet kletterte,

um sich neben dem Glockenstuhl eines Kirchturms zu finden, fern am Horizont die Alpenkette zu sehen, die Schneeluft zu spüren und zusammenschrecken, wenn dicht am Ohr die Glocken mächtig dröhnend anhuben.

Andreas kannte die uralten Krypten und Gräfte unter den Kirchen und die vergessenen Grabmäler an ihren Mauern. Er freute sich, als er Anna an die Rückseite eines versteckten Kirchleins führte, um sie die Ruhestätte eines Rechtsgelehrten Sylvester Schwanold und seiner Ehefrau Jakobea entdecken zu lassen. Es waren zwei mächtig ausholende barocke Gestalten.

Anna, die eben erst gelernt hatte, die Welt mit Dierolfs unerbittlichen Augen zu sehen, hatte sich mit einem Anflug von schlechtem Gewissen in Sophiens Schwelgerei verführen lassen. Jetzt, an Andreas' Hand durch die Straßen schweifend, fand sie die Sicherheit ihres jugendlichen In-sich-Beruhens wieder und die Unbefangenheit der eigenen Schau. Der alte Mann verstand es fast unmerklich, ihr zu bieten, wovon er wünschte, daß sie es wahrnehme. Ein kleines Wort, ein veränderter Stand, eine knappe Handbewegung, und sie erfaßte, worauf es ankam. Er schien an seiner Führerrolle Vergnügen zu finden, um so mehr als Anna allmählich fragen lernte, so gut fragen, daß er überrascht aufsaß und dann mit großem Ernst auf sie einging.

Sophia hatte diese Morgenwanderungen Andreas' mit Genugtuung beobachtet. So war es gelungen, ihn zu dem ärztlich vorgeschriebenen Spaziergang zu bewegen, dem er sich allzugern entzog, indem er sich bei Tagesbeginn in Studien versenkte, von denen er dann nicht mehr abzulenken war. Jetzt aber stand er zu früher Stunde bereit, Anna zur Eile mahnend, damit sie ohne Hast seinem vorgesetzten Plan gerecht würden. Nun sah die freundliche List Sophiens sich doppelt belohnt, da Lehrer und Schülerin mit gleichem Eifer an ihrem Unternehmen hingen.

Zuweilen versäumten sich die Wanderer im Überschwang des Schauens und der Zwiesprache, die sich daraus ergab, und bemerkten plötzlich ihre Verspätung, um etwas atemlos und schuldbewußt heimzukehren. Sophia hatte dann ausschauend am Fenster gestanden. Einen lächelnden Blick mit ihrem Gatten tauschend, gab sie das Zeichen zur Mahlzeit. Das Gespräch, das der

Eintritt in das Haus unterbrochen hatte, wurde fortgesetzt. Nun nahm auch Ludwig Renner an ihm teil und zeigte sich verständnisvoller und unterrichteter, als sein Bruder vermeint hatte.

Sophia hingegen gestand, nachdem sie eine Weile zugehört hatte, die Mängel ihrer Bildung ein und kündigte an, sie werde jetzt als alte Frau die Lücken und Vorurteile ihrer einstigen Klostererziehung überwinden und mit geschwächten Augen verschlingen, was ihr von Gottes Schöpfung vorenthalten sei. Sie kannte die großen Sammlungen Europas, jetzt aber, während sie dem Gespräch zwischen Lehrer und Schülerin lauschte, wurde ihr klar, sie war an allem als eine Reisende nur vorübergegangen. Andreas lud sie zur Teilnahme an ihren Wegen ein, und wirklich stand sie am nächsten Morgen in ihrem grauen Pelz und ihren Schleiern bereit. Sie hatte ihren Kirchgang hinter sich und ihre häuslichen Anordnungen getroffen und wanderte nun zwischen den beiden durch die Stadt.

Unterwegs sagte Anna, sie sei in den wenigen Wochen, die sie hier sei, wie verwandelt worden, so reich beschenkt mit einer neuen Welt, von der sie vorher wenig gewußt habe. Und dankbar zutraulich faßte sie Andreas' Hand, der sie wie die eines Kindes im Weitergehen festhielt. Bald erklärte Sophia mit gespielter Eifersucht, wenn dem so sei, so gebühre ihr die zweite Hand, denn mit Anna sei noch eine andere Verwandlung vorgegangen, wovon sie sich vor jedem Spiegel überzeugen könne, und diese sei ihr Verdienst. Man mußte Sophia recht geben. Von Annas feingliedriger hoher Gestalt mit dem kindlich verschlossenen Gesicht, dem hellen Haar und den natürlich geschmeidigen Bewegungen war das gehemmte Wesen des Klosterzöglings gewichen. Sie trug ihre nach Sophiens Angaben veränderten Kleider mit so gutem Anstand, daß nicht nur die Beraterin zufrieden war. Andreas gab zu, es sei auch ihm nicht entgangen, daß ein Schmetterling aus seiner Verpuppung geschlüpft sei.

Sie verbrachten diesmal einige Stunden in der Antikensammlung der Glyptothek. Andreas, hier nun recht eigentlich in seinem Element, führte die Frauen mit großer Sorgfalt ein, zeigte ihnen nur wenig in richtig gewähltem Zusammenhang, erklärte, leitete zum Sehen an und versprach ihnen, an

einigen Abenden der kommenden Wochen in seinem Gartenhaus, durch Bilder aus seiner Sammlung und ausgewählter Lektüre, den Eindruck, den sie soeben empfangen hatten und bei künftigen Besuchen vertiefen würden, zu einem vollständigen Bild zu ergänzen.

Mehr noch als Annas gesammelte Aufmerksamkeit beglückte ihn Sophiens Ernst und das Aufleuchten ihres reifen Gesichts. Die beiden Frauen gingen still und etwas ermüdet von der Spannung, die die Einfühlung in eine neue Materie ihnen abverlangt hatte, den Weg zurück. Bald aber winkte Sophia einem Mietswagen, und so waren sie rasch zu Haus. Andreas empfahl der Schwägerin, gleich etwas zu ruhen, doch sie erwiderte, das denke sie keinesfalls zu tun, es sei nicht die Müdigkeit gewesen, die sie bewogen hätte nach Haus zu streben. Beim Verlassen des Museums habe sie heimlich, unerlaubterweise ein kleines weibliches Marmorköpfchen erspäht. Die kleine Griechin habe ihre Flechten so getragen, wie es ihrer Überzeugung nach Anna von nun an tun müsse. Sogleich wolle sie mit Hilfe einer gewandten Dienerin den Versuch am lebendigen Objekt machen. Annas Sträuben wurde überwunden. Am selben Abend erschien sie mit der neuen Haartracht, die Sophiens Geschmack alle Ehre machte. Unter dem früheren Aufbau der schweren Zöpfe hatten sich Kopfform und Nacken verborgen gehalten, die jetzt aufs schönste zur Geltung kamen.

Andreas lud die Frauen für einen der nächsten Abende zu sich ein. Er wolle ihnen und einigen andern Besuchern eine Reihe von Aufnahmen vorführen, die noch von seiner letzten Reise stammten. Sie hatten als Platten verwahrt gelegen und seien jetzt erst entwickelt worden.

Als Anna mit Sophia das Gartenhaus betrat, trafen sie bereits Gäste an. Das Mädchen blieb betroffen vor den sonderbaren Gestalten, die zwei der Räume füllten, und wunderte sich über Sophia, die fast jeden Anwesenden kannte, seine Art zu leben, seinen Beruf oder seine Interessen, und jeden anzureden wußte, so daß er sich gewürdigt und fast ausgezeichnet fühlte.

Mit einem der Besucher allerdings verband sie echte Freundschaft. Er hieß Konrad Urlaub, war von gedrungener Gestalt und wirkte in seinem

hochgeschlossenen dunklen Rock fast mönchisch. Er war in Begleitung seiner älteren Schwester Roswitha erschienen, mit der er – die Geschwister waren beide unvermählt – in einem gemeinsamen Haushalt im Innern der Stadt, in einem der ältesten Häuser, hoch oben unter dem Dach seine Wohnung hatte. Er war mit Sophiens verstorbener Tochter befreundet gewesen und hatte während ihrer Krankheit sie oft aufgesucht. Urlaub hatte eine Art magischer Wirkung auf sie geübt, indem von ihm eine freudige Ruhe auf die Leidende überging, wie sie einen unirdischen Zauber auf ihn ausübte. Er sprach ihr seine Verse vor, legte auf ihre Decke merkwürdige Steine und seltene Blumen, die sie dann in ihren durchsichtigen Händen hielt. Manchmal erzählte er ihr Geschichten, die er im Augenblick während er redete erfand, und oft sangen sie zusammen. Die Mutter saß dann still vor sich hinweinend auf einem Treppenabsatz vor der Tür. Die Dienstleute sammelten sich und lauschten atemlos, sich an den Händen haltend, wie Urlaubs männlich schöne fromme Stimme die zaghaft schwankende des Mädchens trug, umschlang und aufwärts leitete.

Kein Fest im Jahr verging, ohne daß Sophia die enge Treppe zur turmhohen Behausung des Geschwisterpaars hinaufstieg, die Arme voller liebevoll ersonnener Geschenke.

Konrad Urlaub war einem kleinen Kreis Ergebener als Dichter bedeutsam, wie er ihnen als Verwahrer tief geheimen Wissens galt. Das Geschwisterpaar entstammte einem fränkischen Bauerngeschlecht, das seit Jahrhunderten auf seinem Hof saß. Die beiden verleugneten in Erscheinung und Gewohnheiten ihre Herkunft nicht und stachen so durch ihre erdhafte Gebundenheit von den meisten Besuchern ab.

Roswitha erschöpfte sich in verehrender Hingabe an den Bruder. Saß sie in Gesellschaft an seiner Seite, so begnügte sie sich, die letzten Worte, die er sprach, andächtig flüsternd zu wiederholen. Es war dann wie ein Siegel auf seine Rede.

Die Geschwister waren fromm gläubig. Sie lebten innig mit den Jahrzeiten der Kirche. Dabei besaßen sie eine seltene Duldsamkeit gegen jede

andere Haltung, als seien sie sicher, eine unbegreifliche Vorsehung führe alles und alle trotz krauser Um- und Irrwege zum rechten Ziel.

Sophia stellte ihnen ihr Pflegekind vor. Anna fühlte ihre Hände von beiden mit Herzlichkeit festgehalten. Sie hatten die gleichen schönen, etwas vorstehenden Augen von brauner Farbe mit goldenen Pünktchen, die merkwürdig an die inständigen Augen von Kröten erinnerten.

Unter den Anwesenden war manche grotesk verblasene Figur, manches spirituelle Gesicht, manche gespensterhafte Erscheinung. Nichts aber wirkte auf Anna so befremdend wie eine Frau, die sie zunächst als solche gar nicht erkannte. Diese war offenbar zum ersten Mal in dem Kreis, denn man stellte sie als Dr. Alisa Mautner Sophien vor. Wenn Sophia über die widerspruchsvolle Gestalt betroffen war, so gab sie es durch nichts zu erkennen, sondern begegnete ihr mit ihrer ausgeglichenen Freundlichkeit und jener maßvollen Wißbegier, die nicht verletzt. Die gelehrte Dame erwiderte diese Haltung mit einem gewissen abschätzenden Respekt, wohl weil sie Sophia als eine Macht anerkennen mußte, die auf weiblichen Qualitäten beruhte. Alisa Mautner hatte vor kurzem ihre juristischen Studien in der Schweiz beendet. Sie wirkte wie ein als Frau verkleideter Mann und trug den Kopf eines schönen römischen Jünglings von geistvoller Prägung. Dabei war sie intellektuell von dürftiger Beschaffenheit und hatte in den fünfundvierzig Jahren ihres Lebens nie eine ursprüngliche Idee gehabt. Sie hatte sich des römischen Rechts wie ein mittelmäßiger Student bemächtigt. Dies jedoch und ihr Kopf mit den sorgfältig gepflegten kurzen Locken genügte, um sie unter den Frauenrechtlerinnen, deren Führerin sie war, als Persönlichkeit von großem Format zu erklären.

Andreas war sichtbar von diesem Gast etwas peinlich berührt. Sie war ungebeten, wie es in ihren Kreisen üblich war, von ihrer Freundin Maria van Loon mitgebracht worden. Diese war die Inhaberin eines photographischen Ateliers, das mit Recht einen guten Ruf genoß. Man hatte sie Andreas für die Ausführung seiner Platten empfohlen. Sie hatte sich ihm durch ihr Verständnis für die gestellte Aufgabe und die Güte ihrer Arbeit wertvoll erwiesen. Als sie

gebeten hatte, bei der ersten Vorführung zugegen sein zu dürfen, hatte Andreas es gern gewährt.

Seit einigen Jahren hatte Maria ihre jüngste Schwester Renate zu sich genommen. Diese hatte sie ebenso wie ihre Freundin an diesem Abend unaufgefordert mitgebracht. Während Marias kluges Gesicht durch frühe Not und strenge Arbeitszucht gezeichnet war, hatte die Schwester ein schönes weiches Mädchengesicht, das allerdings wie bei der anderen auf einem kurzen gedrungenen Körper saß.

Im Laufe dieses Abends erwies sich jedenfalls Marias Anwesenheit als nützlich. Sie brachte die von ihr ausgeführten Bilder aufs beste zur Geltung, so daß sie, während Andreas sprach, die Darstellung den Anwesenden sichtbar werden ließ. Andreas' Vortrag verband durch ergänzende Hinweise und zusammenschließende Schilderungen die Wiedergabe der plastischen Bildwerke, der Architektur und der Landschaft zu einem Ganzen und verwob sie zu einem imaginären Reich, das die Zuhörer und Zuschauer aufnahm. Sie konnten sich für eine Abendstunde als seine Bewohner fühlen. Was immer die Anwesenden sonst trennen mochte, jetzt waren sie benachbarte Siedler einer magischen Gemeinschaft auf einem entschwundenen Planeten.

Anna, die zwischen Sophia und Konrad Urlaub saß, wanderte mit willigem Geist und beglückten Augen den Weg mit, den der Sprecher führte. Sie ahnte, daß hinter den Worten sich Tieferes verbarg, als ihr zu fassen schon gewährt war. Mit geheimer Dankbarkeit empfand sie, daß zu den wenigen unter den Anwesenden, an die Andreas sich eigentlich wandte, Sophia und sie selbst gehörten. Während einer Pause, in der man den Tee reichte und Sophia sich an die einzelnen Gäste wandte, bemächtigte sich Urlaub Annas Aufmerksamkeit und warnte sie davor, all die verführerische Herrlichkeit des Sinnlichen und Geistigen jenes Zeitalters und seines Menschengeschlechts, diese Heidenwelt um ihrer selbst willen als bedeutsam anzusehen oder sich gar an sie zu verlieren. Sie sei nur zum Ende ihrer siegreichen Überwindung durch eine andre Herrschaft im Schöpfungssinn vorgesehen, wie der Drachen, der von dem Löwen bezwungen wird, am Socket der Kirchensäule. Alles, was an



ihr wesenhaft sei, habe jene andre in ihre überirdisch-irdische Herrlichkeit gehoben. Urlaub heftete seine schönen braungoldenen Augen eindringlich auf Anna, seine gutturale verhaltene Stimme zitterte. Es war ihr, als ob er sie aus Andreas' heller Welt in seine schattendunkle gewaltsam entführen wolle.

Einige Besucher stellten nun Fragen, aber oft solche, die zu beantworten sie nur sich selbst für befugt hielten. Andre trugen ihre eigne Meinung vor oder ihre eigne Sache, die vom Gegenstand des Abends fernab lag. Es schien fast, als seien nur die Schweiger die wahren Zuhörer gewesen. Sophia ließ mit stillem Lächeln, Andreas mit freundlichem Verständnis dies Nachspiel über sich ergehen. Anna suchte vergeblich in diesem labyrinthischen Wesen des Durch- und Nebeneinander nach dem rettenden Faden, der ans Licht führen würde. Sie ahnte, daß jeder hier im Panzer seiner Einsamkeit beschlossen war, den er selten im Strahl einer Gnadenstunde abtat, um ihn später ängstlich nur wieder um so fester zu schnallen.

## 14

Nach einigen Wochen, in denen Andreas seine Führung fortgesetzt hatte, erschien ein dem Mädchen Unbekannter, Anselm Gysbrecht, im nächsten Kreis des Rennerschen Hauses.

Gysbrecht war wie Luzia ein Patenkind Sophiens. Seine Mutter war mit der ihren, einer verwitweten Baltin, in Wien von ihrem angestammten Glauben zum Katholizismus übergetreten und in demselben klösterlichen Erziehungsinstitut in der Steiermark erzogen, in dem die Murachergroßmutter und Sophia einen Teil ihrer Jugend verlebt hatten. Als Konvertitin war Juliane ein sorgfältig gehegter Zögling gewesen, und man hatte sie gern in den Freundschaftsbund der beiden als Dritte eingehen sehen.

Als Kind hatte sie mit ihrer schönen unruhigen Mutter, die von ihrem Gatten sich geschieden hatte, Europa bereist und war, zwar im Überfluß lebend, nirgends eigentlich behaust gewesen. Von der Hand einer Erzieherin in

die einer andern wandernd, sprachgewandt und mit viel Zufallswissen ausgestattet, von Natur geistreich und durch ihre unstete Jugend zur Schwermut geneigt, hatte Juliane in dem stillen Kloster mit den freundlichen geistlichen Frauen eine so liebe Zuflucht gefunden, daß sie den Wunsch hegte, für immer dort zu verbleiben. Diesem Begehren bot ihre Mutter entscheidenden Widerstand. So verließ sie die Anstalt nach vollendeter Ausbildung und vermählte sich, entgegen ihrem ursprünglichen Lebensplan, mit Otto Gysbrecht, einem jungen Wiener Offizier. Seine Familie war niederländischen Ursprungs. Ein Ahn war zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs mit Tilly von dort gekommen, hatte unter ihm gekämpft, sich später mit einer österreichischen Dame verheiratet und in Wien heimisch gemacht. So war er der Begründer eines Soldatengeschlechts geworden, liebenswerter einfacher Menschen, von denen der Vater Otto Gysbrechts sich als Kriegsführer ausgezeichnet und der Familie noch vermehrtes Ansehen verschafft hatte. Juliane lebte mit ihm in glücklicher Ehe, die fünfzehn Jahre kinderlos blieb, ehe Anselm geboren wurde. Diese Geburt zerstörte die Gesundheit der Mutter, die nach lebenbedrohender Krankheit zwar gerettet wurde, jedoch, durch Lähmung der Beine hilflos geworden, an den Fahrstuhl gebunden blieb. Otto Gysbrecht hatte den spätgeschenkten Sohn zunächst mit überschwenglicher Freude empfangen. Die wochenlange Todesdrohung über der geliebten Frau ließ dem impulsiven, durch die lange ungestörte Gemeinschaft mit ihr selbstsüchtig gewordenen Mann das kleine Wesen, das so viel Unglück gebracht hatte, bald als Störenfried erscheinen, und nur die Zärtlichkeit der Mutter für das Kind bewog ihn, diesem einige Anteilnahme zu bezeigen.

Da nach dem Befund der Ärzte wenig Hoffnung verblieb, daß Juliane je ihre Bewegungsfreiheit wieder gewinne, beschloß Gysbrecht, seinen Dienst aufzugeben, Wien zu verlassen und mit der kranken Frau und dem Kinde auf ein Landgut nach Kärnten zu ziehn, das er von seiner Mutter ererbt und bisher von einem Verwalter hatte bewirtschaften lassen. Das bequeme Herrenhaus lag in einem weitläufigen Park. Juliane und das Kind, in ebenerdigen Räumen untergebracht, würden alle Freiheit des ländlichen Lebens ungehemmt

genießen, während er sie in der Stadt in der Dumpfheit des Hauses verkümmern und auf Ausfahrten oder in den öffentlichen Parkanlagen mitleidigen und neugierigen Blicken preisgegeben sah. Juliane selbst nahm den Plan freudig auf. Die Dienstfreiheit, meinte sie, werde ihr den Gatten für viele Stunden des Tages, die sie ihn sonst vermissen mußte, wiedergeben und ihm auch den Sohn nahebringen, von dem ihn, das fühlte sie wohl, ein geheimer Groll trennte.

Sie las viel, seit sie in den Krankenstuhl gebannt war, und gab damit einem Hang ihrer frühen Jugend wieder nach. Nachdem sie zuerst manches, was sie von früher her kannte, mehr zufällig wieder aufgenommen hatte, gewann sie Neigung zu planmäßiger, vertiefter Arbeit und wandte sich nun ernstern geisteswissenschaftlichen Materien, insbesondere der allgemeinen Geschichte zu. In alledem war auch der Wunsch, ihren kleinen Sohn später unterrichten und anleiten zu können, ein starker Antrieb. Otto Gysbrecht übernahm allmählich mit wachsender Selbständigkeit die Leitung des Gutes. Juliane zog ebenso fortschreitend die Bücher, die Pläne, die schriftlichen Arbeiten unter ihre Aufsicht. Daraus ergab sich eine Zusammenarbeit des Ehepaars, die beide befriedigte, und fast schien es, als sollte aus ihrem Unglück ein neuer erfreulicher häuslicher Zustand erstehen, zumal das Kind schön und kräftig zwischen ihnen aufwuchs.

Juliane hatte aus Wien sich ein junges Mädchen als Pflegerin mitgebracht, das sie versorgte und hegte, soweit ihr Zustand dies verlangte, und sich sonst ruhig und freundlich dem Hauswesen einfügte. Nachdem sie so zwei Jahre in gegenseitigem Wohlwollen verbracht hatte, wurde sie im Verlauf eines sehr strengen Winters, der das einsame Haus mehr als sonst von der Umwelt abschnitt, in der Einförmigkeit des Landlebens von einer heftigen Sehnsucht nach ihrer Heimatstadt befallen. Sie bekämpfte und verargte sich dieses Gefühl, verfiel aber unter dem unterdrückten Verlangen körperlich wie im Gemüt, so daß sie auch zu einer verantwortlichen Pflege unfähig wurde. Als man die Ursache ihres Leidens entdeckte, beschloß man, sie für etliche Monate zu beurlauben und für diese Zwischenzeit einen Ersatz zu suchen. Der Hausarzt

empfahl die Tochter eines evangelischen Geistlichen aus der Bezirksstadt, ein robustes, nicht mehr allzu junges Mädchen, das in der Pflege eines alten, gelähmten, jähzornigen Patienten sich sehr bewährt habe und sich auf jeden Fall in das ländliche Leben schicken werde.

Schwester Brigitte erschien als eine derbe Figur mittlerer Größe, rotwangig und sehr blauäugig. Sie ging in steif-gestärkten Röcken und Häubchen und trug ein Abzeichen ihrer Gilde als Brosche vorgesteckt. Sie war flink, hatte zugreifende Hände, ein bestimmtes Wesen, tat ihre Pflicht pünktlich und einwandfrei. Es schien durchaus glaubhaft, daß sie einen Polterer zu zähmen imstande sei. Aber Julianen tat sie nicht wohl, die Kranke wünschte die zierliche kleine Wienerin mit der leisen Stimme und den sanften Bewegungen herbei, die sie die eigene Gehemmtheit fast hatte vergessen lassen. Die neue Pflegerin hatte eine Art, Julianen noch hilfloser werden zu lassen und ihr eine Abhängigkeit zu schaffen, gegen die die ungebrochen willenskräftige und die Hoffnung auf Genesung nicht aufgebende Frau mit aller Kraft sich zur Wehr setzte. Während Juliane jeden Morgen sich einer Reihe von Übungen unterzog, die der Arzt ihr nach einer neuen Methode zu versuchen geraten hatte, und die so schmerzhaft waren, daß sie zuweilen die lautlosen Tränen nicht hemmen konnte, stand Brigitte neben dem Lager und beschwor sie, doch die unnütze Marter aufzugeben, mit der sie sich und mehr noch ihre Umgebung quäle.

Nach einer solchen Szene sprach Juliane ihrem Gatten den Wunsch aus, man möge doch ihre frühere Pflegerin zurückzugewinnen trachten, zumal sie aus dem letzten Brief des Mädchens zu spüren glaube, sie wäre gern bereit wiederzukehren. Sie selbst fühle von Brigitten einen Druck auf ihre Lebensgeister ausgehn.

Noch am selben Tage fand sie Brigitten gereizt und verdrossen, so daß sie vermuten mußte, das Mädchen habe ihre Absicht, sie zu entfernen, irgendwie erraten.

Eines Morgens bald darauf jedoch erschien sie überraschend in einem hübschen hellen Kleid unter einer zierlichen Schürze, das Haar ohne die steife

Haube gefällig geordnet und mit einem farbigen Band umschlungen. Sie ging auf leichten Schuhen und ihr Tritt hatte an Nachdruck erfreulich eingebüßt.

Juliane richtete sich halb auf, um sie anzusehn, und sagte dann beifällig, so in dem geschmackvollen Kleide und mit der neuen Haartracht gefalle sie ihr viel besser, es kleide sie vorteilhafter als die steife Spitaluniform, sie müsse sich so selbst wohler fühlen und gemahne die Patientin nicht so sehr an deren Hilfsbedürftigkeit. Brigitte erwiderte, eben aus diesem Grunde habe Herr Gysbrecht die Änderung gewünscht.

Einmal, während Brigitte Julianen beim Ankleiden half, nahm diese an dem Mädchen ein zartes Parfüm wahr, das sie kannte und dessen Wahl sie durch die Diskretion, aber auch durch seine Kostspieligkeit bei der Pflegerin überraschte. Sie hatte an ihr bisher keine Erfahrung an modischen Feinheiten wahrgenommen und sah daher die Hausgenossin mit vermehrtem Interesse an. Da mußte sie sich gestehen, daß diese von ihr unbemerkt in manchem sich gewandelt habe. Sie erschien nicht mehr so plump, die Bewegungen waren fließender und geräuschlos. Vor allem hatten die Augen etwas von ihrer Härte verloren, sie schimmerten feucht und lagen halb unter den Lidern. Sie hatte in vielem gewonnen, nur war sie zu Julianen nicht eben liebenswürdiger geworden, hingegen etwas zerstreuter in ihrer Wartung.

Von der Rückkehr ihrer früheren Pflegerin sprach Gysbrecht nicht. Es mochten sich doch Schwierigkeiten gezeigt haben, vielleicht war noch ein Aufschub nötig und er wollte sie durch den Mißerfolg nicht betrüben.

An einem Abend im August fand Juliane sich vom Schlaf erwachend in schon sinkender Dunkelheit auf einer Veranda vor ihrem Wohnzimmer. Am Nachmittag war nach einem qualvoll schwülen Tag ein Gewitter niedergegangen, das weniger Erfrischung gebracht hatte, als man von seiner Heftigkeit hatte erwarten dürfen. Juliane, von der Spannung erschöpft und von Schmerzen gequält, war während des Unwetters in Sorge um ihren Gatten gewesen, der auf entfernten Feldern die Erntearbeit beaufsichtigte. Heimkehrende Knechte brachten ihr die Nachricht, er sei in Sicherheit und würde später mit den verbliebenen Leuten nach Hause kommen. Als der

Regen aussetzte, hatte Juliane sich auf die geöffnete Veranda fahren lassen. Sie mußte bald eingeschlafen sein, erwachte fröstelnd und wunderte sich, daß man sie offenbar vergessen hatte. Schon tastete ihre Hand nach dem Klingelzug, als sie knapp unter sich im Garten zwei leidenschaftlich flüsternde Stimmen vernahm, die sie als die ihres Gatten und Brigittens erkannte. Schon wollte sie sie anrufen, als sie jäh nach wenigen Worten verstand, daß der Vorgang einen Zeugen nicht vertrug. Sie legte sich zurück und schloß die Augen. Das Gespräch verstummte. Dann entfernten sich Schritte.

Nach einer Weile erschien die Pflegerin mit einem Windlicht und weckte unwirsch die scheinbar Schlafende. Sie machte ihr Vorwürfe, daß sie sich der Abendfeuchtigkeit ausgesetzt habe, ohne jemand herbeizurufen. Auf diese Weise nahm sie vorweg, was man ihr mit Fug hätte vorhalten können. Sie habe das Kind zu Bett gebracht, erklärte sie, denn die Wärterin habe wie alle andern Dienerinnen im Hause Ordnung schaffen müssen. Das Wasser sei überall eingeströmt in Keller und Gänge. Man habe das Kind zu Bett gebracht. Die Abendmahlzeit werde sich verspäten. Juliane antwortete, selber sich über das Gleichmaß ihrer ruhigen Stimme wundernd, sie sei schläfrig und wünsche sogleich ihr Lager aufzusuchen. Sie bat dann nur noch das Licht zu löschen und verblieb im Dunkel.

Am nächsten Morgen umgab Gysbrecht sie mit mehr Fürsorge als gewöhnlich, sah sie während des gemeinsamen Frühstücks zärtlich besorgt an und sagte ihr, sie erinnere ihn heute besonders an das junge Mädchen, das er vor Jahren in Wien auf einem Feste neben der glänzenden Mutter entdeckt und das ihn sofort bezwungen habe. Sie gewann sich ein Lächeln ab. Ehe er sie verließ, kniete er einen Augenblick neben ihr und küßte ihre niederhängende Hand. Sie regte sich nicht.

Sie hatte die Verstörtheit in seinen Augen wahrgenommen und ein Mitleid überkam sie, mächtiger als das Leid, das sie um sich selbst trug.

Sie schrieb in diesen Tagen an Sophia Renner und bat sie um ihren Besuch. Die Jugendfreundschaft, die sie mit ihr und Helena Muracher verband, hatte die Jahrzehnte überlebt. Sophia hatte die Freundin nach der Geburt des Kindes

aufgesucht, das sie aus der Taufe hob, und schon damals die ersten Symptome ihres Leidens miterlebt. Sie erschrak jetzt vor der Transparenz nicht nur des Antlitzes sondern des ganzen Wesens und verstand: die Frau, die in ihrem Fahrstuhl unter dem roten Laub des wilden Weins vor ihr lag, war auf ihrem Seelenweg schon so weit vorgeschritten, daß niemand mehr sie einholen und zurückrufen konnte. Sophia selbst war an ihrem hinschwindenden Kinde hellhörig und hellsichtig geworden und fragte nicht. Sie erfaßte, daß sie, eine Mutter, die bald kinderlos sein würde, für ein Kind angerufen wurde, das bald die Mutter verlieren mußte.

In der Tat sprach Juliane viel von der Zukunft ihres Sohnes. Sie würde festgebannt ihm fern sein, der Vater sei an sein Stück Erde gebunden, bald müßte der Junge einer Schule übergeben werden. Wien wäre ihr in diesem Belang unlieb ihrer eigenen Mutter halber, die immer noch unruhig dort altere und sich mit der ihr eigenen Gewaltsamkeit des Knaben bemächtigen würde. Er habe ohnedies manche Ähnlichkeit mit ihr, nicht nur in den schönen Zügen seines kindlichen Gesichts, wie etwa in der Biagsamkeit des schlanken Leibes, sondern auch im Wesen, in der Tyrannei, im Seelenfang, wie Juliane es lächelnd nannte.

Sophia begriff, was hinter diesen Worten sie anforderte. Sie riet zu einer vortrefflichen Schule, einem geistlichen Internat in der Nähe Münchens, dem man, wenn es die Eltern wünschten, den Jungen anvertrauen könne. Er würde dann in ihrer Nähe leben und gern würde sie die mütterliche Obhut übernehmen. Die Feiertage würde er in ihrem Haus verbringen. So würde ihr nichts an seiner Entwicklung entgehen und sie könnte der Mutter dauernd berichten.

Juliane drückte zustimmend ihre Hand. Sophia mußte vor dem Lächeln auf dem Antlitz der Freundin den Blick senken.

Mitte November erhielt sie in München die Nachricht vom Tode Julianens, der, wie der Mann schrieb, unerwartet gekommen sei, obwohl der Arzt mit der Möglichkeit solchen Ablaufs gerechnet habe, nur eben in späterer Zeit. Gleichzeitig sandte Otto Gysbrecht einen an Sophia gerichteten Brief der

Toten, von dem er vermutete, er sei gleichzeitig mit zwei anderen, einen an ihn, einen anderen an Julianens Mutter, schon vor Monaten aus einer Vorahnung des Todes geschrieben. In allen dreien war der Wunsch ausgesprochen, der Knabe möge von seinem zehnten Lebensjahre an in Sophiens Nähe aufwachsen. Er wolle diesen letzten Wunsch achten und habe Julianens Mutter mit einiger Mühe bewogen, sich ihm gleichfalls zu fügen.

In der Frist, die bis zur Ausführung des Plans verstrich, war das Kind mit einem Hauslehrer zweimal für einige Wochen Gast in Sophiens Haus gewesen. Nach Vollendung seines zehnten Jahres wurde es dem nahen Institut der Benediktiner bis zum Abschluß seiner Schulbildung übergeben. Die Sommerferien brachte der Junge auf dem väterlichen Gute zu.

Der Vater hatte sich kurz nach Ablauf des Trauerjahrs mit Brigitte vermählt. Jährlich kam ein Kind zur Welt, so daß Anselm, als er in Sophiens Obhut kam, bereits vier Stiefschwestern besaß. Otto Gysbrecht war in dieser Zeit gealtert und unfroh geworden. Der Knabe sprach ungefragt nicht von seinem Elternhaus, doch bekam Sophia aus seinen zögernden knappen Antworten den Eindruck, als ob weder Vater noch Sohn sich dort wohl befände.

Seit einiger Zeit lebte in diesem Familienverband auch Brigittens kürzlich verwitwete Mutter. Mit ihr waren drei unverheiratete Töchter eingezogen. Im Gegensatz zu der ordnungsliebenden, tüchtigen Brigitte, die offenbar aus ihrer Art geschlagen war, waren die vier Damen nachlässig, träg und überspannt und machten im Verein mit den vier lärmenden Kleinkindern dem soldatisch gerichteten Vater wie dem Sohn, der die gute Zucht von beiden Eltern ererbt hatte, das Haus zu einem peinvollen Aufenthalt.

Im Rennersehen Hause waren alle von dem Knaben eingenommen. Sophia entsann sich Julianens Mutter aus der Zeit, da diese ihre Tochter im Kloster besucht hatte. Mit dem Adel ihrer Erscheinung und dem Wohlklang ihrer Bewegungen hatte sie Zöglinge und Nonnen so für sich eingenommen, daß alle sich dazu drängten ihr kleine Dienste zu leisten. Nun entdeckte sie diese Elemente in dem Knaben wieder. Zugleich aber entsann sie sich der Sorge



seiner verstorbenen Mutter, die in diesem Erbe eine Gefahr für ihn gesehen hatte. Doch war der Eindruck des Knaben, war seine Gegenwart so beglückend, daß sie dieser Befürchtung nicht gedenken mochte.

Der Besuch einer Ausstellung von Spielwaren, den sie mit Anselm wenige Tage vor seinem Eintritt in das Internat unternahm, sollte ihr einen überraschenden Eindruck von der Eigenart des Knaben geben. Verkäufer, aber auch Techniker, Künstler und Sammler hatten die erlesensten und verlockendsten Dinge zusammengebracht. Kinder drängten sich mit begehrliehen Augen und Händen um die Herrlichkeiten. Anselm ging an Sophiens Seite von Tisch zu Tisch. Mit Distanz in Haltung und Blick prüfte er die Gegenstände, ohne Hast, ohne die mindeste kindliche Begehrlichkeit. Er bewegte sich unter der lärmenden gierigen Schar, die die Säle füllte und von den Erwachsenen kaum zu zähmen war, gelassen und mit einer nachsichtigen Überlegenheit. Sophia, die beabsichtigte, ihn mit einem Spielzeug, das er unter den verkäuflichen Objekten selbst wählen sollte, zu beschenken, damit er in seinen Freistunden im Institut sich damit unterhalte, geriet nun fast in Verlegenheit ihm etwas anzubieten. Als sie es dennoch tat, wählte er ein unscheinbares Konstruktionsspiel, dankte ihr, und Sophia hatte das Gefühl, selbst die Beschenkte zu sein. Zu Hause erst zeigte sich, daß der gewählte Gegenstand eine Fülle geistreicher Kombinationen bot. Ludwig und Andreas Renner verbrachten mit Anselm zu Sophiens Staunen und Vergnügen einen angeregten Abend mit dem neuen Spiel. Sie fragte den Jungen, ob er ähnliche Spiele aus dem Elternhause schon kenne. Er verneinte. Das würde dort wenig Sinn gehabt haben, denn seine kleinen Schwestern hätten ihm alles zerstört. Er sagte es sachlich und ohne Anklage. Wohl habe sich bei seiner Großmutter in Wien während der dort verlebten Ferien ein kleines Museum kostbarer Spielsachen angesammelt, aber dies seien meist alberne Prachtstücke gewesen, mit denen er nie etwas anzufangen gewußt habe. Zuweilen freilich habe er Lust verspürt, solch ein Ding zu zerlegen, davon habe ihn jedoch die Vorstellung abgehalten, wie gekränkt und entsetzt die Geberin sein würde.

Sophia sah sich dem Kinde gegenüber zu einem zwiespältigen Gefühl gezwungen. Gerne hätte sie ihm ihre Zuneigung in mütterlichen Liebkosungen gezeigt, aber sie empfand eine Hemmung, als lebe er in einer unüberbrückbaren Ferne. Es war etwas Fertiges und Vollkommenes an ihm, das Bewunderung erregte und Annäherung verbot.

Darin trat keine Veränderung in den kommenden Jahren ein, die der Knabe in dem klösterlichen Internat verbrachte und während deren er immer wieder eine Zeit im Renner schen Haus lebte.

Zwei Jahre nach der Übergabe des Kindes an Sophia kam an diese aus Kärnten die Meldung, Otto Gysbrecht sei in der Nähe seines Gutes während eines Unwetters in einem See ertrunken. Erst nach tagelangem Suchen habe man ihn aufgefunden. Ein Vetter des Verstorbenen bat sie, Anselm die Kunde zu übermitteln, und stellte seinen baldigen Besuch in Aussicht. Sophia trat in schwerer Beklommenheit die kleine Fahrt in die Schule an und brachte dem Knaben die nicht mehr zu verhehlende Nachricht mit aller Schonung, die ihr mütterliches Herz ihr eingab.

Nach ihren ersten Worten erblaßte Anselm und atmete heftig auf, dann aber empfing er den Schlag mit ruhiger Fassung. Seine Fragen, sein Verstummen nach Sophiens Mitteilung dessen, was sie selbst erfahren hatte, stimmte damit überein. Sophia erbat von dem Oberen, der dem Vorgang erschüttert beigewohnt hatte, die Erlaubnis, den Knaben für etliche Tage mit sich nehmen zu dürfen, damit er in ihrem Hause den in Aussicht stehenden Besuch des Verwandten erwarte und die genaueren Umstände des Todes durch ihn erfahre.

Nach Ablauf einer Woche erschien im Rennersehen Hause Rudolf Gysbrecht, ein schlichter älterer Mann, ein Vetter von Anselms Vater, der unweit des Besitzes des Verstorbenen ein eigenes Landgut bewirtschaftete. Von ihm erfuhr Sophia, daß man Anselms Vater zwar ertrunken im See aufgefunden habe, jedoch sei seine Schläfe durchschossen gewesen, auch habe man im treibenden Boot die Waffe, seine eigene, aufgefunden. Auf der Brust des Toten fand man ein Bild der ersten Frau, das er am Morgen seines letzten

Tags aus einem Rahmen auf seinem Schreibtisch entfernt hatte. Der Sprecher bemerkte, er habe an ihm seit längerer Zeit eine zunehmende Gleichgültigkeit und Verdüsterung wahrgenommen, die er sich aus den unerfreulichen häuslichen Verhältnissen nach seiner zweiten unbegreiflichen Ehe erklärt habe. Daß es sich um freigewählten Tod handle, habe man, mit höherer Billigung, nur notdürftig verbergen können. Den Sohn jedoch möchte er bis zu dessen größerer Reife an einen Unfall glauben lassen.

Die zweite Frau würde mit ihren Kindern in mäßigen, doch zulänglichen Verhältnissen auf dem Gut bleiben. Anders verhalte es sich mit Anselm, der neben dem väterlichen Anteil über ein ansehnliches mütterliches Erbe einst verfügen würde.

Von da an verlebte der Knabe seine Ferien im Rennersehen Hause bis auf einige Wochen im Jahr, für die er zu seiner Großmutter nach Wien reiste. Auf der Schule galt er als ausgezeichneter Schüler, dem man große Gaben zuschrieb. Einer seiner Erzieher, der ihm von Beginn seiner Schulzeit an besonderes Interesse entgegenbrachte, sagte einmal zu Sophia, es schmerze ihn, in Anselms liebenswürdiger Ausgeglichenheit und einer unleugbaren Großzügigkeit seines Wesens zuweilen eine große Herzenskälte vermuten zu müssen, eine Unfähigkeit, sich an eine Sache oder an einen Menschen zu binden.

Während seiner Schuljahre besaß Anselm keinen eigentlichen Freund, obwohl ihm ein großer Teil seiner Mitschüler in Bewunderung anhing und um ihn warb. Einzelne freilich versuchten sich gegen seine Überlegenheit zu wehren und bekämpften ihn heimlich oder offen. Den ersten begegnete er ohne Unterschied freundlich, freigebig und hilfsbereit, doch so, daß er keinem nähertrat, den andern mit einer Gleichgültigkeit, an der jeder böse Wille sich allmählich abstumpfte.

Als er dreizehnjährig war, starb Sophiens Tochter. Der Junge hatte die Leidende so sehr gemieden, als ihm möglich war ohne die Mutter zu kränken. Seiner heilen Person mochte die langsame Auflösung peinlich sein. Nach dem

Tode ihres Kindes wandte Sophia sich eine Weile verletzt von ihm ab. Später vergab und vergaß sie, von der Entfaltung seiner Jugend bezwungen.

Zwei Jahre später schloß sich Andreas dem Hauswesen seines Bruders an. Zwischen ihm und Anselm knüpfte sich von der ersten Begegnung an ein Bund. Was der Knabe im glücklichsten Fall einem geliebten Vater hätte darbringen können, wandte er spontan mit verschämtem Überschwang an Andreas, der damals, von seiner Krankheit noch geschwächt, mancher Dienste bedurfte, die Anselm ihm mit erfinderischer Aufmerksamkeit erwies. Ganz gegen seine Gewohnheit drängte er sich zu diesen Leistungen. Er machte Ludwig und Sophia den Vorschlag, ihm während der Schulferien das große Mansardenzimmer zu überlassen, das über Andreas' Wohnung lag, damit er ihm auch nachts nahe sei und von ihm gerufen werden könne, um dem etwa Schlaflosen vorzulesen.

Während das Ehepaar mit freudiger Überraschung den ersten Ausbruch einer entschiedenen Gefühlswärme an dem Knaben erlebte, war Andreas von dem Geschenk dieser spröden Seele ergriffen. Er zog den Jungen in die Sphäre, in der er seine Zuneigung am besten belohnen konnte, führte ihn in seine Forschungen ein und erlebte das Glück, einen Schüler an ihm zu gewinnen. Am Ende der Ferien erklärte Anselm, Archäologie zu seinem Studium erwählen zu wollen. Man lächelte über seinen Eifer, aber er ging bis zum Ende seiner Schulzeit von diesem Vorhaben nicht ab. Achtzehnjährig bezog er die Universität und lebte von da ab einige Jahre wie ein Sohn im Rennerschen Haus. In dieser Zeit vertiefte sich sein Verhältnis zu Andreas, der ihn nun ganz in seine geistige Existenz aufnahm und ihm die Früchte seiner Lebensarbeit reichte, damit er diese als Erbe weiterführe und vollende. Die Furcht, alles, was er entdeckt und doch noch nicht sichtbar ans Licht hatte fördern können, würde wie ein nicht erlöster Schatz mit seinem Tode wieder in die Tiefe sinken, hatte ihn oft mit Schwermut geschlagen. Seit Anselm sich ihm und seinem Werk verbündet hatte, keimte neue Hoffnung in ihm auf.

Auch Sophia erlebte in ihrer Art eine Genugtuung an ihrem Pflegesohn. Zunächst war er ein Gegenstand für ihre Fürsorge, dann aber beobachtete sie

wie eine stolze Mutter die geheime Werbung der jungen Mädchen und Frauen um ihren Pflegesohn. Sie neckte ihn häufig mit diesen Erfolgen. Er hatte eine undurchdringliche Art solchen Ermutigungen zu begegnen. Selten verriet ein Blick oder eine Miene, daß er sich seiner Anziehung überhaupt bewußt war.

In diesem Spätwinter, den Anna in München verlebte, kehrte Anselm Gysbrecht von seiner zweiten Reise, die er nach Griechenland und Kleinasien unternommen hatte, zurück. Die erste hatte er im Verband einer wissenschaftlichen Gesellschaft sogleich nach Beendigung seiner Studien gemacht, die zweite, eben beschlossene, hatte ihn im Verfolg gewisser nicht beendeter Studien Andreas Renners auf einige Inseln und in wenig erforschte Gebiete Kleinasiens geführt.

## 15

In den ersten Wochen nach Anselms Rückkehr traf Anna ihn nur bei den Mahlzeiten. Er wohnte wie in seiner Knaben- und Studienzeit in der großen Giebelstube des Gartengebäudes und brachte viele Stunden des Tages bei seinem alten Freunde zu, um mit ihm die Früchte seiner letzten Reise zu prüfen.

Bei ihrer ersten Begegnung hatte Sophia, auf Anna weisend, scherzend gesagt, er habe in seiner Abwesenheit eine kleine Schwester bekommen. Er sah sie auf eine freundlich zerstreute Weise an, ein Gespräch mit Ludwig Renner kaum unterbrechend. Wirklich fast wie ein großer Bruder die kleine Schwester, empfand Anna enttäuscht, denn sie hatte sich seit einigen Monaten nicht ungerne daran gewöhnt, als Erwachsene behandelt zu werden, und fühlte sich durch diesen Blick in ihr Schulmädchenwesen von einst zurückverwiesen.

Sie mußte den neuen Hausgenossen immer wieder anschauen, wie man ein Bild oder eine Statue betrachtet. Wenig größer als Ludwig oder Andreas, schien er sie durch seinen gestreckten Gliederbau, die Geschmeidigkeit seiner Gelenke, die Abwesenheit jeder Materie, die als Last hätte wirken können,

durchaus zu überragen. Jeder Teil seines Körpers gehorchte seinen Intentionen auf hemmungslose Weise. Das Haar saß als eine wellige dunkelblonde Kappe wie gemeißelt um den schmalen Kopf. Jetzt, da er von der südlichen Sonne während seines monatelangen Lebens auf Wanderungen und Ritten tiefgebräunt war, war es heller als sein Gesicht. Die Augen wirkten wie in eine bronzene Büste eingesetzte Edelsteine. Immer, auch wenn er an seiner gegenwärtigen Gesellschaft Anteil zu nehmen schien, war es Anna, als könne er augenblicks von etwas Unbekanntem abberufen werden und er erwarte nur die Anforderung, um sich zu entfernen. Sie gestand sich nicht, daß sie in geheimer Angst wartete, er würde den Raum verlassen und entschwinden. Zuweilen lächelte er ihr flüchtig zu, wie der fremdartige Wanderer dem Kinde, das ihn auf der Straße anstaunt.

Der Geselligkeit in Andreas' Räumen tat Gysbrecht in einem gewissen Sinne Abbruch. Konrad Urlaub stand in einer unverkennbaren Gegnerschaft zu ihm, die selten ausbrach, nämlich wenn, wie Urlaub sich ausdrückte, Gysbrechts heidnische Haltung sich offenbarte. Das aber geschah, weil dieser mit dem Stoff seines Berufs in einem vollkommenen Einklang war, der über das Sachliche hinausgehend sein ganzes Wesen einbezog.

Urlaub konnte plötzlich bei einem Wort, ja bei einer Miene Gysbrechts mit seinem eigenen Glaubensbekenntnis ausbrechen, das dann wie ein Strom aus Blut und dunklem Feuer mit apokalyptischen Drohungen ihm entstürzte. Die anderen Gäste, teils weniger klar, teils weniger leidenschaftlich, nahmen nach ihrer Art, eingeschüchtert oder erregt, Anteil. Manche von ihnen, verworrene oder abseitige Sucher, wagten sich in Gysbrechts Nähe kaum noch mit Worten heraus. Manche scheuten sich überhaupt zu kommen. Maria van Loon jedoch mit ihrer Schwester und Alisa Mautner waren regelmäßige Gäste. Maria hatte Anselm ihre Werkstätte zur Verfügung gestellt für Arbeiten, die er mit seinem Bildmaterial selbst vornahm oder doch überwachte. So brachte er dort oft halbe Tage zu. Zwischen ihm und Maria hatte sich eine sachliche Kameradschaft ausgebildet wie zwischen Männern bei gemeinsamer Arbeit. Maria behauptete,

viel von Gysbrecht zu lernen, und dies war wohl in der Tat so. Sie hatte die Fähigkeit aus jeder Beziehung unvermerkt zu nehmen, während es den Anschein hatte, als sei sie die Gebende.

Alisa Mautner befand sich Gysbrecht gegenüber in einer Art Waffenstillstand. Da Maria, wie sie selbst sagte, aus seinem Umgang Wesentliches gewann, milderte die Männerfeindin ihm gegenüber ihre Skepsis, die für sie die Basis jeden Verkehrs bildete.

Während eines späteren Zusammentreffens überwand Anna ihre Scheu und betrachtete die drei Frauen mit größerem Interesse als bisher. Alisa erwiderte brauenrunzelnd ihren Blick, Maria musterte sie hart und abschätzend, während Renate unwillig errötete. Da vor kaum zwei Wochen Maria gebeten hatte, sie und Sophia aufnehmen zu dürfen, und über die Gewährung ihres Ansuchens sehr befriedigt schien, war Anna erstaunt, solcher Unfreundlichkeit ohne jeden Anlaß zu begegnen.

Eines Mittags bald danach legte Anselm ein Päckchen Bilder auf den Tisch der Veranda, auf der man an diesem milden Herbsttag, durch die großen Glasfenster auf den Park schauend, den Kaffee nach Tisch nahm. Sophia löste die Bilder aus der Hülle und reichte unter leisen freudigen Ausrufen Bild um Bild den anderen zu. Mit einem Aufglänzen der Augen betrachtete sie ihre eigenen, aber mit Genugtuung zeigte sie einige von Anna, die sofort an die bei ihrer Schwester in Holland zu Gast weilende Christina gesandt werden sollten.

Anselm erklärte, die Bilder verdanke man ihm. Er habe sie aus den Händen Maria van Loons gerettet, die eben dabei gewesen sei, sie mit Gefühl zu verbessern. Diese seien unter seiner Aufsicht entstanden, so gut wie unbearbeitet, und jetzt verlange er seinen Lohn.

Er wählte sich ein Bild Sophiens und zwei von Anna. Mit flüchtiger Hand wandte er, sie kaum berührend, ihren Kopf zur Seite, verglich sie mit einem Bilde, wandte dann ihr Gesicht sich zu und verglich es mit dem andern. Sie senkte verwirrt den Kopf, während er sich lachend verneigte und die drei Bilder zu sich steckte.

Vor Weihnachten bat Sophia, in dieser letzten Woche vor dem Fest möchten alle feiern, Lehrer und Schüler, es solle richtig und in seiner ganzen Weihe begangen werden. Anna war schon vordem gewahr geworden, daß Sophia in der ersten Morgenfrühe mit einer Dienerin das Haus verließ. Ein Geläute von nahen Türmen verriet ihr, daß sie zum Besuch der Engelmesse gingen. Als Kind hatte sie einige Male Margret dahin begleiten dürfen und hatte die Erinnerung an den Zauber dieser Andacht bewahrt. So bat sie jetzt Sophia, sie begleiten zu dürfen, und es wurde ihr freudig gewährt. Sie wanderten nun Morgen um Morgen auf knirschenden Sohlen, in ihre Mäntel und Kapuzen ver mummt, durch die finsternen Straßen zur Kirche. Bei ihrer Heimkehr standen noch die Sterne am Himmel. Von und vor den Hausgenossen wurde dieser Frühgang nicht erwähnt.

Zwischen Weihnachten und Neujahr wollte sich die Familie auf eine Winterreise nach Tirol begeben, der auch Anselm und Anna sich anschließen würden. Ein Jugendfreund Ludwig Renners, der Bergrat Lorenz Silbernagel, hatte nach dem Tode seiner Frau den Abschied von seinem Amt genommen und sich auf einen angestammten Wohnsitz über Innsbruck zurückgezogen. Er erneuerte jedes Jahr seine Einladung zu einem Besuch zwischen den winterlichen Festen, der zwar nicht jährlich, aber doch in gewissen Abständen Folge geleistet wurde. Das alte Haus lag an einer Berglehne über der Stadt, über Wald, Fluß, Häuser, Türme und jenseitiges Gebirge weithin Ausschau haltend. Die Räume waren groß, niedrig, dunkel getäfelt und behaglich. Kachelöfen sandten, riesige Holzscheite verzehrend, ihre Wärme. Gesinde, altmodisch und wohlwollend wie der Herr, sorgte freundlich für die Gäste. Meist begünstigten Sonnenschein und klare Kälte den Aufenthalt. Dankbar und erfrischt kehrte man in das Nebelreich der Stadt zurück.

In diesen Wochen kam Anna erstmals in ihrem Leben dem Hochgebirge nah und erfuhr in der ungewohnten Leichtigkeit dieser Luft eine Steigerung ihrer Lebensgeister, daß sie sich zuweilen wie berauscht und über sich hinausgehoben fühlte. Im Wandern und Steigen unermüdlich, bedauerte sie, daß nur wenige gangbare Pfade in diese starre weiße Welt führten. Man neckte



sie mit der Unersättlichkeit ihrer Bewegungslust, an der Silbernagel und die Brüder Renner in solchem Ausmaß nicht teilnahmen, wohl aber Gysbrecht, der von früheren Besuchen her mit der Gegend vertraut war, und manchmal auch Sophia, die sich ihre Beweglichkeit und die Ausdauer ihrer Füße bewahrt hatte.

An jedem klaren Nachmittag ließ der Bergrat nach dem Mittagmahl, das man nach der Landessitte früh einnahm, seinen kunstvoll geschnitzten alten Schlitten mit dem Meerfräulein, zwei flinke falbe Pferdchen als Vorspann, bereit halten und man fuhr, ein wenig beengt zwar, aber bester Laune auf den blauen Lederpolstern und unter den Bärenfellen durch die Stadt, um in einem Bergwirthshaus der Gegend oder bei Freunden des Hausherrn in einem der Schlößchen in den Bergen den Vesperimbiß zu nehmen. Am Tag vor Dreikönig zog man schon am Morgen mit dem Schlitten über Schloß Ambras hinauf zur jenseitigen Höhe, wo dem Hausherrn eine sehr alte Verwandte lebte, die Sophien zugetan war und die, im Winter selbst nicht mehr beweglich, um einen Besuch der Freunde gebeten hatte. Bald nach der Abfahrt änderte sich die Windrichtung, Föhn machte die Oberfläche des tiefen hartgefrorenen Schnees leicht schmelzen. Silbernagel äußerte einige Besorgnis wegen der Rückkehr. Es ging bergaufwärts an Höfen vorbei, durch Ortschaften, bis man am Ende eines Dorfes vor einem mauerumfriedeten Anwesen angelangt war. Auf der Mauer schrieten Pfauen. Ein Eisengitter wurde aufgetan. Man fuhr durch den tiefverschneiten Garten, zwischen Taxushecken, die kaum aus dem hohen weißen, die Einfahrt säumenden Schneewall hervorragten. Man hielt vor einem Haus mit Türmen und Erkern und betrat eine große gewölbte Halle. Eine alte Dame, zierlich wie ein Elfenbeinfigürchen, verschwand in Sophiens begrüßenden Armen, tauchte wieder auf und bewillkommte die Gesellschaft, indem sie an jeden einzelnen umständliche Worte von verschollener Herzlichkeit richtete. Aus dem winzigen Vogelgesicht funkelten unter der schwarzen Spitzenhaube noch ein paar muntere blanke Augen. Silbernagel erwiderte die Ansprache seiner Tante in weitläufiger, fast ebenso altfränkischer Form, die beiden Brüder trafen den Ton so gut sie es vermochten, Sophiens wohltuende Wärme fand ohne Aufwand von Worten hier wie überall das

Rechte. Anselm und Anna standen stumm beiseite. Beiden war zumute, als habe man sie als Zuschauer zu einem Märchenspiel geführt. Sie lächelten sich im Einverständnis der Jugend heimlich zu.

In der Halle und auf den Gängen, in dem großen Wohnzimmer, in das man die Gäste führte, waren die Wände mit Familienbildern bedeckt, die, meist aus derbem Holz geschnitzt, das Geschlecht der Rabendinger, dem auch Silbernagels Mutter entstammte, auf Jahrhunderte zurück darstellten. Das alte Fräulein Sidonie war der letzte Sproß dieses Namens. Vor dem Mittagmahl fanden sich noch zwei Stiftsdamen aus Innsbruck ein, ältliche Verwandte des Hauses, die die Bergbahn aus der Stadt heraufgebracht hatte, unvermählte, farblose Wesen, die von der Hausherrin wohlwollend, aber wie unmündige Schulmädchen behandelt wurden. Man aß auf prächtigem Silber, von solchem Gewicht, wie heutige Menschen es nur mit Anstrengung handhaben konnten, und dem Staatsservice des Hauses ein altmodisch köstliches Mahl, dem keiner sich so recht gewachsen fühlte. Später kehrte man in den Wohnraum zurück, in dem inzwischen in einer Bronzepfanne ein Räucherwerk abgebrannt worden war. Von Silbernagel durch Fragen angefeuert, erzählte nun das alte Fräulein, während die Gesellschaft in dem duftenden bläulichen Nebel saß, der der Räucherpfanne entstieg, die Geschichte einiger Vorfahren, deren Bilder die Anwesenden vor Augen hatten. Diese Ahnen waren weder große Helden noch Weise gewesen, noch taten sich die Frauen durch besondere Reize hervor, sie hatten ehrbar und mehr oder weniger tüchtig ihr Leben hingebracht. Fräulein Sidonie bewegte sich erzählend zwischen ihnen so gewandt, daß offenbar war, sie war in dieser Vergangenheit heimischer als in der Gegenwart.

Eine der Stiftsdamen war sacht eingeschlummert und in ihren Lehnstuhl versunken. Vor dem Fenster starrten fern die Berge bläulich in Schnee und Eis, schon verblich der Himmel dem Abend zu, und über die grünen und blühenden Pflanzen, die auf den Fenstersimsen standen, spürte man Kälte ins warme Zimmer durch die Scheiben dringen. Man begann an den Aufbruch zu denken, als eine Magd mit der Nachricht eintrat, die Bergbahn habe wegen einer Vereisung der Schienen den Verkehr einstellen müssen. Die Schläferin

erwachte und vereinte ihre klagende Stimme mit dem Jammer der Gefährtin. Sie sahen ihre Rückkehr bedroht. Unter Klagen und Seufzen lehnten sie das Angebot der Hausfrau, bei ihr zu übernachten, ab, da sie unter keinen Umständen den festlichen Gottesdienst in ihrer Kirche morgen versäumen wollten. Silbernagel erbot sich, sie am nächsten Morgen in seinem Schlitten abholen zu lassen, aber auch das schien ihnen nicht die rechte Lösung. Als der erste Tumult, den die beiden Jungfern entfacht hatten, sich legte, erklärte Anselm, er würde zu Fuß in die Stadt niedersteigen. Der Weg sei ihm von früher vertraut, er sei weder langwierig noch beschwerlich, eine Laterne sei alles, was er brauche. Wenn man zusammenrücke, fänden die beiden Damen wohl noch Platz im Schlitten. Nachdem diese einen wortreichen Dank für das Opfer abgestattet hatten, meldete Anna sich und bat ebenfalls gehen zu dürfen, wenn der Fußgänger gegen ihr Geleit nichts einwende. Dann wäre nicht nur im Schlitten bequem Platz, sondern sie hätte zudem die Freude des nächtlichen Abstiegs, für den sie mit Kleidung und Schuhen passend gerüstet sei. Sophia schwieg nachdenklich eine Weile. Die Herren meinten, das einzig Bedenkliche sei die Glätte des Wegs, doch könnte sie Eissporen an die Schuhe schnallen. Im übrigen dürften junge Leute auch einmal hinfallen, sie hätten elastische Knochen und Gelenke. Doch rieten sie, bald aufzubrechen, damit es nicht allzu spät würde. Am Stadtrand sei ein bekannter alter Gasthof, dort möchten die Wanderer einkehren, sich stärken und verweilen. Silbernagel fügte hinzu, er wolle, habe er die beiden Damen in ihrem Stift abgesetzt und Renners nach Hause gebracht, den Kutscher mit dem Schlitten in die Stadt zurückschicken, damit er Anna und Anselm abhole, denn der Aufstieg von der Stadt zu ihm sei doch am Ende zu beschwerlich. So kämen sie bei guter Zeit heim.

Sophia stimmte schließlich zu. Als sie den kindlich-lustigen Verschwörerblick auffing, den Anselm und Anna tauschten, lächelte sie ihnen verständnisvoll zu, denn sie konnte sich vorstellen, daß die beiden froh waren, der bejahrten Versammlung zu entfliehen, aber sie lächelte mit nachdenklichen Augen.

So brachen sie auf nach einem Abschied, bei dem sie von allen Seiten mit Ratschlägen versehen wurden, wegen der Wegmarkierung, wegen Vorsicht an bestimmten unheimlichen Stellen, wegen der Kleidung und mancher anderer Umstände.

## 16

Als sie aus dem Gartentor traten, bemerkten sie, daß der Wind sich wieder gedreht hatte. Die vom vormittäglichen Föhn aufgeschmolzene Schneeschicht war spiegelglatt gefroren, das Blau des Himmels fahl geworden. Sacht fiel die Dämmerung ein. Während sie sich vom Haus entfernten, hörten sie den Pfau schreien und sahen, sich umwendend, im Erker ein Licht aufgehen.

Ein Weilchen blieben sie stehen. Anselm fragte das Mädchen, ob sie sich wie er ins Freie gesehnt hätte. Anna erwiderte nachdenklich, ob er es für möglich hielt, daß es auch für sie beide einmal so werden könnte, daß sie mit den Abgeschiedenen in längst versunkener Zeit hausten, während das Leben um sie weiterging, und sie hätten keinen Teil mehr an ihm.

Anselm schüttelte den Kopf. Er möchte ein solches Lebensalter überhaupt nicht erreichen, und was sie beträfe, sie würde mit den Jahren nicht altern, sie sei von Sophiens Art. Während sie eine Zeit lang die Fahrstraße verfolgten, wandelte sich die Dämmerung in Dunkelheit, Sterne strahlten auf und schufen Helle, in die das Schneelicht einging.

Anselm bog in einen Waldweg ein, der, wie er sagte, die Fahrstraße tiefer wieder treffen und ihre Wanderung abkürzen würde. Sie kamen zuerst rasch vorwärts. Der Schnee war hart, in der Mitte des Wegs lief ein ausgetretener Pfad, der sich gut begehen ließ. Anselm, bald neben bald vor ihr schreitend, ergriff zuweilen Annas Hand und leitete sie über schwierige Stellen. Der Pfad verengte sich. Die Bäume zu beiden Seiten waren von grauem Baumbart dicht versponnen und unter der Schneelast so gebeugt, daß sie stellenweise unter ihnen sich durchzwängen mußten, und manchmal hemmte sie stachliges

Gesträuch und niedriger Wacholder. Der Schnee glitzerte und machte die Laterne überflüssig. Anna fühlte sich weltenweit von jedem Menschenort, unausweichlich auf diesen Weg gebannt. Wie im Traum stieg sie abwärts. Die Kälte schärfte sich, biß sich in ihr Gesicht und machte ihre Hände starr.

Anselm mußte es gespürt haben. Er zog pelzgefütterte Lederfäustlinge aus seinen Taschen, verwahrte Annas Hände darin, und beide mußten über die unförmlichen Gebilde lachen. Überdem standen sie wieder an der Fahrstraße, die, an dieser Stelle vereist und glatt, jäh sank. Glockenläuten kam von fern her durch die gläsern klare Luft. Sie hielten einen Augenblick inne. Anna sah etwas bang auf die abschüssige Bahn. Sie mußten sie jedoch nur überqueren, der Waldpfad führte jenseits weiter, noch einmal die Straße schneidend. Nach einer Frist hatten sie sie wieder erreicht, die jetzt tief in das Gelände eingebettet im Sternenlicht gleißend niederleitete. Anselm ergriff Annas Arme und stützte sie, wenn sie ins Gleiten geriet. Allmählich gewann sie, als ob vom Maß seines Ausschreitens eine magnetische Kraft auf sie einwirke, Sicherheit und paßte ihren Schritt dem seinen an. Von Zeit zu Zeit fegte ein heftig wirbelnder Windstoß über sie hin und machte die Kälte noch fühlbarer. Annas Augen tränkten, und doch war ihr, als trügen Flügel sie neben dem schweigenden Gefährten hin. Sie sah zu ihm auf. Sein Gesicht war jetzt geradeaus gerichtet. In seinem kurzen grauen Pelz mit der Lederkappe, die seinen Kopf fest umschloß und deren Pelzverbrämung sich mit seinem Haar mischte, kam er ihr nun fremd und neu vor, und doch meinte sie, dieser Erscheinung irgendwo und irgendwann begegnet zu sein. Vielleicht im Traum. Sie sann nach, und ihr Herzschlag setzte plötzlich für Sekunden aus. Unwillkürlich stockte auch ihr Schritt. Aufschauend begegnete sie seinem Blick. Unter dem ihren rötete sich jetzt sein Gesicht. Er lächelte ihr zu und umfing mit seiner Hand ihr Armgelenk fester. Sie schritten gleichmäßig weiter. Anna fürchtete, die Wanderung möchte plötzlich ihr Ende haben und sie möchten in das Reich der Menschen zurücktreten.

Sie gingen jetzt an einer hohen Mauer entlang. Anselm sagte ihr, das lange Schweigen brechend, hinter ihnen läge das Schloß Ambras, und nun hätten sie

den größten Teil des Weges bewältigt. Anna blieb stehn. Ein Geräusch machte sie auflauschen. Es klang, als wäre Lachen und Schluchzen wunderbar gemischt, Murmeln und Flüstern, zuweilen war es, als klinge Glas an Glas, und es drang von jenseits der Mauer zu ihnen.

Anna hob lauschend das Gesicht, traf wieder Anselms Blick, der sich in den ihren senkte. Es verschlug ihr die Stimme, die hatte fragen wollen.

Er antwortete auf die stumme Frage, es sei eine Quelle im Schloßpark, eine Quelle unter der Eisdecke. Als Anna sich streckte, um über die Mauer zu sehen, nahm er sie in beide Arme, hob sie hoch und hielt sie schwebend eine Weile über sich. Sie schloß die Augen. Alles Blut strömte ihr zum Herzen, als ob die gehemmte Quelle jetzt ihr durch den Leib fließe. Anselm ließ sie langsam an seine Brust sinken, und sie immer noch in seinen Armen festhaltend, lief er gleitend den gefrorenen Weg hinab, an dem alten Soldatenfriedhof vorüber bis zur Ebene. Am Waldrand stellte er sie zu Boden. Sie schwankte, er hielt sie mit den Armen umfassen. Er hob ihr Gesicht, strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und küßte sie lange, gewalttätig und feierlich auf den Mund. Sie wußte unverbrüchlich ihr Leben in das seine eingehen. Er schob sie ein wenig von sich ab, sah ihr ernsthaft in die Augen. Sein Mund bewegte sich wie im Sprechen, aber kein Laut wurde hörbar.

Sie gingen Seite an Seite — ihre Linke war von seiner Hand fest umschlossen — langsam durch die schon abendstille Vorstadt und durch das Tor in die Stadt ein. Da war eines der ersten Häuser der Hauptstraße der alte Gasthof, in dem Silbernagel sie hatte warten heißen, bis der Schlitten sie holen käme.

Die große Wirtsstube war an diesem Abend fast leer. In den Ecken saßen, jeder für sich, ein paar verlorene Gestalten auf den Wandbänken hinter den Tischen. Dunkel funkelte der Wein in den kleinen Karaffen vor den einsamen Gästen. Der Boden roch frischgescheuert, der grüne Kachelofen, der wie eine Burg in den Raum ragte, gab gelinde Wärme, durch die Fenster schimmerten die Schneewälle, die draußen die Straße säumten, und ein Ausschnitt gestirnten Himmels.

Anselm wählte einen Platz in dem geräumigen runden Erker. Eine matte Lampe schwebte über der weißen Ahornplatte des Tisches. Das Kruzifix zwischen den Erkerfenstern war mit Mistel- und Wacholderzweigen besteckt. Sie überblickten so den Raum und die Straße. Er nahm Anna den Pelz ab, zog ihr seine unförmigen Fäustlinge von den Händen und schob ihr ein Holzbänkchen unter die Füße. Sie errötete, als der Wirt grüßend an den Tisch trat und sagte, Silbernagel habe im Vorbeifahren angehalten und lasse den Herrschaften bestellen, sie möchten sich gedulden, der vereiste Weg sei den Pferden schwierig geworden. Man werde für einen andern Vorspann sorgen müssen, ehe der Schlitten wieder abfahren könne.

Anna wehrte für sich ab, als das aufwartende Mädchen kam und fragte, ob sie zu speisen wünschten, ließ es aber geschehen, als Anselm heißen Wein für sie beide bestellte. So saßen sie schweigend. Das herbsüße betäubende Aroma von Wein und Gewürzen stieg auf. Allmählich lösten sich Anna die Glieder, die sanft einschläfernde Wärme überwältigte sie, und sie wehrte sich nicht gegen das Versinken in einen traumseligen Dämmerzustand. Jetzt begannen die Glocken von den vielen Türmen der Stadt ein mächtiges Geläut. Eine der Türen sprang auf, und ein Chor von Stimmen drang vom Flur ins Zimmer. Ein Priester trat ein, von zwei Chorknaben begleitet, die Rauchfässer schwangen, hinter ihm der Wirt als Hausvater, dann die Familie und endlich das zahlreiche Gesinde, alle laut betend. Die wenigen Gäste erhoben sich und stimmten ein. Der Hausvater schrieb die Zahl des anhebenden Jahres mit den magischen Namenszeichen über jede der drei Türen.<sup>1</sup> Weihrauchwolken hinter sich lassend, entfernte sich der Zug.

Anna schrak auf, als Silbernagels Kutscher erschien – es war, als tauche er aus den Schwaden des duftenden Nebels auf – und die Ankunft des Schlittens meldete. Anselm hüllte Anna in einen weiten Pelz, den Sophia vorsorglich mitgeschickt hatte. Man hatte die Pferde getauscht. Auf der Fahrt erzählte der Kutscher von den Fährnissen und Schwierigkeiten, die ihnen begegnet seien, vor allem aber von der Angst, die die beiden alten Damen

---

<sup>1</sup> 20C+M+B24 (mit der jeweiligen Jahreszahl, hier 2024), meist verstanden als Caspar, Melchior, Balthasar.

ausgestanden hätten. Unterwegs hätten sie abergläubische Anwandlungen gehabt und einmal sogar den Schlitten verlassen wollen, um in einem Bauernhaus Obdach zu suchen. Alle hätten aufgeatmet, als man sie vor der 'für des Damenstifts absetzen konnte.

Da man das Silbernagelsche Schlößchen vor sich sah, wurde Anna von Scheu befallen, wie sie vor Sophia treten solle. Anselm hielt ihre Hand beim Aussteigen fest und drückte sie, als ahne er ihre Verwirrung.

Als sie eintraten, fanden sie die hellerleuchtete Eingangshalle von fröhlichem Tumult erfüllt. Drei Sternsinger, unter ihnen der königliche Mohr in feierlich grotesker Verkleidung, sangen ihre Lieder und heimsten die Gaben ein, die in Körben schon für sie bereit standen. Ein großes Gefolge von Dorfkindern hatte sich an sie geheftet. An einem langen Tisch war für alle ein Imbiß bereit, an dem Silbernagel und seine Gäste teilnahmen. Die beiden Ankömmlinge gingen in der allgemeinen Feier unter, ohne daß man ihrer groß acht hatte. Nur Sophia sah Anna einige Male lange wie prüfend an. Schließlich gingen alle, nach Abzug der ländlichen Gäste, von der nächtlichen Fahrt ermüdet, frühzeitig zur Ruhe.

Am Morgen des Dreikönigtages fuhr Silbernagel mit den Frauen in die Stadt hinunter, um in der Hofkirche das feierliche Amt zu hören. Anna kniete neben Sophia. Sie legte das Gesicht auf die verschlungenen Hände. Sie fühlte Sophiens Blick besorgt auf sich ruhen und hob auf die flüsternde Frage, ob sie sich etwa krank fühle, verneinend das Gesicht. Sophia schüttelte nachsichtig lächelnd das Haupt. Orgel und Gesang brauste über sie hinweg. Die großen Erzfiguren des Mittelschiffs umstanden wie Wächter das Zauberland, in dem Anna sich nun heimisch wußte. Von Sophia aufgerufen, verließ sie nach Schluß des Gottesdienstes die fast geleerte Kirche.

Heimgekehrt, beschloß sie nach einer Weile Sophia aufzusuchen. Freilich schien ihr zweifelhaft, ob sie Worte fände für das, was sie bestürmte, ob es überhaupt Worte dafür gäbe. Aber vielleicht würde Sophia erraten und ihr das Aussprechen ersparen. Es war ihr, als habe in deren Blick am Morgen, als sie die Kirche verließen, ein solches Versprechen gelegen.



Sie trat auf den Flur und bat ein Mädchen, das sie dort antraf, bei Sophia anzufragen, ob sie zu ihr kommen dürfe. Das Mädchen sagte ihr, eben habe sie Gysbrecht dorthin geführt, der sich ebenfalls durch sie habe anmelden lassen. Anna trat in ihr Zimmer zurück. Sie lehnte den Kopf an das Fenster, das noch von der Nacht her einen Rand von Eisblumen hatte. Es war ein zartes Farrenkraut, auf das sie sah. Die Ofenwärme von innen und die Morgensonne von außen zehrten es hinweg, während sie die Stirn an die kalte Scheibe legte und über Fluß und Stadt hin nach den jenseitigen Bergen sah.

Später wanderte sie zwischen Tür und Fenster hin und wider. Durch die Tür, die ihr Zimmer mit dem Sophiens verband, meinte sie den Schall einer Zwiesprache verhaltener Stimmen zu vernehmen, nicht hörbarer als das Klopfen ihrer eigenen Pulse. Eine Stunde mochte vergangen sein, als die Dienerin an ihrer Tür erschien und sie bat, ihr zu Sophia zu folgen. Als sie eintrat, sah sie zunächst nur diese in einem tiefen Sessel im Erker des großen Gemaches sitzen. Näher tretend erst gewahrte sie Gysbrecht sich von einer niedrigen Bank zu Füßen Sophiens erheben. Er nahm die Hand der Frau, die ihr Gesicht noch ab und dem Fenster zu gewendet hielt, küßte sie, wandte sich, um den Raum zu verlassen, ging auf Anna zu, die jetzt blaß und zögernd inmitten des Zimmers stand, nahm ihre beiden Hände in die seinen, legte sie einen Augenblick an seine Brust, strich ihr übers Haar und schob sie sanft gegen die Sitzende, die ihr Gesicht noch immer abgewendet hielt. Anna hörte eine Tür sich leise schließen.

Der Erker, in dem Sophia saß, war durch das dichte Geäst einiger hohen Tannen vor den Fenstern in ein grünes Zwielight getaucht. Anna trat vor und ließ sich auf der Bank nieder, auf der Gysbrecht eben gesessen hatte. Sie wagte nicht aufzusehen, sondern verbarg ihr Gesicht in den Falten des violetten Samtes des Hauskleids, der es wie ein weiches Nest aufnahm. Sie fühlte bald eine linde Hand sich um ihren Kopf legen, aber sie spürte auch Träne auf Träne darauf niederfallen.

Sophia begann mit verhüllter Stimme zu reden, fast als spräche sie zu sich selbst. Sie erzählte von Anselms Mutter Juliane, von ihrer gemeinsamen

Jugend, von Anselms Geburt und Julianens Tod, von der zweiten unglückseligen Ehe des Vaters und von seinem Sterben, und wie Anselm ihr von der Mutter als ein Vermächtnis hinterlassen sei. Jetzt habe sie Anselms Antrag Christina, Annas Mutter, und Franz Muracher, ihrem Vormund, zu bestellen und Anselms Fürsprecher müsse sie sein, das habe sie ihm zugesagt. Nun wolle sie aber fragen, ob denn sie, Anna, ihres eigenen Willens durchaus sicher sei. Das Mädchen hob das Haupt und nickte ihre Zustimmung. Es dürfe, sagte Sophia, nach einer Augenblickswallung nicht entschieden werden. Ob sie denn auch alles bedacht und wohl besonnen habe. Jetzt schüttelte Anna erstaunt den Kopf und so heftig, daß die Nackenlößchen tanzten: nein, dazu sei keine Zeit gewesen. Es sei ja auch gar nichts zu bedenken, meinte sie schließlich leise, und dies waren ihre ersten Worte. Sophia wandte ihr das Gesicht ins Licht, sah sie lange mit noch feuchten Augen an und sagte, ja, es müsse wohl so sein.

Anselm wolle morgen vorausfahren, fügte sie dann noch bei, und Mitte des Monats, wie es vorgesehen sei, würden sie alle folgen. In München erst wolle sie mit Renner zunächst alles besprechen. Er müsse gehört werden, es gäbe da sicherlich mancherlei, was sie beide nicht bedächten. Sie habe inzwischen Zeit, sich zurechtzulegen, wie es der Mutter und dem Vormund zu vermitteln sei. Auch Anselms Großmutter in Wien müsse verständigt werden. Hier und jetzt aber würden sie als echte Verschwörer alle drei zu schweigen haben.

An diesem Tag traf Anna mit Anselm nur noch in Gegenwart der andern zusammen. Da er am frühen Morgen zur Bahn fahren sollte, nahm er schon am Abend Abschied von den Hausgenossen. Als er ihre Hand hielt, sah Anna seine Augen von Zärtlichkeit verdunkelt auf sich ruhn.

Sie lag in dieser Nacht lange wach. Die Geräusche der Finsternis suchten sie wie trauliche Genossen heim. Es war ein Raunen in den Bäumen, ein Klirren von berstendem Eis vom Fluß herauf, Käuzchenruf aus dem Garten, schlaftrunkenes Knurren der Hofhunde, Hahnenkraht, Fuchsbellen vom Waldrand herunter, über der Zimmerdecke ein Trippeln und Huschen. Durchs

Eisengitter des Ofens sah Anna die letzte Glut verglimmen. Lange nach Mitternacht erst schlief sie ein.

In der ersten Dämmerung schon fuhr sie von einem Geräusch an ihrer Türklinke auf. Sie hörte behutsame Schritte auf dem Gang. Die Treppe knarrte leise, ein Tor wurde aufgeschlossen — sie aber sank von der langen Nachtwache ermüdet in ihren Schlaf zurück.

Gegen Morgen träumte sie, sie sähe den grauen Fremden aus dem Murachergarten aus dem Hause treten, aber es war das Haus, in dem sie schlief, Silbernagels Schließchen an der Berglehne über dem Inn. Der Graue ging federnden Schrittes zwischen den Tannen und Eichen durch den verschneiten Garten, tat am Ende eine kleine Gittertür in der Mauer auf, stieg bergan, im Gleichmaß ausschreitend, wandte den Kopf. Es war Anselms Gesicht. Er trug den kurzen grauen Pelz, die grau verbräunte Kappe. Jetzt ging er an dem Steinbruch auf halber Berghöhe vorüber und verschwand zwischen den Felsen.

Anna sprang mit einem unterdrückten Schrei aus dem Bett, machte ihre Tür auf und lauschte in das Haus hinein, in dem die Morgengeschäftigkeit sich schon regte. An der Türklinke hing ein Blumenbündel, ein großer Strauß aus Christrosen und Veilchen.

## 17

Als die Familie am Morgen nach ihrer Ankunft in München um den Tisch saß, fühlte Anna Renners Blick mit einem gewissen besorgt väterlichen Ernst auf sich ruhen, ja sie fühlte diese Blicke zwischen sich und Anselm hin und wider schweifen. Dabei begegnete sie auch Andreas' Augen, die sie zu ermutigen schienen, während Sophia mit leise gerötetem Gesicht sich bemühte, die Morgenstimmung zu unterhalten, die man zu genießen pflegte, ehe die Familie sich zerstreute.

Anna erriet, daß Sophia sich vor dem Gatten und dem Schwager noch am Abend der gestrigen Ankunft ausgesprochen hatte. Sie versuchte, die

Befangenheit, die sie empfand, da sie sich Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wußte, zu überwinden. Sie sah aus dem Fenster nach den vertrauten Bäumen, die aber waren von einem dichten milchweißen Nebel verschlungen.

Andreas, von Anselms beharrlichem Schweigen und Ludwigs nachdenklicher Stummheit bedrückt, suchte den Bann zu brechen, indem er Sophia und Anna einlud, mit ihm eine Ausfahrt zu wagen. Sie würden im Schlitten durch die Flußauen ziehen, über alte Vorstädte ins Innere der Stadt kehren, dort zu Fuß den Gang vollenden. Seit seinen Studententagen, in denen ihn der Zufall an einem Nebeltag so geführt habe, pflege er, wenn er zu solchem winterlichen Wetter in der Stadt sei, den Ausflug zu wiederholen. Zwar habe sich seither manches in Stadt und Vorstadt nicht eben zu ihren Gunsten verändert, aber das Unternehmen lohne immer noch. Alles scheinne dann neu und geheimnisvoll, anders als gewohnt, es sei wie der erste Ausgang in einer fremden Stadt. Sophia riet Anna sogleich, auf diesen Vorschlag einzugehn. Andreas sei eine Art Hexenmeister, der zu Gelegenheiten wie einer solchen Landschaften und Architekturen herzaubere, die es nur dies einzige Mal und nur unter seiner Führung gebe. Was jedoch sie selber anlange, so müsse sie den Vormittag mit Briefschreiben ausfüllen. Es sei da manches Dringliche, einiges durch die Winterreise Versäumte sei auch nachzuholen. Sie errötete wie ein junges Mädchen, das verliebte Heimlichkeiten verbirgt. Ludwig faßte mit Rührung ihre Hand. Aufgeheilt und freundlich fügte er den Worten seiner Frau bei, nun wolle er seinerseits auch eine Einladung ergehen lassen, an Anselm und Anna nämlich, sich nach dem Mittagmahl unter Sophiens Führung in seinem Arbeitszimmer einzufinden, damit sie berieten, wie ihre Wünsche und Absichten den beiderseitigen Verwandten nahe zu bringen seien.

Die nächsten Wochen brachten die Antwortbriefe der Familie, auf die Sophia gespannter wartete als das junge Mädchen. Der erste Brief kam von Annas Mutter aus Holland, ein überraschter, etwas verwirrter, von hilfloser Liebe überströmender Brief, aus dem man lesen konnte, daß die Mutter ihre Tochter noch als unmündiges Kind empfunden hatte und jetzt schmerzlich

erfuhr, daß man ihr etwas rauben wollte, was sie noch lange für sich zu bewahren gehofft hatte. Ein geheimer Selbstvorwurf schimmerte durch, allzuoft in den letzten Jahren hatte sie dem Kinde fern gelebt. War es ihr darum so früh entglitten? Schließlich aber konnte sie sich nicht verhehlen, sie selbst war wenig älter als Anna in ihre Ehe gegangen. Auch daraus jedoch konnten Zweifel erwachsen. War sie denn reif für eine Wahl gewesen? War ihr Kind es? Freilich war da Sophia, die für Annas Wunsch eintrat, die viel Erfahrene und Geprüfte, und da war eine Erinnerung an den Knaben Anselm, von dem eine Bezauberung auch auf sie ausgegangen war. Dem stand wiederum ein unvollständiges Wissen um düstre Familienschicksale gegenüber und endlich eine starke Besorgnis, wie ihr Bruder Franz sich zu dieser Wendung verhalten werde, dem als Vormund noch für Jahre das letzte Wort zustehe.

Sophia las Anna mit Auswahl Teile des mütterlichen Briefes vor und tröstete sie auf ein von Christina verheißenes, an ihre Tochter gerichtetes Schreiben. Im übrigen meinte sie, genau so habe sie Christinens Antwort erwartet und nicht um eine Spur anders. Franzens Brief hingegen sehe sie nicht so zuversichtlich entgegen.

Anna sah sie verwundert an. Was irgendwer gegen ihren und Anselms Willen vermöge? Stören, erschweren, verzögern vielleicht, aber hindern? Sophia seufzte und mied Annas Blick. Ludwig Renner sagte bedenklich, sie, er und Sophia, vermöchten nichts, sollte Franz Muracher seine Erlaubnis verweigern.

Am gleichen Tage kam noch Antwort von Anselms Großmutter aus Wien, zustimmende Antwort aus freudigem Herzen. Annas Bild habe sie entzückt und mit Glauben an ihrer beider Zukunft erfüllt. Dieses Mädchen stelle die Ergänzung und Vollendung zu Anselms Wesen dar, durch das junge Gesicht sehe sie wie durch einen Kristall den Grund der Seele. Anselm möge sie festhalten, sie sei es zufrieden. Sie, die sich zuweilen schon müde gefühlt habe, wünsche nun kräftig weiterzuleben, um ihren kleinen Anteil von fern an dem jungen Bund zu genießen.

Nachdem Anselm den Brief den beiden Frauen zum Lesen überreicht hatte, hielt er ihn sinnend noch eine Weile in der Hand. Er habe, sagte er, nicht daran gezweifelt, daß die alte Frau seine Wahl billigen werde, doch die Art, wie sie es tue, habe ihn überrascht. Er zeige eine Veränderung des Wesens an, wie er es bei ihr und in ihrem Alter nicht für möglich gehalten habe. Es sei Annas Triumph, aus so sprödem Stoff solche Weichheit hervorgehoben zu haben.

Anselm nahm jetzt an Annas und Andreas' Wanderungen zuweilen ein Stück Weges teil. Hatte er sich von den beiden verabschiedet, hub Andreas von ihm zu erzählen an, von seiner Knabenzeit, wie er sich als ein nicht mehr erhofftes Geschenk des Lebens, wie ein Sohn, zu dem Sprecher gefunden habe. Er redete von Anselms Gaben, die er glanzvoll und tief zugleich nannte, von seinem, Andreas', Glauben an dessen Zukunft. Einmal fügte er hinzu, Anselm werde immer einer großen Lebensfreiheit bedürfen, um zu vollenden, was in ihm angelegt sei, und wer ihn liebe, müsse es auf die rechte Weise tun, wie eine Seemannsfrau, die in Zuversicht wartet, während der Gefährte auf fernen Meeren schifft.

Mit Anselm war sie selten allein, fast so selten, als sie es vor ihrer Winterreise gewesen war. Die Hausgenossen trafen sich zu den Mahlzeiten und blieben dann noch vereint. Jetzt saß Anselm wohl noch eine Weile bei ihr und Sophia, nachdem die Brüder sie verlassen hatten. Wenn er den Raum betrat, in dem sie sich aufhielt, ja wenn sein Schritt sich der Tür näherte, verwandelte sich die Luft, die sie atmete. Einen flüchtigen Schatten legte Franzens Schweigen auf den verhaltenen Glanz dieser Tage.

Endlich kam ein kurzer Brief, er werde morgen eintreffen, Anschaffungen für das Haus würden die Reise jedenfalls bald geboten haben, er werde diese nur etwas beschleunigen, um mit den Freunden über die Umstände zu beraten, von denen ihr Brief handle.

Als er am Nachmittag sich bei Sophia melden ließ, zog Anna auf deren Wunsch sich in ihr Zimmer zurück. Sie möge verbleiben, bis man sie rufe, sagte Sophia, denn sie wolle zuerst allein mit Franz sprechen. Anna verweilte drei Stunden. Sie versuchte zu lesen, allein es gelang ihr nicht, sie zog eine

Stickerei aus der Lade und vermochte nicht zu arbeiten. Mit sinkendem Tageslicht legte sich ihre Unruhe. Sie verlangte keine Lampe. Von draußen drang der Schein einer Straßenlaterne durch die Scheiben, die Bäume des Parks ächzten vor Frost im Sturm, trockne Kälte kroch durch die Ritzen. Anna setzte sich in einen Stuhl in der Nähe des Ofens. Eines von Sophiens Kätzchen war ihr vorher gefolgt und rollte sich nun wie ein warmes Pelzbällchen schnurrend in ihrem Schoße zusammen. Allmählich kam eine Zuversicht über sie, und das Warten hörte auf, ihr Pein zu bereiten.

Sophia focht indessen unten im Wohnzimmer einen harten Streit aus. Franz nahm zu Beginn seines Besuchs eine förmlich steife Haltung an, kam aber ohne Umschweife sogleich zu der Sache, die ihn hergeführt hatte. Ob Sophia nicht ihren Schützling, der doch ein halbes Kind sei, zu rasch in die großstädtische Gesellschaft gebracht habe, fragte er, und dadurch diese vorzeitige Laune in ihr erweckt habe, denn als das wolle er es zunächst doch ansehen. Sophia erwiderte, Annas Wahl, die niemand, der das Mädchen kenne, als eine Laune bezeichnen dürfe, sei nicht durch geselliges Leben begünstigt worden. Anselm müsse als ihr und Ludwigs Pflegesohn gelten. Die jungen Menschen seien sich im häuslichen Umkreis begegnet, also auf die einfachste und natürlichste Weise.

Nun, dies möge also angehen, meinte Franz, und er wolle nichts dagegen einwenden, obwohl er statt dieser Bildungszeit in der Großstadt seinerzeit ein Klosterjahr im Schutze seiner Schwägerin vorgeschlagen habe und heute noch für richtig halte. Jedoch seien sowohl Christina wie Luzia heftig dagegen aufgetreten. Sie hätten ihre frühe Weltfremdheit und gewisse Irrungen ihres Lebens, die sie, Sophia, als nahe Vertraute seiner verstorbenen Mutter gewiß kennen werde, aus ihrer Klostererziehung hergeleitet, die wohl zur Nonne, aber nicht für die Vielfalt der Welt vorbereite. Sophia schwieg. Anna nun, fuhr Franz fort, sei das Kind einer unglückseligen Ehe, mit unbekanntem Elementen im Blut, denn ihr Vater sei ja nicht der leibliche Sohn des alten Schwanold, dessen Namen Anna trage, er sei vielmehr als das Kind seiner geliebten, verehrungswürdigen Frau von ihm an Kindes Statt angenommen. Aber der

echte Ahn sei doch jener Italiener, der irgendwie auf geheimnisvolle Weise verdorben sei. Darüber habe man bei Christinens Ehe hinweggesehen. Sie selbst habe ihre frühe Wahl gebüßt. Habe nicht Annas Vater Luzia in Sünde und Verderben gerissen als blutjunges, wehrloses Geschöpf, das dann Jahre ihrer Jugend im Zwielight habe verleben müssen?

Georg Schwanold habe sein Verfehlen mit dem Tode ausgelöscht, wandte Sophia ein.

Mit Selbstmord sühne man nicht, sagte Franz streng, sondern häufe neue auf alte Schuld. Jedenfalls trage Anna dieses ungewisse Erbgut in ihrem Blut.

Sophia unterbrach ihn, ohne ihren Unwillen zu verbergen. Sie sähe in Anna vor allem das Enkelkind seiner Mutter, der Muracherfrau, ja fast nur das. Ob ihm das entgehe? Sie sei ihr leibliches Ebenbild, wie Sophia sie in ihrer gemeinsamen Jugend gekannt habe, und sie sei ihr im Wesen ähnlicher als selbst eine ihrer Töchter.

Nun, erwiderte Franz, alles sei nun einmal so wie es sei und unabänderlich und man müsse es zum Besten leiten. Aber jetzt wolle er den Gegenpart behandeln, Anselm Gysbrecht. Er hätte da viel einzuwenden. Zunächst seien Mutter und Großmutter Konvertiten. Die Großeltern Balten, eine Menschenart, die offenbar viel Einnehmendes habe. Ob sie aber auch halte, was sie zu verheißen scheine? Er wolle sich bei diesen Fragen nicht aufhalten. Die Ehe der Großeltern sei gestört gewesen, soviel ihm berichtet sei. Die Todesart der Eltern — Sophia sei ja wohl auch hier eingeweiht — bedeute eine fatale Häufung zu dem dunklen Geschehnis mit Annas Vater.

Er wolle zugeben, die jungen Leute seien an alledem ohne Schuld; es sei aber eine Last, die ihnen lebenslang keiner abnehmen könne. Von Anselm wisse er aus guter Quelle, daß er als hochbegabt gelte und unter Fachleuten schon heute Ansehen habe. Er wolle kein Hehl aus seinem Gewährsmann machen, es sei sein Jugendfreund, ein Priester und christlicher Archäologe, der in Rom und auch sonst auf Reisen Anselm begegnet sei. Der Freund selbst habe eine hohe Meinung von Anselms Fähigkeiten, doch nenne er ihn den vollkommensten Heiden, den er kenne. Er sei mit gefährlichen Materien



befaßt, in die der Mensch nur um den Preis des Frevels eingehe, angezogen von einem unirdischen Glanz, der aber gleichwohl aus der Tiefe komme und das Phosphorlicht der Verwesung sei. Unfehlbar sei eine solche Seele vom luziferischen Hochmut bedroht.

Der Werbung Anselms könne er nicht zustimmen, ehe er in dessen Wesen völlig klar sehe. Er müsse sich noch eine Weile bewähren im Lebensweg, den er nehme, wie in der Dauerhaftigkeit seiner Neigung. Anna sei so jung, daß man mit der endgültigen Entscheidung zuwarten könne. Die Dinge müßten in der Familie zunächst erwogen und erprobt werden, aber nach außen geheim bleiben.

Sophia hatte dem letzten Teil von Franzens Ausführung still zugehört, das Gesicht gesenkt mit einem undurchdringlichen Ausdruck des Hinlauschens. Jetzt hob sie den Blick und sah Franz in die Augen.

Er habe, sagte sie, von einem luziferischen Hochmut gesprochen, der da drohe. Man treffe ein gesteigertes Hochgefühl zuweilen bei wohlgeratene jungen Menschen, denen eine entscheidende Lebenserfahrung noch erspart geblieben sei und die meinten, ihren Weg bestimmten sie und nur sie. Das könne man etwa Hochmut nennen, aber luziferisch sei ein solches Gefühl der eigenen Kraft gewiß nicht. Eher möchte sie es als luziferisch empfinden, wenn man sich unterfange, aus gewissen Elementen, deren man zufällig habhaft geworden sei, dem Herrn der Konstellationen seine Linien vorzuziehen, mit dem Zufall, dem Stückwerk, dem Blick durch die Türritzen und all den Armseligkeiten, die dem Menschen zu Gebote stünden. Ob Franz meine, daß Helden und Heilige immer glückhafter Herkunft gewesen seien? Oder daß man Anna durch irgend eine errechnete Fürsorge oder irgend ein Verbot ein verbrieftes Wohlergehen schaffen könne? Sie verhehle sich nicht, daß in Anselms Bestand sich Züge angelegt fänden, die schwer vordeutbar seien, und ob er erbt ob wesenseigen, wer wüßte es? Übrigens meine sie, solch ein Wesen in seiner heilen Geschlossenheit ohne mehr, als sie beide sich errechnen könnten.

Ludwig Renner trat ein. Das Gespräch ging nun zwischen den Männern weiter. Renner in seiner stillfesten Würde führte an, was er zu Gunsten von Anselms Werbung vorzubringen wußte, und verschwieg nichts, was ihm von dem unglücklichen Lebenslauf seiner Eltern vor den Vormund des Mädchens zu gehören schien. Er, der die Ordnung innerhalb der menschlichen Gemeinschaft vertrat, fand versöhnliche Deutung für die zurückliegende Wirrnis. Auf Franzens Hinweis, daß ja beide jungen Menschen von solchem dunklen Geschehen überschattet seien, erwiderte er, es sei seine Erfahrung, daß Kinder solcher Ehen in ihrem Leben oft eine gewisse Mäßigung walten ließen, auf eine Einhaltung der Grenzen bedacht seien und nach jener Führung strebten, die ihnen Prüfungen zwar nicht zu ersparen vermöge, diese aber auch nicht anziehe und sie auf jeden Fall mildere.

Franz brachte seine Bedenken über das heidnische Weltbild Anselms vor. Renner wußte diese Sorge zu beschwichtigen. Er sei wie brausender Wein, dem die Klärung noch bevorstehe. Anna werde er niemals in ihrer Haltung stören. Es sei wahrscheinlich das elementar Beschlossene, in sich Beruhende an dem Mädchen, was den Sucher, als den er Anselm empfinde, anziehe und fesseln werde. Er empfahl, den jungen Leuten keine lange Wartezeit aufzuerlegen. Es sei ihre beiderseitige gegenwärtige Beschaffenheit, die sie für einander bestimme.

Franz schien in seiner Starre aufgeschmolzen, und als nun Sophia zu den beiden trat, um sie zu bitten, sie möchten sich für die Abendmahlzeit bereit halten, an der auch die jungen Leute teilnehmen würden, fand sie Franz weicher und zugänglicher, als sie erwartet hatte. Er erwähnte, Bona, seine junge Frau, habe ihn nach Empfang von Sophiens Brief, ohne Anselm zu kennen, bestürmt, Annas Wahl zu billigen, mit ähnlichen Argumenten, wie sie beide sie vorbrächten und die sie wohl aus weiblichem Instinkt gefunden habe.

Anna betrat nun den Raum und ging auf den Gast zu, der, nachdem er sie auf die Stirn geküßt hatte, sie betrachtete und erklärte, sie sei wahrhaftig das Kind nicht mehr, das er vor einem Jahr noch in ihr gesehen habe. Er bestellte ihr Bonas Grüße. Sie spürte, daß sie auf dem Wege sei, seinen Widerstand zu

besiegen, und sah ihn mit so übermächtig strahlendem Ausdruck an, daß er unwillkürlich lächelte, ein so seltener Fall, daß eine eigentümliche Rührung, fast wie Mitleid sie überkam.

Sophia hatte es eingerichtet, daß Anselm bei Tisch Franz gegenüber saß, aus der Erwägung, der Anblick des jungen Mannes müsse den älteren für ihn einnehmen. Anselm nun freilich schien sich an dieser Bemühung keineswegs beteiligen zu wollen. Er sprach wenig, hörte nur mit halber Anteilnahme zu, und Anna empfand mit Bangen, wie ein Kältestrom zwischen den beiden wehte. Trotz dieser offenbar gegenseitigen Abneigung blieb Franzens Haltung Anna gegenüber fast liebevoll. Als er sich verabschiedete, wurde in kühl verbindlicher Weise eine Aussprache zwischen ihm und Anselm für den nächsten Morgen verabredet. Sophia mahnte Anselm, sich gewinnender zu zeigen, wozu er sich ja nicht anzustrengen brauche, sondern nur gehen lassen müsse. Anselm versprach lachend, es dies eine Mal so zu halten, aber nur dies eine Mal, bis Franz seine Zustimmung gegeben habe. Darüber hinaus dächte er niemals mehr um sein Wohlwollen zu werben. Er begreife nicht, wie dieser Mann der Muracherfamilie entsprungen sei. Er habe Annas Großmutter einmal hier im Hause angetroffen, wie er flüchtig auch Christina und Luzia kenne. In ihnen allen wie in Anna kreise die gleiche lebendige Blutsquelle, die dunkle Flut, die die Wurzeln der einmaligen Persönlichkeit nähre. Woher aber käme dieses verschraubte abseitige Geschöpf in ihre Mitte? Anna sagte, in ihrer Kinderzeit habe Franz ihr immer einen inneren Frost verursacht. Wahrscheinlich erzeuge sich, gab Sophia zu bedenken, jede Art gelegentlich den eigenen Widerpart, das träfe man bei Familien wie bei Völkern, es sei wohl ein unergründetes Lebensgesetz. Überdies habe jeder Einzelne viele Ahnen, ein fremdartiger Keim schlummere manchmal Jahrhunderte in einem Geschlecht, ehe er in einem späten Kinde wieder ans Licht träte.

Die Aussprache zwischen Anselm und Franz endete mit dem Einverständnis des letzteren. Als Ludwig Renner sich zu ihnen gesellte, besprach man die Vermögensgrundlagen der jungen Ehe. Es zeigte sich, daß das Paar in gewissen Grenzen sorgenlos Anselms künftige Laufbahn

auszubauen vermöchte, ohne Hast und ohne vorzeitige Bindung aus wirtschaftlichen Gründen. Annas väterliches Erbe, die Zuwendung der Großmutter und Anselms Muttergut gäben eine genügende Grundlage. Als Zeit der Vermählung nahm man den Frühherbst in Aussicht, doch wollte man die Festsetzung des Zeitpunkts den Frauen und Anselm überlassen.

Ein Brief Christinas brachte die Antwort auf einen, den Anselm an sie gerichtet hatte, und die Meldung, daß sie und Luzia in der folgenden Woche kommen wollten. Sophia bestand darauf, die Gäste im Hause zu beherbergen. Sie fand, es träfe sich glücklich, daß ja nun alles zwischen den Geschwistern besprochen und endgültig abgemacht werden könne, doch Franz erklärte, er wolle nach Erledigung seiner Obliegenheiten schon am nächsten Tage heimreisen. Anna erwartete die Mutter mit zärtlicher Sehnsucht. Es war der alte Kinderwunsch, sich in ihren Armen zu bergen. Sie erinnerte sich der Tage, da sie von der Schule heimgekehrt auf dem Gang mit den Glaslüstern stand. Margret hatte den Eintritt in Mutters Zimmer verwehrt. Beim Öffnen der Tür hatte sie Mutters Gesicht auf den Kissen ruhend erspäht, mit der weißen Binde um die Stirn, zart und traurig. Sie hatte dann heimlich kleine Liebeserklärungen auf Zettel geschrieben und in unbewachten Momenten unter der Tür durchgeschoben. Sie verspürte den Hyazinthenduft wie damals in Mutters Zimmer, während draußen der Wintersturm fegte und das Krachen der Eisschollen auf dem Strom in den Nächten zu hören war.

Jetzt käme sie, sie säßen aneinandergeschmiegt in dem breiten Lehnstuhl in ihrem Zimmer, sie legte ihr Gesicht an Mutters Schulter und spräche all das aus, was sie Anselm zu sagen Scheu trug, worin sie vor Sophia verstummte, ja was sie sich selbst nicht gestehen mochte.

Dann kam Christina, eine schöne jugendliche Frau, straff, elastisch, heiter. Es war nicht die ersehnte Mutter der Kindertage — was hatte sie verwandelt, was war mit ihr geschehen? Auch war sie selbst kein Kind mehr, und so gab sie sich die Antwort, ein unbekanntes Erleben habe diese Veränderung bewirkt. Es mußte lange schon geschehen sein, sie hatte es damals mit ihrem kindlichen Verstand nicht begriffen.

Wie sollte sie sich dieser überlegnen Frau, die ihr ein wenig befangen gegenüberstand, anvertrauen? Zu der Murachergroßmutter hätte sie es gekonnt. Vielleicht würde Luzia ihre Vertraute werden? Sie grübelte, was hielt sie ab dieser nah zu kommen? Vielleicht das geheime Wissen um ihre Gegenwart in jener Nacht, als Vater tot im Hause lag.

Auch Luzia war verändert. Über ihrem schönen hellen Gesicht lag ein Schleier von Schwermut. Es war, als hätten die Schwestern die Rollen getauscht, als wäre die eine in das Wesen der anderen eingetreten.

Sophia, die keine vom Leben dargebotene Möglichkeit Feste zu feiern ausschlug, tat alles, was sie vermochte, die Tage, die die Gäste in ihrem Hause verlebten, dazu zu gestalten. Anselm, der die Frauen von früheren Besuchen in Sophiens Haus, wenn auch flüchtig, kannte, wurde ihnen rasch vertraut. Es war wie ein zarter Freudenrausch über dem Haus und seinen Insassen. Sah man die drei jüngeren Frauen mit Anselm, so hätte man sie für Geschwister halten können. Luzia hatte sich sichtbar erhellt. Anna mochte nun die Ernsteste scheinen. Man besuchte Theater und hörte Musik. Der schneereiche Winter erlaubte lange Schlittenfahrten ins Isartal mit Einkehr in Schwaigen zum Vesperimbiß.

Ludwig Renner hatte seine Frau nie seit dem Tode ihrer Tochter so beschwingt gesehn, so geneigt, den gewohnten Umkreis zu überschreiten. Schon aus diesem Grunde hieß er die fröhliche Unruhe willkommen, die ihm den gewohnten Gang des Hauses etwas störte und ihn sogar um manche liebe Bequemlichkeit brachte.

Andreas schien die Tage ganz aus Anselms gesteigerter Aufgeschlossenheit mitzuleben. Ungehemmt und wie verjüngt umgab er die Frauen mit kleinen Diensten, brachte Blumen, schleppte Bilder herbei. Er ersann Wege und Ausflüge, auf denen er sich zum Führer machte. Die Frauen erwiderten mit jener sorglos lebenswürdigen Begünstigung, die sie einem Jüngeren nicht gezeigt hätten. Anselm und Ludwig freuten sich, den Einsamen, dessen Jugend in einer hoffnungslosen Neigung hingegangen war und dessen späteres Leben Frauen nur flüchtig und randhaft gestreift hatten,

so vielfältig von weiblicher Huld besonnt zu sehen. In diesen Tagen bekannte er einmal Anselm, wäre er jung, so fiel es ihm schwer unter den drei Frauen zu wählen, sie seien wie Varianten zu einem Thema. Aber Anna, erwiderte Anselm, sei eine Skizze zu dem Thema, ein Versprechen, eine Quelle unterm Eis.

In Andreas' Zimmer stand auf einem Ständer aus Ebenholz ein barockes Gehäuse aus geschliffenem Kristallglas im Silberrahmen, das einstmals in einer Kirche eine Reliquie beherbergt haben mochte. Er hatte es vor Jahrzehnten auf einer Reise durch Sizilien erworben. Der Boden war mit blauer Seide bespannt. Darin stand ein weiblicher Fuß aus gelblich-rosa Marmor, mit einer Riemensandale bekleidet, über dem Knöchel abgebrochen. Zart und federnd, schien er einem jungen weiblichen Götterwesen angehört zu haben. Er hielt den Blick des Beschauers fest, sein Ausdruck war stärker als der eines Angesichts, er trieb die Phantasie an, die entschwundene Gestalt, die auf ihm geruht hatte und die er mit beflügelter Leichtigkeit getragen haben mußte, zu ersinnen.

Anna hatte oft schon bewundernd vor dem Reliquienschrein mit seinem heidnischen Inhalt gestanden. Jetzt verweilten mit ihr die Schwestern davor und konnten sich von dem Zauber des beseelten Fußes nicht losreißen. Andreas sah mit lächelnder Genugtuung auf die Frauen. Er erwähnte, daß sich an den Marmorfuß für ihn die Erinnerung an ein Erlebnis knüpfe, und wenn Sophia, die sich zu den andern gesellt hatte, es gestatte, denn sie kenne die Begebenheit bereits, wolle er sie berichten.

Andreas erzählte, er habe den Fuß im Hofe eines Bauern, bei dem er genächtigt habe, vor vierzig Jahren auf einer Reise durch Sizilien gefunden. Der Mann nahm ihn von einem Steinhaufen in einer Ecke und war eben im Begriff ein Rad seines Eselskarrens auf dem abschüssigen Boden mit ihm zu hemmen, als Andreas ihn ihm entriß. Ober die Herkunft des Marmorstücks wußte der Bauer nichts zu sagen. Der Steinhaufen neben seinem Stall sei in seiner Kindheit viel höher gewesen, sie trügen ihn eben allmählich ab, um Mauern auszubessern, auch hätte ein Nachbar zum Hausbau einen Teil abgefahren. Es

seien allerlei solche Bruchstücke darunter gewesen. Er entsinne sich, als Kind ein kleines Löwenhaupt gefunden zu haben, mit dem er gespielt und das er vor seinen Geschwistern versteckt habe, bis sie es gefunden und ihm entwendet hätten, worüber er lange traurig gewesen sei. Jedoch in der Nähe des Dorfes auf den Ruinenfeldern fände sich auch heute noch dergleichen, die kleinen Ziegenhirten brächten sichs zuweilen als Spielzeug mit.

Er, Andreas, habe dem Bauern für den Fuß ein Goldstück gegeben, das jenem wohl ein kleines Vermögen dünkte, habe den Fund in seinen Ranzen gesteckt und sei weitergewandert. Auf jener Frühlingssfahrt sei ihm nun gewesen, als schwebe die einstige Besitzerin des Fußes oft unsichtbar neben ihm her, oder sie begegne ihm im Abendschatten unter den Olivenbäumen eines Feldes, in dem die Glut der roten Anemonen eben erlosch. Am gleichen Abend sei er in einem Bergstädtchen angekommen. Man habe ihm gesagt, Quartier müsse er beim Mesner der Kirche suchen, denn der Pfarrer, der sonst die Fremden beherberge, sei über Land gefahren. Er habe ein ärmliches Haus neben der Kirche gefunden, davor einen buckligen jungen Mann in einem schwarzen abgeschabten Rock. Die alte Pfarrmagd habe ihn mit hartem Brot und steinhartem Käse bewirtet, das Brot habe er im Wasser erweicht und von dem schwarzen harzigen Wein dazu getrunken. Aus dem Doppelbogen des scheibenlosen Fensters habe er die Kirchenwand gesehen, in die eine antike Säule eingemauert war. Er habe sich aus dem Fenster gebeugt und in einem Abstand eine zweite entdeckt, so daß ihm gewiß geworden sei, die Kirche sei in einen alten Tempel gebaut. Er habe den Mesner gebeten, ihn noch einzulassen. Der habe ihm eine Laterne gereicht und die Tür aufgesperrt. Er sei in der armen kahlen Kirche umhergewandert. Es sei eine uralte Basilika gewesen, die in den Resten eines kleinen dorischen Tempels steckte. Auf dem Altar habe eine Madonnenstatue gestanden, von Spinnwebnetzen umschleiert, eine Goldkrone auf dem Haupt, mit Ketten und Schließen an dem starren Brokatmantel, und sie habe seltsam in der kargen Nacktheit des Raums gewirkt. Das Antlitz von erhabener Lieblichkeit habe die edelste Harmonie gewiesen und unter dem starren Faltenwurf des Gewandes habe sich ein Körper von vollkommenen

Maßen verraten. Die Füße der Statue hätten in Silberschuhen auf einer Mondsichel geruht, die Hände sich im Mantel geborgen, nur das Gesicht habe im Dämmerlicht wie mattes Elfenbein geschimmert. Er, Andreas, habe bald erkannt, daß Gewand und Schmuck der Jungfrau ein antikes Götterbild verberge. Eine heftige Erregung habe ihn befallen und der Wunsch, die Statue von ihrer Verkleidung zu befreien. Er habe um sich geblickt, ob nicht aus etlichen von den morschen Bänken und Stühlen, die umherstanden, ein Notgerüst sich bauen ließe, um zu dem Bilde zu gelangen. Da hätten ihn drohend die Augen des Buckligen getroffen, der mit verschränkten Armen an einer Säule lehnte. In einer seiner Hände hätte er gemeint einen kleinen metallenen Gegenstand blitzen zu sehen. Von der fanatischen Bosheit in Blick und Haltung erschreckt, habe er beschlossen zu verzichten und die Heimkehr des Pfarrers abzuwarten. Trotzdem habe er noch einen Rundgang in der Kirche gemacht. Durch die Bogen in der Mauer sei schon die Nacht eingedrungen und der Führer habe ungeduldig mit den Schlüsseln geklirrt. Als sie auf die Straße traten, funkelten auf dem ausgespannten Sammet des Nachthimmels groß und nah die südlichen Sterne.

Unter der Haustür habe die Alte sie schon erwartet. Ein Gericht aus Lammfleisch habe sie in einer Kupferpfanne auf den Tisch gestellt, es habe nach Öl und Rosmarin geduftet. Ein Krug taufrischen Wassers, eine Flasche schwarzen Weins und eine Schüssel Salat mit Kräutern seien daneben gestanden. Sie selbst sei in der höhlenartigen Küche mit den pechschwarzen glänzenden Wänden und der offenen Feuerstelle verschwunden. Der Mesner habe ihm einen Sitz in einem mächtigen Ledersessel angewiesen, sich selbst hinter den Tisch gestellt und mit Anstand dem Gast Mahl und Trunk angeboten. Murrend sei die Alte wieder hin und her geschlüpft und habe sichtlich darauf gebrannt, ihn, Andreas, nach Woher und Wohin und noch manches andre zu befragen, doch habe der Bucklige ihr mit Blick und Knurren jede Zudringlichkeit verwiesen.

Andreas habe nun trotz seiner Spannung, vom Tagesmarsch hungrig, dem Duft des Fleisches und der Kräuter nicht widerstanden und, während die



dreiflammige bronzene Öllampe flackernd ein Schattenspiel auf die Wand zauberte, die Grillen draußen zirpten und zuweilen verschlafen ein Tier blökte, dem Mahl Ehre angetan. Dann habe er eben nach einem passenden Wort gesucht um seinen unbehaglichen Gastgeber nach einem Nachtlager zu fragen, als auf dessen Wink die Alte ihn in einen kleinen gewölbten Raum geführt habe, wo mit rauhen frischen Tüchern ein Bett bereit stand und ein Stuhl mit einem wassergefüllten Kupferbecken und einem groben Handtuch. Er habe sich zur Ruhe gelegt. Aus seinem Fenster habe er noch das Sternbild des Skorpion gesehen, dann sei er alsbald tief und fest eingeschlafen und wohl stundenlang traumlos gelegen. Gegen Morgen aber sei ihm gewesen, als träte jemand an sein Bett. Als er sich aufgerichtet habe, sei vor ihm die Marmorfrau aus der Kirche gestanden. Sie hatte ihre Seidenhüllen abgetan, ein kurzes faltiges Gewand ließ ihre Kniee frei, an ihrer Hüfte hing ein Köcher, in der Rechten hielt sie einen Pfeil und deutete damit auf ihren verstümmelten Knöchel. Aus dem steinernen Gesicht flehten ihn die Augen an. Im Schlaf noch habe er seine Hände gegen die Brust gepreßt und inbrünstig gegen die Traumstarre gekämpft, aber ohnmächtig sie zu bezwingen sei er auf das Polster zurückgesunken. Die Erscheinung zerfloß. Als er zu sich gekommen sei, habe er die Fledermäuse durch die Fensterbogen heimkehren und als schwarze gefaltete Beutel sich an die Decke heften sehen. Aber der Alp habe immer noch auf ihm gelegen, als die schmale Kammertür sich lautlos öffnete und der Mesner sein Bocksgesicht durch den Spalt steckte.

Es sei ihm leid, habe der gesagt, daß er den Herrn wecken müsse, zumal er nebenan, wo sein Lager sei, ihn im Schlaf habe seufzen und aufschreien hören. Allein es sei nun an der Zeit aufzustehn, wolle er die Post nicht versäumen, das aber hieße sieben Tage einbüßen, denn sie ginge nur einmal in der Woche.

Er habe nun bereits seine Karte für ein von Palermo an einem nahen Termin abfahrendes Schiff gehabt, ein Umstand, der ihm ein so viel längeres Verweilen versagte. So habe er sich eilig in dem Kupferbecken gewaschen, sich mit den rauhen Tüchern gerieben und sei nüchtern und frisch aus der Kammer

getreten. In dem Raum, in dem er abends vorher sein Nachtmahl eingenommen hatte, habe er Honig, Milch und Brot vorgefunden, habe ein Geldstück für Rast und Zehrung auf den Tisch gelegt und der Alten Gruß und Dank an den unbekanntem Gastgeber aufgetragen. Dann habe er den Weg zur Postkutsche gesucht, die schon abfahrtbereit stand. Etliche Pächter mit Fuchskragen an den blauen weiten Mänteln saßen schon drin und etliche Frauen im Sonntagsstaat. Aus den Gesprächen habe er verstanden, daß in der nächsten größeren Stadt, die auch sein Ziel war, Markttag sei. Schon fuhr der Wagen über das holperige Pflaster in einer Windung bergab und an der Kirche vorüber. Die beiden Flügel des Portals hätten offen gestanden, die Göttin im Kerzenschein auf dem Altar habe ihm wie einen Pfeil noch einen Blick gesandt, und der Mesner mitten in der Toröffnung im Sonnenschein habe ihm mit einer tiefen Verbeugung grinsend den Abschied geboten. Fast ein halbes Jahrhundert sei nun darüber hingegangen, sagte Andreas, als er seine Erinnerung erzählt hatte, doch unvergeßlich sei ihm diese wirre Nacht in dem entlegenen Bergnest geblieben.

Ob er denn niemals wiedergekehrt sei auf einer seiner vielen Reisen, fragte Sophia.

"Nein, niemals", entgegnete er.

Einmal, als die Frauen von einem Gang heimkamen — es war ein linder Tag gewesen und im Garten hatte zum ersten Mal zaghaft die Amsel geschlagen —, trat Anna in ihr Zimmer und ließ sich müde in den Lehnstuhl sinken, um einige Augenblicke zu rasten, ehe sie sich zur Abendmahlzeit umkleidete. Nach einer Weile kam ein Mädchen und setzte die brennende Lampe auf den Konsoltisch vor dem Spiegel. Sie mahnte Anna, sich zu rüsten, denn bald rufe die Tischglocke. Zerstreut stand Anna auf und trat vor den Schrank, ein Kleid zu wählen. Anselm war tagsüber dem Haus fern gewesen und wurde erst zum Abend erwartet. Sie zog ein türkisblaues Kleid hervor, von dem sie wußte, daß er es an ihr liebte, obwohl es im Schnitt schon etwas unmodern war. Sie beschloß es zu tragen und die Mutter um ein neues in der gleichen Farbe zu bitten. Während sie noch am Schrank beschäftigt war, fiel ihr

Blick auf das Fenster, das sie zu schließen versäumt hatte. Als sie sich ihm näherte, gewahrte sie in der freien Ecke daneben den Ständer mit dem kristallinen Gehäuse, das den Marmorfuß barg, dessen Geschichte Andreas ihnen in der verflissenen Nacht erzählt hatte.

Sie entsann sich, Andreas hatte sie gestern, während er sprach, einige Male auf eine besondere Weise angesehen. Dies und seine Geschichte hatten sie nachts vor dem Einschlafen und noch am Morgen bewegt. Doch wagte sie nicht zu glauben, daß der Marmorfuß in seinem Behälter ein Geschenk für sie sei. Da traten Mutter und Luzia ein, beide schon umgekleidet, gerührt und freudig überrascht. Andreas wünsche, sagten sie, daß das Gehäuse mit seinem Inhalt der erste Gegenstand in ihrem Heim sei.

Luzia nahm das Kleid auf und sagte, dies sei Annas Farbe. Sie habe heute in einem Geschäft einen schönen Tuchstoff gefunden, sie werde morgen das ganze Stück für Anna erwerben, denn von dieser Farbe könne sie nicht zu viel bekommen.

In Sophiens Zimmer, wo sie Andreas antraf, ging das Mädchen auf ihn zu. Sie brachte kein Wort hervor, aber sie nahm seine Hände und legte ihr Gesicht hinein. Sie spürte, wie die alten Hände ihre Wangen umschlossen, und als sie sich aufrichtete, sah sie, daß seine Augen feucht waren. Sie möge ihn als Anselms Vater ansehen und sich als seine Tochter, flüsterte er ihr zu.

Es schien, als sei die Schenklust an diesem Abend ansteckend. Anna fand neben ihrem Teller eine flache Blume aus Goldfiligran mit beweglichen Blüten und Blättern, eine alte Arbeit, die Anselm, wie er erzählte, im winzigen Schaufenster eines Goldschmieds der Vorstadt entdeckt hatte. Von diesem Fund angeregt ging Sophia nach dem Essen noch in ihr Schlafzimmer nach dem oberen Stockwerk, und als man sich in dem großen Wohnraum zu einer Tasse Tee setzte, legte sie in Annas Schoß ein herzförmig geformtes Etui aus goldgepreßtem Leder, in dem auf verblichenem Samt ein Gehänge aus Türkisen und Barockperlen ruhte. Die Steine waren von demselben grünlichen Blau wie Annas Kleid. Sophia sagte, der Schmuck sei wohl seit einem Menschenalter von keiner Frau getragen worden und sie wisse nicht, durch welche Verwandte er

ihrem Elternhaus zugefallen sei. Er habe wohl auf Anna gewartet, denn die Lederschachtel trage durch einen seltsamen Zufall deren Initialen.

Christina und Luzia saßen nebeneinander auf dem kleinen Ecksofa. Luzia hatte ihren Kopf an Mutters Schulter gelehnt. Ihre Züge wirkten gelöster und weicher als in den Tagen nach ihrer Ankunft. Aber auch jetzt noch, in diesem Augenblick inniger Hinneigung, lag eine Trauer darüber. Anna sah sie heimlich nachsinnend an. Als fühle sie Annas Blick, richtete sie sich auf und erklärte, sie müsse jetzt auf ihre Heimreise bedacht sein, Larmeson sei schon auf der Rückfahrt, sie wollten in Paris zusammentreffen. Er wüßte Anselm kennen zu lernen, sie glaube, sie würden zu einem guten Einvernehmen kommen. Zur Hochzeit würden sie beide erscheinen, ja schon eine Weile vorher.

Für die kommende Woche war eine kurze Reise Christinas und Annas nach Wien vorgesehen. Anselms Großmutter hatte um ihren Besuch gebeten. So würde, meinte Christina, Sophia, die unermüdliche Gastfreundin, doch auch für eine Weile zur Ruhe kommen. Denn nach der Rückkehr aus Wien möchte sie mit Anna, die sie ja bald hergeben müsse, ein paar stille Monate in ihrem Stadthaus verleben. Alle andern Pläne habe sie verschoben.

Aber, erklärte Sophia, die Hochzeit müsse in ihrem Hause gefeiert werden, und hier würden alle sich treffen. Dieser Freude dürfe man sie nicht berauben.

Christina schwieg nachdenklich, seufzte leise und gab dann zu, es sei wohl richtig so, denn ihr düstres Haus sei nicht der rechte Ort, und wenn Anselm und Anna einverstanden seien, sei sie es zufrieden. Anna sah auf und gewahrte Anselm, der im Nebenzimmer bei den Brüdern wohl etwas von dem Gespräch vernommen haben mußte und in die Tür getreten war. Sie lächelte, aber er blieb ernst, fing ihr Anschauen auf und hielt es fest. Er hatte, wenn er die Augen auf sie richtete, solche Gewalt über sie, daß sie meinte, er zöge immer wieder ihr Leben an sich. So pflegte er sie wortlos zu grüßen und so sich zu verabschieden.

## 18

Der Tag für den Besuch bei Anselms Großmutter war festgesetzt, und so fuhren Mutter und Tochter nach Wien. Sie fanden eine alte Dame zwar – Frau von Bechtold hatte das achtzigste Lebensjahr schon seit einer Weile überschritten –, aber doch eine aufrechte Frau, hinter deren klaren Zügen die einstige Schönheit sich noch sichtbar barg.

Sie kam den Besucherinnen mit verhaltener Wärme entgegen, war aber unverkennbar vom ersten Augenblick für sie eingenommen. Anna war von ihrer Ähnlichkeit mit Anselm betroffen. Der leicht männliche Einschlag, den das Alter mit sich gebracht haben mochte, die schlanke noch biegsame Gestalt, das kurze weiße Haar, das in weichen Wellen den edel geformten Kopf umgab, gemahnten seltsam an eine Jünglingsgestalt. Sie trug ein weites zeitloses Gewand aus grauer Seide. Beim Gehen bediente sie sich eines Stocks mit elfenbeiner Krücke, weil, wie sie sagte, ein Sturz auf der Treppe, den sie kürzlich getan, sie noch etwas unsicher machte. Die Hand, die den Besucherinnen sich entgegenstreckte, war von so erlesener Form, daß Anna gebannt darauf blickte und sie kaum zu fassen wagte. Doch bald schwand ihr jede Scheu vor dieser Frau, in deren Wesen Geist und die schlichteste Natürlichkeit verschmolzen. Sie hatte, wie sie sagte, ihren großen Haushalt ihres Alters halber etwas vereinfacht und verkleinert, jedoch sei er immer noch so groß, daß sie nicht dulden könne, daß ihre Gäste anderswo wohnten. Sie wies jeden Einspruch ab und gab Anweisung, das Gepäck der Frauen aus dem Hotel bringen zu lassen.

Man saß am Abend im ovalen Raum zu Tisch. Drei Fenster gingen in einen von hohen Mauern begrenzten Garten. Tulpen und Narzissen hoben schüchtern zu blühen an. Den Boden deckte ein sandfarbener Teppich, auf den blasse Blumen verstreut waren. Flache Mahagonibüfets und Anrichten standen an den Wänden und bargen Empiresilber, Terrinen und Kannen. Zwei alte Frauen in schwarzen Taffetkleidern mit weißwollenen Brusttüchern trugen ein

leichtes Mahl auf. Unter den weißen Hauben wirkten die verblichenen freundlichen Gesichter fast klösterlich.

Später, in einem kleinen Salon, als sie ohne Bedienung verblieben, sprach Frau von Bechtold mit Unbefangenheit von ihrem Verhältnis zum Enkel. Ihre unglückliche Tochter, sagte sie, sei ihr unähnlich gewesen, in jeder Weise früh beschlossen, stet und ohne Unrast. Sie selbst sei auf einer Wanderschaft durchs Leben gegangen, immer von etwas angelockt oder von etwas abgestoßen, immer gleich fern von jedem Ziel, und aller Gewinn ihres langen Erdendaseins sei in dieser späten Stunde die Gewißheit, daß sie zu Beginn unbewußt besessen habe, was sie ihr ganzes Leben lang habe erjagen wollen.<sup>2</sup>

Sie habe einst nicht ohne Bitterkeit geschehen lassen, daß man ihr die Erziehung ihres verwaisten Enkels entzog. Später habe sie es billigen müssen in der Einsicht, daß er ihr allzu ähnlich geartet sei. Mit Recht habe man angenommen, daß sie im Gewähren und Versagen das rechte Maß nicht hätte finden können. Da sei das Rennersche Haus eine glücklich gewählte Erziehungsstätte gewesen. Trotz der Ferne, in der der Enkel aufgewachsen sei, liebe sie Anselm mit doppelter Liebe, auch noch mit der seiner toten Mutter. Er sei recht der Kern ihres Lebens geworden, und begierig sei sie den Spuren seines Werdens gefolgt. Ein Stachel sei freilich in ihrem Herzen, daß er sich ihr nie völlig aufschließe.

Sie neigte sich zu dem Mädchen, zog von der Hand einen eigentümlich verschlungenen Ring aus gelbem Gold, in dessen Windungen ein großer Saphir gefaßt war, und steckte ihn an Annas Finger. Dies, sagte sie, sei ihr eigener Brautring. Ihr Gatte sei seit Jahrzehnten tot. Er sei fern von ihr gestorben. Sie hätte ihn verkannt und seine Nähe gemieden. Als er hinging, habe sie seinen Verlust nicht eigentlich empfunden. Sie habe ihr Wanderleben fortgeführt, ruhelos bis ins Alter. Vor zwei Jahren habe sie ihren großen Hausstand aufgegeben, um in dies kleine Asyl zu ziehen, wie sie hoffe nun doch ihr letztes vor dem allerletzten. Als sie ihre Habe durchmusterte, um alles Unwesentliche, wessen sie nicht mehr bedurfte, auszuscheiden, sei ihr außer seinen Briefen, die

---

<sup>2</sup> Also doch der Tochter ähnlich?

sie jetzt erst eigentlich, gewissermaßen zum ersten Mal gelesen habe, ein Heft mit den Aufzeichnungen seiner letzten Jahre in die Hand gekommen, das ihr nach seinem Tode überbracht worden sei, und das sie damals ungelesen in einem Fach verschlossen habe. In diesem Heft habe sie jetzt die Liebe wiedergefunden, die sie zu seiner Zeit nicht angerührt, nun aber mitten ins Herz getroffen habe. So sei eigentlich dies schmale Heft das Ziel all ihrer Fahrten und ihres lebenslangen Suchens geworden. Sie schwieg. Ihr Gesicht im matten Licht einer verhangenen Lampe schien verjüngt. Sie gebe, sagte sie, den Ring, dessen Magie sie allzuspät erfahren habe, der jungen Braut, damit sie ihn besser trüge.

In dieser Nacht schlief Anna mit dem Ring am Finger. Sie hatte den Stein nach innen gedreht, um das blaue Flämmchen in ihrer hohlen Hand zu wahren. Vor dem Einschlafen war ihr, als höre sie die Mutter, mit der sie seit Reisen in Kindertagen zum ersten Mal wieder das Zimmer teilte, leise in ihr Kissen weinen. Sie ahnte nicht, was die Mutter bewegte, aber eine Scheu hielt sie ab, darüber auch nur nachzudenken.

Ohne daß sie sichs bewußt wurde, lösten sich große Tränen aus ihren Augen und liefen ihr wie eine entfesselte Quelle über die Wangen, als ob ihr Herz nicht zu fassen vermöge, was die Tage ihm zubrachten. Jetzt, da sie in der Sphäre von Anselms Familie seinem Ursprung sich so nahe fühlte, war ihr, als trüge die ganze Welt sein Gesicht.

Frau von Bechtold, die am ersten Abend ihres Zusammenseins sich rückhaltlos gegeben hatte, war am nächsten Morgen wieder die lebenswürdig gefaßte Dame und sorgsame Gastgeberin. Sie hatte ein Programm für die drei Tage gemacht, die Mutter und Tochter bei ihr zuzubringen gedachten, und führte ihren Besuch in einem bequemen Wagen stundenlang durch die Stadt. Trotz des vom Unfall noch geschwächten Gehvermögens war sie unermüdlich aus- und einzusteigen, Straßen, Ausblicke, Paläste und Kirchen zu zeigen. Sie war eine vortreffliche Führerin und wußte viel Merkwürdiges zu erzählen. Anna mußte immer wieder in das schmale geistvolle Gesicht schauen, in dem sie in einer anderen Prägung Anselms Züge fand.

Am zweiten Abend ließ die Unermüdliche, als sie in dem kleinen Wohnraum im Dämmerlicht der verhangenen Lampe saßen, sich von Annas Kindheit und dem Leben in dem alten Stadthaus berichten. Sie saß in einem niedrigen Sessel, die Arme auf die Kniee gestützt, die Wangen von den Händen umschlossen, und hörte zu.

Dann begann sie selbst zu erzählen, von ihrer kurzen Ehe, die ihre eigne Ungeduld gesprengt hatte, und dem baltischen Gut, wo Anselms Mutter geboren worden war, von den unermeßlichen Wäldern, von denen es umgeben war, und die unberührt dastanden wie aus einer fernen Weltzeit. Sie war als junges Mädchen dorthin gekommen, die Tochter eines russischen Beamten, der fern seiner eigentlichen Heimat in den Ostseeprovinzen ein verantwortliches Amt verwaltete. Ihre Kindheit hatte sie tief im Innern Rußlands verlebt. Wenn sie erzählte, schwebte ihre Stimme wie losgelöst im Raum, als sei sie in die Gesichte ihrer Erinnerung zurückgewandert.

Am letzten Nachmittag hatte Christina eine lange Unterredung mit Frau von Bechtold. Später, als sie allein waren, sagte sie Anna, Anselms Großmutter habe ihr viel von seiner Kindheit und Jugend gesprochen, so wie sie ihn aus ihrem eignen Blut her kenne, sie, die die Wurzeln seiner Art viele Geschlechter hinauf verfolge. Notwendig müsse sie ihn anders sehen als etwa Sophia, die einst den schönen begabten Knaben unbefangen in ihr Mutterherz geschlossen habe. Sie nur kenne seine Möglichkeiten und seine Gefahren ganz. Aber gerade deshalb sei ihr gewiß, er habe mit traumsicherem Instinkt eben nach dieser Gefährtin die Hände ausgestreckt.

Anna errötete, von Freude überwältigt. Die Mutter meinte mit einem wehmütigen Lächeln, Anna vernehme wohl nur die hellen Tone, es sei da aber auch ein dunkler Unterstrom in den Worten der alten Frau. Doch dürfe sie ihn überhören.

Zwei Monate hatte Christina sich ausbedungen, um sie allein mit der Tochter im Stadthaus zu verleben. Die alte Margret mit ihrer Nichte Sabina,



Josef und die andern Dienstleute versorgten die beiden wie einst, und doch empfand Anna, als sei sie nur zu Gast.

War das Wetter hell, so brachte sie Stunden des Tages im Garten zu. Der Augenblick, von dem aus sie den Rest der Zeit lebte, war am Morgen, wenn die getriebene Silberschale mit den Briefen auf den Frühstückstisch gestellt wurde. Die Schale erschien jeden Morgen, seit sie es denken konnte. Meist hatte sie mit der Mutter schon ein Weilchen verbracht, ehe die Schritte Josefs auf dem Gang hörbar wurden. Dann unterbrachen sie ihr Gespräch und wandten die Gesichter der Tür zu. Anna hatte zuweilen den Eindruck, als warte Christina ungeduldiger noch als sie. Der Alte brauchte seine Zeit, ehe er den langen Gang zurücklegte. Einmal sagte Mutter, er möge doch eines der jungen Mädchen die Post am Tor abnehmen lassen und sich den Weg sparen, aber er schüttelte empört den Kopf — es sei doch von jeher sein Amt.

Jedesmal bat Anna die Mutter, Anselms Brief sogleich lesen zu dürfen, und die Mutter nickte täglich mit demselben Lächeln Gewährung, sah dann und wann Annas Gesicht an, und der helle Schein wich nicht von ihren Zügen. Wenn Anna ihren Brief zu sich gesteckt hatte, griff die Mutter wohl auch nach ihren eignen und teilte der Tochter manches daraus mit. Es gab jetzt, da man Annas Aussteuer vorbereitete, viele Geschäftsbriefe, Muster und Päckchen, und häufig Briefe von Sophia, die sich eifrig an alledem beteiligte, Vorschläge machte und vor allem drängte, sie möchten nicht allzu lang säumen, sondern bald wieder bei ihr erscheinen. Die Wohnung sei gefunden, habe Anselms Billigung, sie sei gewiß, sie werde auch Anna gefallen. Sie müsse nun renoviert und neu ausgestattet werden, denn sie sei zwar geräumig aber altmodisch, und das wolle man nicht ohne Anna, die sie bewohnen solle, vornehmen.

Frau Bechtold habe aus Wien eine Anzahl alter Möbel geschickt, herrliche Gegenstände aus dem Familienbesitz, die sie für Anselm bereitgehalten und verwahrt habe, und ebenso wünschten sie, Ludwig und Sophia, einiges der Art beizusteuern. Man werde außer Anselms Arbeits- und Bibliotheksraum wenig einzurichten brauchen. Doch solle die künftige Herrin das letzte Wort haben.

Von Luzia kamen aus Frankreich Pakete mit Wäsche für Anna, die diese Hauchgebilde ratlos in ihre Hände nahm. Christina meinte lachend, Anna werde sich gewöhnen dergleichen zu tragen, sie habe es auch gelernt. An manchen Tagen erschien eine Botin aus einem Frauenkloster, in dem das Leinenzeug für Anna genäht wurde. Christina suchte aus ihrem Schatz Spitzen, die verwendet wurden, oder nahm Papier und Blei zur Hand, um eine Vorlage für eine Stickerei zu zeichnen. Mit solchen Geschäften verliefen meist die Morgenstunden, und Anna empfand es nicht selten als lästig, nun plötzlich der Mittelpunkt für all diese Fragen zu sein und Entscheidungen treffen zu sollen, wenn sie darauf brannte, in einem Winkel des Hauses oder Gartens, wo niemand sie störte, Anselms Brief wieder und wieder zu lesen.

Eines Tags nahm sie wahr, daß unter Mutters Post alle paar Tage ein Brief mit einer schönen großen Anschrift lag, der eine fremde Marke trug, und den Mutter niemals öffnete, sondern beiseite legte und wenn sie sich entfernte mit den andern Papieren, verschlossen wie sie ihn empfangen hatte mit sich nahm. Anna sah ihr sinnend nach. In ihrem hellen Morgenkleid mit der herabhängenden dunklen Flechte und dem leichten Gang wirkte Christina wie ein junges Mädchen.

Die Wahrnehmung der regelmäßig eintreffenden Briefe, die Christina empfing, ohne sie je der Tochter gegenüber zu erwähnen, blieb für Anna flüchtig wie eine verwehte Frage, die keine Antwort findet.

Einmal in dieser Zeit erschien für etliche Tage Christof Dierolf auf der Durchreise als Gast bei den Frauen. Er wirkte fahl und gealtert. Anna erhaschte zuweilen Christinens Blick, der besorgt auf dem Freunde ruhte. Als sie mit der Mutter über die Veränderung in Dierolfs Aussehn sprach, gab diese mit einer gewissen Verlegenheit ausweichend Bescheid, sie habe den Eindruck, daß in Dierolfs persönlichen Verhältnissen eine Krisis eingetreten sei, obwohl er in seinem Beruf gerade in der letzten Zeit große Erfolge habe. Doch wisse sie zu wenig, und dies wenige aus zu unsicherer Quelle, als daß sie davon sprechen könne. Dierolf begegnete Anna nun nicht mehr wie dem Kinde oder der jungen Schutzbefohlenen, er sprach zu ihr fast wie zu Christina.

Als sie nachmittags, während Mutter ihre Ruhestunde hielt, zusammen im Garten gingen, erinnerte sie ihn, wie er ihr nach ihrer langen Krankheit nach Vaters Tod im erwachenden Garten die ausbrechenden Pflanzen gewiesen habe. Es sei dies etwas tief Bedeutsames für sie gewesen. Er blieb stehn, es zuckte über sein graues zerfurchtes Gesicht, aber dann erschien ein Lächeln, so überraschend, daß Anna erbebte. Er antwortete nicht, und das Lächeln verschwand schnell. Er nahm ihre Hand wie damals die Kinderhand. und sie gingen stumm eine Weile hin und wider, bis Christina aus dem Hause trat und an den Spaziergang mahnte, den sie durch die Stadt zu machen vorhätten.

Sie gingen dann langsam zu dreien durch die alten Gassen, und Dierolf wies da und dort Häuser, Erker, Fenster, einen Winkel, eine Tür, eine kleine Kapelle, an denen Anna Jahr und Tag vorbeigegangen war, ohne sie recht zu sehen. Ein Wort, ja nur eine Handbewegung, und wie herbeigezaubert stand etwas uralt Neues vor ihren Augen. In der Welt, die Dierolf ihr erschloß, gab es Nebel und Eis, den Strom, auf dem die Schollen krachend sich türmten, die kleinen Triebe, die wie Kinderhände aus der Erde griffen, die Distel, die am Kirchenportal zu Stein geworden war. Es war nicht Anselms und Andreas' Welt, in der Marmor im Sonnenaufgang wie Morgenröte erglühte und der Sand am Meeresgestade golden brannte, jene Welt, aus der der Fuß der Göttin im Kristallschrein zu ihr gekommen war. Aber aus beiden Welten wurde sie angerufen.

Während sie über einen Platz hingingen, blieb Dierolf einige Schritte hinter ihnen zurück, holte sie dann ein und wandte sich an Christina mit der Frage, ob sie es wie er sähe, daß Anna nun völlig Luziens Ebenbild sei, zu jener Zeit, als diese eben in Annas Alter gestanden habe. Er habe Anna eben von der Seite angesehen, da sei ihm diese vollkommene Ähnlichkeit zum Bewußtsein gekommen. Christina schrak bei seiner Frage zusammen, erbleichte und blickte in die Ferne, als tauche dort etwas auf, das sie zu fliehen wünsche. Sie empfinde es anders, erwiderte sie zögernd, nur daß beide ihrer Mutter glichen.

Sie wandten sich in stillem Einverständnis dem Strom zu. Mitten auf der steinernen Brücke blieben sie stehn. Die Wasser gingen hoch. Dierolf sagte, in den Bergen sei eine frühe Schneeschmelze eingetreten. Der Strom trug Baumstämme mit sich, die gegen Brückenpfeiler prallten, Hausrat, tote Tiere, ein Schindeldach. Viele Menschen hatten sich angesammelt, die über die Geländer auf den anschwellenden Strom schauten. Anna fand neben sich einen jungen Menschen stehen, eine schmale, fast noch knabenhafte Gestalt im Priesterkleid mit einem eigentümlich entrückten Ausdruck im Gesicht. Sie meinte ihn zu kennen. Er errötete unter ihrem Anschauen und sprach ein paar halblaute Worte zu einer breiten, etwas auffallend gekleideten Frau neben ihm. Die Frau beugte sich vor, musterte die drei Ankömmlinge rasch und eingehend und grüßte, als auch Christina sich jetzt umwandte, mit nachdrücklicher, ja etwas unterwürfiger Höflichkeit. Christina dankte unbefangen freundlich, und als Anna sie leise fragte, wer die Frau sei, die sie zu kennen meine, aber in ihrer Erinnerung doch nicht recht unterzubringen wisse, antwortete sie, es sei Frau Manswind, die Witwe eines Beamten, der unter Annas Vater gearbeitet und den dieser geschätzt habe; Vater sei auch der Vormund ihrer Söhne gewesen. Die Frau fertige, ebenso wie einst ihre verstorbene Schwester, schöne Blumen aus Seide, die sie forme und bemale, sie sei Meisterin in ihrem Fach und es sei schade, daß hier in der Provinz nicht viele Menschen solche Dinge nach ihrem Wert zu schätzen wüßten.

Es war dieselbe Frau, erkannte Anna, die sie vor vielen Jahren an eben der Stelle angetroffen hatte. Hier an einem Sonntag hatte das Kind, zwischen Vater und Luzia stehend, auf den eisbedeckten Strom niedergeschaut, während vom Dom her die Mittagsglocken läuteten. Damals schon hatte sie vor der Fremden die gleiche an Angst grenzende Scheu empfunden wie eben jetzt. Einige Zeit danach, als sie sich in der Stadt verirrt hatte, war ihr die Frau erneut begegnet. Auf einem entlegenen Platz hatte sie aus einem Fenster zwischen den Vorhängen auf das Kind herabgeblickt, und hinter ihr in der Tiefe des Raums hatte Anna flüchtig das Gesicht des Vaters zu sehen vermeint. Dies freilich mochte eine Täuschung gewesen sein. Die Frau aber hatte plötzlich neben ihr

gestanden, die sich Sträubende an der Hand gefaßt und sie auf den Heimweg geführt. Unterwegs war ihnen Margret entgegengekommen. Die war bitterböse geworden. Ob nicht alles der Fiebertraum einer Kinderkrankheit gewesen war? Nein, denn da war der kleine eiserne Spieß, den ihr auf ihrem Irrweg der freundliche Schmied in der dunklen flammenerfüllten Höhle gemacht hatte, der lag noch in der Puppenküche aus ihrer Kinderzeit. Erst vor einigen Tagen hatte sie die Leinenhüllen weggezogen, unter denen die Herrlichkeiten aus ihrem Kinderparadies, von Margrets Hand wohl geordnet, in einem der tiefen Wandschränke auf eine neue Generation warteten.

Anna wendete sich noch einmal der Frau zu, die jetzt näher an sie herangekommen war und sie und Mutter so ansah, als ob sie sie ansprechen wollte. Der junge Priester hatte die Hand auf den Arm der Frau gelegt und redete leise auf sie ein. Sie schob seine Hand fort und rückte noch einen Schritt an Christina heran. Alles geschah unauffällig, Anna aber entging es nicht. Christina beachtete es nicht, Dierolf jedoch trat jetzt mit einer entschiedenen Bewegung dazwischen. Der junge Mann an der Seite der Frau führte sie durch die Menge fort. Anna gewahrte in seinem verdunkelten Gesicht den Ausdruck schamvollen Leidens.

Als sie zu Hause ankamen, fanden sie ein Telegramm Franz Murachers vor, die Geburt eines Sohnes meldend, der auf den Namen Sebastian getauft würde. Das Telegramm war ausführlicher, als es den Gepflogenheiten des Absenders entsprach, der Drahtnachrichten sowohl wie auch Gefühlsausbrüche haßte. Bona mochte die breitere Fassung bestimmt haben. Christina äußerte ihre Freude über die Nachricht mit einer Lebhaftigkeit, die an ihr ungewöhnlich war. Das Muracherhaus werde einen Erben und der Name noch einmal einen Träger haben. Daß ihre Mutter diesen Enkel nicht erlebt habe, sei ihr die einzige Trübung dieser glücklichen Wendung, auf die sie lange Jahre zu hoffen nicht mehr gewagt habe. Man habe dem Neugeborenen den Namen von Großmutterns schmerzlich verlorenem Lieblingskind gegeben. Sicherlich habe Bona in dankbarer Liebe diese Eingebung gehabt.

## 19

Dem Drängen Sophiens nachgebend fuhren sie früher, als anfänglich vorgesehen war, nach München. Dort nahm Sophia sie sogleich mit ihren Plänen und Vorbereitungen in Anspruch. Sie bot Anna und Anselm ein Quartier in einem Haus an, das der Familie ihres Mannes gehörte. Seine mütterlichen Großeltern hatten es als junge Leute gebaut und bewohnt, seine Mutter hatte ihre Kindheit, Andreas und er als Schüler manche Ferienzeit und ihre Studentenjahre darin bei den Großeltern verlebt. Nach deren Tode hatten zwei Töchter, eine unvermählte und eine verwitwete, es eine Zeit lang bewohnt und waren vor einigen Jahren in hohem Alter verstorben. Man hatte sich nicht entschließen können es zu verkaufen oder zu vermieten. Irgendwer aus der verzweigten Rennersehen Familie, hatte man angenommen, würde es wohl einmal bewohnen. Indessen aber waren die drei Renners der Meinung, es sei für das junge Paar das durchaus geeignete Asyl und dagegen ließ sich füglich auch nichts einwenden. In seiner Entstehungszeit mochte das Haus halb ländlich, dem Stadtkern etwas abseits und einzeln in seinem mauerumschlossenen Garten gelegen haben. Inzwischen war die Stadt darüber hinausgewachsen, die Entfernung zu deren Mitte war nicht groß, andererseits trennte der Garten es von den benachbarten Mietshäusern, und die Nähe des Englischen Gartens leitete die Bewohner rasch ins Freie. Für Sophia hatte die Wohnung den großen Vorzug, ihrer eignen sehr nahe zu liegen, und dieser Umstand hatte sie wohl zunächst auf den Gedanken gebracht, es gründlich renoviert und modernisiert den beiden anzubieten.

Das obere Stockwerk barg eine Reihe schöner heller Zimmer, nicht hoch aber wohlräumig, das Erdgeschoß enthielt außer den Wirtschaftsräumen einige große Gemächer, die Gysbrechts Sammlungen, seine Bibliothek und eine Arbeitsstätte fassen konnten. Das Haus hatte ursprünglich einer zahlreichen Familie als Heim gedient. Hinter ihm dehnte sich ein tiefer schattiger Garten mit alten Bäumen.

Seit Wochen saß Sophia fast jeden Abend mit einem Aufriß der Wohnung vor sich, zwischen Anselm und Andreas, zeichnete und plante, trug es den Männern vor und ließ sich von ihnen beraten. Tagsüber hatte sie Besprechungen mit den Handwerkern oder prüfte die Fortschritte ihrer Tätigkeit am Orte selber. Ludwig Renner hatte sie freundlich gewähren lassen und jeden Betrag, den sie für ihr Werk aufwenden wollte, genehmigt. Andreas sah mit mehr Wohlwollen als Verständnis zu. An Anselm vermißte sie die tätige Teilnahme. Jetzt, da die Frauen zugegen waren, befriedigte sie nur Christinens lebhaftes Interesse und weibliche Einfühlung in ihre wohlüberlegten Anordnungen. Anna, die nur äußerlich zuhörte und nicht völlig bei der Sache war, was sich nicht durchaus verbergen ließ, lebte wie eine Pflanze, die sich dem Licht zuwendet, unter Anselms Blick.

Am zweiten Tag nach ihrer Ankunft wanderte Sophia mit den Frauen und Anselm nach dem Haus. Sie gingen die Außenseite des Parks entlang, in dem der kühle zögernde Frühling sich schon fühlbar machte. Das Haus, das etwas von den Nachbarn abgerückt, aber doch in den Bestand der ruhigen Straße eingeschlossen war, tat es Anna auf den ersten Blick in seiner noblen Einfachheit an. Die Zimmer, die sich dank Sophiens Vorsorge schon in einer reinen Harmonie darstellten und nur noch auf Farbe und Schmuck warteten, entzückten sie. Von den alten Möbelstücken, die Anselms Großmutter aus Wien geschickt und die man vorläufig in einigen Räumen des unteren Stockwerks aufgestellt hatte, waren alle Beschauer eingenommen. Ein runder Tisch, dessen Malachitplatte von geflügelten bronzenen Greifen getragen wurde, und eine silberne Teekanne aus der Zeit der russischen Kaiserin Elisabeth, die Anna bei Frau von Bechtold in Wien bewundert hatte und die nun vor ihr in einer Vitrine stand, entlockten ihr leise Freudengerufe. Im Angesicht dieser schönen Dinge, auf die jetzt das Sonnenlicht gedämpft durch die hohen, schon leicht belaubten Bäume vor den Fenstern fiel, gerieten Anselm und Anna nun doch in eine fröhliche Teilnahme. Sie begannen die Bestimmung der Räume zu besprechen, die Möbel aufzuteilen und ihren Standort zu erwägen. Luzia und ihr Gatte hatten aus Genua einige Ballen Seidenstoffs für Vorhänge und Bezüge

geschickt. Die Ballen wurden aufgerollt, ihre Verwendung angeordnet und die Tapeten und Anstriche dazu ausgewählt. Sophia war ganz in ihrem Element, sie hatte den Spendern Bilder und Zeichnungen der Möbel und einen Hausplan mit Maßen zugesandt und triumphierte nun über ihren Erfolg. Sie gab eben Anordnungen, wie ein gondelförmiges Empirebett mit Damast auszuschlagen und mit moderner Polsterung zu versehen sei, und rief Anna, daß sie unter den neuen Stoffen sich den erwünschten wähle.

Die beiden jungen Leute überkam eine übermütige Stimmung. Anselm erklärte Anna, wenn sie in dem Staatsbett, das einmal das Lager einer seiner Ahninnen gewesen sei, ihre Nachtruhe abhielte, so würde er den Malachittisch davorrücken und ihr in der Prunkkanne aus Silber den Morgentee servieren, denn alles müsse in Gebrauch genommen werden, ein Museum werde er in den Wohnzimmern nicht dulden. Man lachte, Sophia und Christina nahmen gutgelaunt an den Scherzen teil. Schließlich aber empfahl man dem Brautpaar, sie möchten den Garten betrachten. Es müßten wohl einige Bäume gefällt werden, damit man Licht und Luft gewänne. Sie sollten dann auch etwa ihre Wünsche geltend machen, wie man neu anordne und bepflanze. Anna fand, daß der Garten in etwas dem ihrer Kindheit an dem alten Stadthaus gliche. Wie dieser war er von einer niedrigen bemoosten Mauer umgeben, in der eine Welt kleiner zierlicher Pflanzengebilde hauste. Nur an der Vorderseite zur Straße hin durchbrach ein Gitter aus lanzenförmigen Eisenstäben mit vergoldeten Spitzen die Mauer und gab den Blick auf das langgestreckte Haus mit der schmalen Blumenanlage davor frei.

207

Hohe Bäume spendeten in dem Garten allzuviel Schatten, als daß Sommerblumen hätten üppig gedeihen können. Nur im Frühling drang die Sonne durch das zarte Laub wie jetzt eben, und dann war der Garten voller Veilchen und Duft. An der Mauer waren sie nicht blau sondern weiß und dufteten am stärksten.

Er möchte, sagte Anselm, für Anna die Veilchen herzaubern können, die er einmal im Frühling in Athen gesehen habe. Sie waren groß, standen auf



langen Stielen und hatten eine dunkelviolettblaue Farbe, sie dufteten durchdringend und heftigsüß. Ja, und auch die Levkojen, die veilchenfarbig gewesen seien. Er habe beide zu Ostern am Grab des Christ in den Kirchen von Athen gesehen und spüre ihren zarten Duft noch heute. Es sei ein heidnisdier Gott gewesen, ein Adonis unter Blumen. Die Frauen von Athen hätten ihn trauernd umringt.

Die nächste Reise dorthin wollten sie gemeinsam machen, sein wahrer Reisegefährte sei sie, die erträumte Gesellin. Er wisse es seit jener Epiphaniasnacht, in der ihnen die Quelle unterm Eis gesungen habe.

Anna hob ihr Gesicht zu ihm auf. Er faßte ihre Hand und zog sie mit sich durch den Garten über die Straße in den Park. Mit gleichen langen Schritten wanderten sie in den sinkenden Tag hinein. Die Amseln riefen. Aus den feuchten Rasenflächen flatterten zarte Nebeltücher auf. Die zwei standen einen Augenblick aufatmend still. Anna gewahrte auf einer Steinbank Renate van Loon, die sich bei ihrem Herannahen zuerst halb erhoben hatte, dann wieder zurücksank und sie mit weiten Augen aus blassem Gesicht anstarrte. Anna grüßte, Anselm, durch sie aufmerksam gemacht, tat das gleiche. Das Mädchen verblieb starr ohne Erwiderung. Ob sie wohl krank sei und Beistand bedürfe, flüsterte Anna ihrem Begleiter zu. Anselm schüttelte den Kopf mit einem geringschätzigen Lächeln.

Freunden und Verwandten der Familien hatte man, als die Vorbereitungen zur Vermählung begannen, das Verlöbniß angezeigt. Anna war mit ihrer Mutter noch zu Hause gewesen, so war alles ziemlich still abgelaufen. Man dachte auch die Hochzeit nur im Kreise der Nächsten zu feiern. Luzia und ihr Gatte wollten zeitig kommen. Bona bat Franz, ihn begleiten zu dürfen, obwohl der kleine Sebastian die Mutter noch nicht missen konnte, sie wollte ihn jedoch mit der Pflegerin mitbringen. Sophia versprach, Mutter, Kind und Begleiterin in zwei Mansardenzimmern bequem zu versorgen, wo das Kind weder stören noch gestört werden könne. Franz mochte bei seinem geistlichen Freunde, wie er gewohnt war, unterkommen. Dies würde, wie sich die Frauen gestanden, für alle eine Erleichterung sein, denn alle sahen seiner Gegenwart

mit mehr oder weniger Mißbehagen entgegen, vor allem Christina, die im Verlauf der letzten Monate einen unerfreulichen Briefwechsel mit ihm hatte führen müssen. Er hatte nachträglich festgestellt, daß Anselms Großmutter in ihrem Leben zweimal das Bekenntnis gewechselt hatte. Sie war bei ihrer Eheschließung vom griechischen Glauben zum evangelischen übergetreten und später nach der Trennung von ihrem Gatten aus diesem zum römisch-katholischen Bekenntnis. Diese Umstände sowie ihre russische Herkunft, vor der sein Erkundungsdrang einhalten mußte, ihr Wanderleben, die Tatsache, daß sie ihren Gatten verlassen hatte, den nach Versicherung von Franzens Gewährleuten kein Vorwurf an den Mißhelligkeiten der Ehe treffen konnte, der freigewählte Tod ihrer Tochter, den er auf Erziehungsmängel schob, wie sie sich während ihrer frühen Kindheit auf sie ausgewirkt haben mochten und von keinem späteren Einfluß ganz ausgeglichen werden konnten, all das löste in seinem auf Sicherung bedachten Wesen Besorgnis aus. Daß die Frau seit langem in engem Anschluß an die Kirche lebte und Tochter und Enkel dieser zugeführt hatte, vermochte seine Bedenken nicht aufzuwiegen.

Auf eine Einladung von Frau Bechtold machte er als Vormund Annas der alten Dame einen kurzen Besuch in Wien. Sie wünschte ihn kennen zu lernen und ihm Anselms Verhältnisse, soweit sie mit der Familie zusammenhingen, darzulegen. Unerwartet, und gegen seinen Willen, der sich in Abwehr gegen sie gewappnet hatte, vermochte sie ihn bald für sich einzunehmen. Gegen Anselms äußere Verhältnisse ließ sich auch nichts einwenden.

In seinen Briefen an Christina milderte er nach dieser Zusammenkunft die Einwände bis auf den einen gegen Anselms Wesen, dessen menschliche Zuverlässigkeit anzuzweifeln er sich trotz allem nicht versagen konnte. Er hatte dafür keine stichhaltigen Belege, denn es gab nichts, worin Anselm bislang versagt hatte, und so mußte er sich auf düstere Vermutungen für die Zukunft beschränken.

In den hellen Wochen, die einen Aufstieg des Jahres mit dem des Lebens vereinten, schufen diese Briefe, die Christina nur Sophien vorwies, einen leichten Schatten. In einer späteren Epistel, nachdem Franz noch

Erkundigungen über die zweite Frau und Witwe von Anselms Vater eingeholt hatte, sprach er den Wunsch aus, sein Mündel möge mit diesem Teil der Familie keinen Verkehr pflegen.

Obwohl dieser Wunsch einer Absicht Anselms durchaus begegnete, schien es doch nicht möglich ihm streng nachzukommen. Anselms älteste Halbschwester Julie hatte ungebeten ihren Besuch zur Hochzeit in Aussicht gestellt. Man beriet halb scherzhaft, was man unternehmen könne, um sie von ihrem Vorsatz abzulenken, doch empfahl Anselm, sich auf diesem Gebiete nicht eitlen Hoffnungen hinzugeben. Sie sei, erzählte er, dem zugreifenden Wesen seiner Stiefmutter nachgeraten. Er empfinde für keinen dieser Plagegeister seiner Jugend, die er seit vielen Jahren selten und nur gezwungenerweise gesehen habe, geschwisterliche Neigung. Er konnte sie jetzt zwar nicht ausschließen, riet jedoch Zurückhaltung an, deren Wert er freilich andererseits wieder einschränken mußte, da es, wie er sagte, für diese Schwester keine Mauern gebe, die sie nicht durchbreche.

Für die Hochzeit hatte man einen Tag zu Beginn September in Aussicht genommen. Bis dahin konnte man die Vorbereitungen, mit denen zumeist Sophia und Christina befaßt waren, ohne unbequeme Hast beenden.

Andreas, der sich so wohl befand, wie seit langem nicht mehr, schlug Anselm eine Fahrt nach Dalmatien vor, und dieser ging auf die Anregung ein. Ludwig wollte seine Sommerferien zu Bergwanderungen in den Alpen nutzen.

Sophia hatte für sich und die Frauen ein Sommerquartier im Isartal bestimmt, wo die Familie Renner ein Landhaus besaß. Es lag der Stadt so nah, daß man sie, falls man Geschäfte dort zu erledigen hatte, bequem erreichen und ohne großen Zeitverlust in den kühlen Zufluchtsort zurückkehren konnte. Ludwig pflegte während seiner Amtszeit von dem Sommerhaus des Morgens in sein Ministerium zu fahren und am späten Nachmittag zurückzukehren, um die Abende und Feiertage dort im Familienkreis zu erleben.

In der zweiten Augushälfte waren die Freunde wieder in München vereinigt. Das Haus war für die Aufnahme der Gäste vorbereitet, die von Beginn der letzten Woche allmählich eintrafen. Als erste kamen Luzia und ihr

Gatte. Luziens Voraussicht, daß er und Anselm Gefallen aneinander finden würden, sollte sich erfüllen. Die beiden Männer schlossen sich rasch an einander und an Andreas an, in dessen Haus sie einen großen Teil ihres Tages im Gespräch verbrachten.

Aus dem Stromhaus kamen die alte Wilhelmine und Onkel Lambert. Bona erschien mit dem kleinen Sebastian und seiner Wärterin, Franz wurde erst an dem Tage vor der Hochzeit erwartet. Frau von Bechtold wagte ihres schwankenden Gesundheitszustandes wegen die Reise nicht. Franziska, die man erwartet hatte, konnte sich nicht entschließen ihre Einsamkeit aufzugeben und erbat sich den Besuch des jungen Paares, das nach der Vermählung eine Wanderung durch die Dolomiten machen wollte. Die beiden waren einverstanden, Franziskas Haus, wie diese vorschlug, als Standquartier anzusehn.

Bona wohnte mit dem kleinen Sebastian und seiner ländlichen Pflegerin im Rennerschen Hause in den beiden sonnigen Mansardenräumen, die Sophia liebevoll für den jüngsten Gast und sein Gefolge, wie sie Mutter und Wärterin scherzend nannte, vorbereitet hatte. Die alte Wilhelmine verbrachte ihre Tage am Bettchen des Kindes, das für sie in seiner Holdheit das Brautpaar aus der Mitte des Geschehens verdrängte. Dieses nicht mehr erhoffte Kind des Muracherhauses zog alle in seinen Bann, nicht nur die Alten des Stromhauses, die ihr Geschlecht noch einmal aufblühen sahen.

Wenn Luzia oder Christina es auf den Armen hielten, bedachten sie mit Wehmut, wie dieses kleine Wesen die letzte Lebenszeit ihrer verstorbenen Mutter überstrahlt hätte. Anna, die nie ein kleines Kind in ihrem Umkreis hatte aufwachsen sehen, betrachtete es mit zärtlichem Staunen. Anselm allerdings gestand offen, daß kleine Kinder seit seiner frühen Jugend ihm unüberwindliches Mißbehagen verursachten. Daran trügen wohl seine Schwestern schuld, diese quarrenden Kobolde, die der Alp seiner Kindheit gewesen seien.

Die älteste dieser Schar, Julie, traf eine Woche vor der Hochzeit in München ein, ein grobschlächtiges Mädchen mit straffer Haartracht,

energischen Bewegungen und bestürzender Selbstsicherheit. Man mochte Anselms Grauen wohl verstehen.

Einsichtig hatte Sophia sie nicht im Hause, sondern in einer nahe gelegenen Pension unterbringen wollen, die alle Gäste aufnahm, welche der vorhandne Raum nicht zu bergen vermochte. Julie aber lehnte ab. Sie werde, erklärte sie, bei einer Jugendfreundin ihrer Mutter wohnen, die einem evangelischen Hospiz für alleinstehende Frauen als Leiterin vorstehe. Es sei dies eine vorzügliche Person, von deren Umgang sie großen Gewinn haben werde. Und obwohl sie sich dieser Dame widmete und alle zugänglichen öffentlichen Institute, Schulen, Heime und Pflegestätten aus dieser Sphäre in deren Begleitung oder mit ihrer Empfehlung aufsuchte, blieb ihr dennoch Zeit genug, Sophiens Haus ohne Scheu gründlich zu durchmustern und sich über alles, was sie zu wissen wünschte, Aufklärung zu verschaffen. So drang sie ohne Anmeldung in den Wohnraum ihres Bruders ein, stand plötzlich in Annas Zimmer, nahm alles in Augenschein, öffnete Schränke und zog Laden auf. Sie hatte eine durchdringende, etwas nasale Stimme, mit der sie die ruhigen Gespräche im Hause, in dem selbst ausgelassene Heiterkeit sich noch in harmonischen Tönen kundgab, wie mit Messern durchschnitt. Am ersten Abend, den sie in der Gesellschaft zubrachte, umgaben die Frauen, wie es ihre Gewohnheit war, nach dem Mahl Sophia, die auf einem bequemen Ecksofa Platz zu nehmen pflegte. Sie setzten sich neben sie oder rückten sich bequeme Stühle herbei. Man genoß so schweigend oder leise plaudernd einer des andern liebe Nähe. Anna nahm wie gewöhnlich einen niedrigen Sessel ein, ohne zu wissen, daß dieser einst Sophiens verstorbenen Tochter gedient hatte. Sie saß so fast zu Füßen Sophiens, die oft ihre Hand auf der Schulter oder auf dem Haar des Mädchens ruhen ließ. In diesen Tagen gesellte sich Bona zu der Gruppe. Sie besaß in zunehmendem Maße die Neigung aller. Immer noch war sie klein und schmal wie ein Kind, aber das Glück der Mutterschaft hatte sie auf eine ergreifende Weise verschönt. Sie trug, als sie ankam, die an ihr gewohnten ungeschickten halb klösterlichen Kleider, jedoch hatte Sophia es sich nicht nehmen lassen, in wenigen Tagen Bonas Garderobe zu verwandeln und zu

erneuern. Die junge Frau schickte sich nun zum Staunen ihrer Gefährtinnen aufs beste und zwangloseste in die beschafften zierlichen Hüllen. Als Julie sich in dem Kreis einfand, lehnte sie zunächst den Sitz, den man ihr anbot, mit Entschiedenheit ab, sah eine Weile mißbilligend auf die lässig schweisgsamen Frauen und ging dann festen Schritts durch die halboffene Tür ins Nebenzimmer, wo die Herren rauchten, sich bei ihrem Erscheinen etwas ratlos ansahen und ihr Gespräch schließlich fortsetzten. Sie versuchte sich in die Unterhaltung einzuschalten, was ihr jedoch, da ihr deren Gegenstand ungeläufig war, mißlang. So öffnete sie die Glastüren eines Bücherschranks, nahm Buch um Buch heraus, blätterte und stellte es mißgelaunt wieder zurück. Schließlich begab sie sich wieder zu den Frauen, ließ sich neben Bona nieder und unterzog diese einem scharfen Examen über ihre Kenntnisse in der Säuglingspflege.

Die junge Frau, die ihr Kind einfach nährte und pflegte und es gedeihen und blühen sah, verwirrte sich unter dem unbarmherzigen Anfall. Sie brachte kaum eine zusammenhängende Antwort hervor, was ihr eine strenge Belehrung eintrug und das Versprechen Juliens, morgen im Kinderzimmer zu erscheinen, die Wärterin in die Lehre zu nehmen und dafür zu sorgen, daß dort von nun an alles ganz und gar anders würde, denn so, wie es jetzt sei, sei es ganz verkehrt und altmodisch. Bona verharrte eingeschüchtert mit gerötetem Gesicht, die Schwestern blickten einander verlegen und empört an, bis Sophia mit ihrer leisen Stimme, die stets aufzuhorchen zwang, unter Lächeln und mit wenig Worten Julien sagte, ein Besuch im Kinderzimmer sei ihr gern gestattet, damit sie erfahre, wie Kinder in solchen Familien gehegt und aufgezogen würden. Dabei sei manches zu lernen, und die Erfahrungen, die sie dabei sammeln könne, würden ihr späterhin in mancher Hinsicht nützlich sein.

Anselm, der im Nebenraum das Gespräch wohl vernommen hatte, zumindest den Anteil, den Juliens scharfe Stimme daran gehabt hatte, trat hinzu und bot seiner Schwester an, sie nach Hause zu begleiten. Die Art, wie es geschah, war so, daß sie es nicht ablehnen konnte. Sie folgte ihm, zum ersten Mal betroffen und in etwas in ihrem Selbstvertrauen beirrt.

Sophia schüttelte seufzend den Kopf und gestand, sie verstehe erst jetzt, welche Marter diese Familiengemeinschaft für das Kind bedeutete, als das sie Anselm gekannt habe. Juliens Unsicherheit hingegen war nur von kurzer Dauer. Als Anna, Anselm und Christina das nächste Mal das neue Heim der jungen Leute aufsuchten, schloß sich, um es kennen zu lernen, Julie ungefragt und wie selbstverständlich ihnen an. Dort angelangt wanderte sie von Raum zu Raum, öffnete Türen, Schränke und Laden, prüfte, zählte und untersuchte, fand das meiste zu kostbar und fast alles überflüssig. Sie gebärdete sich, als sei all dies von einer ihr und den Ihren zukommenden Substanz abgezogen.

Sabina, Margrets Nichte, die zunächst zur Pflege und Verwaltung des Hauses eingezogen war, starrte die Erscheinung wie ein böses Fabelwesen an. Sie folgte Julien, die knirschenden Schritts von Raum zu Raum fegte, mißtrauisch als ängstliche Hüterin.

Die Frauen lächelten mit mitleidiger Nachsicht. Anselm jedoch wurde blaß vor Scham und Erbitterung. Christina legte mahnend die Hand auf seinen Arm. Er war nicht zu beruhigen und schwor, diesem Besuch der Unholdin werde kein zweiter folgen. Anna gewahrte befremdet den Ausdruck von Abscheu in seinem Gesicht.

Ein glücklicher Zufall führte in diesem Augenblick Ludwig Renner und Larmeson herbei, die kamen, um einer Verabredung gemäß Anselm zum Besuch einer Ausstellung abzuholen. Die drei Frauen fanden sich gutgelaunt und humorvoll mit der indiskreten Julie ab, die sich ihnen zugesellte, nachdem sie eine Art vorläufiger Inventur aufgenommen hatte.

An einem Spätnachmittag, als Anna für eine kleine Weile rastend in ihrem Zimmer saß, kam ein Mädchen mit der Meldung, Konrad Urlaub bäte sie einen Augenblick sprechen zu dürfen. Sie stand auf, um ihn in einem kleinen ebenerdigen Besuchsraum zu empfangen, fand ihn jedoch schon vor ihrer Tür, und so bot sie ihm in dem großen Vorraum einen Platz an. Vor dem breiten Fenster standen Bank und Tisch und etliche Stühle. Sie setzte sich auf die Bank und wies auf einen Sessel. Allein er verblieb aufrecht, trat ein paar Schritte

zurück und lehnte sich stumm an einen der schweren Eichenschränke, die zwischen den Türen standen. Er bewegte die Lippen, aber kein vernehmbarer Ton wurde laut.

Von dem Dachgeschoß her klang ein Schlaflied herunter, das die Wärterin aus dem Muracherhaus dem kleinen Sebastian sang. Es klang rasch und sonderbar, fast wie zum Fürchten, als ob die Waldfrau ihren wilden Sprößling in Schlummer wiege. Anna lächelte unwillkürlich. So hatten die Mägde der Murachergroßmutter in der Gesindestube im Winter beim Spinnen gesungen. Mit diesem Lächeln blickte sie dem stummen Gast ins Gesicht, das sich unter ihrem Anschauen allmählich entspannte. Es war dunkel wie von einer heftigen inneren Wallung und wie im Krampf verzogen gewesen. Jetzt aber trat er vor sie, stieß etwas heraus, was sie nicht verstand, und legte einen großen, ovalen, geschliffenen Stein in ihre Hand. Sie hielt ihn in der gebogenen wie in einer Schale. Er war blutrot, und sie meinte, sie müßte seinen Brand wie von einer glimmenden Kohle spüren. Sein Licht färbte ihre Hand, so daß die wie eine rosenfarbene Muschel aussah. Anna blickte darauf nieder. Sie streckte die zweite freie Hand Urlaub zum Danke hin. Er starrte erschrocken darauf, beugte sich darüber, berührte die Hand scheu und küßte sie. Er murmelte etwas wie, es ginge hier ein Sakrileg vor sich an einem Bild, das im Tabernakel stehen müßte und keinem Einzelnen gehöre. Dann ging er wort und grußlos weg.

Anna verharrte eine Zeit lang verwirrt, schloß die Hand um den Stein und trug ihn schließlich in ihr Zimmer, wo sie ihn zuunterst in dem Lederkästchen barg, das ihren bescheidenen Mädchenschmuck enthielt. Aus einem Gefühl, das ihr selbst nicht klar war, vermochte sie mit niemand über Besuch und Geschenk zu reden. So lag der Stein Jahr und Tag, bis sie ihn wieder in die Hand nahm und er färbte diese wieder blutig und die Begegnung, längst vergessen, wurde ihr nun erst recht lebendig und bedeutsam. Was auf diese Begegnung folgte, floß später in Annas Erinnerung in einen wallenden Nebel aus Schleiern, Blumenduft, Musik und Weihrauch zusammen. Dann aber verblieb ihr von alledem nur Anselms Erscheinung, wie er mit ihr vor dem Altar stand. Sein Gesicht war von einer leuchtenden Blässe. Ihr war, als brächen Fittiche aus



seinen Schultern, die sich um sie legten und sie wegtrügen. Alle Menschengemeinschaft verschwand, im Orgelbrausen schwebten sie allein über der versinkenden Welt.

In dem festlichen Haus waren alle Türen des Erdgeschosses weit geöffnet. Blumen füllten die Räume, Menschen kamen und gingen. Sophia thronte strahlend über allem. Draußen schien eine silbrige Septembersonne, ein mattblauer Himmel barg Schwalbenkreisen. Anna neben Anselm stehend empfing Händedruck und Segensprüche, kaum unterschied sie Gesichter und Stimmen. Christina stand ihr gegenüber, erwiderte die Glückwünsche, lächelte mit traurigen Augen und sah fremd und schön aus in ihrem Kleid aus silbergrauer Seide, das sie mit seinen vielen Falbeln umwogte. Bona näherte sich dem Paar mit ihrem Söhnchen in den Armen. Sie war in ein blasses Hellrot gekleidet. In dieser Blumenfarbe schien sie neu, verzaubert und lieblich. Anna umarmte Mutter und Kind in einem, dann aber spürte sie ein paar heimliche Tränen, die aus den Augen Bonas auf ihre Hände gefallen waren.

Die Alten aus dem Stromhaus hatte man unter Andreas' Obhut mit den älteren Verwandten des Rennerschen Hauses abseits in einem Raume versammelt. Anna ging von einem zum andern und empfing ihre Wünsche. Schon winkte Mutter, sie möge ihr folgen. Im Rahmen einer Tür stand Luzia, hinter ihr Dierolf, der so sehr in ihren Anblick versunken war, daß er Annas Abschiedsgruß nicht bemerkte.

In ihrem Zimmer fand sie schon die Mutter, die ihr Kranz und Schleier nahm und ihr das Kleid abstreifte. Bald war sie in eine unauffällige Reisende verwandelt. Sophia trat ein und die beiden Frauen geleiteten Anna über eine Nebentreppe durch den Garten an eine kleine Gittertür, vor der Anselm im Wagen sie erwartete.

## 20

Mitte September kamen Anselm und Anna Gysbrecht nach einer zehntägigen Wanderung, wie sie versprochen hatten, in Franziska Schwanolds hochgelegenes Haus. Ein Pferdewagen mit einem älteren Bauern im Sonntagsstaat auf dem Kutschbock erwartete sie an der Haltestelle der Bahn am Eingang des Tals. Sie ließen ihr Gepäck in das Gefährt legen und gingen zu Fuß aufwärts im engen Tal über zahlreiche Brücken, denn bald zur Rechten, bald zur Linken des Bergbachs war dem steilen Gelände Raum abgewonnen. Weitete sich das Tal, so bettete sich ein Dorf mit seinem Kirchturm und seinem Wirtshaus in die Mulde. Von der Kirchenwand grüßte der Riese Christophorus mit dem Stab in der Hand und dem Kindlein auf dem Rücken ermutigend zu dem Straßengänger nieder. So wanderten sie etliche Stunden von Ort zu Ort bis zum höchstgelegenen Dorf und noch ein Stück darüber hinauf. Da lag Frau Franziskas Wohnsitz auf einem kleinen Plateau. Unter einer Bergwiese, von der die bewaldete Wand aufstieg, erhob sich der uralte Herrenhof mit einem Türmchen darüber. Ein runder Kapellenbau stand daneben. Einen Steinwurf weit, durch einen Hof vom Hauptbau getrennt, war das Meierhaus, in dem der Bauer Wendel hauste, der sie an der Bahn erwartet hatte. Über der gotischen Eingangstür des Schlößchens war ein steinernes Einhorn als Wappen ausgehauen. Die Tür war mit einem Gewinde Tannengrün und roten Beerenbündeln umrankt. Unter ihr stand im schon sinkenden Tageslicht die Herrin.

Anna hatte die Großmutter Schwanold nun seit über einem Jahrzehnt nicht gesehen. Im ersten Augenblick schien sie ihr unverändert dieselbe zu sein, die nach dem Tode des Vaters an ihrem Krankenbette gesessen und ihre fiebernden Kinderhände gestreichelt hatte. Die Frau in der Tür beugte sich vor und streckte ihr die Arme entgegen, und Anna ging in die ausgestreckten ein. Im selben Augenblick erschrak sie vor der fast körperlosen Zartheit des

Wesens, das sie umfing. Und jetzt, da Franziska sie von sich hielt, um sie besser zu sehn, gewahrte die junge Frau, das Gesicht der Älteren war von einem Netz feiner Fältchen überzogen, die schönen rotbraunen Augen von einem bläulichen Ring umrandet, das Haar aber, das mit einer Schneppe in der Stirn ansetzte, hatte seine weiche Fülle und die unvergleichliche Kastanienfarbe bewahrt. Der Mund war frisch geblieben, der Körper aber abgemagert und etwas vorgeneigt. Sie vermochte nicht zu sprechen. Sie löste eine Hand von Anna, streckte sie aus, um die Anselms zu ergreifen, zog ihn zu sich heran und sah ihm lange aufmerksam ins Gesicht. Dann blieb sie eine Weile nachdenklich stehen, blickte von einem zum andern, und keiner wußte das Schweigen zu brechen. Franziska seufzte, lachte aber dann sogleich, so wie einst, als Anna, ein kleines Mädchen, im Garten des Amtshauses vor dem steinernen Löwen mit dem Kräutchen zwischen den Klauen sie hatte lachen sehen. Sie zeigte eine unversehrte Reihe blendender Zähne, und wie damals konnte man tief in ihre Kehle sehen.

Sie sei ein schrullenhaftes altes Weib, sagte sie endlich, und müsse um Nachsicht bitten für jetzt und immer. Sie lasse ihre Gäste vor der Tür stehen, die Gäste, auf die sie seit Monaten warte, Tag um Tag habe sie vom Kalender abgestrichen, wie ein Kind vor Weihnachten. Dann nahm sie beider Hände und führte sie in das abendliche Haus.

Eine gewölbte Halle nahm sie auf, um die in der Höhe rings eine Galerie lief, auf die Türen des Obergeschosses mündeten. Im Haus war es schon dämmerig. Franziska ging vor ihnen eine steinerne Treppe hinauf und öffnete die Tür zu einem großen Gemach, das ihnen während ihres Aufenthalts zugedacht war. An der Mitte einer Wand stand ein riesiges Doppelbett unter einem Baldachin aus altmodisch geblütem Stoff, Stufen führten zu ihm hinauf. Über das Bett war auf eine grüne Darnastdecke das bestickte, mit Spitzen umrandete Brautlaken einer Ahnin Franziskas gebreitet. In verblaßten rötlichen Zeichen waren die Initialen des Paars, die Jahreszahl und darüber die heiligen Namen eingestickt. Die Kerzen in den Wandleuchtern waren angezündet. Von draußen kam noch der letzte Tagesschein und mischte sich

mit dem Kerzenlicht zu einer geisterhaften Beleuchtung. Große Kommoden, Truhen und Schränke, geschnitzter und eingelegter Hausrat von Generationen standen an den Wänden, dazwischen hohe Sessel, ein ovaler Tisch mitten im Zimmer und in einer Ecke ein hoher venetianischer Stehspiegel, vom Alter etwas getrübt, der den Beschauer wie in einer Ferne zeigte. Die niedrige Decke war von mächtigen schwarzbraunen Balken getragen.

Franziska öffnete lachend einen kleinen Nebenraum, der nichts enthielt als einen rohen langen, mit primitiven Waschschüsseln und Kannen besetzten Tisch, zwei ebensolche lehnenlose Stühle und zwei Holzwanne mit Wasser, das, wie die Hausfrau versprach, die Mägde morgens und abends aus dem Bach erneuern würden. In einer Ecke stand das Reisegepäck. Das sei alles, was sie an Bequemlichkeit zu bieten habe, erklärte Franziska, es sei für Großstädter vermutlich eine Kuriosität, doch bäte sie vorlieb zu nehmen. Die Jungen lachten, waren begeistert und meinten, Schöneres könnten sie nicht ausdenken. Sie gingen in ihr Zimmer zurück und traten an ein Fenster. Als schmale Sichel stand der Mond am noch lichten Himmel, darunter blau der erste Stern, schwarz und unermesslich der Bergwald am Rand des Horizonts.

Im Hofe zogen die Kühe vom Brunnen zum Stall mit schlafdumpfem Raunen und Schellengetön.

Anna wandte sich ins Zimmer zurück mit heißen Wangen, berauscht von der nachtkühlen Luft. Auf dem ovalen Eichenfisch gewahrte sie eine weite, mit fremden Blumen gefüllte Zinnschale. Sie nahm das Gefäß in beide Hände, legte ihr Gesicht darauf und spürte einen unbekanntem, zarten und doch durchdringenden Duft. Wie wenn Eisblumen Atem hätten, sagte sie.

Franziska erklärte, es möchte wohl ähnlich sein, sie wüchsen dem Eis nicht fern, es seien Spätlinge von der Paßhöhe, wo keine Sichel je mähte. Dem Spender der Blumen könne Anna noch heute für die Gabe danken. Dann ging sie – damit die beiden vor dem Nachtmahl heimisch in ihrem Quartier würden, sagte sie.

Sie standen noch einmal am Fenster und sahen in die Nacht hinaus. Der Septemberhimmel hatte sich dicht besternt. In der Luft mischten sich die

warmen Ströme, die das Tal herauf zogen, mit dem Eishauch, der von den Gletschern niederstieg.

Eine Magd erschien, um sie zu Tisch zu bitten. Sie trug ein kupfernes Öllämpchen in der Hand und geleitete sie vorleuchtend die Treppe hinab in die Eingangshalle, die von einer Ampel schwach erhellt war. Dann betraten sie einen getäfelten Raum zu ebener Erde. Franziska stand wartend am oberen Ende eines gedeckten Tisches, neben ihr ein unbekannter alter Mann, dessen Erscheinung Anna in einer ihr selbst unbegreiflichen Weise erregte, schon ehe Franziska ihre Hand ergriff und sie in die des Fremden legte, wobei sie leise, selbst sichtlich eine starke Bewegung niederkämpfend, sagte: "Dies ist dein Großonkel Giovanni del Moro." Er nahm Annas kalte Hand in seine beiden. In diesem Augenblick durchzuckte Anna die Entdeckung einer Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Sie besann sich, in einem der Papiere, die zu den Formalitäten ihrer Trauung nötig gewesen waren, hinter dem gewohnten Namen ihres Vaters, Schwanold, in einer Klammer "del Moro" gelesen zu haben und erinnerte sich nun auch der flüchtigen und verlegenen Erklärung ihrer Mutter von einer ersten unglücklichen Ehe Franziskas, der ihr Vater entstammte, während der zweite Gatte der Großmutter Schwanold sein Adoptivvater gewesen sei, der ihm jedoch Namen und Rechte eines leiblichen Sohns gegeben habe, als er in später Lebenszeit die Witwe jenes Italieners heiratete. In dem Überschwang der letzten Wochen vor ihrer Vermählung war diese Entdeckung, die sie überrascht und wohl auch bestürzt hatte, aus ihrem Bewußtsein versunken, ohne daß sie ihr in ihrer ganzen Inhaltsschwere klar geworden wäre. Sie hatte damals nur verstanden, weshalb die Familie Schwanold nach dem Tode ihres Vaters in ihrer Kindheit und Jugend nur eine geringe Rolle gespielt hatte. Sie mochten dem alten Schwanold, Franziskas Gatten, nie ganz verziehen haben, daß er einen Blutsfremden zu seinem Sohn und Erben gemacht hatte.

Anselm begrüßte den Verwandten seiner Frau, den er hier anzutreffen wohl nicht erwartet hatte, dessen Dasein ihn jedoch nicht so tief anrührte wie seine Frau, mit unbefangener Freundlichkeit. Er war durch Andreas im

allgemeinen über die verwandtschaftlichen Bezüge der Familie del Moro zu Anna eingeweiht. Die ungewöhnliche Erscheinung dieses Bruders von Franziskas erstem Gatten sprach ihn unmittelbar an, und noch mehr, sie machte ihn begierig, ihn gründlicher kennen zu lernen. Anna saß still zwischen der Großmutter und dem noch fremden Verwandten, der mit Anselm bald in eine angeregte Unterhaltung kam. Del Moro erwies sich als Kenner der Gegend, der wenig begangenen Wege und der landschaftlichen Verhältnisse überhaupt, an denen er als Botaniker noch auf besondere Weise interessiert war. Anselm hatte in früheren Jahren mit Ludwig Renner zwar nicht eben dieses Tal und die nächsten Höhen, wohl aber dessen unferne Umgebung durchwandert. Er hatte jetzt in Anna eine gewandte, ausdauernde und schwindelfreie Weggesellin entdeckt, hatte sie, wie er sagte, mit seinem Bergrausch angesteckt und hegte mancherlei Pläne für die allernächste Zeit. Es galt damit zu eilen, denn schon waren die Tage kurz und setzten den Fahrten ein frühes Ziel.

Während nun zwei ländliche Mägde ein Mahl aus Fischen und Wildbret auftrugen, dem die jungen Gäste zu Franziskas Freude reichlich zusprachen, gestaltete sich das Gespräch der Männer so, daß Anna die Möglichkeit fand, ihren Nachbarn zu betrachten. Er war, wie ihr Vater einst, hochgewachsen, mit langen Gliedmaßen und einer schön geformten Stirn. Das Haar lag grauglänzend um den schmalen Schädel. Der Kopf aber steckte in zu hohen Schultern und der Rücken war gekrümmt. Trotzdem besaß seine Erscheinung eine unbestreitbare Eleganz. Er nahm durch eine wohllautende Stimme ein, die noch jung wirkte wie auch sein Mund, seine Augen und das hagere ausdrucksvolle Gesicht. Er gebrauchte für seine Schwägerin Franziska die Anrede Schwester und sprach auch so von ihr. Seine Haltung zu ihr war vertraulich und ehrfürchtig zugleich. Sie nannte ihn mit der familiären Abkürzung seines Vornamens aus ihrer beider Jugend Vanni. Wenn man die beiden nebeneinander sah, war es, als hätten sie ein langes, ununterbrochenes geschwisterliches Leben innerhalb einer Familie miteinander geteilt. Im Gespräch, das nun alle Tischgenossen einbezog, ergab sich manches, das die Verhältnisse der beiden beleuchtete.

Als Anselm den Wein rühmte, der fast schwarz in den Karaffen und Gläsern funkelte, und dann, als man die Speisen abgetragen hatte, und nur Trauben und Pfirsiche noch in den Schalen auf dem Tische standen, wurde erwähnt, daß der Wein sowohl als auch die Früchte von einem Gute stammten, das Giovanni als Familienerbe im südlichen Etschland besaß. Allmählich wurde auch offenbar, daß er von je unvermählt geblieben war und einen Teil seines Lebens auf Studienreisen verbracht hatte. Der Name seines Bruders, des Gatten Franziskas, wurde ein einziges Mal flüchtig erwähnt.

Als Anna spät in der Nacht, denn man war unten lange beisammen geblieben, neben Anselm noch am offenen Fenster ihres Zimmers stand und unter dem nächtlichen Anhauch der Gletscherluft weniger als unter der Erregung, die dieser Abend ihr gebracht hatte, bebte, schloß Anselm sie in die Arme. Er redete zu ihr von allem, was er durch Sophia von Franziskas erster Ehe wußte, von ihrer kurzen Dauer, vom Ende, das Annas leiblicher Großvater Amadeo del Moro gefunden hatte. Dieser habe, erzählte er, mit Leidenschaft an seiner Frau gehangen, sei aber von einem starken Trieb zum freien Umherschweifen besessen gewesen. Er habe sie oftmals plötzlich für Wochen und Monate verlassen, ohne seinen Aufenthalt bekannt zu geben, ohne Nachricht, um ebenso unerwartet zurückzukehren. So habe er sie der Angst und den Spannungen dieses Lebens ausgesetzt, das sie in heroischer Duldung getragen habe. Einmal sei er wieder unvermittelt verschwunden und monatelang verschollen geblieben. Endlich kam aus Neapel die Nachricht von seinem Tode. Er war dort in einer Spelunke des Hafenviertels ermordet aufgefunden worden. Die Umstände erwiesen, daß er längere Zeit in ungeklärten Zusammenhängen in einem üblen Kreis verkehrte.

Damals hatte Franziska sich aus dem Verband der Familie ihres Gatten gelöst und von allem, womit und worin sie bis dahin gelebt hatte. Sie zog mit ihrem kleinen Sohn Georg nach München, wo ihr eine Schwester vermählt in ruhigen Verhältnissen lebte. Dort fand Schwanold sie etliche Jahre später und verband sich mit ihr.

Nach seinem Tode schien die lange abgesagte Vergangenheit auf geheimnisvolle Weise wieder nach ihr zu greifen. Die Schwester, in deren Nähe sie einst ein Asyl und Frieden gefunden hatte, war tot, deren Kinder in der Welt zerstreut. So kehrte sie in das alte entlegene Berghaus ein, das ihr, aus ihrer Jugend ihr vertraut, schon vor vielen Jahren aus dem Besitz ihrer Familie zugefallen war. Sie wurzelte in dessen Einsamkeit so ein, daß sie sie kaum mehr aufzugeben vermochte. Nach dem Tode ihres Sohnes verließ sie es nie mehr auf längere Zeit.

Die Familie ihres ersten Gatten hatte ihr seinerzeit wegen ihrer Abkehr gegrollt, ja dessen Mutter, die diesen Sohn von ihren Kindern am meisten geliebt hatte, war der Meinung, sie habe ihn nicht zu halten gewußt und trage Schuld an seinem schweifenden Leben, letzten Endes wohl auch an seinem Tode. Diese Verbitterung vertiefte sich, als sie später eine zweite Ehe einging, und gar als sie den Sprößling der Familie einem fremden Manne überantwortete.

Als Vormund des verwaisten Knaben hatte Giovanni sie damals aufgesucht und seinen Einfluß daran gesetzt sie umzustimmen. Nach langem Kampf hatte er sich ihrem Entschluß gebeugt, verstehend, daß sie in ihrer Mutterangst das Kind aus dem Schatten des Vaters retten und in einen glücklicheren Lebensbereich einsenken wollte.

Daraufhin hatten sie sich durch Jahrzehnte nicht mehr gesehn. Die Frau war als gebeugte Mutter nach dem Tode des Sohns in die alte Heimat zurückgekehrt.

Nachdem Franziska zwei Jahre in ihrem Berghaus gelebt hatte, erschien eines Tags der Schwager unangemeldet zu kurzer Begrüßung. Später blieb er wie einst zu Lebzeiten des Bruders je für eine Weile im Haus. Es war wie in alten Zeiten. Er nannte sie Schwester, erzählte ihr von seiner Arbeit, seinen Gängen ins Gebirge, seinem Landgut. Er stellte nie eine Frage, die Franziskas Leben während ihrer Trennung betraf. Einige Male schon war er bei ihr eingekehrt, ehe sie von sich aus zu sprechen begann. Sie berichtete ihm von ihrem Sohn, der in der Sphäre des alten Rechtsgelehrten aufgewachsen war. In



dessen geradlinig einfacher Lebensführung hatte sie gemeint dem Sohn alle Abwehrkräfte zu geben, um ihn vor den Verlockungen, die in seinem Blute schlummern mochten, zu schützen. Als er sich der schönen Tochter des Muracherhauses verband, einem Geschöpf, das in seinem steten hingebenden Wesen den glücklichen Bestand seines häuslichen Lebens zu verbürgen schien, meinte Franziska, ihr Streben sei belohnt und die Zukunft ihres Sohns in die erwünschte Bahn geleitet. Nach Jahren dieser ruhigen Ehe jedoch begann eine Zeit geheimer Wirrungen in seinem Leben, die außer ihm wohl nur sie kannte oder doch ahnte. Ihr Sohn sei von einer Neigung zu der jüngeren Schwester seiner Frau ergriffen worden und habe sie nicht zu bezwingen vermocht. Er habe sich jedoch von der Gattin nicht lösen können, der er mit einem nicht minder starken Gefühl verhaftet war. Das junge Mädchen habe seine Neigung erwidert. Auf einer Fahrt, auf der sie seiner Begleitung anvertraut war, habe er sie bewogen mit ihm die Reise zu unterbrechen. Er habe sie mit sich in das Haus eines Jagdfreundes geführt, wo er in jenen Tagen erwartet wurde. Dort habe er sich, von der unentwirrbaren Verstrickung überwältigt und an der Ausweglosigkeit seiner Lage verzweifelnd, getötet. Man habe die Umstände seines Todes zu verbergen gewußt, doch nicht so vollständig, daß nicht mancherlei Gerüchte aufgetaucht seien. Die Familie, wohl auf das Verlangen eines älteren Bruders, habe das junge Mädchen für einige Jahre ins Ausland verbannt, doch habe die Gattin weder gegen den Verstorbenen noch gegen die Schwester Groll bewiesen.

Dann sprach Franziska von dem Kinde des Sohns, das nach Art und Neigung sich der mütterlichen Familie zugehörig zu fühlen schien. In regelmäßigen Abständen kamen Briefe von der kleinen Anna an die ferne Großmutter zu Festzeiten und Namens- und Geburtstagen, wohl auch kleine kindliche Gaben, Dank für Geschenke, Berichte der Mutter und Bilder, die Franziska dem Schwager vorwies. Sie zeigten erst ein schönes Kind von einer anderen Art und dann ein junges Mädchen, das sie liebreizend fanden und dessen Züge sie wehmütig auf irgendein Merkmal des Zusammenhangs mit ihnen prüften.

Dieses ferne Kind wurde nun ein Band zwischen Franziska und dem Schwager. Sie meinten beide in ihm fort- und weiterzuleben, ein nie entfaltetes oder frühzeitig abgebrochenes Leben in ihm wieder aufzunehmen.

Anselm wußte durch Sophia vieles von der Bindung der beiden an Anna, die selbst ahnungslos im Mittelpunkt dieser sinkenden Leben stand. Sophia hatte in früheren Jahren manches erst von Franziskas Schwester, die in München lebte, erfahren und nach deren Tode von Dierolf, der in der Nähe von Franziskas Ansitz auf einer hochgelegenen Burg hauste und sie zuweilen aufsuchte. Auch das wußte Sophia, daß Christina die dunklen unaufgeklärten Geschehnisse aus den zwei letzten Generationen der Familie Anna fernzuhalten trachtete, damit nicht noch mehr Schatten auf das junge Leben fiel. Als Sophia Anselm in diese Umstände einweihete, geschah es aus einem Wunsch, Gerechtigkeit an Franziska zu üben und ihr Anteil an dem Leben der Enkelin zu gewähren. Sie meinte auch, man solle es nicht einem vielleicht grausamen Zufall überlassen, Anna in die Familienschicksale einzuweihen, die ihr doch auf die Dauer nicht verheimlicht werden konnten. Anselm hatte Sophiens Wunsch und Meinung gebilligt und sah nun in der augenblicklichen Konstellation eine Nötigung zu sprechen. So geschah, daß Anna in dieser späten Stunde erfuhr, was ihr bis zu diesem Tage verborgen gehalten worden war.

Sie hörte Anselm lautlos zu. Aus der Fülle ihres eigenen Lebens schien ihr das Franziskas über die Maßen erbarmungswürdig. Alles in ihr wehrte sich, diesen Amadeo del Moro, diesen längst Verdorbenen, als Glied in die Kette ihrer Herkunft aufzunehmen. Sie war ganz und gar nicht geneigt, den alten Schwanold, dessen sie sich dunkel aus frühester Kindheit als einer ehrwürdigen Figur entsann, daraus zu verstoßen. All ihren Unmut häufte sie auf den echten Großvater. War er nicht verantwortungslos, nicht liebstaub gewesen?

Anselm nahm ihre beiden Hände in die seinen und redete wie beschwörend auf sie ein. Nein, so sei es nicht. Aus Übermaß der Liebe sei Amadeo geflohen. Mächtige Liebe könne Fesselung werden. Dagegen habe er geglaubt sich wehren zu müssen. Unfertig sei er wohl gewesen und habe gefürchtet auf seinem Weg nach einem unklaren Ziel zu stocken.

"Wie du ihn verstehen willst, wie du ihn verteidigst!" klagte Anna.

"Meinst du nicht, daß deine Großmutter ihn heute ebenso sieht, als den einzigen, den eigentlichen Gatten?" fragte Anselm. "Wie käme es sonst, daß das spätere Leben bei Schwanold so versunken ist und sie zurückgeneigt ihr Dasein vollendet?"

Anselm hatte gefürchtet, was sie von dem unglücklichen Ende ihres Vaters hatte erfahren müssen, würde Anna schmerzlicher erregen als diese Ereignisse, die vor ihrem Dasein sich abgespielt hatten. Sie hatte ihm nie von ihren kindlichen Erfahrungen während jener schweren Tage gesprochen, ihm nie, wie nie einem anderen, und so wußte er nicht, daß seine Worte nur die Antwort auf eine ewig offene Frage waren, die sie in sich hatte verschließen müssen.

Am nächsten Morgen fand Anna sich, als sie spät erwachte, allein. Anselm war früh aufgestanden, um mit Giovanni einen gestern verabredeten Aufstieg zu unternehmen.

Franziska hatte die Schläferin schon einige Male aufgesucht. Eben öffnete sie wieder leise die Tür, nickte Anna zu, verschwand und erschien alsbald mit einem Tablett, auf dem eine Kanne mit Schokolade und allerlei Leckereien standen. Sie richtete Anna auf einem Tischchen dieses ungewohnte Frühstück an und zwang sie es im Bett einzunehmen. Sie setzte sich zu ihr, liebte bald ihre Hände, bald ihr Haar, gebärdete sich wie zu einem Kinde, half ihr später beim Ankleiden, ließ es sich nicht nehmen, ihr das blonde Haar unter bewundernden Ausrufen zu kämmen, führte sie dann durch alle Räume des Hauses, erzählte von ihrem Leben in ihren eigenen Kindertagen, in denen sie mit ihrer Schwester die Sommerferien hier verlebt habe, ließ sich dann von Anna erzählen, fragte und verriet durch die Art der Fragen wie durch die Art des Zuhörens, daß ihr vieles vertraut war, daß sie also unvermerkt von fern an Annas Leben teilgehabt hatte. Später machten sie einen Gang talabwärts. Franziska hielt oft bei den Begegnenden an und redete mit den Bauern in der welschen Mundart des Tals, die Anna unverständlich war. Die Leute sprachen Franziska mit dem Namen ihres ersten Gatten an. Als ob sie Annas Gedanken

erriete, erzählte sie von den Sommern, die sie als Gattin Amadeo del Moros hier in dem Berghaus verlebt habe. Das Stadthaus in Trient und das Weingut mit der Villa im Süden hatten sie in den heißen Monaten verlassen und sich hierher geflüchtet. Ihre Schwester Antonia sei dann mit ihren Kindern aus München gekommen, sie hätten hier eine Reihe fröhlicher Sommer verlebt. Von damals her sei sie den Bauern die Signora del Moro. Dann sei sie lange Jahre nicht mehr hier gewesen. Später, als sie wieder und für immer kam, hätten die jungen Leute nichts mehr von ihr gewußt, aber die älteren, die sich ihrer noch entsannen, die hatten nicht mehr umgelernt, für die sei sie die Signora geblieben und mit ihnen für die ganze Talschaft. Nur der Pfarrer habe sie zuerst mit ihrem deutschen Frauennamen genannt, schließlich aber habe er sich auch dem allgemeinen Brauch gefügt. Der Postbote, der nicht lesen könne, bekomme ihre Briefe in eine besondere Tasche gelegt, die übrige Post übergebe er in jedem Dorf den Schulkindern zum Austeilen.

Heimgekehrt saßen sie in Franziskas Zimmer im Obergeschoß. Die Großmutter erzählte, im Winter hause sie zuweilen wochenlang in diesem Raum. Es gebe Zeiten, wo der Schnee um das Haus so hoch liege, daß die Räume des Erdgeschosses von der Schneemauer verdunkelt seien, die es umgebe. Man könne die Fensterläden dann nicht mehr öffnen. Der Bauer müsse alle Morgen den Weg vom Meierhaus zu ihnen ausschaufeln und den Gang zum Brunnen, der oft trotz seiner Hüllen einfriere. Sie lebe dann mit ihren Mägden still im Haus. Dies seien wunderbare Wochen. Die Mägde säßen nach vollbrachter Arbeit unten in der großen warmen Küche mit ihren Spinnrädern. Die Meiersfrau mit ihren Töchtern komme am Abend und geselle sich zu den Leuten im Haus. Dann erzählten sie sich Geschichten und sängen und sie höre die Stimmen bis in ihr Zimmer herauf. Sie aber verweile hier oben. Da werde alles Ferne und alles Gewesene lebendig und suche sie heim. Anna sah um sich. Das Zimmer war groß und hell, die Wände waren gelblich weiß. An den Fenstern hingen Vorhänge aus schönen echten Spitzen. In einem Alkoven unter weißem Baldachin stand das Bett. Auf der Wand darüber war ein altes Fresko mit der Kreuzigung, Johannes und der schmerzreichen

Maria. Da und dort an den Wänden waren Reste alter Wandbilder, Engelsgestalten, ein Baum, ein Adler mit ausgespannten Flügeln. Ein leiser herber Duft war über allem. Er umspann die Bewohnerin. Franziska öffnete einen Wandschrank, ließ eine Klappe nieder. Ein eingebauter Schreibkasten kam zum Vorschein mit großen und kleinen Schiefächern aus bunten Hölzern. Sie entnahm einem Fach eine Handvoll vergilbter Bilder von Annas Vater als Kind, als Jüngling, dann der Mann, wie Anna ihn gekannt hatte, zuletzt noch eine Zeichnung, die Hände des Toten, denen das Sterbekreuz entglitt. Anna entsann sich, Christof Dierolf hatte dies gezeichnet. Darunter stand der Tag und das Jahr von seiner Hand. Sie nahm Bild um Bild von der alten Frau und legte sie in ihren Schoß. Franziska sammelte sie nach einer Weile, brachte sie an ihren Platz und zog eine andere Lade auf, der sie das Miniaturbild eines schönen jungen Menschen entnahm. Sie legte es vor sie auf die Platte des Sekretärs. "Dein Großvater Amadeo", sagte sie leise. Das Bild war Annas Vater unähnlich, es glich auch Giovanni nicht. Ein hageres Gesicht mit hellen Augen und einem lebendigen Mund, ein rätselhaftes Gesicht, das nicht das eines Romanen schien. Anna sah es wieder und wieder an, es dünkte sie immer neu. Es entzog sich gewissermaßen dem Beschauer. Ein verhohlener Spott verbarg sich darin, als lächle es, selber dem Grauen vertraut, über Angst und Leid der Verbliebenen. Ihr Vater, sann Anna, hatte im wesentlichen seiner Mutter geglichen. Was er von den del Moro als leibliches Erbgut gehabt hatte, fand sie in Giovanni wieder, nicht in seinem Vater.

Jetzt näherten sich Schritte auf der Galerie. Eine Magd erschien und deckte einen runden Tisch im Erker für den Nachmittagstee. Franziska hüllte das Bild wieder in sein geflammtes, verblichenes Seidentuch und legte es in die Lade zurück, ehe die Eintretende einen Blick hätte darauf werfen können. Anna spürte an ihren Bewegungen, sie geschahen alltäglich, wie man zu bestimmter Stunde das gleiche Gebet verrichtet.

Franziska erhob sich, entzündete unter dem Kessel das Flämmchen und bereitete den Tee für sie beide. Sie saßen sich im Erker gegenüber. Vor dem

Fenster standen ein paar Lärchenbäume im herbstlichen Gold. Dahinter stieg schattenblau der Berg auf.

Die Großmutter erzählte jetzt von Giovanni. Als er ein Kind war, habe eine leichtfertige Wärterin ihn hart fallen lassen, daher rühre die Verbildung seines Rückens. Sie habe die Brüder von Jugend auf gekannt, Amadeo von ihrer frühen Mädchenzeit an geliebt. Er habe sie damals nicht beachtet, so habe es ihr zumindest geschienen. Überraschend habe er später um sie geworben. Ihre Eltern hätten einen Widerstand gegen seine Person zu überwinden gehabt, doch sei die Freundschaft und gegenseitige Schätzung der Familien so groß gewesen, daß die Gegenregung gewissermaßen unterirdisch, ohne ans Licht zu treten, bezwungen worden sei.

Giovanni sei während ihrer Braut- und ersten Ehejahre auf einer langen Studienreise gewesen. Als er heimkam, war Annas Vater bereits geboren. In Zeiten der einsamen Sorge sei er dann um sie geblieben und zuletzt, als das Schwerste über sie kam. Damals habe sie in Schmerz und Erbitterung ihn von sich geschoben. Sie habe in ihm nur den Boten der Familie gesehen, der sie an unvorsichtigen Äußerungen ihres Schmerzes verhindern wollte, damit das Bild des Bruders in den Augen der Welt unbefleckt erhalten bleibe. Heute freilich wisse sie, er habe ihr damit über Verzweiflung und Zusammenbruch die lebendige Mitte retten wollen.

Zwischen den Brüdern sei zu Lebzeiten Amadeos eine stumme Gleichgültigkeit gewesen. Ihrer beider Mutter habe den einen schönen Sohn abgöttisch geliebt, dem andern aber sich, vielleicht aus Scham um seines körperlichen Mangels willen, verschlossen. Daran hätten die Zuverlässigkeit seines Charakters, seine kindliche Ergebenheit, seine Erfolge in seinem Beruf, sein Ansehen in der Welt nichts zu ändern vermocht. Als Ältester war er der Erbe des Familienbesitzes. Die Mutter habe ihn darum als eine Art Räuber an ihrem Liebling angesehen. Nur der Umstand, daß er unvermählt geblieben war, habe sie etwas versöhnt.

Giovanni habe trotz der Entfremdung zwischen den Brüdern als einziger Amadeo wirklich gekannt, er habe ihn ihr wiedergegeben.

Als sie nach dem Tode ihres Sohns hieher zurückgekehrt sei, wie man in ein Kloster eingeht, sei er nach etlichen Monaten wie zufällig bei ihr erschienen, auf einer Wanderung vom Gewittersturz überrascht. Sie habe ihn widerwillig empfangen, und als er sich gegen Abend, während der Sturm nachließ, verabschiedete, um ins Tal niederzusteigen und in einem Gasthof zu nächtigen, habe sie ihn ziehen lassen, ohne ihm ein Nachtlager anzubieten.

Nachts sei sie schlaflos gelegen. Die Erinnerung an sein gealtertes Gesicht, seine unveränderte Stimme, seinen Blick, sein sanftes, verzeihendes Lächeln beim Fortgehn hätten ihr verstocktes Herz aufgeschmolzen. In der Morgendämmerung habe sie den Bauern geweckt und ihn mit dem Wagen ins Tal geschickt, damit er den verschmähten Gast aufsuche und zurückhole. Bei der Heimkehr habe er sie nach all den Jahrzehnten zum ersten Mal wieder mit dem Wort Schwester begrüßt. Seither komme er von Zeit zu Zeit für ein paar Wochen zu ihr. Er arbeite hier und wandere, zuweilen begleite sie ihn auf diesen Wegen. Er komme meist ungerufen und ohne Anmeldung, aber immer wenn sie ratbedürftig sei oder wenn die Einsamkeit wie ein Meer über ihr zusammenschlage.

Die Frauen verweilten jetzt im Erker schweigend im sinkenden Tag. Hinter den Lärchen stand schon ein Stern am Himmel. Anna dachte bei sich jener andern alten Frau in Wien, die wie Franziska, wenn auch auf anderen Wegen, in die Vergangenheit zurückgewandert war und mit den Hingeschiedenen lebte. Sie atmete tief auf und schüttelte den Bann ab.

Anselm, fiel ihr ein, müßte schon zurückgekehrt sein, und sie sprach es aus. Sie möge unbesorgt sein, gab Franziska jetzt mit veränderter unbeschwerter Stimme zurück. Giovanni kenne jeden Steig im weiten Umkreis auch in der Dunkelheit, sie hätten einen großen Weg vorgehabt und würden vor einer Stunde kaum hier sein. Anna möge in ihrem Zimmer ein Weilchen noch ruhen. Im Ofen habe sie ein leichtes Holzfeuer entzünden lassen, es sei schon kühl. Sie selbst wolle sehen, ob zum Nachtmahl alles bereit sei. Anna folgte dem Rat. Als sie jedoch in der Ofenwärme eine Anwendung zum Schlaf

verspürte, raffte sie sich auf und ging in die Halle hinunter. In den Wandleuchtern mit den Geweihspitzen brannten gelbe Wachskerzen, von Honigduft umwoben. In dem ungeheuren Kamin glommen Holzklötze, ein paar Lehnstühle waren in den Bereich des Feuers gerückt. Auf dem Teppich dehnten sich zwei weiße Katzen. In einer Ecke stand ein Krug mit Nadelzweigen. An den Wänden spielte der Feuerschein mit den Schatten. Anna stieß die schwere Tür auf und trat ins Freie. Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Ein kalter Wind schlug ihr entgegen, bald aber wehte es lind über sie hin, ein Hauch von Moos, Tannennadeln und Sonnenwärme, so wechselte Warm und Kalt immer wieder. Die Kirche im Dorf unten war erleuchtet, in den Häusern glommen schwache Lichter auf. Auf dem Hofe klangen eine Weile noch die Nagelschuhe der Knechte und Mägde und dann war alles still, nur der Brunnen rann.

Anselm und Giovanni standen plötzlich neben ihr. Giovanni löschte seine kleine Weglaterne. Anselm faßte ihre Hand. Sie traten zu dreien ins Haus.

Die Männer warfen ihre Taschen auf eine Holzbank neben der Tür. Im dämmerigen Raum fühlte Anna von Anselms Blick sich umfassen. Es war der erste Tag seit ihrer Vereinigung, den sie getrennt verlebt hatten.

## 21

Am nächsten Morgen weckte man sie vor Tag. Sie fanden in der Halle ein helles Feuer im Kamin, auf dem Tisch ihr Frühstück und ihre vollgepackten Provianttaschen. Im anbrechenden Tag begannen sie den Aufstieg. Es war kalt und so verhangen, daß sie kaum den Steig vor sich sahen. Im Tal unter ihnen kochten wallend die Morgennebel, Berg und Himmel waren verhüllt. Bis zum Paß hatten sie zwei Stunden zu gehen. Die erste gemeinsame Bergwanderung hatte ihnen ihre glückliche Übereinstimmung an Gewandtheit, Schwindelfreiheit und Kraft offenbart. Sie zogen in einer Art nüchternen Rausches über Eis und Geröllhalden dahin.



Als sie die Höhe gewonnen hatten, brach die Sonne durch die zerreißenen Nebel hervor. Vergoldet standen die Felstürme rings im Kranz. Die Füße der Wanderer traten in die Gräser der Alpen wie in schwellende Polster. Manchmal quoll aus Spalten braunes Wasser unter ihren Schritten auf. Jetzt überquerten sie pfadlos den welligen Plan. Bald war der letzte Wolkenfetzen verweht. Im Tal schien sich das weiße Gebräu zu verdichten. Der Ausblick schwand. Vor ihnen dehnte sich der Paß. Die Felstürme schienen Anna trotz ihres raschen Ausschreitens immer gleich fern. Nach stundenlangem Gang begegnete ihnen der erste Mensch, ein kleiner brauner Hirt mit einer Ziegenherde, der sie treuherzig begrüßte und anstaunte und von Anna eine Gabe aus ihrer Provianttasche empfing. Anselm ließ sich über die Wegbeschaffenheit von ihm Bescheid geben. Bald gerieten sie in ein Gewirr riesiger Blöcke, die in Urzeiten von den Felstürmen niedergestürzt sein mochten. Jetzt am Rande dieses Steinlabyrinths im trockenen, schon sonnenwarmen Gras schlug Anselm zu rasten vor.

Er breitete seinen Mantel als Teppich aus, schob den Annas als Kissen gerollt ihr unter den Kopf und hieß sie ruhn. Sie streckte sich gehorsam aus. Den Abend vorher hatten sie bis tief in die Nacht mit Franziska und Giovanni am Kaminfeuer verbracht. Zudem hatte noch der frühe Aufbruch ihre Nachtruhe verkürzt. So überkam Anna bald Müdigkeit, aus der sie unversehens in den Schlaf hinüberglied. Als sie erwachte, sah sie am Stand der Sonne, daß sie lange geschlafen haben mußte. Sie klagte sich an, zuviel Zeit von der Wanderung vertan zu haben. Anselm beruhigte sie, sie hätten reichlich Weile, sie möge sich getrost Muße zum Essen gönnen. Er hatte ihr geschickt alles zurechtgelegt, auch Quellwasser hatte sich in der Nähe gefunden. Anna aß ein wenig. Dann aber kam sie ins Erzählen und berichtete Anselm, was sie von Franziska über Amadeo und Giovanni erfahren hatte. Sie häufte wie am ersten Abend Vorwurf und Anklage auf den ungekannten Großvater Amadeo. Anselm hörte sie schweigend an. Alles dies wisse er, wandte er ein, und eigentlich mehr noch als was sie vorgebracht habe, manches durch Sophia, das

meiste jedoch von Giovanni, der gestern auf dem Weg ihm lange von seinem Bruder gesprochen habe.

Er müsse wie Giovanni das Geschehene anders sehen und er wünschte, daß auch sie es anders sehe, nicht auf diese Frauenweise allein, die er wohl verstünde, die aber doch der Tiefe der Dinge nicht gerecht würde.

Amadeo sei ein leidenschaftlich suchender Mensch gewesen, Studium und Arbeit hätten ihm nicht gefruchtet, nicht Stellung und Rang, auch die gesellschaftlichen Bindungen nicht. Es habe ihn ins Lebendige selbst getrieben, an den Ursprung, ins Unverhüllte, ins Gärende, in die Hefe, ja in die Hefe der Menschheit. Sie möge nicht aburteilen, wie die gebändigten, gesicherten Menschen, unter denen man lebe. Das Feuer sei in jedem, bei manchen schwele es unter der Asche und verkümmere, ein Leben, zuweilen Geschlechter lang, andre unterdrückten es all ihre Tage, sich und ihrem Umkreis zur Qual, es seien aber welche, bei denen bräche das Element unbezähmbar aus und dann gäbe es die Katastrophen in den Familien, die man die guten nenne, weil sie schwächlich oder verlogen dahinvegetierten.

Amadeo sei von Kind auf eine starke, schwer zu bewältigende Natur gewesen. Seine Mutter habe ihn mit übersteigerter Zärtlichkeit verhätschelt, von jeder Gefahr zurückzuhalten versucht und in seinem inneren Wachstum gehemmt. Schon als Knabe sei er immer wieder entwichen und sei tagelang im Gebirge umhergestiegen, bis er von den Seinen mit Ängsten aufgespürt wurde, oder sei mit fremden Fuhrleuten auf der Landstraße fortgezogen.

Als ihn die Leidenschaft für Franziska erfaßte, habe er gehofft, in dieser Ehe würde sich die Ruhelosigkeit, die ihn trieb, überwinden. Später habe er einmal seinem Bruder geklagt, er habe nun für seine Unrast eine Fessel eingetauscht, denn er fühle sich mit immer tieferen Elementen seines Wesens an die Frau gebunden und fürchte seine innere Freiheit völlig einzubüßen. Giovanni habe ihm eingewandt, nur in einer starken Gefühlsbindung könne er sich befreien und was Trieb und Drang in ihm sei ans Licht heben. Die Frau begegne ihm ja mit der gleichen Kraft ihres uneingeschränkten Wesens.

Vielleicht hätte er sich, so meinte der Bruder, nach einer Zeit vom Abweg und Irrtum endlich zu solcher Freiheit durchgerungen. So wie es sich gefügt habe, sei er bei einem Sprung in die Tiefe eben in der Tiefe verblieben. Ob sie, Anna, es nicht so zu betrachten vermöge, fragte Anselm zögernd. Franziska lebe ja versöhnt und der Wahrheit nah. Anna legte ohne zu antworten den Kopf an seine Schulter.

Als sie aufsaß gewährte sie, daß zwischen dem Geröll, das um die Felsen lagerte, sich etwas bewegte. Sie hielt es zuerst für einen Trug, vom flimmernden Licht hergezaubert. Allmählich unterschied sie eine Schar lichtbrauner schlanker spitzschnäuziger Tiere, die da zwischen dem Gestein sich behende tummelten. Sie glaubte etwas derart berückend Zierliches noch nie gesehen zu haben. Die schlangenhaft geschmeidigen Leiber wandten sich und schnellten hin und wider. Anna hielt den Atem an, bange, ein Zeichen menschlicher Nähe möchte den holden Spuk verscheuchen. Sie sah fragend Anselm an, der wie sie dem lieblichen Spiele zusah.

"Wiesel, noch im Sommerkleid," sagte er, "noch ist also der Schnee fern. Und doch ist es schon spät im Jahr."

Sie beschritten jetzt einen schmalen Höhenweg zwischen Felstürmen und Tiefe, Anselm voraus, Anna ihm folgend. Sie sprachen wenig. Das Bild der tanzenden Wiesel hatte Anna von den dunkel bedrängenden Geschehnissen der Vergangenheit völlig befreit. Sie gingen den langen Rundweg in der Verklärung des Sonnenuntergangs zu Ende bis zum Einbruch der Dämmerung. Giovanni hatte sie gut beraten. Mit dem ersten Stern am Himmel traten sie in die Halle.

Am Kaminfeuer sitzend hatte Franziska sie erwartet. Neben ihr im Schatten erhob sich eine zweite Gestalt, bewegte sich, geriet ins Licht eines Wandleuchters, blieb zögernd stehn. Es war Christof Dierolf. Er kam auf Anna zu, murmelte etwas von einer unerwarteten Begegnung, er habe sie tief in südlichen Bezirken vermutet. Übrigens sei er im Getriebe des Hochzeitstags nicht dazu gekommen, seinen Glückwunsch darzubringen. Er reichte ihr und Anselm die Hand. Anna besann sich. Ihr letzter Blick, ehe sie das festliche

Haus in München verlassen hatte, war auf Dierolf gefallen, wie er im Anschaun Luziens an einem Türrahmen stand, als ob er und sie allein im Weltall schwebten.

Franziska erzählte, er habe, als er von der Anwesenheit der jungen Leute hörte, sogleich die Flucht ergreifen wollen, sie jedoch habe ihn mit listiger Beschwörung zurückgehalten. Sie lachte zu Annas Begeisterung, wie diese als kleines Mädchen sie hatte lachen hören. Auch an diesem Abend saß man lang noch am Kaminfeuer in der Halle. Aus den Gesprächen entnahm Anna, daß Christof mit Franziska und Giovanni eine enge Freundschaft verband. Eine gnädige Fügung hatte die einsamen Menschen nachbarlich zusammengeführt und hatte die drei unvermutet in eine Beziehung gebracht, die für alle fruchtbar und glücklich war.

Franziska hatte für Dierolf in eine Dachstube des Meierhauses ein großes Nordfenster einsetzen lassen, damit er die Absonderung, deren er bedurfte, nicht zu vermissen brauche und für seine Arbeit geeignetes Licht habe. Anna gewährte, wie die alternde Frau die Kraft ihres Herzens schwesterlich und mütterlich wohlütig über die beiden vereinsamten Sonderlinge ausströmte und selbst Lebensfreude aus diesem Verhältnis gewann.

Das Gespräch ging im wesentlichen zwischen Giovanni und Christof hin und her, Anselm verharrte nahezu schweigsam. Nun geriet Christof ins Erzählen. Er sprach von seinen Wanderungen, von seinen Erlebnissen mit der Kreatur, Tier, Pflanze und Gestein. Dazwischen zog er den Zeichenblock aus der Tasche, ergänzte und belebte mit ein paar Strichen. Anna geriet fast wider ihren Willen in den Bann seiner Welt. Aus dem Nebel traten unheimliche Gestalten, aus dem Stein blickten Goldadern und Karfunkellicht, Farren und Flechten wurden zu leuchtenden Wundergebilden, die Haut einer Eidechse ein Märchenbrokat. Den nächsten Tag hatten Anselm und Anna beschlossen in Franziskas Haus zu verleben. Als sie es ihr vor dem abendlichen Aufbruch sagten, nahm sie es freudig auf und machte Pläne für den nächsten Tag. Christof hatte sich schon früher entfernt, aber Franziska verhiess, sie würde ihn bewegen, ihnen seine Pläne und Zeichnungen vorzuweisen. Es liege da

manches in seiner Stube, und er habe Giovanni und ihr längst versprochen, ihnen seine neuen Arbeiten zu zeigen, und habe sie wohl zu diesem Ende mitgebracht. Später, als sie allein in ihrem Zimmer waren, sagte Anselm, Dierolf mute ihn wie der Hüter eines Nebelreiches an. Doch habe er am heutigen Abend dessen Magie wohl verspürt.

Am kommenden Morgen fanden sie Christof nicht vor. Franziska sandte eine Botin in das Meierhaus. Die Magd kam mit dem Bescheid, er sei bei Tagesanbruch fortgegangen und der Bauer meine, es sei wohl für eine längere Frist, denn er habe sein Arbeitsgerät mit sich genommen. Giovanni erklärte, das sei seine Gewohnheit, er bewege sich immer wie ein von einer geheimen Stimme Angerufener. Ja, bestätigte Anna, so sei er schon in ihrer Kinderzeit gewesen, so sei er gekommen und gegangen. Wenn er ging, sei sie als kleines Mädchen immer traurig verblieben. Auch die Murachergroßmutter sei ihm gut gewesen. Als deren Vermächtnis habe sie ihn wohl übernommen, meinte Franziska.

## 22

Als Anselm und Anna sich zur Rückkehr nach München rüsteten, waren die Höhen um Franziskas Haus schon tief herunter verschneit. Giovanni hatte sie bis zum Talausgang begleitet und ihnen das Versprechen abgenommen, im nächsten Jahre wiederzukehren, um Franziska den Lebensantrieb zu erhalten, den ihr der Zusammenhang mit der Enkelin gebe.

Ihr Haus in der Nähe des Englischen Gartens fanden sie erleuchtet und alle Räume mit Blumen geschmückt. Neben Sabina erwartete sie an der Tür ein junges Mädchen aus dem Umkreis des Muracherhauses, das die alte Margret als Gehilfin Sabinens ausgewählt hatte.

Die ersten Tage verbrachten sie mit Herumschweifen im Hause, Betrachten vieler ihnen noch neuer Dinge, Umstellungen und kleinen Veränderungen. Währenddessen bauten unter Anselms Anleitung in einem

großen doppelfenstrigen Zimmer des Erdgeschosses Handwerker Schränke und Regale auf, die die Bibliothek und die Sammlungen von Bildern, Photographien und Plänen aufnehmen sollten. Als nach einer Woche das Werk vollendet war, begaben Anselm und Anna sich an das Auspacken und Einstellen der Bücher aus den in der Mitte des Raums aufgestapelten Kisten. Es ging dabei nicht ohne Staub und dumpfen Papiergeruch ab. Sie trugen gleiche graue Leinenkittel. Anna hatte sich ein Tuch um den Kopf geknüpft. Es war eine fröhliche und spannende Arbeit. Sie unterbrachen sie oft, um Bilder zu betrachten, Anselm erklärte Anna Aufnahmen und Skizzen, er kam ins Erzählen, und sie folgte ihrem Gefährten in einen von ihr noch wenig gekannten Bereich seines Lebens. Sie drang freudig ein, es war eine unvermutete Eroberung. So verbrachten sie ihre Tage bis in den späten Nachmittag. Dann reinigten sie sich, kleideten sich um und gingen mit raschen Schritten durch die nächtlich dunklen entlegenen Straßen am Stadtrand, kamen nach zweistündiger Wanderung erfrischt und hungrig nach Hause, aßen eilig und kehrten an ihre Arbeit zurück.

Eines Morgens erschienen Sophia und Andreas Renner bei ihnen. Anselm hantierte gerade mit Brecheisen und Hammer an den rostigen Verschlüssen eines widerspenstigen Kistendeckels. Anna saß auf der obersten Stufe einer Bibliotheksleiter, ein Buch, das sie einzuordnen im Begriffe war, auf den Knien und in der zufällig entstandenen Pause in dessen Inhalt versunken. Sophia blieb kopfschüttelnd und, vom Staube gereizt, niesend am Eingang des Zimmers stehn. Es war ein nebliger kühler Herbstmorgen. Von der Decke herabhängend brannten zwei Gasflammen, ein Tablett mit dem Frühstück stand noch auf einer Kiste. Die Tische waren mit Schriften bedeckt.

"Tritt herunter, du Leichtsinige," rief Sophia halb besorgt, halb scherzend Anna zu, "und komm mit mir in ein warmes Zimmer, ich möchte allerlei mit dir besprechen." Anna stieg herunter, die drei letzten Stufen übersprang sie, kletterte über einige Hindernisse, landete vergnügt vor Sophia, der sie ihre staubigen Hände wies, ergriff mit den Fingerspitzen eine der ihren und küßte sie. Sophia zog sie aus der Tür mit sich treppauf in den geheizten

Wohnraum. Dort schloß sie sie in die Arme und sagte: "Ich rate dir von nun an besser auf dich acht zu haben, für eine Weile nicht auf Leitern zu klettern, nicht über Kisten zu springen, sondern ruhig spazieren zu gehen und viel zu rasten."

"Verlangt man das von einer gesitteten Ehefrau?" fragte Anna belustigt.

"Jawohl," betonte Sophia, "das verlangt man von einer jungen Frau, die wahrscheinlich ihr erstes Kind erwartet und dieses Kind gesund und zur rechten Zeit auf die Welt bringen soll."

Anna überlegte eine Weile betroffen und gab dann zu, daß es wohl so sein könne, sie habe einige Male daran gedacht, aber woher könne Sophia das wissen?

"Alte Frauen, siehst du, haben einen besonderen Blick für solche Dinge," meinte Sophia, "ich habe einige Veränderung an dir wahrgenommen, als ihr den letzten Abend bei mir zugebracht habt. Zudem hat mir deine Großmutter von sich aus die gleiche Vermutung mitgeteilt und mich gebeten auf dich zu achten und mit dir zu sprechen, wenn ich die Zeit für gekommen halte. Da wir aber beide noch keine Gewißheit haben, wollen wir es bei uns behalten und es zunächst noch nicht bereden."

Anna nickte zustimmend, bestürzt vor dem Neuen, das da in ihr Leben trat, von dem sie noch nicht wußte, wie sie es auf die rechte Weise annehmen sollte. Sophia sah mitfühlend auf die Verwirrte, die jetzt glühend errötete, als Anselm und Andreas zu ihnen traten. Sophia lenkte sogleich ab. "Ich muß euch beide tüchtig ausschelten", sagte sie. "Ihr habt euch hier eingesponnen, als wolltet ihr von der Welt nichts wissen. Wir haben euch das für ein Weilchen verständnisvoll nachgesehn. Von jetzt an aber wird es sich ändern müssen. Ich habe euch da eine kleine Liste mitgebracht, eine kleine nur, das sind die Namen und Adressen der Leute, die ihr unbedingt besuchen müßt. Ihr fügt noch die hinzu, die ihr aus eigenem Antrieb besuchen wollt. Ich rate euch, fangt bald damit an. Beginnt mit den Großmächtigen, die ihr wahrscheinlich nicht schätzt, und tröstet und erfreut euch dann mit den anderen. Übernächste Woche werde ich euch zu Ehren und um euch einzuführen einen kleinen Empfang geben. Den Tag erfahrt ihr, sobald ich ihn mit Ludwig festgesetzt habe."

Anselm musterte das Blatt. "Wir werden", sagte er, "unserer weisen Schutzgöttin gehorchen. Die Liste ist ein Meisterstück, das mir so vortrefflich nie gelungen wäre."

"Nun, das Beste stammt von meinem Schwager Andreas," wehrte Sophia ab, "der eben auch eure weltlichen Belange im Sinne trägt. Aber nun ziehen wir beiden Alten ab und ihr mögt zu eurem Papierwust zurückkehren."

Das Haus war in allen seinen Gelassen eingerichtet, wie die Bewohner es bequem und ihren Wünschen entsprechend fanden. So konnten sie nach Sophiens Rat und ihrem eigenen Ermessen ihre nächste Zeit den notwendigen Besuchen widmen. Man begegnete ihnen in den meisten Häusern mit dem nachsichtigen Wohlwollen, das man Jungvermählten entgegenbringt, dem etwas schulmeisterliche Neigung, Protektion üben zu wollen und guten Rat zu erteilen, beigemischt war. In den Familien der höheren Beamtschaft aus dem Rennersehen Umkreis trafen sie auf eine mit Respekt vor den Sippen gemischte Neugierde, ob die Abirrungen, die trotz der gesellschaftlichen Geltung bei den beiderseitigen Eltern und Großeltern nicht zu verhehlen waren, nicht etwa bei den Abkömmlingen in Zukunft zu erwarten oder gar aus gewissen Anzeichen schon wahrzunehmen seien. Bald war ein vorsichtiges Abtasten spürbar, ob Anselm eine übersichtlich geregelte Karriere erstreben würde, ob er sich dem Staat oder wissenschaftlichen Institutionen zu verpflichten gedenke oder ob das schweifend Freie, das sein Typus anzudeuten schien oder seine Freundschaft mit Andreas Renner den Außenseiter vermuten ließ, für seine Zukunft bestimmend würde. An Anna wurde mit scheinbarer Anteilnahme die Frage gerichtet, ob ihre Mutter jetzt für die Dauer sich in Frankreich niedergelassen habe, oder auch ob es stimme, daß Luziens Gatte aus einer holländischen Familie stamme, die durch seine Mutter halbindischen Ursprungs sei.

Anna antwortete, ihre Mutter lebe zur Zeit in dem Familienhaus in der Donaustadt, nachdem sie einige Wochen bei ihren sehr alten Verwandten im Stromhaus zugebracht habe. Larmesons Mutter entstamme einer Kölner Familie, die seit Generationen dort ansässig sei; mit Indien verbänden ihn Aufträge, die er als Architekt ausgeführt habe. Sie wagte kaum Anselm



anzusehen. Um seinen Mund spielte ein mitleidig spöttisches Lächeln. Er blickte die Fragesteller mit erhobenem Kopf so an, daß sie rasch bemüht waren, das Gesprächsthema zu wechseln, und beim beschleunigten Abschied durch betonte Freundlichkeit und dringliche Einladungen ihre indiskreten Vorstöße zu verschleiern suchten.

Auf der Straße ging er eine Weile schweigend neben Anna, die gegen ein törichtes Schuldbewußtsein ankämpfte, als sei sie ihm für diese Gesellschaft und ihr Verhalten verantwortlich.

"Kannst du dir vorstellen, daß auch wir in zwanzig Jahren solche Petrefakte sein werden?" brach er plötzlich aus. "Die Herrschaften stellen so liebevoll teilnehmende Fragen mit doppelten Widerhaken, begleitet von so allerliebsten Blicken, die deine Eingeweide und meine Hirnschale durchleuchten möchten. Nein, eher als unter dieser Gesellschaft leben möchte ich in einer Spelunke in einem Mittelmeerhafen von Banditen erstochen werden oder in einem Alpensee treiben, wie deine und meine Ahnen, auf die sie anspielen."

Anna blieb stehn. Ein leises Aufstöhnen entrang sich ihr. Anselm hielt neben ihr in seinem Schritt inne und sah ihr erschrocken ins Gesicht. Ihr honigfarbenes Haar mischte sich mit dem Luchskragen ihres Mantels, ihre Augen hatten sich im Schrecken über den ungestümen Ausbruch verdunkelt, sie sah ihn zugleich flehend und zornig an.

Er zog zerknirscht ihre Linke durch seinen Arm. "Schluß für heute mit diesen albernen Besuchen," bestimmte er, "Gysbrechts gehen jetzt spazieren."

Es war ein heller Dezembervormittag. Nachts hatte es gefroren. Die Bäume standen im Rauhreif versilbert. Als Anselm und Anna in den Park einbogen, fanden sie die Wege hartgefroren. Die Pfützen, die noch vom Regen der letzten Tage standen, waren mit einer Eisschicht verglast. Eine bleiche Sonne schien am Himmel. Sie liefen wie ausgelassene Kinder und schlitterten über gefrorene Stellen. Kam ein seltener Fußgänger in Sicht, so faßten sie sich zu würdiger Haltung.

Als sie vom Weg erfrischt heimkamen, hatte die Post etliche Einladungen gebracht, als Antwort auf Besuche, die sie in den letzten Wochen gemacht hatten.

"Nun, diesen Prüfungen werden wir uns also noch zu unterziehen haben," sagte Anselm auf Annas zaghaften Blick, "im Frühjahr aber fliehen wir auf ein halbes Jahr. Wir fahren nach Sizilien und suchen dort die verkleidete Göttin zu dem Fuß in deiner Vitrine oder nach Griechenland oder nach Kleinasien, und wer möchte voraussagen, was wir dort finden werden."

Anna sah stumm in die versilberten Wipfel vor dem Fenster. "Du freust dich nicht?" fragte Anselm erstaunt. "Doch, ich freue mich", brachte sie mühsam und nicht eben überzeugend hervor. Sie war erleichtert, daß Anselm in diesem Augenblick durch einen Boten abgerufen wurde. So fand sie Zeit sich zu fassen und mit sich zu Rate zu gehn. Sie war nun gewiß, daß im Sommer ihr und Anselms Kind zur Welt käme. Aber eine ihr selbst unbegreifliche Scheu verschloß ihr ihm gegenüber den Mund. Am Spätnachmittag ging sie zu Sophia und bat die Freundin mit Anselm zu sprechen. Sie vermöge es nicht. Anselm plane eine längere gemeinsame Reise. Sie habe gehofft, er würde selbst wahrnehmen, wie es um sie stünde. Die niedergekämpften Tränen erstickten ihre Stimme.

"Weine dich aus," sagte Sophia, "du brauchst mir nichts zu erklären." Sie hielt den Kopf gesenkt wie unter einer unsichtbaren Last und vermied Annas Blick. "Einen Familienvater werden wir schon nicht aus ihm machen," fuhr sie fort, "das hast du, wie ich sehe, schon selbst erspürt. Du darfst ihm seine Freiheit nicht kürzen. Denk, du hättest einen Seemann geheiratet. Noch sieht er in dir die geflügelte Gefährtin. Das wirst du ihm nun für eine Weile nicht sein. Du wirst ihn allein reisen lassen, du wirst ihn dazu bereden, selbst wenn er sich zunächst weigern sollte. Du wirst nicht verlassen sein. Wir werden dich hegen. Und ist dein Kind erst geboren und ist so, wie dein und Anselms Kind eben sein wird, so wird sich alles fügen. Später, wenn dein Kind dich nicht mehr so dringend braucht, gibst du es mir zu hüten und fliegst mit Anselm fort. Laß mich über all das mit ihm einig werden. Die Großmutter werde ich

sein. Deine Mutter ist noch zu jung für dieses Amt. Du wirst erleben, daß das Kommende uns alle glücklich macht, dich vor allen andern. Dann auch Anselm, den wir zunächst nicht allzuviel mit dem Kind befassen wollen, damit er sich allmählich mit dem Gedanken an die Erscheinung eines Dritten und später mit dem Dritten selbst befreunde."

Sie hielt jetzt Annas Hand und liebte ihre Wangen. Anna lächelte ihr unter Tränen zu. Als sie endlich den schmalen Vorgarten vor Sophiens Haus querte, um auf die Straße tretend den kurzen Heimweg zu beginnen, wandte sie sich noch einmal um und sah Sophia, die sie geleitet hatte, im Rahmen der noch geöffneten Tür stehen. Sie fühlte sich von ihrem tiefen Blick umfassen. Als wollte eine alte Priesterin die junge in ihren Kult einweihen, dachte sie, dann aber lachte sie leise vor sich hin. Ihre Bilderwelt glich schon der von Anselm und Andreas. Sie vermochte nun nicht gleich in ihr Haus einzukehren, sondern machte einen weiten Weg bis an die Isar, ging eine Weile den Fluß entlang und verweilte in Gedanken in der Zukunft, die Sophiens Trost mit freundlichen Gestalten besiedelt hatte. Diesen Abend brachte Anselm außer Haus zu, so daß nur Sabina von ihrer verspäteten Heimkehr sich etwas beunruhigt zeigte. Es war Anna nicht unlieb, Anselms Gegenwart in den nächsten Stunden zu missen. Morgen nach dem Frühstück würde er Andreas aufsuchen, und Sophia würde die erwünschte Gelegenheit finden sich mit ihm auszusprechen. Damit würde die notwendige Klarheit in alle Planungen und Vorsätze kommen.

## 23

Am selben Tag stattete Anna Konrad Urlaub und seiner Schwester einen längst schuldigen Besuch ab, an dem Anselm hatte teilnehmen sollen, den er aber immer wieder verschob. Als Anna ihn mit scherzhaftem Vorwurf wegen dieser offenbaren Unlust neckte, gab er zu, es zöge ihn nichts in das Gnomenreich dieser skurrilen Geschwister. So stieg sie allein die steile Treppe

des alten Hauses am Marienplatz hinauf. Ein Seil leitete statt eines Geländers in die Höhe.

Als die Besucherin oben angekommen war, stand Roswitha Urlaub im offenen Rahmen einer Tür, um sie mit ausgestreckten Händen zu empfangen. Sie zog Anna auf einen kleinen halbdunklen Flur, der nach Kaffee, Kuchen und Äpfeln duftete. Das sei ja gerade, als ob sie zu einer Familienfeier käme, meinte Anna, fröhlich die Wohlgerüche einziehend. Nein, wehrte Roswitha ab, aber sie sei doch erwartet worden. Anna sah erstaunt auf die Sprecherin. Ihr Bruder Konrad, fuhr Roswitha fort, habe Anna im Spiegel kommen sehen. Als sie noch hinzufügte: schon seit dem frühen Morgen, denn da müsse die sehulich und längst Erwartete sich zu dem Besuch entschlossen haben, verstand Anna, daß hier nicht etwa ein sogenannter Spion gemeint sei, ein Spiegel, der an der Außenseite des Fensters befestigt war und altmodischen, müßigen, neugierigen Leuten die Straßengänger und etwa nahende Gäste vorführte, während sich die Beobachter diskret hinter ihren Mullgardinen bergen konnten.

Als die Schwester sie feierlich in Konrads Studierzimmer einführte, fiel Annas Blick sogleich auf den weissagenden Spiegel, der wie ein kleiner düsterer See auf dem Tische lag, von einem ovalen barocken Silberrahmen aus verschlungenen Tier- und Menschenleibern eingefast.

"Wir haben Sie erwartet," sagte Konrad Urlaub, vom Fenster auf Anna zutretend und ihre ausgestreckte Hand ergreifend, "nicht nur heute, sondern schon seit einer langen Frist."

"Ich hatte schon lange vor zu kommen", begann Anna, fand aber in ihrer Verlegenheit nicht weiter.

"Ja," vollendete Urlaub ernsthaft ihre unterbrochene Antwort, "aber da widerstrebte etwas in Ihrem nächsten Umkreis, auch das hat unser Spiegel gezeigt." Er verstummte auf einen dringenden Blick seiner Schwester. "Nun," fügte er hinzu, "Sie sind bei uns eingekehrt, und dies ist ein hoher Festtag."

Er hielt noch immer ihre Hand und geleitete sie jetzt an das Fenster. Sie sah auf den Platz mit der Mariensäule und dem Brunnen nieder, auf die Dächer und in die Gassen mit ihrem Gewimmel. Aus dieser Höhe sah alles neu und

fremd aus. Hier oben warte noch ein früheres Jahrhundert. Es war, als ob die Zeit um die Giebel, Speicher, Dachstuben und Türme erstarrt sei.

Sie wandte sich in den schmalen, einfenstrigen Raum zurück, dessen Tiefe schon am Tag in Dämmerung lag. Regale standen zwischen altfränkischen Kästen an den Wänden, an den freien Flächen hingen Glasbilder, die Heilige oder Landschaften darstellten. Diese Gemälde muteten Anna an, als seien sie aus den Träumen ihrer Kindheit getreten und hier in diesem fremdartigen Raum an die Mauer gebannt. Dazwischen hingen Bündel getrockneter Kräuter, die das Zimmer mit Würzgeruch erfüllten. In Glaskästen und Fächern türmten sich Gesteinsbrocken mit Metalladern oder leuchtend eingebetteten Inseln von Halbedelsteinen und Edelsteinen.

Anna trat hinzu und nahm eines dieser Gebilde in ihre Hand. Urlaub mit seiner gutturalen Stimme, die wie aus einer Brunnentiefe heraufkam, erklärte ihr, was sie da hielt, doch blieb es nicht bei einer Bestimmung von Namen und Art. Jedes Gestein hatte vielfach Beziehung auf Geblüt und Stimmung, ja auf Ursprung, Lebenslauf, Schicksal und Zukunft. Der Schein des Gestirns, der den Stein traf, wirkte mit, die Konstellation der Planeten bei der Geburt des Besitzers, und vieles mehr.

Roswitha Urlaub stand in der Tür, die blanke Messingklinke in der Hand. Sie schien ein wichtiges Anliegen zu haben, das sich, als sie zu Worte kam, als eine Einladung zum Kaffee herausstellte, den man in ihrem Zimmer einnehmen möchte. Man trat in ihr Reich, es lag dem ihres Bruders gegenüber. Der Raum war ebenso lang und schmal, die Fenster gingen gegen Süden. In den Doppelscheiben wucherte zwischen Moos und Tannenreisig eine blühende Welt seltener Topfpflanzen, Zwiebeln, die ohne Erde abenteuerliche Schäfte, Blätter und Blüten trieben, Farren und Zwergbäumchen. Über sie weg ging der Blick auf einen anderen Teil der Altstadt mit Türmen, altersschiefen Häusern und verschollenen Plätzen, die Anna zum ersten Mal zu sehen meinte.

Der Tisch war mit weißgoldenen Porzellanbechern, verschnörkelten Körben und Schalen mit frischem Gebäck gedeckt, dazwischen standen geschliffene Glasschüsseln mit Marmeladen und Honig, der Kaffee floß

duftend aus einer blitzenden Messingkanne. Anna aß und trank und lobte die Leckerbissen. Ihre Anerkennung ließ Roswitha aufstrahlen.

Später ging man aus deren heiterem Bezirk wieder in die Welt des Bruders zurück. Die Hängelampe beschien nur einen Kreis inmitten des Raums. Urlaub schob Anna einen bequemen Sessel an den Tisch. Aus den Ecken und Nischen blitzte und glühte das Gestein, der Spiegel auf dem Tisch schimmerte düster, wie ein Bergsee, den ein Gewitter überlagert. Auf einen Wink des Bruders bedeckte Roswitha ihn mit einem grünseidenen Tüchlein und verließ das Zimmer. Eine Weile saß Urlaub Anna schweigend gegenüber. Mit seinem mönchisch anmutenden dunklen Gewand, dem strengen Gesicht und den funkelnden Augen schien er ihr wie ein Berggeist in seinen Erzschächten.

Draußen vor dem Fenster schimmerten die Lichter der abendlichen Stadt. Anna verlangte jetzt, von dem Schweigen beklommen, sich von den Geschwistern verabschieden zu dürfen. Konrad aber erbat sich noch die Erlaubnis, ihr zum Dank für ihr Verweilen ein paar Verse sagen zu dürfen.

Er trat in eine Ecke des Zimmers zurück. Von dort aus dem Schatten schwangen seine Worte zu ihr herüber, ein Gedicht zum Preise eines nichtgenannten Frauenwesens. Es kam Anna nicht in den Sinn, daß mit der überirdisch Gefeierten sie selbst gemeint sein könne.

In einer Nische über Urlaub stand von Efeuranken fast versponnen ein Holzbild des Dornengekrönten, der ein Rohr als Szepter in der Hand hielt und mild auf den Spuk des Raumes niedersah.

Roswitha leuchtete mit einem zinnernen Öllämpchen sorglich vor dem Gast die Treppe nieder. Urlaub führte Anna an der Hand die steilen ausgetretenen winkligen Stufen hinunter und geleitete sie, mit seinem wehenden schwarzen Pelerinenmantel angetan und von seinem Schlapphut beschattet, durch die feierabendlich belebte Innenstadt bis in die stille Gegend ihres Hauses. Seine Erscheinung mochte den Gängern vertraut sein. Er schien niemand aufzufallen und wurde von manchem ehrerbietig begrüßt.

Im Hausflur schon empfing Anselm die junge Frau. "Du bleibst mir lange weg," rief er ihr entgegen, "ich war im Begriff dich abzuholen, aber wie ich eben gehört habe, hat der Bergkönig in eigener Person dich mir wieder zugeführt." Sie lachten beide. Ihr Lachen klang wie ein gut abgestimmtes Geläut. Als Anna aber wie gewohnt ihrem Gefährten in die Augen sah, denn immer noch war dies die Sprache, in der sie sich einander am unmittelbarsten zu offenbaren vermochten, spürte sie, daß Anselm ihren Blick mied. Heute mußte Sophia mit ihm gesprochen haben. Im Laufe des Abends fühlte sie einige Male, wie er sie heimlich ansah, wenn sie sich im Zimmer bewegte und er sich von ihr unbeobachtet wähnte. Einmal fing sie einen liebevoll mitleidigen Blick auf, der ihr das empörte Blut zum Herzen trieb.

Als er sah, daß sie in rascher Folge errötete und erblaßte und schließlich blaß verblieb, legte er ihr die Hand auf den Arm und sagte: "Der Besuch hat dich ermüdet, vielleicht solltest du ruhn."

Sie wehrte lebhaft ab und begann vom Heimwesen der Geschwister Urlaub zu erzählen. Den Zauberspiegel verschwieg sie, um die beiden Anselms Spott nicht allzu schonungslos preiszugeben. Aber von den Steinbrocken mit den eingesprengten Erzadern erzählte sie, von den Edelsteinen, den getrockneten Pflanzen, dem alten Hausgerät und Roswithas vortrefflichem Kaffeetisch, auch vom Blick aus den Fenstern auf die unbekannte Märchenstadt und zuletzt von den Versen, die Urlaub gesprochen und von denen sie einige im Gedächtnis behalten hatte.

"Wie lebendig du erzählst", lobte Anselm. "Und hast die Gefahr wohl nicht erahnt, daß der Berggeist mein Lichtwesen mit seinen Sprüchen in seinen unterirdischen Palast bannen möchte."

Erst in diesem Augenblick vom Sinn des Gehörten angerührt, schwieg Anna betroffen.

Daß Anselm sie heimlich beobachtete, wurde sie mehrmals auch in den nächsten Tagen gewahr. Die gleiche Scheu, die sie am Reden hinderte, schien auch ihn stumm zu machen. Sophia berichtete ihr, Anselm habe ihre Botschaft mit unzugänglicher Verschlossenheit hingenommen. Als sie ihm ihre eigene

Freude über die Erwartung zu erkennen gab, gestand er, er habe gehofft, Anna, die erst vor kurzem Gewonnene, noch eine Weile für sich allein zu behalten. Kinder seien in seinem Leben bislang nur als Störenfriede und Quälgeister erschienen. Doch verspreche er zu versuchen, diese Erinnerung aus seiner Kindheit auszulöschen.

Die lebendige Tatsache, tröstete Sophia ihre ZuhörerIn, würde sicherlich noch alles zurechtführen. Mit Redensarten freilich, wie sie in Familien in solchen Fällen üblich seien, müsse man ihn verschonen. Sie aber wolle sich die Vorfreude nicht verdunkeln lassen, und das solle auch Anna nicht tun.

Die kommenden Wochen verstrichen, als habe nichts sich verändert. Eines Abends aber sagte dann Anselm unvermittelt, er wolle einen kleinen Raum, der an Annas Schlafzimmer stieß und bisher ungenutzt nur etlichen überflüssigen Hausrat enthielt, räumen lassen. Man könne dort ein Fenster nach Süden ausbrechen. Die Stube öffne sich nur nach Westen, wo hohe Bäume die knappe Nachmittagssonne noch abhielten. Sophia habe diesen glücklichen Einfall gehabt. Man würde zwar die Front des Hauses vielleicht durch diese kleine Unregelmäßigkeit etwas um ihre Symmetrie bringen, aber der erwartete kleine Lebensgenosse bekäme so das freundliche Asyl, das ihm gebühre.

Damit war das Erhoffte bereits eingezogen. Von der geplanten Reise im Frühjahr war schon seit Wochen nicht mehr die Rede gewesen. Am Abend vor dem Dreikönigstag fand Anna vor ihrem Gedeck eine Schale mit Christrosen und Veilchen gefüllt. Sie nahmen ihre Morgen- und Abendmahlzeiten an einem kleinen Tisch, der an ein Fenster gerückt war. Der Raum zwischen den Doppelfenstern war mit blühenden Hyazinthen bestellt. Anna blieb vor ihrem Stuhl stehn, sah auf die festliche Pracht und dann fragend auf Anselm. Er lachte. "Errätst du es nicht?" fragte er. "Es sind die Gaben der Magier, die mir vor einem Jahr am gleichen Abend an einer Quelle, die unter dem Eis sang, meine Frau beschert haben." Anna lächelte mit feuchten Augen, als er sie in die Arme schloß. Vor dem Fenster fiel Schnee in kleinen harten Sternchen.

Am Morgen stand Anselm an Annas Bett und sah auf die noch Schlafende nieder. Er hatte die Vorhänge aufgezogen, um sie besser zu sehen.



Aus dem grauen niedrigen Himmel sanken jetzt dichte Flocken, von den Dächern und Bäumen fiel ein mattes Schneelicht ins Zimmer, zuweilen geisterte der Widerschein von Feuerzungen aus dem Ofen über Annas Gesicht, das ihn jetzt merkwürdig fremd anmutete. Der Kopf lag nach hinten über das Kissen geneigt, das vom Haar überflutet war, der Mund war leicht geöffnet, durch die brennend roten Lippen schimmerten die Zähne. Das ruhende Haupt hatte eine fremde Mächtigkeit. Die Hände, die aus den Spitzen des Nachtgewands wie rosa Muscheln geöffnet auf der grünen Decke lagen, schienen gebieterisch nach etwas zu langen, was die Schläferin im Traum zu umfassen begehrte.

Anselms Herz klopfte. War das dieselbe Frau, die gestern noch schmal und zart mit ihm durch die Straßen gegangen war, federnd, ja fast über den Boden hinschwebend, wie keine andre die er kannte, war das diese Muttergottheit mit dem Haupt einer Löwin, in ihre gelbe Mähne gebettet? Wohin war ihm die vertraute Gefährtin entschwunden? In welcher Urweltsphäre war dies Geschöpf behaust, das hier vor ihm lag, wonach griffen diese Hände? Zwischen Andacht und Grauen stand er vor der Schlafenden, zwischen dem Wunsch sie aus ihrer Entrücktheit zu sich herzurufen und einer Lust selbst weithin zu fliehen.

Er riß einen Zettel aus seinem Notizbuch, schrieb einen Morgengruß für Anna darauf und legte ihn neben ihr Frühstücksgedeck. Noch stand die Schale mit den Veilchen und Christrosen davor. Dann befahl er Sabinen, den Schlaf der Frau nicht zu stören. An der Haustür — er trug den kurzen Pelz und die Handschuhe, die er vor einem Jahr auf der nächtlichen Wanderung Anna über die erstarrten Hände gezogen hatte, und spürte mit einem Mal ihre federleichte, die in der seinen gelegen hatte — kehrte er um, stieg die Treppe hinauf und ging leise bis vor ihre Tür.

Eine Weile verharrte er, schon lag seine Hand auf der Klinke. Er zog sie zurück und eilte rasch die Treppe hinab auf die Straße, als enteile er sich selbst. Draußen widerstand er dem Wunsch sich nach ihrem Fenster umzuwenden.

Die jungen Leute hatten bei Renners zu Abend gespeist. Man weilte wie gewohnt nach der Mahlzeit in dem großen Wohnraum. Nach kurzer Zeit empfahl sich Ludwig Renner, der in einer dringenden Verwaltungsangelegenheit einen Beamten, der eben von einer Reise aus der Provinz zurückkam, noch für den Abend zum Referat ins Ministerium bestellt hatte. Die Frauen verblieben mit Anselm und Andreas allein. Der Abend war überaus kalt, der Frost schien durch die Mauern einzudringen. Man hatte die Sitze an den Ofen gerückt. Nachdem der Hausherr den Raum verlassen hatte, stockte das Gespräch zunächst, ohne daß das Schweigen für die Anwesenden etwas Peinliches gehabt hätte. Als sei jeder von sich selbst oder etwas was ihm nah ging angefordert, hatten sie sich in sich zurückgezogen. Das gedämpfte Licht und die behagliche Ofenwärme mochten eine Art seelischen Dämmerzustands begünstigen.

Später stand Anselm auf und trat in eine Fensternische. Die inneren Holzläden hatte man der andringenden Kälte halber geschlossen. Andreas folgte ihm. Die beiden setzten ein schon früher begonnenes Gespräch halblaut mit großer Anteilnahme fort.

Sophia begann aus ihrer Versunkenheit heraus nun auch zu reden. Sie erzählte aus ihrer Jugend, einem Bereich, in den sie in der letzten Zeit mit steigender Neigung zurückkehrte. Auch ihre Familie stammte aus dem großen Wald. Die Murachergroßmutter war ihr eine ältere Freundin gewesen. Sie hatten in enger Freundschaft gemeinsame Schuljahre in dem österreichischen Frauenkloster in dem grünen Voralpenland verlebt. Man mochte, während Sophia sich in dieser Erinnerung erging, das schöne weltscheue Kind vor sich sehen in seinem langen weißen Wollgewand mit der blauen silbergerandeten Schärpe, wie sie mit Helena und Juliane, ihren beiden liebsten Gefährtinnen, in dem Kloster, das halb Schloß, halb Festung auf einem Hügel lag, in gemeinsamen heimlichen Jugendträumen schwelgte. Man sah die Mädchen im weiten Park umschlungen wandeln oder in einem hochgelegenen schmiedeeisernen Pavillon sitzen und über die darunter hinziehende staubweiße Landstraße spähen, ob nicht das Schicksal jetzt und jetzt auf

seinem goldnen Wagen angefahren käme. Sophia lächelte wehmütig über die lebensfremde kleine Kreatur, die doch immer noch sie selbst war. Annas Großmutter, erzählte sie, war als erste aus dem Kloster in die Ehe mit dem viel älteren Mann gegangen. Viele Kinder waren aus dem Bund ins Leben getreten, nur einige waren ihr verblieben. Leid, Tod, frühe Witwenschaft hatten sie betroffen, und doch hatte sie ein gesegnetes Frauenleben erfüllt. Sie, Sophia, habe sich spät vermählt. Spät und glücklich, sagte sie tapfer. Alles Versäumte sei ihr da unvermutet noch beschert worden. Sie legte den Arm um Anna.

Da war auch Anselms Mutter. Sophia schwieg nachsinnend, als zögen die Bilder nun an ihrem innern Gesicht vorbei. Nach einer Weile fügte sie unvermittelt zurückkehrend hinzu, Anselm gehöre einer älteren Generation an als Anna, verbesserte sich aber nach kurzem Nachdenken und meinte, recht besehen gehöre er überhaupt keiner Generation an.

Die Männer sprachen in ihrer Nische jetzt lauter, ganz hingeeben an den Gegenstand, den sie behandelten. Da Sophia nun in Schweigen verharrte, vernahm Anna, es ging bei den beiden um die Reise, die Anselm im Frühjahr mit ihr, mit Anna, hatte unternehmen wollen. Sie hörte, wie er Andreas auf dessen Vorstellungen zurückgab, es ginge wohl nicht an, daß er jetzt für ein halbes Jahr sich entferne und Anna verlasse.

Andreas erwiderte, es sei doch keinesfalls eine Unternehmung geplant, an der eine Frau hätte teilnehmen können. Zunächst habe er doch an einen Aufenthalt in Kreta gedacht, keine kurzweilige oder bequeme Reise für eine junge Frau. Selbst für eine gereifte Person, falls sie etwa Forscherin sei, möchte es große Schwernisse haben. Nun, entgegnete Anselm, schließlich habe es Frauen gegeben, die es an der Seite ihres Mannes geworden seien. Es sei dies nicht etwa sein Wunsch.

Anna stand auf, trat zu ihnen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: "Anselm, warum solltest du auf die Reise verzichten? Vor einem Jahr schon hörte ich euch davon reden. Mir scheint, und unserm Freund ist es gewiß, es warte dort etwas auf dich, eine Aufgabe, die du zu erfüllen bestimmt bist. Ich will nicht, daß du sie meinetwegen versäumst."

Anselm sah ihr schweigend ins Gesicht. Dann nahm er ihre Hand von seiner Schulter und küßte sie. Ein Zucken befiel seine Augenlider. Nie hatte Anna dergleichen an ihm wahrgenommen. Er schüttelte unwillig über sich selbst den Kopf, als müsse er etwas in sich zurückdrängen. Beim Abschied drückte Andreas Annas Hand mit einem bedeutsamen Blick auf sie, und sie verstand, dies war der Dank, daß sie Anselm ihrer gemeinsamen Aufgabe freigegeben hatte. Sophia lächelte ihr aufmunternd zu. Anselm führte sie behutsam durch die mondhelle, von einem eisigen trockenen Wind durchstürmte Nacht. Sophia hatte den beiden den Wagen zur Heimfahrt angeboten, der Kutscher könne, habe er sie ans Ziel gebracht, Ludwig abholen. Sie hatten abgelehnt, aber als Anna zu Hause ankam, war sie doch sehr müde. Im Bett schlief sie augenblicklich ein. Mitten in der Nacht aber erwachte sie auf einem tränenfeuchten Kissen.

Im Hause Renner sprach man nun in Annas Beisein offen und mit freudigem Antrieb von Anselms bevorstehender Reise. Andreas erwog zuweilen, ob er nicht an Anselms Fahrt teilnehmen solle. Dem waren die Geschwister entgegen. Nicht in dieser noch rauhen Zeit, wandten sie ein, auch nicht ehe seine Gesundheit sich völlig gefestigt habe. Er fügte sich, doch verbrachte er mit dem jungen Freund einen großen Teil ihrer Tage in seinem Gartenhaus, während Sophia Anna bedrängte, diese Stunden nicht allein, sondern in ihrer Gesellschaft zu verleben. Manchmal sandte sie sie aus, um die säumigen Männer, die die Tischglocke überhörten, zur Mahlzeit zu holen. Denn Sophia war unermüdlich in ihren liebevollen Listen, Annas Stimmung nicht sinken zu lassen und sie mit Anselms Plänen tiefer zu verknüpfen. Anna fand die beiden dann fiber Stößen von Zeichnungen, Bildern, Meßgeräten, Rollen und Büchern vor ein paar Lederkoffern, die mit dünnen Stahlwänden ausgekleidet waren und in die Anselm manches Ausgewählte sorgsam einschichtete.

Bei Tisch redeten die Männer, unfähig ihr Element zu verlassen, weiter, als wären sie allein. Zuweilen warf Anselm einen schuldbewußten Blick auf die

Frauen. Sophia jedoch hielt Anna im Gespräch fest wie in einem Netz, und diese, die Verschwörung wohl durchschauend, gab sich gefangen.

Man war jetzt Mitte Januar. In einem Monat, so war geplant, sollte Anselm die Reise antreten. Niemals, wenn sie allein waren, sprach er von sich aus von der nahen Trennung. Immer war Anna es, die das Gespräch darauf lenkte. Manchmal, wenn sie ihm gegenüber saß, war ihr, als wäre er mit seinem Trachten schon fern von ihr. Kam er aus solcher Abwesenheit zu sich und zu ihr zurück, so versuchte er mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf sie einzugehn. Oft machte er Pläne für die Zeit nach seiner Rückkehr. Er würde knapp vier Monate verweilen und noch vor der Geburt des Kindes wieder zurück sein. Im Herbst würden sie mit dem Kinde Franziska aufsuchen und zusammen die Wege wandern wie im vergangenen Herbst. Anna lächelte verträumt, obwohl sie wußte, das kleine Kind würde sie für solche weiten Wanderungen noch nicht freigeben. Anselm würde mit Giovanni in die Berge steigen. Vielleicht würde sie ihn ein Stündchen begleiten und dann zu Franziska und dem Kinde zurückkehren und in der Dämmerung in der Halle sitzen und warten. Oben schlief dann das Kleine. Der erste Stern leuchtete auf. Schwarz stand der Wald. Dann trat er über die Schwelle. Ein Duft von Harz, Moos und Kräutern drängte mit ihm in den Raum.

Anna erwachte mitten in der Nacht unvermittelt aus tiefem Schlaf. Neben ihrem Bette kniete Anselm, den Kopf auf die Kante gelegt. Sie hörte ihn verhöhlen weinen. Er verharrte so eine lange Weile. Sie blieb reglos liegen. Er atmete einige Male aus tiefer Brust und ging dann aus dem Zimmer. Sie lag bis in den Morgen wach.

In einer andern Nacht weckte sie ein Geruch wie von einem nahen Brand. Sie stand auf, warf einen Morgenrock über, schlüpfte in ihre weichen Schuhe und ging dem Geruch nach. Sie gelangte an Anselms Arbeitszimmer. Die Tür des Nebenraums war angelehnt. Anna trat ein, blieb im Dunkel stehn. Anselm kniete vor dem Ofen und warf Bündel Papier in die hellen Flammen. Der scharfe Rauch füllte das Zimmer, obgleich er ein Fenster geöffnet hatte, um

ihm Abzug zu schaffen. Manchmal stand er auf, entfaltete ein Schriftstück, las, zögerte, warf es dennoch ins Feuer und sah es auflodern und verbrennen. Die Schübe seines Schreibtischs standen offen und waren fast leer. Neben ihm auf dem Boden lagen noch Stöße zusammengebundener Briefe. Anna, beschämt, als unbemerkte Zuschauerin hier zu stehen, ging leise die Treppe hinauf und kehrte auf ihr Lager zurück.

Noch am Morgen haftete der Geruch von verbranntem Papier auf der Treppe und in den Gängen, er drang bis in das kleine Zimmer, wo sie gemeinsam frühstückten.

"Mein Schreibtisch war voll überflüssigen Ballasts. Ich habe verbrannt und Raum geschafft", sagte Anselm. "So ein Schreibtisch wird wie ein Grab. All das fiel mir in die Hände, als ich ein paar Dokumente suchte." "Du brauchtest sie für die Reise?" fragte Anna. Er zögerte mit der Antwort. "Es könnte sich fügen, daß sie nötig werden", stimmte er bei. "Wer überblickte die Zufälle eines solchen Unternehmens?"

Der Abreisetermin stand nun endgültig fest, es war nur noch eine kleine Frist von wenigen Tagen.

Am Morgen vor der Abfahrt gingen sie noch einmal ihren Gang durch den Englischen Garten. Der Föhn hatte den Schnee weggeschmolzen. Wolkenschiffchen querten das Himmelsblau über dem Park. Die Wege waren fast trocken.

"Sieh," rief Anna, "wie schon ein Leben in den Bäumen wahrzunehmen ist. Schon fühlt man den andrängenden Saft und die Blattknospen leise anschwellen. Vor drei Tagen war alles noch tot. Sieh den Dunst um die Bäume schweben."

Anselm betrachtete einige Minuten die Baumgruppe. "Anna," sagte er, "beim besten Willen sehe ich nichts. – Aber doch," fügte er nach einem Augenblick hinzu, "wahrhaftig, du hast recht. Vor kurzem sah ich noch die starren Zweige, jetzt spüre ich auch das Leben drin." Er nahm sie unbekümmert

stürmisch in die Arme. "Zauberin," sagte er, "das war auf dein Geheiß, daß der Saft in die Zweige gestiegen ist. Ach, könntest du mit mir ziehn!"

Andreas und Anna begleiteten den Reisenden zum Bahnhof. Unter dem Vorwand, noch eine Zeitschrift zu besorgen, ließ Andreas die beiden allein. Der Nachtzug sollte Anselm nach Rom bringen, wo er ein paar Tage verweilen wollte. In Brindisi fuhr das Schiff ab, mit dem er Kreta erreichen wollte. Sie saßen allein schweigend im Abteil, Anselm hielt Annas Hand. Als Andreas die Zeitungen überbrachte, war nur noch knappe Frist, ehe der Zug fahren sollte, und so mahnte er die junge Frau auszusteigen. Anselm ließ ihre Hand frei, sie sahen sich schweigend in die Augen. Er bat sie, nicht auf dem Bahnsteig zu verweilen. So wandte Anna sich sogleich zum Gehen. Als sie, schon fern, zurückblickte, sah sie ihn bleich und reglos am Fenster stehen.

Zu Hause, wohin Andreas sie geleitet hatte, fand sie Sophien vor, die darauf bestand, sie müsse sich sogleich zu Bett legen und auch den kommenden Tag in Ruhe verbringen. Anna sträubte sich zunächst, doch fand sie sich beim Erwachen erschöpft und fügte sich gern der Weisung.

Am Nachmittag saß Sophia an ihrem Bett. Morgen, erklärte sie, würden sie mit den Vorbereitungen für das Erwartete beginnen. Das Zimmerchen habe nun zwar sein großes, helles Fenster bekommen und eine neue Tapete, aber sonst fehle es noch an allem und das wollten sie jetzt in Angriff nehmen, die Einrichtung, Bettzeug, Kinderwäsche und Annas Garderobe. Männer stünden bei solchem Vorhaben immer im Weg. Am nächsten Vormittag holte sie Anna ab, um in der Stadt Einkäufe zu machen, Bestellungen aufzugeben und mancherlei Dinge zu besichtigen und zu begutachten. Andreas erwartete die Frauen in einer Konditorei, wo Anna genötigt wurde eine Kleinigkeit zu genießen. Dann machten sie zu dreien einen Gang durch die Stadt. Es war wie damals vor zwei Jahren, als Anna als Klosterzögling und Neuling mit den Freunden so gewandert war.

In den Tagen nach Anselms Abreise meldete sich das Kind in ihrem Leib. Erst jetzt wurde sie ihrer Mutterschaft völlig inne. Manchmal versank sie darin, wie wenn man ein geheimes Asyl aufsucht. Dann wieder entriß sie sich der

Zuflucht und schalt ihr Herz träg und lahm, das doch Anselm wie ein Schutzwesen auf seiner Fahrt begleiten sollte.

## 24

In der zweiten Februarhälfte trat noch einmal Kälte und ein langanhaltender Schneefall ein. Die Menge war so gewaltig, daß man ihrer nicht Herr wurde, sondern sie als Wälle längs der Fußsteige türmte. An einem Vormittag hielten Sophia und Andreas im Schlitten vor Annas Haus. Sie wurde in Pelze und Decken gepackt, und man fuhr ins Isartal. Dort aßen sie in einer Schwaige ein ländliches Mahl und kehrten am Nachmittag in die Stadt zurück. Die Landschaft in ihrer weißen Vermummung, der unablässig fallende Schnee, die Frische der Luft schufen in den Fahrtgenossen ein heiteres Behagen, das endlich in eine wohltätige Müdigkeit übergang, als sie mit sinkendem Tag wieder durch die Stadt heimkehrten. Sophia brachte Anna noch ins Haus und empfahl Sabinen, sogleich der Heimgekehrten heißen Tee zu geben und für frühe Nachtruhe zu sorgen.

Anna wunderte sich flüchtig über die schweigsam verlegene Art der Dienerin, die Weisungen entgegenzunehmen. Sabina entfernte sich eilig, nachdem sie der Frau Pelz und Überschuhe abgenommen hatte. Diese tauschte ihr Kleid gegen ein weites warmes Hausgewand und ging dann mit einem Paket Zeitschriften und Bücher unter dem Arm ins Wohnzimmer, wo in einer Ecke auf einem Lesetisch die verhangene Lampe brannte. Andreas hatte ihr am Morgen Literatur über Kreta, seine Bauten und Funde mitgebracht, über Bevölkerung und Urreligion. Sie hatte ihn darum gebeten. So, meinte sie, könne sie Anselm in Gedanken besser begleiten und verstünde die Berichte, die er Andreas senden würde. Sie saß still, um sich zu sammeln, ehe sie ein Buch aufschlug. Da löste sich aus der gegenüberliegenden Ecke, aus dem Lehnstuhl am Ofen, eine kleine dunkle Gestalt und kam, ein wenig zögernd, stumm auf sie zu, blieb vor ihr stehen und schwieg noch immer.



"Bona," rief Anna, aufspringend und die Arme um die Schwankende legend, "Bona, bist du schon lange hier, warum hat man es mir nicht gesagt?"

"Ich wollte dich überraschen", sagte Bona leise. "Es war wohl nicht recht, ich hätte dich nicht erschrecken dürfen."

"Erschreckt hast du mich nicht," rief Anna, "welch liebe Überraschung bist du mir, aber müde kommst du mir vor! Nimm den bequemen Stuhl, erzähl, wie erscheinst du so plötzlich? Wo ist Franz? Hast du das Kind in guter Obhut?"

Bona atmete tief auf, suchte nach Worten und sagte endlich mit tonloser Stimme: "Franz ist zu Hause. Das Kind kann mich entbehren. Ich möchte ein paar Tage bei dir bleiben, Anna, nichts weiter. Ich hörte, du seist allein." Anna nahm Bonas Hände, die kalt und reglos in den ihren verblieben. Sie tranken gemeinsam Tee und sprachen von Anselms Reise. Bona ließ sich deren Ziel und Sinn erklären. Sie betrachteten gemeinsam die Bilder in den Büchern und Zeitschriften. Bona verlangte Belehrung. Ihr, dem Nonnenzögling, war alles fremd und neu, und Anna holte nicht ohne Genugtuung ihr junges Wissen hervor.

Später gab sie Sabinen Auftrag, das Fremdenzimmer für Bona zu beheizen und ihr ein Lager zu bereiten. Sie wollten früh schlafen gehn, sagte sie zu ihr. Sie habe eine Schlittenpartie gemacht, die sie wunderbar erfrischt und ermüdet zugleich habe, und Bona sei nach der Reise wohl auch ruhebedürftig. Morgen käme Sophia früh, sie zu einem Gang in die Stadt abzuholen, sie wollten Einkäufe für das Kind machen, und dabei würde Bona als junge Mutter sie gewiß gut beraten, denn Sophiens Erfahrungen lägen doch weit zurück. Es gebe da so viele neue Dinge. Sophia betrachte manches skeptisch, sie aber wisse nicht, ob das berechtigt sei. Da würde Bona entscheiden.

Bona nickte mit abgewandtem Gesicht.

"Warum bloß zeigtest du dich nicht?" fragte Anna noch einmal. "Sophia hat mich ans Haus gebracht, wie hätte sie sich über deinen Besuch gefreut. Sabina hat auch nichts verraten."

"Ich wollte mit dir allein sein und mit niemand sonst sprechen müssen", gestand Bona und legte ihr Gesicht an Annas Schulter. "Und laß mich in deiner Nähe schlafen, nicht so entfernt von dir in deinem schönen neuen Gastzimmer. Laß mich bei dir sein, wie damals im Muracherhaus nach ihrem Tod!"

Anna dachte der Nachtwache Bonas. Sie griff sich an den Hals, da waren unter ihrem Kleid Großmutter's Perlen. Sie ließ Anselms Schlafraum beheizen. Er lag neben dem ihren, durch eine schmale Tapetentür mit ihm verbunden. Eine gelblich-weiß getünchte Kammer, mutete er fast wie eine Mönchszelle an. In die Mauer waren ein paar Abgüsse antiker Reliefs eingelassen. Eine Matte lag vor dem Bett, das, hart und dürftig, an eine Herberge in den Bergen des Südens gemahnte. Ein Stehpult neben dem Fenster, ein schmales Regal mit etlichen Büchern, ein kleiner Tisch, ein Holzstuhl, das war alles.

"Anselm will es so," erklärte Anna, "einer Frau kann man das eigentlich nicht anbieten."

"Ach, es ist gut so," erwiderte Bona, "wunderbar ist es, wie im Kloster, als ich von der Welt und ihren Fallen und Schlichen noch nichts ahnte. Nur eben das heidnische Zeug da an den Wänden! Aber schön ist es. So also hat die Welt einmal ausgesehn."

Anna ließ einen Teppich aus dem Fremdenzimmer herbringen, Decken und Kissen auf das Bett legen. Sabina breitete aus eigener Eingebung noch ein Seidentuch über den kahlen Tisch, bedeckte den Stuhl mit einem Polster, schob ein Fußkissen davor und stellte einen Tonkrug mit Nadelzweigen vor das Fenster.

Anna mußte, von der Anstrengung des im Freien verlebten Tages überwältigt, zur Ruhe gehn und schlief bald ein. Bona hatte sie gebeten, die Tür zwischen ihren Zimmern möge offen bleiben.

Erwachend fand Anna ihren Gast angekleidet am Fußende ihres Bettes sitzen. Im fahlen Licht des frühen Morgens sah sie ein bleiches verwachtes Gesicht mit tiefumränderten Augen, sah den farblosen Mund, die eingesunkenen Wangen und den hageren Körper, um den ein stumpfes schwarzes Kleid, viel zu weit geworden, faltig hing. Anna entsann sich, daß

Bona dieses Kleid vor Jahren zu Großmutter's Begräbnis getragen hatte. Im Schein der abendlichen Lampe war ihr all dies nicht aufgefallen, zumal Bona sich in einen großen bunten Kaschmirchal gehüllt hatte, der Anna noch von der Großmutter her vertraut war. "Bona," entfuhr ihr jetzt, "ich glaube, du bist krank, leg dich wieder zu Bett, vielleicht hast du Fieber. Wir wollen den Arzt rufen, oder wir warten fürs erste auf Sophia. Sie erkennt alle Krankheiten und weiß Hilfe oder rät was sonst zu tun ist."

Bona schüttelte den Kopf. "Ich bin nicht krank, wie du meinst. Laß mich bei dir sitzen und frag nichts, es ist gut so."

Als sie, schon zum Ausgang gekleidet, Sophia erwarteten, fragte Anna: "Warum hast du den kleinen Sebastian nicht mitgebracht? Jetzt hätten wir Platz und Muße für ihn. Zu gern säh' ich, wie er sich auswächst! Wem gleicht er? Dir? Oder ist er ein Muracherkind? Daß die Großmutter ihn nicht mehr erleben durfte!"

Bona sah sie aus trockenen Augen eine Weile starr an. Annas Herz stockte unter dem Blick. Dann sagte Bona tonlos: "Warum ich ihn nicht mitgebracht habe? Ja, weil er tot ist. Er liegt bei seiner Mutter, bei Franzens toter Frau. Du hast gemeint, er sei mein Kind gewesen? Ich hab das zuerst auch gemeint, so wie ihr alle, bis ich verstanden habe, nur mein Fleisch und Blut muß ich borgen, damit die Tote noch einmal zu einem Kind käme, oder vielmehr Franz zu einem Kind aus ihrem Blut. Sie war doch meines Vaters jüngste Schwester, und alle sagen, die sie kannten, ich sei ihr ähnlich. Ja, für Franz bin ich eine Wiedererstandene, verstehst du, eben ihr leibhaftes Gespenst. Wenn er mich heimlich ansieht und doch durch mich hinwegschaut, dann sieht er sie. Er hat mich manchmal gebeten, ein Kleid von ihr zu tragen, und hat gar nicht gemerkt, welch eine schaurige Maskerade das war."

Du willst aber nun wissen, wie es kam. Die Pflegerin ist mit ihm, mit dem kleinen Stuhlschlitten, auf dem vereisten Bach ins Wasser gestürzt. Tags zuvor hatte ein Knecht an der Stelle ein Loch ins Eis geschlagen, der Fische wegen, die sie dort in einem Kasten hielten. Darüber hatte sich nachts eine dünne Schicht Eis gebildet, das hat das Mädchen nicht wahrgenommen. Sie hat das Kind vor

sich hergeschoben und ist mit ihm eingebrochen. Das war nah am Haus, es wurde bemerkt, und man hat die beiden sogleich herausgeholt. Das Mädchen ist heil geblieben, der Kleine aber bekam eine Lungenentzündung und konnte sie nicht überstehn. Franz hält mich für schuldig an seinem Tod. Es ist wahr. Mein jüngster Bruder war für einen Tag unser Gast auf der Reise nach seiner Universität. Wir Geschwister haben kein Elternhaus mehr, wir wuchsen verstreut unter den Verwandten auf, ihm bin ich gut, er ist so jung und lebendig, seine Nähe hat mir wohlgetan. Ach, mit der Großmutter ist alles Leben aus dem Haus dahingegangen, ich komme mir oft in dem großen Gebäude verlassen vor. Aber dennoch, ich hätte das Kind besser hüten sollen!"

Anna schloß die Frau in ihre Arme. Nach einer Weile löste sich der starre Körper, sank in sich zusammen, und Bona begann still in sich hineinzuweinen. Indessen trat Sophia ein. An dem Blick, mit dem sie die beiden jungen Frauen umfing, verstand Anna, daß sie um Bonas Unglück bereits wußte. Sie gab Anna ein Zeichen, ihr ins Nebenzimmer zu folgen. Anna löste Bona sacht aus ihrem Arm. Diese legte den Kopf auf die Seitenlehne ihres Sessels, ganz in ihr stilles Weinen versunken. Sie hatte Sophiens Erscheinen so wenig wahrgenommen, als sie Annas Entfernung bemerkte.

Sophia reichte ihr Franzens Brief, den sie am gestrigen Abend empfangen hatte und der ihr den Tod des Kindes anzeigte und sie bat, der verwirrten Frau beizustehn. Er gedenke, schrieb Franz, sie dem Trost der Freunde, vor allem aber Sophiens heilsamer Nähe anheimzugeben und werde sie nach einigen Tagen wieder zu sich holen.

"Wir wollen ihn", schlug Sophia vor, "bewegen, sie so lange bei uns zu lassen, bis sie aus freiem Antrieb nach Hause begehrt." Anna schüttelte ungläubig den Kopf: "Wenn du Franz kenntest, wie ich ihn kenne und wie sie ihn erfahren hat! Er war das Schreckgespenst meiner Kindheit. Trat er ins Zimmer, so wandte sich das Sonnenlicht von unserem Fenster. Die Katze verkroch sich unter dem Schrank. Bonas Herz ist bei ihm erstarrt."

"Wir werden es aufschmelzen", meinte Sophia, "und ihr Franzens arme unerlöste Seele zeigen. Sie muß ihn aus dem Fegefeuer seiner Todessucht

befreien. Wenn sie ein Werk der Barmherzigkeit an diesem armen Toren vor sich sieht, wird sie ins Muracherhaus zurückkehren. Ich nehme sie heute nach unserm gemeinsamen Ausgang mit mir und bringe sie dir am Abend wieder."

Am Abend kam Bona zurück und erzählte unbefangen, wie Franz die Absicht gehabt hätte sie abzuholen, Sophia aber ihn gebeten habe, sie für einige Wochen als Gast in München verbleiben zu lassen. Auf Sophiens Telegramm sei diesen Abend noch eine zustimmende Antwort erfolgt.

Sie nahm jetzt mit einer fast heiteren Gelassenheit Anteil an Anselms täglichem Brief, den Anna vor einigen Stunden empfangen hatte. Der Schreiber erzählte von seinen Wegen in Rom, von alten Bekannten und Gefährten, die er aufsuche, und dem Wandel ihrer Schicksale. Er sehe, schrieb er, die geliebte Stadt nicht nur mit seinen Augen, sondern auch mit den ihren. Ihre erste größere Reise müsse sie gemeinsam hierher führen. Bona ließ, während sie ihre großen staunenden Augen auf Anna heftete, sich vorlesen, was sie ihr aus dem Brief mitteilte, um endlich wehmütig auszubrechen: "Ach, wenn sich doch aus meiner Welt einmal eine kleine Tür auftun wollte, die in die eure hinausführte!"

Eines Morgens, nachdem sie über einen Monat verweilt hatte, erklärte Bona, auf Annas Bett sitzend, sie werde am nächsten Tag ins Muracherhaus zurückkehren. Anna unterdrückte den aufsteigenden Widerspruch. Bona mochte ihn erraten haben und fuhr fort: "Nein, haltet mich nicht zurück."

Anna sah sie voll an und sah jetzt die Veränderung in ihrem Gesicht, das wieder heil und jung, wenn auch mit einem Schatten von verwundenem Leid ihrem Blick begegnete. Ein neues schwarzes Kleid, worin Sophiens Fürsorge sichtbar wurde, kleidete sie anmutig, die braunen Zöpfe krönten glänzend den kleinen Kopf.

"Ja, geh zurück ins Muracherhaus", rang Anna sich ab. "Aber komm wieder zu uns hierher, hörst du, komm immer wieder!"

Jetzt fielen ein paar Tränen auf Annas Hände. "Ich komme, wenn dein Kind geboren ist", murmelte Bona.

## 25

Man war jetzt im März. Mit mächtigen Stürmen umbrauste der beginnende Frühling das Haus am Rand des Englischen Gartens. Im Hausgarten wurde es allmählich lebendig. Die Stauden entwandten sich zögernd dem offenen Erdreich, die Blattknospen schwellten sich, es gab Leberblümchen und Schneeglöckchen, die Spitzen der Kaiserkrone wurden wie bronzene Knöpfe neben der Mir des Gartenzimmers sichtbar.

Am Morgen ging Anna auf den frischgekiesten Gartenwegen hin und wider und entdeckte täglich neue Auferstehung aus der winterlichen Starre. Sie hing sehr an diesem frühen Entdeckungsgang. Freilich, aber das gestand sie sich kaum, gelangte so auch die Post einige Minuten früher in ihre Hände, wenn sie sie selbst dem Boten am Gartentor abnahm.

Seit Anselm Rom verlassen hatte, kamen die Briefe nicht mehr regelmäßig. Die Überfahrt, das Anlegen des Schiffes, die Verkehrsverhältnisse der Insel, alles verzögerte die Nachrichten. Anselms Wanderungen in den abliegenden Bezirken des Landes mußten ihn, so sagte Andreas, für gewisse längere Zeitspannen von der Möglichkeit Post zu befördern trennen. Zuweilen fehlte über eine Woche Nachricht von ihm, dann wieder legte der Briefträger mehrere Briefe gleichzeitig in Annas Hand. Sie las jedes Schreiben viele Male, sann dem Inhalt nach, begleitete an der Hand seiner Schilderungen den Wanderer und Forscher auf seinen Wegen.

Andreas kam dann mit seiner eigenen Post von Anselm, brachte Bücher und Bilder, um Anna den Inhalt dieser Darstellungen zu erläutern und sichtbar zu machen. Mit jedem neuen Brief schien es ihr, als mische sich mit einer unwägbaren Schwere ein neues fremdes Element, ein ihr nicht Bekanntes und nicht Erreichbares, eine Art Wildheit oder Unbezähmbarkeit in die Zeilen, auf die sie dann ratlos sah, sie lesend und immer wieder lesend.

Andreas, dein sie davon sprach und von dem sie Aufklärung und Entwirrung erhoffte, schüttelte stumm und, wie ihr vorkam, unwillig den Kopf. Nein, sie sei da in einem Irrtum befangen, sie lege Stimmungen zwischen die

Zeilen, die im eigentlichen Ausdruck nicht begründet seien. Als sie aber beharrte und in ihn drang, gab er zu, daß in der Tat ein Unfaßbares zwischen den Worten wese. Aber, erklärte er, die Materie, die Anselm erforsche, sei voll Rätsel und Abgründigkeit auch noch für einen Menschen unserer Tage. Als Lohn jedoch berge sie unschätzbare Geheimnisse, denen Anselm auf der Spur sein mochte, von manchem erahnt, von keinem gehoben und gedeutet. Es sei bei einem, der sich eines solchen Werkes unterfange, wie bei einem Jäger, der von seiner Leidenschaft und dem flüchtenden Wild gleicherweise getrieben, tiefer und tiefer ins labyrinthische Dickicht gerate und die Schrecken des Irrsals an sich erfahre, um am Ende, wenn es glücke, mit der Beute ans Licht zu treten. Seiner sei eben ein Beruf, an den ein Mann sich drangeben und seinen ganzen Bestand wagen müsse. Sie, Anna, habe ihm die Rast zu geben, nicht nur in Worten, die sie ihm schreibe, sondern auch in jedem Augenblick ihres Lebens aus der Ferne. Denn nichts auf Erden bliebe ohne Wirkung zwischen zweien, die einander angehören.

Sophia hingegen empfahl Anna, um des erwarteten Kindes willen sich in der Schwebelage des Gleichgewichts zu erhalten.

Ebensosehr aus eigenem Antrieb, wie von den Gründen der Freunde gestützt, fand sich Anna in eine gleichmäßig zuwartende Ruhe, die den wachen Stunden des Tages standhielt, um so mehr als Sophia trachtete, sie durch Beschäftigung verschiedener Art, die meist das erhoffte Kind zur Mitte hatte, abzulenken. Des Nachts aber war sie doch im Traum allen wirren Ängsten preisgegeben. Kam dann wieder ein Brief oder mehrere gleichzeitig, so verwandelte sich der verdorrte Plan augenblicks in einen grünenden Garten.

Vom Ende des Aprilmonats ab kam keine Nachricht mehr. Anna wartete wie vordem. Sie hielt sich in Zucht und bedrängte die Freunde weder mit Ungeduld noch mit Klagen.

Andreas schien von sich aus Verbindung mit Anselm zu suchen. Sophia mühte sich, um Anna die langen einsamen Stunden in ihrem stillen Haus zu ersparen, sie zu und an sich zu ziehen. Anna fiel es jedoch zuweilen auf, daß

die Freunde bei ihrem Eintritt verstummt oder jäh und allzu durchsichtig rasch das Gesprächsthema wechselten.

Mitte Mai erschien, kurz vor ihrer Ankunft durch eine Depesche angemeldet, Christina Schwanold. Sie kam aus Holland von einem Besuch bei ihrer Schwester Luzia. Der Schwager Larmeson, erzählte sie, sei viel auf Reisen. Als gesuchter Architekt sei er von seinen Arbeiten oft ins Ausland gerufen, aber auch wenn er zu Hause sei, sehe man ihn nicht allzuviel. Man vermisse ihn freilich auch nicht allzusehr. Es war zu spüren, er stand bei Christina nicht sonderlich in Gunst.

Anna verwunderte sich im stillen, doch der Vermutung nachzuhängen lag ihr nicht. Es traf sie flüchtig, daß die Mutter ungute Worte mehr zurückhielt als aussprach. Es mochte wohl besondere Gründe haben, war ihr jedoch bei Christinens milder Art befremdlich. Diese verweilte nicht bei dem Gegenstand, sondern berichtete, daß sie auf der Herreise einen Umweg über das Muracherhaus gemacht habe, das jahrelang nach dem Tode der Großmutter leer und überschattet gewirkt habe. Nun lebten sie dort, Franz und Bona, friedlich nebeneinander, jeder gutwillig um den andern bemüht, und doch sei alles wie verschleiert. Und die Wiege stünde nach dem Unglück wieder ledig. Christina seufzte und blickte traurig auf ihre Hände, die ihr im Schoß gefaltet lagen.

Man hatte schöne milde Tage. Gegen alles Herkommen und Erwarten machte Sophia gelegentlich eines Morgenbesuchs den Vorschlag, man solle für eine Weile in das Landhaus im Isartal fahren, das die Renners sonst nur in den heißen Sommermonaten bewohnten. Man könne, brachte sie vor, für Tage oder Wochen hinausziehen, wie das Wetter es erlaube. Sollte es noch einmal kalt oder naß werden, so sei man schnell und ohne große Mühe wieder in der Stadt. Sie habe bei Beginn der warmen Zeit das Haus in Stand setzen lassen, es sei bereit, sie alle aufzunehmen.

Christina ging freudig auf das Anerbieten ein. Anna verblieb nachdenklich still, fast ein wenig betäubt von der Notwendigkeit eines unerwarteten Entschlusses.



Wegen der Post, gab Sophia schüchtern, eine gewisse Verlegenheit bekämpfend, zu bedenken, sei kein Aufenthalt zu befürchten, sie würde unverzüglich hingebacht. Für das Kind sei schon gut vorgesorgt und was noch fehle wollten sie ohnedies mit eigenen Händen fertigstellen, zu dreien würden sie in der ländlichen Stille eine Menge bewältigen. Anna stimmte schließlich zu, verharrte aber wie abwesend zwischen den beiden.

Den Abend vor der Fahrt saßen die Frauen in der gewohnten Ecke des Rennerschen Wohnzimmers beisammen, Ludwig und Andreas leisteten ihnen Gesellschaft. Sophia erging sich über die Schönheit des verflossenen Tags, an dem sie einige Stunden im Garten des Landhauses zugebracht hatte, denn sie hatte noch einmal draußen nachgeprüft, ob auch alles in angemessener Verfassung sei, um die Gäste zu beherbergen. Sie beschrieb die alten ungeheuren Roßkastanien mit ihren Kuppeldächern aus schwellenden Zweigen. Man hörte, sagte sie, das Platzen der Baumknospen. Überwältigend aber sei der Zauber des grün hinströmenden Flusses. Auf dem Kiesfeld, das den Garten vom Ufer trennte, habe der Kies weithin im Licht rosig golden geschimmert. Dann schwärmte sie von Ludwigs Angelplätzen in den sanftfließenden Buchten, und er, der in Freizeiten einer bescheidenen Neigung für den Angelsport nachgab, ging eifrig und weitläufig darauf ein.

Diese angelegentliche Unterhaltung der Gesellschaft spielte sich um Anna wie in weiter Ferne ab. Selten fing sie ein Wort, das an ihr Ohr drang, sinnvoll auf.

Als ein Bote aus Ludwigs Amt gemeldet wurde, horchte sie flüchtig hin. Ludwig sprang auf und ließ den Mann in sein Arbeitszimmer bescheiden. Schon aber trat der Angekündigte in die Tür, eine Depesche in der Hand, und erklärte beflissen, es sei die erwartete Drahtnachricht des Konsulats, die er Weisung habe hierher zu bringen. Dabei wanderten seine kleinen Äugelchen, die in die Fettpolster der feisten Wangen eingebettet waren, neugierig zwischen den Anwesenden hin und her. Renner winkte dem Boten, ihm zu folgen. Es sei eine dringende Amtssache, der Mann sei fehl am Platz,

entschuldigte er sich und bat die Damen, die Störung zu verzeihen. Er wolle die Sache rasch in seinem Arbeitszimmer erledigen.

Die Zurückbleibenden versanken in Schweigen. Andreas erhob sich nach einer Weile ebenfalls. Sophia stickte beflissen und ohne von der Arbeit aufzusehen. Christina goß sich rasch nacheinander zwei kleine Tassen schwarzen Kaffees ein und zündete sich dann eine Zigarette an. Die Gewohnheit zu rauchen war Anna an der Mutter noch immer ungewohnt. Sie hatte sie nach dem Tode des Vaters auf ihren Auslandsreisen angenommen. Die Mutter der Kindheit hätte Anna sich rauchend nicht vorstellen können. Dies kam ihr plötzlich in den Sinn und weckte sie aus ihrer Verträumtheit. Sie strengte sich nachträglich an, halbwegs in dem Vorgegangenen sich zurechtzufinden. Ehe sie noch zu einer klaren Übersicht durchdrang, erschien Andreas mit einer Mappe, die er, wie er sagte, diesen Morgen erst aus England bekommen hatte. Er schob ein niedriges Tischchen vor Annas Sitz, breitete das Bildwerk vor ihr aus, wendete die Blätter. Sie mühte sich seinen Erklärungen zu folgen, ja sie zwang sich von Zeit zu Zeit eine sachliche Frage ab. Bald fiel ihr auf, daß seine Hände zitterten, daß er sich manchmal mit dem Taschentuch über die Stirn wischte. Sie hob den Blick und fand sein Gesicht farblos, sah es aber unter ihrem Anschauen sich dunkel färben und gestand sich mit Sorge, daß es an diesem Abend verfallen wirkte, wie sie es noch nie gesehen hatte. So bat sie ihn schonend, falls er müde sei oder sich nicht wohl fühle, sich nicht um sie zu bemühen, sie könnten die Mappe ein andermal betrachten. Er schüttelte in lebhafter Abwehr den Kopf. Der Wind habe umgeschlagen, es herrsche Föhn und den vertrage er schlecht.

Bald wollte Anna, um den sichtlich Leidenden freizugeben, die Mutter zum Aufbruch mahnen, sah um sich und bemerkte, daß sie und Sophia den Raum verlassen hatten. Nach einer Weile erschienen beide wieder, Christina schon in ihren Mantel gehüllt und zum Heimweg bereit.

Beim Erwachen am kommenden Tag fand Anna die Mutter bereits angekleidet und das Haus in geschäftiger Bewegung. Die Kleider und was

sonst gebraucht wurde waren schon verpackt, das Frühstück wartete auf dem Tisch. Bald sollte Sophia sie im Wagen zur Fahrt in das Landhaus abholen.

Der nächste Tag, den sie dort verbrachten, nachdem sie am vorigen sich behaglich eingerichtet hatten, wobei freilich Anna auf Wunsch der beiden die Müßigste war, war warm und föhnig, die Berge schienen ganz nah, und die Gegend, Fluß und Wald berückten im Zauberlicht. Die Frauen hatten es sich auf der gemauerten Terrasse, die ebenerdig vor das Haus gelagert war, bequem gemacht mit Tischen, Körben und ihrem Arbeitszeug. Anna, die vor ihrer Hochzeit im verflorenen Jahr hier mit Sophien und Christinen einige Wochen in fröhlicher Unruhe verbracht hatte, denn der Aufenthalt war oft durch Stadtfahrten unterbrochen worden, kannte alle Räume des Hauses und jeden Winkel des Gartens wie auch den Flußstrand. Sie verließ die Gesellschaft der beiden Frauen immer wieder um herumzuschweifen, als suche sie an den vertrauten Orten ihr altes Selbst von damals.

Aber schon der kommende Tag bannte die Frauen in das Haus. Der Föhn hatte Regen und der Regen hatte eine empfindliche Kälte mit sich gebracht. In den Öfen brannten groß lodernde Holzfeuer. Eigentlich, erwog Anna bei sich, hätte man den Regen schon nach dem Föhn am Abend vor der Fahrt erwarten müssen. Die Dichte der Bewölkung verhiess der Witterung eine gewisse Dauer. Trotzdem war von Heimfahrt, wie man sie bei Wetterungunst vorgesehen hatte, keine Rede. Sophia und die Mutter nisteten sich vielmehr ein, als wüßten sie sich nirgendwo tieferes Behagen. Stoffbündel, Wollknäuel, Seidenbänder, Scheren, Nadeln und Vorlagen waren auf Tischen und Stühlen ausgebreitet. Die beiden Frauen schufen immer neue Wunder an Klein-kinderzeug. Anna war die Lässigste, brachte nichts von der Hand und gab verquere Antworten, wenn sie Rat oder Urteil abgeben sollte.

Am späten Nachmittag pflegte Ludwig Renner aus der Stadt zu erscheinen. Er brachte den Frauen Süßigkeiten, Journale, Zeitungen und die Post. Anna reichte er gewöhnlich Blumen, die ihr Andreas sandte. Mit einem Blick auf die Briefe nahm Anna stets sogleich wahr, daß sie ohne Nachricht

verbliebe und auch dieser Tag wesenlos versinken müsse. Sie erfand sich dann häufig einen Anlaß, für eine Weile aus dem Zimmer zu gehen, um die heimlichen Blicke der andern nicht auf sich verspüren zu müssen.

Der Regen hatte nun zehn volle Tage ohne Unterlaß angehalten, und es zeigte sich noch keine Aussicht auf einen Wetterumschwung. An einem Nachmittag nach Renners Ankunft — er brachte diesmal keine Briefe, und die Zeitungen waren, wie er bekannte, durch ein Versehen in der Stadt verblieben — wurde Anna inne, daß nicht nur sie sich bedrückt fühlte, sondern auch alle andern nur mit Mühe Gleichmut und Haltung bewahrten. Vielleicht daß die Wettertrübsal, vielleicht daß die Eingeschlossenheit des Hauses sie bedrückte. Anna floh aus der Dumpfheit des Raums und stieg ziellos die Treppen hinauf bis unter das Dach. Hoch oben gab es einen kleinen gedeckten Söller, den vor einem halben Jahrhundert ein früherer Hausherr, ein damals wohlbekannter Maler, dem alten massiven Gebäude eingebaut hatte. Es war da Ausblick nach drei Seiten. Man folgte dem Fluß aufwärts gegen seinen Ursprung und abwärts auf seinem Zug in die Ebene, zu Füßen hatte man die dichten Kronen der Kastanien und bei klarer Sicht fern im Süden die Alpenkette. Heute stand Anna ausblicklos im Regengeriesel. Ein gewundenes Nebelband ließ den Flußlauf erkennen. Nebelfetzen umflatterten die Schwankende auf dem sturmumbrausten Vorbau in der Höhe, der Regen badete ihr Gesicht. Manchmal hüllten die Wolken sie wie in einen feuchten Mantel ein, dann zerrissen sie, stellten sie bloß und gaben ihr die Nahsicht frei. Sie fühlte sich gelöst von allem, was sie in den letzten Wochen umgeben hatte, allein zwischen Himmel und Erde. Die nassen Haare hingen ihr ins Gesicht, die feuchten Kleider klebten vom Sturm gepeitscht an ihrem Körper, sie jedoch fühlte nichts davon. Der Regen hielt ein, aber der Wind umtobte jetzt mit vermehrter Heftigkeit das Haus. Plötzlich rissen im Süden die Wolken auf, die Sonne brach mit Macht hervor und enthüllte die vom Neuschnee blendende Bergkette. Auf dem strahlenden Weiß bewegte sich eine dunkle schmalaufragende Gestalt den Gipfeln zu. Trotz der ungeheuren Entfernung folgte Anna deutlich ihrem Aufstieg. Da wandte sich die Erscheinung und wies

vom Licht überflutet Anselms Gesicht. Anna beugte sich vor, bereit zum Sturz in den Sturm. Der Graue wandte sich ab, stieg langsam stetig aufwärts und schwand in der schwarzen Wolke, die ihn mit der Sonne verschlang.

Annas Aufschrei zerflatterte. im Toben des Windes. Sie griff noch mit beiden Händen hinter sich und ertastete die Steinbank in der Wandnische, auf die sie hinsank, in eine ohnmachtähnliche Starre untertauchend. Erwachend vernahm sie ihren Namen von verschlungenen Stimmen durch das Haus hallen. Ihre Füße standen in einer Regenglache. Sie schüttelte das Wasser von den Kleidern, stampfte auf einer trockenen Stelle ihre Füße beweglich, strich die nassen Haare aus Stirn und Wangen und stieg die Treppen hinab. In einem Wandspiegel auf der oberen Diele begegnete sie sich und empfand mitfühlend den Schrecken, den ihre Erscheinung den anderen einflößen würde. Sie hörte Stimmen aus dem verregneten Garten und von dem nebelverhüllten Ufer herauf nach ihr rufen. Sie trat in den Wohnraum, wo allein Sophia noch mit weißem Gesicht, in der Fensternische Ausschau haltend, stand. Bei Annas Erscheinen trocknete sie sich die Augen, lächelte mühsam, schloß die wieder Aufgefundene trotz ihrer tiefenden Kleider an sich und setzte hierauf entschlossen ein Klingelwerk in Gang. Christina erschien mit den Mädchen. Sie war bemüht die ausgestandene Angst zu verbergen. Beide Frauen bestimmten Anna, sich für ein paar Stunden zur Ruhe zu begeben und heißen Tee zu trinken, um die Folgen der Kälte und Nässe im Keim zu ersticken. Sie fügte sich. Nichts wünschte sie in diesem Augenblick mehr als still in ihrem Zimmer zu verweilen.

Seit sie ihren hohen, sturmgepeitschten Ausblick verlassen hatte, war eine nüchterne Wachheit in ihr aufgestanden. Sie wußte nun um die Dinge, die um sie vorgingen.

Sie erhob sich, suchte sich ein paar trockene Kleidungsstücke, denn man hatte ihr nasses Gewand weggenommen. Angekleidet ging sie in das Wohnzimmer, wo jetzt alle in bedrücktem Schweigen beisammensaßen.

Sie trat hinter Christinens Stuhl, legte ihr beide Arme um den Hals und sagte tief aufatmend: "Warum haltet ihr mich für unwürdig, meinem Schicksal

zu begegnen, wie ihr dem euren begegnet seid? Gebt das Versteckspiel auf! Ich möchte morgen mit euch in die Stadt zurückkehren. Es wird für uns alle leichter sein."

## Zweiter Teil

## 26

In Annas Erwachen läuteten alle Glocken der Stadt. Es war heller Vormittag. Aus ihrem Traum schwang das Klingen ins strahlende Tageslicht. Im Schlaf hatte sie neben Anselms Großmutter am Geländer eines der tiefen Fenster ihres ovalen Speisezimmers in Wien gestanden. Die Frau hielt Anna mit der einen Hand mit dringlich flehender Gebärde am Ärmel ihres Kleides fest, die andere wächsern durchscheinende wies in den Garten hinunter, durch dessen Mittelweg Anselm zögernd sich entfernte. Anna wollte ihr Kleid aus der Hand der alten Frau befreien, da aber löste diese sich in die goldene Luft auf, in der ein mächtiges Läuten schwang, und die Gestalt im Garten war im gleichen Augenblick verweht. Anna sprang aus dem Bett und lief noch von ihrem Traum befangen ans Fenster, um die Gesichte zu bannen. Sie sah auf die Straße hinab, die menschenleer im grellen Lichte stand. Von der Ludwigstraße her dröhnte in das Glockenläuten Musik, Gesang und lautes Beten. Jetzt erst wurde Anna völlig wach. Es war Fronleichnamstag und die Prozession durchzog die Stadt. Wie lange in den Tag hinein mußte sie geschlafen haben!

Frau Gabel, die Wärterin, sah die bloßfüßig am Fenster stehende Frau strafend an, legte ihr einen Morgenrock um, drückte sie in einen bequemen Sessel, zog ihr die Hausschuhe an die Füße und verließ mit einer Reihe von Ermahnungen den Raum. Dann kam sie mit dem Frühstückstablett, goß den Tee ein, klopfte das Ei auf und strich Brotschnitten. Sie stellte sich Anna gegenüber und sah ihr aufmunternd beim Essen zu.

Dreimal, sagte sie, sei sie im Schlafzimmer an Annas Bett gestanden und die junge Frau habe geschlafen wie eine Rose. Wie ein Sack, hatte die alte Margret in solchen Fällen befunden. Frau Göbel mahnte, in einer Stunde käme Frau Renner sie zum Spaziergang abzuholen. Dann erbot sie sich wie täglich Anna ins Bad zu folgen, um sie zu bedienen, und wurde wie täglich freundlich abgewehrt. Als Sophia kam, war Anna zum Ausgang bereit. Sie gingen in den



Park. Von der Stadt her kam ein Duft von welkendem Gras und Birkenlaub. Für den übernächsten Tag habe Annas Mutter sich brieflich angemeldet, berichtete Sophia. Anna ging rüstig neben ihr her. Die Ältere blieb einen Schritt zurück, um ihren Schützling unbemerkt von der Seite zu betrachten. Sie war zufrieden. Die junge Frau sah ruhig und blühend aus.

In Anna jedoch reifte, während sie so schweigsam in den Frühsommertag hineinzog, der Entschluß, sich der Fürsorge und übergroßen Bemühung ihrer Pfleger zu entziehen. Sie wollte zu Franziska in ihr entlegenes Tal fliehen. Dort sollte das Kind geboren werden. Stern und dunkler Wald würden durchs Fenster sehen, der Brunnen in seinen und ihren Schlaf rauschen, nächstens würde das Käuzchen vom Kapellendach rufen und das zahme Eichkätzchen am Morgen seine Nuß vom Fensterbrett holen. Das Kind würde man in einer Holzhütte baden und in einen Weidenkorb legen. Sie lächelte bei dem Gedanken vor sich hin. Sophia lächelte zurück und nahm ihren Arm. Anna bekam Herzklopfen und vorwegnehmende Gewissensbisse. Als sie sich auf einer Bank niederließen, nahm Sophia Annas Hand in die ihre und hielt sie in warmer Umschlingung fest. Schlecht wollte sie diese Liebe lohnen, kam Anna in den Sinn. Dennoch, sie würde hier ersticken, sie mußte fort. Ihre Gedanken kreisten nun unablässig um ihren Plan. Wie würde sie es einrichten, um unbemerkt das Haus zu verlassen, und wie würde genügend Zeit zwischen ihrer Flucht und deren Entdeckung verstreichen, damit sie nicht eingeholt und zurückgebracht würde? Heute mußte es noch sein, übermorgen schon war die Mutter hier, dann konnte es ihr nicht mehr gelingen. Seltsam, daß ihr der Gedanke jetzt erst kam, obgleich sie die letzten Wochen zunehmend unter der ständigen Aufsicht der Pflegerin gelitten hatte. Aber es war wohl gerade jetzt die rechte Frist. War sie erst bei Franziska, so würde ihr Zustand nicht mehr erlauben sie heimzuholen. Wartete sie noch zu oder mißlang es ihr, so war auch keine Zeit mehr hinzugelangen.

Auf dem Heimweg fiel Sophien Annas Schweigen auf. Ob sie müde sei? Anna verneinte und sah die gute Begleiterin in heimlicher Abbitte an. Im Hausflur überreichte Sabina ihr ein Telegramm. Es mochte, meinte Sophia,

vielleicht eine Abänderung in der Ankunft der Mutter melden. Anna öffnete es. Es meldete den Tod der Großmutter Anselms aus Wien, die, wie ihre Haushälterin berichtete, am frühen Morgen unerwartet verschieden war. Sophia, der Anna das Telegramm übergab, sah ihr besorgt in die Augen und sandte Sabina aus, sie möge ihren Gatten herbeirufen. Während sie ihn erwartete, erzählte Anna ihr den Traum. Bald erschien Ludwig Renner in Begleitung seines Bruders. Im Haus Renner war unterdessen eine gleichlautende Depesche eingelaufen. Ludwig hatte die Nachricht bereits an Annas Mutter und ihren Onkel Franz weitergeleitet. Er wolle, sagte er, mit dem nächsten Zug selbst nach Wien fahren, um dort alles zu ordnen, bis jemand aus Annas Familie folge. Es würde wohl Franz sein, der sie vertreten müsse.

Annas gelassene Fassung erlaubte Sophien, sich mit den Männern zu entfernen, um Ludwigs Abreise vorzubereiten. Sie bat Anna ruhig zu verbleiben und von den Gewohnheiten des Tages nicht abzuweichen. Am frühen Abend käme sie noch einmal für ein Weilchen zu ihr.

Eine für Annas Vorhaben unerwartet günstige Fügung entfernte die übereifrige Pflegerin für etliche Nachmittagsstunden. Frau Göbel stellte mit Genugtuung fest, daß Anna wenn auch mäßig, so doch genügend vom Mittagsmahl genossen hatte und jetzt, vom Spaziergang ermüdet und von der Trauerbotschaft betäubt, zu ruhen bereit war. Sie hat nun ihrerseits, sich zum nachmittäglichen festlichen Kirchgang und einem anschließenden kurzen Besuch bei ihrer Tochter entfernen zu dürfen. Sabina würde sie, sei es nötig, in kürzester Zeit zu finden wissen. Anna äußerte ihr Einverständnis. Sie hörte bald darauf, wie die Frau nach vielen Empfehlungen an Sabina sich entfernte, und später drang aus dem offenen Küchenfenster das gedämpfte Singen der Mädchen zu ihr herauf.

Anna schlüpfte in das Treppenhaus, stieg leise ins Dachgeschoß, entnahm einer Kammer eine alte leichte Reisetasche und eine Plaidhülle, kehrte in ihr Zimmer zurück, füllte die beiden Behälter mit dem Nötigsten an Wäsche und Kleidung für sich und das Kind und versteckte die Gepäckstücke in dem großen Flurschrank vor ihrer Tür.

Dann legte sie sich, von Spannung und Anstrengung übermüdet, auf ihr Bett und schlief noch, als Sophia mit der heimgekehrten Wärterin in ihr Zimmer trat. Sophia nahm den Tee mit ihr ein. Anna erzählte ihr von ihrem Besuch bei Anselms Großmutter in Wien und was diese ihr und Christina von ihrem Leben anvertraut habe. Sie habe mit Anselm nie darüber geredet. Er habe zu der alten Frau in einer merkwürdigen inneren Abwehr gestanden. Und dennoch, sagte Sophia, habe sie in ihrer letzten Zeit nur durch ihn noch gelebt.

Sie bot Anna an, die Nacht bei ihr zu verbringen, ließ sich aber nicht allzuschwer bewegen, davon abzustehn. Sie hatte ihre Nachmittagsruhe eingebüßt und fühlte sich nun auch müde.

Die Mädchen, die am Morgen mit dem Umgang gezogen waren, und die Wärterin, die sich vom Kirchgang und vom Familienbesuch erschöpft fühlte, suchten am frühen Abend ihre Lager auf. Man wußte ja auch nicht, wie bald man eine Nachtwache zu bestehen hatte.

Anna schrieb einige Zeilen für die Mädchen und einen Brief an Sophia, in dem sie sie von ihrem Plan in Kenntnis setzte und sie bat, ihr die Überraschung zu verzeihen. Nach zehn Uhr hing sie sich ihren Lodenmantel um, nahm ihre beiden Gepäckstücke aus dem Schrank und ging leise die Treppe hinunter. Sie schloß die Tür zum Garten ebenso leise auf, verschloß sie von außen wieder und ließ den Schlüssel behutsam durch das Gitter des offenen Küchenfensters zu Boden gleiten. Dort würde die sorgsame Sabina ihn in der Morgenfrühe auffinden, und etwas später würden sie auch den Zettel auf Annas Bett-Tisch und den Brief an Sophia entdecken. Sie selbst, Anna, säße dann schon im Bahnhofswarteraum der alten Bischofsstadt, und bald darauf stiege sie in den Bummelzug nach der kleinen Haltestelle am Fuß des Tals, auf dessen Höhe Franziskas Haus stand.

Sie ging, den Kiesweg meidend, über den Rasen nach dem schmalen Pförtchen, das in einen Weg zwischen zwei Gärten mündete, und warf den Schlüssel in den Garten zurück. Der Haushund hatte verschlafen Laut gegeben

und wollte ihr folgen, sie verwies ihn, durch die Gitterstäbe der Tür seine Ohren krauend, zur Ruhe.

Anna vermied am Haus vorbeizugehen und gelangte auf einem Umweg zu einem nahen Halteplatz, wo sie einen Wagen fand, der sie zum Bahnhof brachte. Am Schalter vermochte sie den Namen der Stadt, die ihr nächstes Ziel war, nicht auszusprechen, er war ihr entfallen. Sie stammelte und sah um sich, ob ihr niemand gefolgt sei. Der Beamte, der ihre Verstörung und wohl auch ihren Zustand wahrnahm, brummte nicht unfreundlich etwas vor sich hin, reichte ihr schließlich einen Fahrplan, und sie deutete beschämt und jetzt schon in ihrer Stummheit verharrend auf ihr Ziel. Er gab ihr die Karte, sie legte eine Banknote hin und lief ohne den Geldrest zu beachten mit dem Billet wie mit einem Raub davon. Der Beamte kam ihr mit großen Schritten nach, steckte ihr das Geld in die Hand, sah ihr mit einer Art unwirschen Mitleids ins Gesicht, nahm ihr das Gepäck aus der Hand und führte sie an die Sperre. Dann reichte er ihr die beiden Taschen und hieß sie eilen. Sie bestieg den Zug im Augenblick der Abfahrt, taumelte in das nächste leere Abteil, ließ sich in einer Ecke nieder, und nun begann es lautlos und unhemmbar aus ihr heraus zu weinen. Als ihr der Tränenquell versiegte, fühlte sie eine freudige Ruhe über sich kommen.

Aus dem Nebenabteil schollen pausenlos Frauenstimmen zu ihr herüber. Als an der Grenzstation ein Zollbeamter den Zug betrat, wuchsen sie zu einem vielstimmigen Gezeter an. Annas kleines Gepäck hatte der Beamte nach einem flüchtigen Blick auf den Inhalt nicht berührt.

Als der Zug sich wieder bewegte, wurde die Tür von Annas Abteil aufgerissen, eine stattliche Dame mittleren Alters trat ein, hinter ihr zwei junge Mädchen. Es war den Stimmen nach zu urteilen die Belegschaft des Nachbarcoupés. Die Dame warf einen abschätzenden Blick auf Anna, die mit gesenkten Augen reglos in ihrer Fensterecke saß, schien vom Ergebnis der Forschung befriedigt, knöpfte ihre Bluse auf und warf eine Anzahl Päckchen, die sie hervorzog, auf den Sitz. Das jüngere der beiden Mädchen brachte gleichfalls eine Rolle Spitzen und ein Stück Seidenstoff zum Vorschein.

"Eine fatale Manie von dir, Mama", sagte das ältere der Mädchen säuerlich. "Wir werden noch einmal gehörig damit hereinfliegen. Mir verdirbt die Geschichte immer wieder die Reise!"

"Yvonne," erklärte die Mama, "du sprichst von Dingen, die du nicht verstehst. Wie sollte ich die Geschenke, die wir nun doch wohl unseren Gastfreunden in Bozen überreichen wollen, sonst mitnehmen!"

Die Dame legte sorgfältig ihren Hut ab und packte ihn in Seidenpapier gehüllt in eine Hutschachtel, die ihr die jüngere Tochter beflissen geöffnet hatte. Aus derselben Schachtel kamen nun aber zwei Männerhüte zu Tage, die auf die Sitzbank gelegt wurden, nachdem die Jüngere noch ein Plaid und einen Spazierstock ins Netz gehängt hatte. Nachdem die Mama sich auf der freien Bank ausgestreckt hatte, zog ihr die Tochter die Schuhe aus und legte ihr einige Kissen unter den Kopf. "So," sagte das Mädchen befriedigt, "die Nachtruhe wäre gesichert, nun mögen sie kommen." "Danke, meine Madeleine," erwiderte die Mutter, "Verstand und Humor hat die gute Fee in deine Wiege gelegt, mein Augentrost!" "Sonst aber leider nichts", flüsterte Yvonne bissig, warf sich ausgestreckt auf die Bank neben Anna, nachdem sie eine Decke, Bücher und Zeitungen um sich gruppiert hatte. Ihre Schuhe berührten Annas Mantel. "Madeleine, geh jetzt zu Ludwina hinüber," befahl die Mama, "setz dich dort hin und richte es dir bequem auf der Bank neben dem alten Knopf ein, der soll sich dünn machen!" "Falls er sich nicht selbst schon hingelegt hat," meinte Madeleine, "mir scheint, ich hör ihn schnarchen." "Das dürfte unser Liebling Ludwindien sein!" warf die andere spöttisch ein. "Nun aber macht ein Ende", erklärte die Mama. "Hat jeder seine Fahrkarte? Wir kennen uns nicht, das ist ausgemacht. Falls Kontrolle kommt, sind die fremden Herren" — sie deutete auf die Hüte — "weggegangen. Ludwina ist krank, sie fährt zur Kur, sie darf nicht geweckt werden. Du bist ihre Pflegerin!" Madeleine zog ab. Yvonne bemerkte noch: "In Innsbruck steigen gewöhnlich viele Reisende nach Rom zu, ich bin neugierig, was dir dann dein Theater hilft." Sie bekam keine Antwort. Anna saß mit geschlossenen Augen. Sie war jetzt dem Einschlafen nah, als ein scharfes Flüstern sie wieder wachrief. Unter ihren müden Lidern

hervorschauend gewahrte sie, daß die Frau auf der Bank gegenüber sich halb aufgerichtet hatte. Auf einen Arm gestützt starrte sie Anna aufdringlich ins Gesicht. Diese hielt die Augen abwehrend geschlossen. Es war, hatte sie festgestellt, eine hübsche Frau mit klaren Zügen und vollem braunem Haar. Sie war geschmackvoll gekleidet, ihre Fülle war noch beherrscht. In den großen hellen Augen aber lag eine schonungslose neugierige Kälte und um den Mund ein hämischer Zug.

"Sag mal, Yvonne," begann die Reisegefährtin, "hast du dir deine Nachbarin mal angesehen? Ich finde, sie sieht dem Bild, das uns die Maria van Loon neulich gezeigt hat, außerordentlich ähnlich. Na, wie hieß denn der junge Archäologe nur, der da neulich auf Rhodos ermordet wurde? Ich meine das Bild seiner Witwe."

"Auf Kreta, Mama", belehrte die Tochter. "Zunächst ist der Gysbrecht nur verschwunden, sein Tod soll nicht bewiesen sein. Also gibt es vorläufig keine Witwe. Im übrigen sehe ich aber auch keine Spur von Ähnlichkeit." Sie musterte Anna nun ebenso ungescheut, wie es vorher die Mutter getan hatte. "Sieh dir doch das Gepäck an und die ganze Aufmachung! Das ist eine brave Kleinstädterin. Sieh doch die vorsintflutliche Reisetasche, ein wahres Museumsstück, und die Initialen H. M.!"

Anna stemmte die Füße fester auf die Tasche, die vor ihr auf dem Boden lag. Fast hätte sie gelächelt. Die liebe alte Ledertasche, die die Großmutter auf all ihren Reisen begleitet hatte! Sie war eine Art Talisman, wie die Kette aus den unregelmäßigen kleinen Perlen, die sie unter dem Kleid am Halse trug.

Die Tochter Madeleine erschien in diesem Augenblick, um sich nach dem Befinden der Mutter zu erkundigen. Sie könne leider nicht schlafen, klagte die Dame. Madeleine bot ihr einen kleinen Becher aus einer flachen Korbflasche gefüllt an, die sie vorsorglich mitgebracht hatte. Vielleicht würde der Trunk sie einschläfern.

"Hör mal, Kindchen," begann die Frau mit einer obstinaten Unbeirrbarkeit, "sieh du dir mal die Person da in der Ecke an, ich behaupte, sie

sieht der Witwe von dem Gysbrecht ähnlich, der Selbstmord begangen haben soll. Yvonne will es nicht wahr haben."

Madeleine errötete heftig und starrte nun ihrerseits Anna an, schwieg jedoch. "Nun," begann Yvonne, "der Gysbrecht wird nicht gerade unser verliebtes Kindchen mit seiner Witwe bekannt gemacht haben." "Pfui," wehrte Madeleine ab, "du bist niederträchtig. Ach Mama," fuhr sie fort, "das ist doch alles schnödes Gerede, mach da doch nicht auch mit." Yvonne riß die blaue Hülle vor das Licht.

Anna kehrte sich ab und zog die Kapuze des Mantels tief in die Stirn. Niemand hatte mehr acht auf sie.

In Innsbruck bestieg eine Pilgerschar nach Loreto den Zug. Die Gänge füllten sich mit Menschen. Ein Geistlicher öffnete die Tür des Abteils, um für einige alte Leute Sitzplätze zu belegen. Mit einem gewaltigen Wortschwall und dem Hinweis auf Plaid, Hüte, Stock und Bücher schlug die Frau den Angriff ab. Die Herren seien offenbar ausgestiegen, um eine Ergänzung ihrer Fahrkarten im Bahnbureau zu bewirken, sie kämen sogleich wieder. In den letzten Wagen des Zugs sei noch reichlich freier Platz. Der Priester zog sich eingeschüchtert zurück. Andere drangen ein und wurden abgewehrt. Von unwilligen Reisenden herbeigeholt erschien der Schaffner, versuchte einzugreifen, aber auch er mußte besiegt weichen. Nach einer Weile kam die dritte Tochter, Ludwina, ein etwas unförmlicher Backfisch, und erklärte weinerlich, auf dem Gang sei eine Pilgerin ohnmächtig geworden, sie habe Platz machen müssen, man habe die Kranke auf ihre Bank gelegt. Die Mutter gab zu verstehn, Ludwina sei schwachsinnig und käme nie auf einen grünen Zweig, sie sei hoffnungslos aus der Art geschlagen. Sie hieß sie sich in die Ecke setzen und legte ihr die Füße auf den Schoß. Anna wäre gern geflohen, aber es gab in dem überfüllten Zug kein Wohin mehr. Sie saß mit schmerzenden Gliedern wach und starr in ihrer Ecke. Nun schliefen alle außer ihr im Abteil. Sie hatte Muße, die Leute zu betrachten. Die Frau wirkte im Schlaf schön, die verbitterte Yvonne hatte ein feines schwermütiges Gesicht und der dicke Backfisch war

gewiß die plumpe Puppe eines hübschen Falters. Was nur hatte diese wohlgeschaffenen Menschen so eigensüchtig und boshaft gemacht?

Der Zug verlangsamte sein Tempo, schon schimmerten die Domtürme der Bischofsstadt durch den Frühdunst.

## 27

Am Ziel angelangt zwängte sich Anna mit ihrem Gepäck ins Freie. Bald saß sie in der frischen Morgenluft auf einer Bank. Die Stadt lag ihr im Rücken. Vor ihr stieg der Berg auf, etliche häßliche altneue Häuser nisteten ungepflegt und unlustig im Grün, von einem Steilweg kamen Bäuerinnen mit Körben auf dem Rücken bedächtig den Berg herunter. Nach kurzem Harren fuhr ihr Zug ein. Die übernächliche Steifheit der Glieder und der ausgestandene Verdruß waren schon verwunden. Sie fand ein leeres Abteil und ließ sich am Fenster nieder. Der Zug fuhr den hochgeschwellten Fluß entlang. Vertraut nahm die Landschaft sie auf, Höfe an den Hängen, wie aus dem Berg herausgewachsen, Kirchturmspitzen auf den Höhen, Schlösser im Bergwald halb verborgen. Frühe Gänge und Fuhrwerke blieben auf der Landstraße zurück. Bald war Anna an der kleinen Haltestelle angelangt. Ein alter krummer Mann mit einer Dienstmütze nahm ihr die Fahrkarte ab. Es gab kein Bahnhofsgebäude, nur eine gedeckte Halle mit einer Bank. Zwischen ein paar Bauernhöfen lag das uralte Gasthaus mit seinen kleinen, in dicke Mauern tief eingebetteten Fenstern. Aus jedem brach ein Flor von Fuchsien und Hängnelken, vor dem Eingang standen blühende Oleanderbüsche in Kübeln. Es war indessen klarer Morgen geworden. In der Wirtsstube traf Anna die Mutter des Gasthalters beim Morgenkaffee. Von ihrer Einkehr im vergangenen Jahr erkannte die Frau sie sogleich und begrüßte sie mit verhaltener Herzlichkeit, an der zu merken war, sie wußte um Annas Lebenswende. Sie fragte nichts, bot Anna einen bequemen Stuhl, schob ihr ein Bänkchen unter die Füße, brachte heißen Kaffee, Milch, Brot, Honig und Butter und bat, alles frisch zu genießen. Der Wagen der



Signora werde sich verspätet haben, der Weg sei vom großen Unwetter her auch noch zu schlecht.

Es käme niemand sie abzuholen, gestand Anna, sie habe sich plötzlich zu dieser Reise entschlossen und sei bei der Großmutter nicht angemeldet. Die Alte sah mit verhohlenen Erstaunen auf sie hin, unterdrückte aber jede Frage und sagte nur, da müsse man eben einen Boten hinaufschicken. Am besten wäre es, die junge Frau lege sich indessen für ein Stündchen oder zwei zur Ruh, sie ließe gleich ein Bett richten. Es sei still im Haus, der Sohn habe die Kommission, die aus Wien gekommen sei wegen der Schäden, die der Wettersturz an Wegen und Brücken getan habe, talaufwärts fahren müssen. Im obersten Dorf verblieben die Herren bis morgen. Das Fuhrwerk käme zurück und dann brächte er sie hinauf zur Signora.

Anna lehnte ab. Sie wolle gehen, sie kenne ja die Straße gut, nur das Gepäck ließe sie zurück. Das würde ein Knecht dann noch im Lauf des Tages holen. Sie trank eine Schale heiße Milch, bot der Frau die Hand, dankte ihr und ging. Die Alte begleitete sie ein Stück Wegs bis über die Höfe hinauf, sah sie seufzend an und blieb dann kopfschüttelnd zurück, nachdem sie sie nochmals gebeten hatte, langsam zu gehen und auf den Weg zu achten.

Anna kam rüstig vorwärts. Die Straße litt noch an den Spuren des Unwetters. Felstrümmer und entwurzelte Bäume waren notdürftig aus der Mitte geschoben, an den Berglehnen arbeiteten auf den kargen Feldern die Bauern, um die Schäden zu tilgen. Allmählich begann sie die Junisonne, die durchwachte Nacht, die Spannung der Flucht zu verspüren. Die Überlegung, wie Sophia ihre hinterlassene Nachricht träfe, bedrückte sie. Ein Stückchen über dem ersten Dorf, durch dessen stille Gasse sie gewandert war, gestand sie sich auf einer kleinen Waldwiese über dem Weg die erste Rast zu. Sie sah auf den Ort und die Kirche nieder. An deren Längswand stand der bärtige Riese Christophorus, mit dem Kindlein auf den Schultern und einem Baumstamm in der Hand, im Wasser, in dessen Wellen sich außer Seepferdchen und Fischen auch eine fischschwänzige Wasserjungfer der Gesellschaft des heiligen

Mannes erfreuen durfte. In ihrer Müdigkeit begrüßte Anna diese Gemeinschaft als eine tröstliche Begegnung.

Jetzt aber vernahm sie das Knarren eines Wagens, der sich langsam durch die Hindernisse des Wegs herauf schob, sodann eine Frauenstimme und erkannte die der alten Wirtin, die eben ein Bauernkind dringend verhörte, ob nicht vor kurzem eine Stadtfrau vorbeigegangen sei. Das Kind gab, neben dem Wägelchen herlaufend, das eben um die Windung der Dorfstraße bog, schallend Auskunft.

Es war ein bresthaftes ausgedientes Bauerngefährt, das die Alte lenkte, und es war ein klappriger Gaul, der es zog. Auf dem Sitz lagen rotkarierte Kopfkissen, und ein Strohsack war als Fußstütze eingelegt. Die Wirtin hatte Anna bald erspäht, stieg ab, trat zu ihr und hieß sie aufsteigen. Sie wartete nicht ab, bis Anna sich entschloß, sondern hob sie mit ihren sehnigen Altweiberarmen in den Wagen. Eben, erklärte sie, sei mit dem Zug die Sohnsfrau aus Bozen heimgekehrt, wo sie wie alljährlich den Fronleichnamstag mit ihrer Mutter verbracht habe, die habe sie nun in den Hausgeschäften abgelöst. Den alten Karren habe sie aus des Nachbars Schuppen gezogen und den Gaul beim zweiten Nachbarn entlehnt. Sie hätte der Signora nicht mehr unter die Augen kommen mögen, hätte sie die junge Frau in ihrem Zustand so allein auf der Straße ziehn lassen. Dann kletterte sie auf den Sitz, gab dem Pferdchen gute Worte und schimpfte auf den Wagen, der unter großer Mühsal und aus allen Fugen ächzend bergauf zog. Im nächsten Dorf hielt sie am Wirtshaus und hieß einen Alten, der vor dem Hoftor bastelte, die Räder schmieren, das Pferd bekam ein Maß Hafer, und Anna mußte ein Glas Himbeersaft trinken.

Am späten Vormittag hielten sie vor Franziskas Tür. Die Alte ging ins Haus. Sie kam nach wenigen Augenblicken mit der Herrin zurück. Anna fühlte ihr Herz im Halse pochen. Die Wirtin hob sie herunter und stellte sie sorglich, als wäre sie aus Glas, auf die Schwelle. Franziska nahm sie in die Arme, und ohne große Überraschung zu bekunden sagte sie: "So bist du nun doch heimgekommen, ich hab dich all die Zeit erwartet." Sie führte sie ins Haus.

Anna vermochte noch knapp zu berichten, daß sie ohne jemand's Wissen nachts hergefahren sei. Dann legte sie müde den Kopf auf die über den Tisch gebreiteten Arme.

Eine halbe Stunde später lag sie in dem großen Bett in ihrer gewohnten Stube. Die hölzernen Fensterladen waren geschlossen, die grünen Vorhänge zugezogen. Die Sternwirtin fuhr mit zwei Telegrammen zurück, eins ging nach München an Sophia Renner, eins nach Trient an Giovanni del Moro. Eine Botschaft wurde in die Stadt an einen befreundeten Frauenarzt geschickt, der für den nächsten Tag um seinen Besuch gebeten wurde. Der Arzt kam jedoch noch am späten Abend desselben Tages. Er untersuchte Anna, die bis dahin ununterbrochen geschlafen hatte, fand ihren Zustand günstig und die Geburt in naher Aussicht. Auch wenn die Verwandten es wünschten, könne von einer Rückkehr nicht die Rede sein. Er würde morgen eine Hebamme aus der Stadt schicken, die oft unter seiner Leitung arbeite und für die er einstünde, die Ghetta, eine Meisterin in ihrem Fach. Sie würde wissen, wann es an der Zeit wäre, einen Boten nach ihm zu senden.

Aus entlegenen Kästen und Truhen brachte Franziska altväterisches Kinderzeug zu Tage, das noch in der Nacht aus den Händen der Mägde in die Seifenlauge wanderte, um in der nächsten Morgensonne auf der Leine zu flattern. Altes feines Leinen wurde zerschnitten, die Nadeln flogen, die Maschine klapperte die halbe Nacht durch. Das Haus glich einem Bienenkorb. Die Meiersfrau mit den beiden Töchtern hatte sich den Mägden zugesellt. Aus den Daunensäcken unter Dach wurde kleines Bettzeug abgefüllt, eine alte Wiege bekam Vorhänge aus Spitzen, die vor hundert Jahren im Nachbartal geklöppelt worden waren. Wiegen- und Kinderlieder klangen vorwitzig freudig auf, und selbst Franziska vergaß, daß hier wohl ein vaterloses Kind geboren würde.

Die junge Mutter schlief indessen und war im Traum auf der Alpenwiese unter den Felstürmen. Um ihre Füße tanzten die braungefleckten Sommerwiesel. Anselm, meinte sie, müßte neben ihr sitzen, sie streckte die Hand nach ihm aus, die aber griff in die leere Luft. Sie hob den Kopf, sah den

Grauen zwischen den Felsen verschwinden. Als er sich wandte, erkannte sie Anselms Gesicht. Im aufdämmernden Halbschlaf sagte sie laut vor sich hin: "Er muß zum Begräbnis seiner Großmutter eilen, die Glocken läuten ja schon."

Wirklich läuteten die Glocken der Dorfkirche. Franziska stand über sie gebeugt, geängstigt, ob sie aus der Erschöpfung etwa phantasiiere. Anna setzte sich auf und erzählte jetzt erst von dem Tod der alten Frau in Wien, daß sie kurz vor ihrer Flucht die Nachricht erhalten hätten und daß Ludwig Renner hingefahren sei.

Franziska berichtete nun von sich aus, daß ein Telegramm von Sophia eingelaufen sei, das sich nach Annas Ankunft und Befinden erkundige. Es habe sich mit dem ihren gekreuzt, und das Franziskas habe wohl rasch die beruhigende Antwort hingebracht. Sie sei, fügte sie hinzu, obwohl sie die Sorge der anderen herzlich bedaure, die die Ausreißerin ihnen angetan habe, doch stolz und beglückt, daß das Kind bei ihr geboren werden solle.

Anna fühlte sich wohl und geborgen. Das erste, was sie unternahm, war, daß sie unter allgemeinem Widerspruch im Nebenraum in der mit kaltem Bergwasser gefüllten Holzbütte badete. Dann aber ließ sie sich von Franziska die Haare flechten und war ihr nicht entgegen, als sie sie wieder zu Bett brachte, das zwei junge Mägde eifrig geschüttelt und aufgerichtet hatten. Ein fröhliches dunkles Mädchen hing ein sonderbares Gewächs, wie ein Apfel aus rötlich grünem Moos, am Kopfende des Bettes auf. Das sei ein Schlafdorn, verkündete sie, der gebe gesunde, friedliche Ruhe und schütze vor Anfechtung böser Geister. Sie hätten ihn heute morgen in der wilden Rosenhecke gefunden, als sie die Kinderhemdchen zum Bleichen darauf gelegt habe.<sup>3</sup>

Gegen Mittag erschien neben Franziska eine große hagere Frau an Annas Bett. "Das ist Gheta, die uns der gute Doktor schickt, sie wird dich betreuen und unserem Kind ans Licht helfen", stellte sie die Fremde vor. Die Frau lächelte Anna zutraulich mit ihrem breiten Munde an. Sie hatte lange Zähne, einen richtigen Pferdekopf mit drahtsträhnigem Haar, kluge Augen und

---

<sup>3</sup> Svefnthorn (isländisch), der Schlafdorn: eine Pflanze, der die Wikinger die Fähigkeit zusprachen, tiefen Schlaf zu bringen (ggf. auch dem Feind). Wahrscheinlich handelte es sich um den Weißdorn.

vertrauenswürdige Hände, schöne, langgliedrige mit geschmeidigen Fingern. Sie war in ein schlichtes, reinliches Gewand gekleidet, darüber trug sie eine weiße Leinenschürze. Sie waltete geräuschlos und redete wenig. Sie gefiel Anna weit besser als die betuliche Frau Göbel mit ihrem Jahrzehnte umspannenden Stadt- und Hofklatsch.

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tags setzte die Geburt ein. Zwischen den Wehen tauchte vor Anna Christinens Gesicht auf. Diese war in der Frühe gekommen und hatte in Koffern und Körben alles aus München mitgebracht, was man für unentbehrlich erachtete, aber niemand fand jetzt Muße es auszupacken. Anna lächelte aus ihren Nöten die Mutter zärtlich bittend an. "Niemand ist dir böse", beruhigte Christina sie. "Erschreckt hast du uns freilich. Aber nun ist ja alles gut." Gegen Abend meinte der Arzt, es ginge schlecht vorwärts. Die Wehen setzten aus. Anna verfiel in eine Art Halbschlaf.

Sie stieg neben Anselm bergauf. Auf der Höhe ruhten sie auf einer Alpenwiese. Anselm reichte ihr Blumen, die um sie herum wuchsen. Die Blumen aber entflohen ihrer Hand, stiegen leuchtend auf und blieben als Sterne am Firmament stehn. Sie erwachte. Man hatte die Fenster weit geöffnet, die Schwüle des Zimmers zu lindern, in dem die Luft vom Dunste der Lampen und dem Hin und Wider der Menschen beklommen war. Der sternbesäte Nachthimmel sah auf sie nieder. Ein Anfall neuer Schmerzen riß sie ins leibliche Bewußtsein, aber kaum war er überstanden, erhob sich etwas aus ihr, schwebte über dem Körper, der sich in seiner Pein krümmte, und nur ein Staunen über den Abgrund der Qual verband die Abgelöste mit der hilflosen Kreatur. Der Arzt riet Anna zu schreien, es würde ihr leichter werden. Sie versuchte seinen Rat zu befolgen, allein kein Laut kam über ihre geborstenen Lippen. Franziska wischte mit einem feuchten Tüchlein darüber. Anna haschte wie blind nach der wohltätigen Hand.

Das Kind hatte, stellte der Arzt fest, im entscheidenden Augenblick auf dem Wege zur Welt durch eine falsche Wendung sich und die Mutter unvorhersehbar in Gefahr gebracht. Dennoch zögerte er, immer noch auf eine natürliche Lösung hoffend, durch einen Eingriff die Geburt zu beenden.

Anna litt nun seit sechsunddreißig Stunden, sie hatte jedes Zeitmaß, jede Wahrnehmung ihrer Umgebung eingebüßt. Einmal fing sie für einen Moment den Anblick eines fremden Gesichts auf, das sich ernst und teilnehmend über sie beugte. Man hatte auf Wunsch des alten Hausfreundes einen von ihm empfohlenen jüngeren Arzt berufen.

Christinens Tränen fielen auf Annas starres fühlloses Gesicht. Sie hielt die Tochter unter den Armen fest.

In einer Ecke des Raums ließ eine Dienerin eine Lampe zu Boden fallen. Glas splitterte, das Öl ergoß sich auf den Steinboden, Schreckensrufe halberstickt ertönten. Dann war alles wieder still.

Auf Geheiß des Arztes hielt Gheta jetzt einen doppelarmigen Leuchter mit großen Wachskerzen über Annas Leib. Das heiße Wachs tropfte auf die bloße Haut nieder. Anna verspürte es nicht.

Eine fremde Stimme erteilte bestimmt und verhalten Befehle. Anna war es mit einem Mal, als rissen große Messer in ihrem Leib sie gewaltsam in Stücke. Sie hatte stumm und todbereit sich gefaßt. Da aber, nach einem letzten Schmerz, gegen den alles Erlittene verblich, kam die Erlösung. In ihr und um sie wurde es ganz still. Nur einmal drang noch die Stimme des alten Arztes in ihr verdämmerndes Bewußtsein. "Es ist gut, Gheta, er lebt", hörte sie ihn sagen.

Als Anna erwachte, war ihr als habe sie mit den Schmerzen auch den Körper eingebüßt. Sie fand sich frisch gekleidet und gebettet. Das Zimmer war rein und geordnet. An das Fußende des Bettes hatte man einen Lehnstuhl geschoben. In dem schlief die Mutter, einen Schein von Lächeln in dem bleichen Gesicht. Franziska brachte in ihren Armen ein weißes Bündel, das sie behutsam neben Anna legte. "Dein Sohn", sagte sie. Anna sah erschreckt in ein winziges blaurotes Gesichtchen, dessen Augen in Geschwülsten steckten. Auf dem Kopf saß ein helmförmiges Gebilde.

"Ein schönes, gesundes, wohlgebildetes, vollständiges Kind", ließ sich Ghetas tiefe rauhe Stimme vernehmen. Sie schlug ein großes Kreuz über das Kind, die Mutter und sich selbst.

"Er hat es sich, dir und auch uns allen ein wenig schwer gemacht, der kleine Wicht", tröstete Franziska. "In ein paar Tagen bilden sich die Anschwellungen zurück. Gleicht er nicht deinem Vater, Anna?"

Anna mußte lachen, aber das Lachen schmerzte sie am ganzen Leib.

"Großmutter," rief sie fröhlich, "um Ähnlichkeiten zu erforschen ist es noch zu früh. Vorläufig sieht er aus wie ein Alraun."

Dann aber legte sie das Gesicht zur Seite in die Kissen und ließ ungesehen den Tränen freien Lauf.

## 28

Wie Franziska und die Hebamme nicht müde geworden waren prophezeiend zu betuern, lag nach einer Woche ein engelschöner Knabe mit blauen Strahlengaugen und einem Silberflaum um den Kopf in der altväterischen Wiege. Das Kind war nun der Mittelpunkt und Glückspender des einsamen Berghauses. Stundenlang konnte Christina zwischen Annas Bett und dem des Kleinen verweilen und verträumt von einem zum andern blicken. Franziska bestritt der Wärterin die Handreichungen. Das Kinderbad wurde zum Familienfest. Anna, die ihren Sohn nährte, ruhte nun in friedlichem Genügen in ihren Kissen, bekleidet mit einem rauhen Leinenhemd mit bäuerlichem Spitzenzierat und einer verblichenen rötlichen Stickerei, das einer lang dahingegangenen Ahnin Franziskas eigen gewesen war und wohl bei einem gleichen Anlaß als Staatsgewand gedient haben mochte. Vergeblich versuchte Christina die Tochter zu einer modisch-eleganten Verwandlung zu bekehren. Franziska brachte immer neue Herrlichkeiten dieser Art aus den Leinenschränken vom Speicher herunter. Die Mägde machten sich mit munterem Eifer ans Waschen, Bleichen und Glätten der vergilbten Hüllen. Einen Tag lang war der Hof wie von Festfahnen von dem verschollenen Leinenzeug überflattert.

Am zweiten Tag nach der Geburt fand Anna auf dem Tisch neben ihrem Bett einen Strauß Alpenblumen. Im verflossenen Jahr hatte sie, mit Anselm auf den Höhen wandernd, solche Blumen gepflückt. Sie hatten damals in der gleichen Schale auf dem gleichen Tisch gestanden. Im Herbst waren diese Blumen nur noch hoch oben an fast unzugänglichen Stellen zu finden gewesen, auf den tieferen Almen waren sie um jene Zeit schon gemäht. Franziska fing Annas traurig sinnenden Blick auf, verstand ihn wohl und sagte schließlich ablenkend: "So muß ich wohl ein Geständnis ablegen. Giovanni und dein Vetter Christof sind bei uns zu Gast. Deinen Onkel habe ich telegrafisch gerufen, weil ich meinte, er wolle zugegen sein. Christof kam von ungefähr. Sie warten darauf, dich begrüßen zu dürfen. Deinen Sohn habe ich ihnen schon vorgestellt. In den beiden bangen Nächten, die wir auf ihn warten mußten, haben sie unten in der Küche gesessen und das Holzfeuer unter dem großen Kupferkessel gehütet, in dem zwei Tage und zwei Nächte lang das Wasser für das erste Bad deines Sohns erhitzt und immer wieder erneuert wurde. Die übernächtigen Mägde kauerten schläfrig in den Ecken, zu Bett wollte trotz aller Mahnung keiner gehen, auch die Meiersleute wachten. Und ob nun gleich genug Hände bereit waren, das Feuer zu unterhalten, verblieben die beiden Männer an der Herdstelle, tief in ihre Gespräche versunken, mit rußigen Gesichtern und Händen. Sie haben gefastet und kaum aus dem Steinkrug, der zwischen ihnen stand, einen Schluck Wein getrunken. Nun dünkte ich, sie hätten es verdient zu deinem Sohn Pate zu stehn, und wenn du einverstanden bist, will ich sie auffordern."

"Ja," sagte Anna, "doch soll das Kind als erste Namen den meines Vaters und den von Andreas tragen."

In der Morgenfrische heißer Sommertage brachte Anna ihren Sohn in ihren Armen auf die sonnige Halde über dem Haus, legte das Kissenbündel neben sich ins moosige Gras und sah hinauf zu den Felsenspitzen über dem schwarzen Bergwald, die in dem späten Morgenlicht noch golden glühten.



Christina hatte etliche Wochen nach der Geburt des kleinen Georg das Berghaus verlassen. Luzia hatte um ihren Besuch angehalten, auch die alten Verwandten verlangten nach ihr, so sah sie ihre nächsten Monate mit Pflichten ausgefüllt und verhiess Anna erst für den kommenden Winter ihre Gegenwart wieder.

Das Haus lag jetzt schon bis auf ein paar Mittagsstunden im Schatten. Eines Tags im September erschien Sophia mit Sabina, um Anna und das Kind abzuholen, denn die Jahreszeit würde hier bald allzu rauh. Franziska neigte ergeben das Haupt. So fuhren sie gemeinsam mit dem Kinde den Weg zurück, den Anna vor wenigen Monaten als heimlich Flüchtige entwichen war.

Das Haus nahm Anna mit dem Kinde in seine vertraute Wärme auf. An der Schwelle trat ihr Bona entgegen, die sich von Franz einen willig gewährten Urlaub für einige Wochen erbeten hatte, um Anna in dieser ersten einsamen Zeit ihrer Mutterschaft beizustehn. Sie war in ihrer Ausgeglichenheit Anna eine wohltätige Gefährtin. Die junge Mutter selbst ging in diesen Monaten in einer vegetativen Verbundenheit mit dem Kind auf. Durch keine Trübung wurde der Quell vergiftet, der es speiste.

In Annas Sohn war dem Rennersehen Haus ein spätes Freudenlicht aufgegangen. Sophia nahm alle Rechte einer Großmutter für sich in Anspruch. Aber auch Andreas ließ sich nicht selten an dem Bettchen nieder, stumm in den Anblick des kleinen Menschenwunders versunken. Der lebenslang Ehe- und Kinderlose verbarg diese Neigung verschämt unter allerlei sachlichen Betrachtungen über den Wandel der Maße und ihrer Verhältnisse in der kindlichen Bildung und unter Vergleichen mit antiken Darstellungen.

In ihrem Hause hatte Anna nichts verändert, nicht Anselms Schlafkammer noch seinen Arbeitsraum. Die Bibliothek ordnete und ergänzte Andreas. Fachzeitschriften in verschiedenen Sprachen liefen ein wie bislang, und zuweilen kam ein Buch, dessen Absender nicht von den Verhältnissen unterrichtet war.

Wenn das Kind sie freigab, saß Anna stundenlang am Lesetisch und vertiefte sich mit zunehmendem Interesse in diese Publikationen, aber auch in grundlegende Werke, die Andreas für sie auswählte. Bona, die in dieser Tätigkeit eine gefährliche Abseitigkeit fürchtete, etwas wie den Totenkult ihres Gatten an seiner ersten langverstorbenen Frau, fand sich oft schüchtern mit einer Handarbeit in dem tiefen, etwas dämmerigen Raume des Erdgeschosses ein, rückte sich einen Sessel in die Ofennähe, unterbrach Anna mit Fragen und ließ sich wohl auch ein Bild zeigen und erklären. Bald gab sie diese kleine List auf, denn sie entdeckte, daß es wirklich ein klares sachliches Interesse war, das Anna antrieb. In der Beziehung, die es zu dem Entschwundenen haben mochte, war sichtlich nichts von lebensfeindlichen Elementen.

Eines Tags fand Anna in einer Zeitschrift, die am Morgen mit der Post eingelaufen war, einen Aufsatz über Anselms Werk. Diese Betrachtung würdigte das große Versprechen, das in ihm gelegen hatte. Darüber hinaus wurde die Vermutung ausgesprochen, der junge Forscher habe einem Einblick, der ihm an einer mythisch bedeutsamen Stelle geworden sei, nicht standhalten können und sich diesem aus der Urtiefe Aufsteigenden leiblich entgegengestürzt. Vor Jahrzehnten habe am gleichen Ort ein junger Gelehrter auf ähnlich rätselvolle Weise sein Ende gefunden.

Als Anna Andreas bei seinem täglichen Besuche das Heft in die Hand legte, konnte er sein Erschrecken nicht verbergen, denn er hatte es einige Stunden früher kennen gelernt und die Absicht gehabt, es unter einem Vorwand der jungen Frau zu verbergen. Bald aber überraschte ihn die Ruhe, mit der sie schweigsam der in dem Aufsatz vorgebrachten Vermutung begegnete.

Es gab bislang keinen einwandfreien Beweis von Anselms Tod. Wohl liefen viele Fabeln darüber um und eine von ihnen wurde von Gastfreunden des Entschwundenen auf Kreta bestätigt. Danach sollten Kleidungsstücke aus seinem Besitz auf einer Klippe am Meeresufer gefunden worden sein, nicht aber er selbst, weder am Strande noch trotz langen Suchens im Meer. Nach anderem Vernehmen sollten Dinge, die man als ihm gehörig erkannt habe, in

jenen verhängnisvollen Tagen in einem herrenlos treibenden Boot entdeckt worden sein. Dagegen standen andere, ihrem Ursprung nach freilich noch schwerer faßbare Gerüchte, die der herrschenden Annahme des Todes widersprachen. So erzählte man sich in interessierten Kreisen der Stadt, ein englischer Fachgenosse glaube in einer entlegenen Landschaft Griechenlands in einem einzelnen flüchtig erblickten Wanderer Anselm, der ihm vor Jahren auf einem Kongreß begegnet sei, erkannt zu haben. Dieses Treffen allerdings sei im ungewissen Licht einer nächtlichen Herberge geschehen. Er, der Berichtstatter, habe damals keine Kenntnis von dem rätselhaften Schicksal Gysbrechts auf Kreta besessen. Er sei am Abend nach einem langen anstrengenden Reisetag zu einem Gespräch unlustig gewesen, das er auf den nächsten Morgen verschoben habe, falls seine Vermutung sich am hellen Tag bestätige. Am Morgen sei der Wanderer mit seinem Pferd und dem Führer bereits verschwunden gewesen. Der Wirt habe nur unzulänglich Auskunft über die Person und ihr Reiseziel geben können oder wollen. Andreas, dem diese Erzählung zu Ohren kam, forschte ihr nach. Ein Dritter wollte sie vernommen haben, als eine durchreisende Dame im Hotel sie ihrem Tischgenossen erzählte. Sie habe sie von eben jenem Engländer brieflich erfahren. Nun aber war trotz aller sorgfältigen Erhebungen weder die Dame noch ihr Gesprächspartner noch gar der englische Gewährsmann zu ermitteln.

Das Haus Renner übte alle Vorsicht, um nichts von solchen flackernden Gerüchten an Anna gelangen zu lassen.

Eine Ausnahme freilich mußte ein Brief machen, der an Sophia gerichtet war. Er stammte von Anselms Halbschwester Julia, die einst als Hochzeitsgast erschienen war und in aller Gedächtnis als unerfreuliche Erinnerung lebte. Der Brief vermittelte eine Nachricht, die, wie die Schreiberin berichtete, durch den Brief eines alten Familienfreundes der Gysbrechts an sie gelangt war. Dieser erzähle, es sei ihm in einer Hafenstadt am Schwarzen Meer eine Person begegnet, die er für Anselm Gysbrecht habe halten müssen. Er habe ihn freilich nur als Knaben gut, als jungen Studenten wenig gekannt. Stimme und Bewegung hätten ihn in seiner Annahme bestätigt, wogegen ihn gewisse

Abweichungen unsicher gemacht hätten, die man aber als Wandlungen eines anderen Lebensalters hätte ansehen dürfen. Der also Angetroffene habe sich nicht als die vermutete Person bekannt, sondern sich mit überlegener Höflichkeit durch einen russischen Paß unter einem bekannten Familiennamen als aus den baltischen Provinzen stammend ausgewiesen. Der Schreiber habe so die Verwechslung einsehen müssen. Die teilweise Herkunft aus dem gleichen Landstrich und aus derselben gesellschaftlichen Kaste mochten einen Grundtypus erklären und den Irrtum verständlich machen. Später, gestand der Freund, hätten ihn dennoch Zweifel befallen. Er habe Anselms Vater wohl gekannt, auch seine mütterliche Großmutter. An beide habe der Fremde ihn gemahnt. Was aber hätte diesen bewegen können ihn zu täuschen? Ein Rest von Verwirrung sei ihm dennoch verblieben. Jedenfalls wolle er die Begegnung den Nächsten nicht verschweigen.

Die Schwester vermittelte Sophia in einem wortgetreuen Bericht den Inhalt dieses Schreibens. Sie fügte bei, sie wolle sich in dieser Sache nicht an Anna wenden, um sie mit Zweifeln nicht zu beunruhigen, die sie peinlicher treffen müßten als die Annahme des schwersten Schicksals.

Sophia konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als schwinde hinter den Worten der Schreiberin eine hämische Absicht mit. Ihr Mann und ihr Schwager vermochten dem nicht zu widersprechen. Keinem von ihnen war es wahrscheinlich, daß Julia sich auf die Dauer versagen würde, mit dieser oder ähnlicher Nachricht Anna zu bedrängen. So beschloß man also, dieser von der Zuschrift Kenntnis zu geben, um sie gegen spätere Pfeile, die die Schwägerin etwa gegen sie ziele, unverwundbar zu machen.

Wie Anna die in der Zeitschrift vorgebrachte Ansicht stumm hingenommen hatte, so verharrte sie auch in Schweigen, nachdem Sophia ihr den Brief vorgelesen hatte. Als diese sie fragend ansah, schüttelte sie nur in sachter Abwehr den Kopf.

In vielen Zirkeln der Stadt spukten Meinungen, Vermutungen und Gerüchte. Wuchernde Phantasie unternahm Ausflüge in die Zone des Skandals, Spekulation und übersinnliche Grübelei vertieften sich in den Fall. Wenn auch

zeitweise überschwemmt von aktuelleren Sensationen, an denen die Stadt nicht darbt, tauchte das Rätsel Gysbrecht doch immer wieder an die Oberfläche. Anselm sollte etwa einem bekannten Spiritisten, auf seine mächtige Beschwörung reagierend, im Kreise der Anhänger erschienen sein und auf bedeutsame Fragen die Urgeheimnisse offenbart haben, die ihn aus diesem Dasein hinweggelockt hatten.

Als lebe sie auf einem andern Gestirn, ging Anna unangefochten durch die Schwaden von müßigem Geschwätz, verworrenen Hirngespinsten und boshaften Erfindungen, dem Kinde verhaftet und den Dingen zugewandt, die Anselms Werk erfüllt hatten. Andreas erklärte, nur selten einen begabteren Schüler in diese bedeutsame Materie der Menschheitsgeschichte eingeführt zu haben als die junge Frau.

Wenn sie mit Sophia oder Bona durch die Straßen der Stadt ging oder auf den einsamen Seitenwegen des Englischen Gartens das Kinderwägelchen vor sich herschob, war es die Erscheinung eines jungen Mädchens mit verschlossenem Gesicht, mit dem in die Ferne gerichteten Blick der dunkelblauen Augen, der den Entgegenkommenden den gern angebrachten Gruß erschwerte. Sie zog zumeist den Ausdruck freundlicher Teilnahme auf sich, zuweilen freilich auch ein indiskretes Anstarren, aber weder das eine noch das andre vermochte die Schicht zu durchdringen, die sie umgab.

An einem Wintermorgen, als sie ihren Platz an dem Arbeitstisch der Bibliothek neben Andreas Renner eingenommen hatte, berichtete ihr dieser, das Konsulat habe ihm mitgeteilt, der Nachlaß, der in Anselms Quartier in Kreta verblieben sei, sei von seinem Hauswirt sorgfältig gehütet und später verpackt durch Vermittlung der Behörden hierher übersandt worden und stehe der Familie zur Verfügung. Er habe die notwendigen Formalitäten erfüllt und die Gepäckstücke vorerst in das Rennersche Haus überführen lassen.

Früh am nächsten Tag ließ man alles zu Anna bringen. Als sie die Bibliothek betrat, standen die Kisten und Koffer vor ihr. Aber auch Sophia und Andreas waren zugegen. Man packte gemeinsam den Inhalt aus. Die Gegenstände waren sorgfältig geordnet, Kleider und Wäsche genau gefaltet in

untadeligem Zustand. Außer der Kleidung, die Anselm getragen haben mochte, als er das Haus verließ, fehlte kaum etwas. Doch vermißte Anna ihr Bild, das Anselm vor ihren Augen oben auf den Koffer gelegt hatte. Es hatte in einer Ledermappe gesteckt, die sich geöffnet als Rahmen aufstellen ließ. Andreas packte die Kisten aus. Sie waren ebenso sorgfältig geordnet wie der Kleiderkoffer. Nach seiner Überzeugung konnte nur eine kundige Hand sie in diesen Zustand gebracht haben. Bücher, Notizen, Skizzen, Pläne, Bilder, Manuskripte fanden sich in vollkommener übersichtlicher Ordnung. Es waren auch neue Arbeiten aus der letzten Zeit von Anselms Aufenthalt dabei. Andreas brachte alles so unter, daß er es in den kommenden Tagen leicht zur Hand hatte. Er hatte sich vorgesetzt, das Material auf das genaueste zu durchforschen, ob sich in den Aufzeichnungen etwa ein Schlüssel zu dem Geschehnis fände.

Bona hatte statt der vorgesehenen vier Wochen mehr als die doppelte Zeit bei Anna verbracht. Dieser war aufgefallen, daß die Eheleute in dieser Zeit einen eifrigen Briefwechsel unterhielten. Franz hatte sich entschlossen, Umänderungen im Hause, die schon zu Lebzeiten der Großmutter geplant waren und zu denen Luziens Gatte manche Anregung gegeben hatte, jetzt in Bonas Abwesenheit ausführen zu lassen. Er beriet nun brieflich jede Einzelheit mit ihr, wollte jeden ihrer Wünsche berücksichtigen. Bona ging mit nicht geringerem Anteil auf seine Vorschläge ein. Anna gewann das erfreuliche Bild eines intensiven gemeinsamen Zukunftsplanens. Zu Neujahr erschien Franz, um seine Frau heimzuholen und, wie er angekündigt hatte, mit Anna und der Rennersehen Familie über die vielfältigen Angelegenheiten seiner Schutzbefohlenen, das waren Anna und ihr Kind, sich auszusprechen.

In einem ersten Zwiegespräch legte er Anna nah, bei den zuständigen Instanzen sich um eine Urkunde zu bewerben, die Anselms Tod rechtsgültig erweise. Ludwig Renners Stellung und Andreas' Vertrautheit mit der Gegend, in der das Unglück sich ereignet hatte, würden die Bemühung um ein solches Dokument sicherlich erleichtern. Ihre und des Kindes wirtschaftliche

Verhältnisse seien durchaus günstig, jedoch sei die Verwaltung des Vermögens schwierig. Ein Teil sei Anselms Eigentum. Er, Franz, habe auch darüber die Pflegschaft erwirkt, da nach dem geltenden Rechtsbegriff Anselm als "unbekannten Aufenthalts" zu gelten habe. Dieser Umstand jedoch erschwere ihm die Pflegschaft und hemme ihn in allen Beschlüssen und Verfügungen. Nach dem Tode von Anselms Großmutter habe das Vermögen einen ansehnlichen Zuwachs erfahren, der dem Kinde nicht bestritten sei, aber auch da seien durch die verwickelten Verhältnisse mancherlei Schwierigkeiten. Alles wäre um vieles einfacher, wenn Anselms Tod bewiesen werden könnte. Das Begehren müsse von Anna ausgehen. Sie sei doch wohl von Anselms Tod überzeugt?

Anna schwieg, sah ihm in die Augen und senkte den Kopf. Es gingen Gerüchte um, bemerkte er nach einer verlegenen Pause, auch er habe natürlich davon gehört, man wolle Anselm da und dort gesehen haben. Er messe diesem Gerede keine Bedeutung bei. Übrigens widerspreche jede dieser Fabeln jeder anderen und schon dies zeuge für ihre Unglaubwürdigkeit. Sie hielte wohl auch nichts davon. Nach einer langen Stille sagte Anna endlich, und Franz spürte den Kampf, den sie mit sich auszufechten hatte, um ihr Schweigen zu brechen: "Mir lebt er, in welcher Sphäre auch ich ihn wiederfinden werde."

Ihre Haltung entspreche völlig seinem eigenen Empfinden, erwiderte Franz, jede andere führe auf einen Irrweg. Aufblickend sah sie seine Augen hell und liebevoll auf sich gerichtet, wie sie es nie bisher von ihm erfahren hatte. Ihr Gefühl, fügte er nach einer Pause hinzu, überrasche ihn um so mehr, als ihr Gefährte zu seinem, Franzens, Leidwesen doch glaubensfremd gelebt habe. Er würde nun wohl die Kraft finden, sein Bestes in der Ordnung der Angelegenheiten für sie und das Kind zu tun. Und nun bitte er, den Knaben sehen zu dürfen, von dem seine Bona so überschwenglich eingenommen sei.

Am Bettchen des schlafenden Kindes stehend forschte er lange in dessen Zügen. "Alle Elemente im Widerstreit", murmelte er. "Mögen die echten siegreich bleiben!" Seufzend schlug er ein Kreuz über das Lager. "Ein schwieriges Erbe auch das", sagte er schließlich zu Anna. "Dies zu verwalten

wird dir nicht leichter werden." Von dem ungewohnten Klang seiner Stimme berührt, heftete Anna ihren Blick wieder auf sein Gesicht und nahm zum zweiten Mal die Wandlung darin wahr. Die Starre war aufgeschmolzen, die sichere Härte, die sie von Kind an wie eine unverdiente Züchtigung beleidigt hatte, war verschwunden. Ja, einen Augenblick schien ihr, als tauchten in seinem Gesicht die geliebten Züge der Murachergroßmutter auf.

Als Franz sie verlassen hatte, kehrte Anna zu dem Kinde zurück. Schön war es, ihr und Anselms Kind. Als sähe sie es zum ersten Mal, blickte sie auf seine schlanken Glieder, die nichts von säuglingshafter Rundlichkeit hatten, auf das traumselige kleine Gesicht, das wie in einem Kranz in seinen honigfarbenen Locken ruhte. Gut, dachte sie und lächelte, gut, daß er die Augen geschlossen hält, drin sitzt die wahre Bezauberung, sie hätte Franz noch viel bedenklicher gestimmt.

Bona verließ sie in diesen Tagen. Sie hatten die Monate wie Schwestern gelebt, und Anna war es, als sei das Haus nun kühler und dunkler geworden.

Als gegen Wintersende sich Anna dem vereinten Drängen des Arztes, Sophiens und ihrer Mutter ergab und sich bewegen ließ, das Kind nicht mehr selbst zu nähren, war ihr, als löse sich ihr Sohn zum zweiten Mal vom Mutterleibe. Sie fand sich auf eine ihr unbegreifliche Weise verlassen, ausgesetzt und einer fremden Welt preisgegeben, als sei ein Band jäh durchschnitten worden. Für den Kleinen war es der Beginn einer Reihe körperlicher Gefährnisse, Krankheiten der Atmungs- und Verdauungsorgane, auf die freilich meist eine rasche Genesung, neues Aufblühen und Wachstum folgte. Doch hielten sie die Mutter in Atem und brachten angsterfüllte Tage und Nachtwachen mit sich. Es kam vor, daß in solchen Zeiten Sophia ihr Lager bei ihr aufschlug. Das Kind machte in diesen Krankheitsepochen eigentümliche Veränderungen durch. Einmal entdeckte Anna Züge ihres Vaters an ihm, ein andermal wies Sophia auf das Miniaturbild des ertrunkenen kleinen Sebastian, das Anna nach dem Tode der Murachergroßmutter unter den ihr zugewiesenen Erbstücken erhalten hatte. Gesundet sah das Kind wieder nur sich selbst ähnlich, aus mütterlichem und väterlichem Stoff gebildet und doch ein



Einmaliges und niemand vergleichbar. Doch mußte Anna in den Krankheitstagen manchmal an Franzens Worte denken.

## 29

Am verflossenen Neujahr hatte Ludwig Renner sein Amt niedergelegt. Er pflegte scherzend zu sagen, er habe es getan um demnächst ohne Berufs- und Ehefesseln noch einmal wie als junger Mann in die Welt zu ziehn. Es verhielt sich aber so, daß Andreas seit dem Hingang Anselms von einer Rastlosigkeit befallen erschien, die an ihm völlig ungewohnt war und bei den Geschwistern Besorgnisse erregte. Er äußerte immer wieder den Wunsch, eine Reise nach Griechenland zu unternehmen. Eher, meinte er, käme er nicht zur Ruhe, weder zum Leben noch zum Sterben, auf das man sich in seinem Alter ja auch einzurichten hätte.

Sophia und Ludwig widerstrebten zunächst einem Unterfangen, dem Andreas' Gesundheit trotz der geheimnisvollen Spannkraft, die ihn immer wieder antrieb und bestehen ließ, vielleicht nicht standhielte. Bald aber sahen sie ein, daß ihr Widerstand durchaus nicht zur erwünschten Besserung im Befinden des Bruders führe. So hatte Ludwig sich entschlossen, den Abschied von seinem Amte zwei Jahre vor der Frist zu nehmen, die ihm sonst wünschenswert erschienen wäre. Er hatte noch mancherlei Lebenspläne, die er bei voller Kraft auszuführen beehrte. Er dachte sich an einer geschichtlichen Darstellung der von ihm durchlebten Epoche zu versuchen, in die Amt, Einfluß und Persönlichkeit ihm, wenn auch in eingeschränktem Bereich, gewisse seltene Einblicke gewährt hatten. Auch seine Reise- und Wanderlust verlangten noch ihre Befriedigung, und einer kleinen Passion, der der Fischerei, wollte er zudem einige Muße gewähren. Diesen späten Lebensabschnitt der uneingeschränkten Freiheit beabsichtigte er mit dieser

Mittelmeerfahrt einzuleiten. So bezeichnete man die Reise, als man nach langen geheimen Erwägungen endlich vor Anna davon sprach.

Ende März stellte sich Christina zu längerem Besuch bei ihrer Tochter ein. Mit Wehmut gewahrte diese die ersten Spuren des Alterns in dem schönen Gesicht der Mutter, die ersten weißen Haare an den blaugeäderten Schläfen, die schmaler gewordenen Hände, von denen die Ringe glitten, und die schlichtgewordene Kleidung, die zwischen der verhalten eleganten Tracht einer noch jugendlichen Witwe und dem Gewand einer weltentsagenden Stiftsdame die Mitte hielt. Dennoch konnte Christina, wenn sie mit dem kleinen Knaben auf dem Schoß in dem Lehnstuhl saß, gut noch für seine Mutter gelten, wie sie denn auch in heiterem Spiel und Wartung sich mit dem Kinde nicht genug tun konnte und es fast mit Widerstreben Anna oder der Wärterin überließ.

"Möchtest du ihn nicht für eine Weile ganz allein für dich haben?" fragte Anna sie halb scherzend, halb ernst am

Morgen nach dem Abend bei Reimers, an dem zum ersten Mal vor ihr von dem Reiseplan der Brüder gesprochen worden war. "Vielleicht könnte ich mit Ludwig und Andreas nach Kreta fahren, denn dies ist doch ihr eigentliches Reiseziel."

Christina erblaßte, fast entglitt das Kind, das sie eben gebadet hatte, ihren Armen. Dieses Kinderbad, das sie sich nicht nehmen ließ allein zu besorgen, an das sich eine Zeremonie des Pflegens, Bekleidens und Fütterns anschloß und woraus sie ein kleines festliches Spiel mit Scherz und Singen zu machen verstand, schien die glücklichste Stunde ihres Tags. Jetzt aber hielt sie inne und sagte: "Ich habe die Nacht über keinen Schlaf gefunden aus Furcht, du möchtest diesen Wunsch äußern. Hast du bedacht, welche Beschwernis und Hemmung den Männern die Gegenwart einer Frau auferlegen müßte, besonders wenn, wie du wohl zu Recht annimmst, diese Insel des Unheils ihr Reiseziel ist? Mit welcher Sorge sieht Sophia auf Andreas! Sein einziger berufener Begleiter ist Ludwig in seiner unerschütterlichen Gelassenheit. Und du, willst du wirklich dein Kind in dieser Zeit für Monate verlassen, wo doch jeder Lebenstag ein nicht wiederkehrendes und unersetzliches Geschenk ist?"

Anna senkte das Haupt. "So müßte ich also wählen", flüsterte sie.

"Da ist keine Wahl", erwiderte Christina. Sie legte das Kind in Annas Arme.

Im Spätfrühling traten Ludwig und Andreas ihre Reise an. Die drei Frauen gaben ihnen das Geleit, so wie Anna damals Anselm zum Bahnhof gefolgt war. Die milde Witterung hatte sich in diesem Jahr etwas verspätet, und der Abend glich jener Abschiedsstunde vor einem Jahr. Als zuletzt die Köpfe der Brüder noch im Fenster sichtbar waren und der Zug sich schon zu bewegen begann, erschien Anna im Schatten des Abteils jenes andere Angesicht für einen flüchtigen Augenblick und zerfloß, als das Licht aufsprang.

Sie gingen durch den Abend heim. Die Stadt war in diesem ersten warmen Anhauch des steigenden Jahres heiter bewegt. Sophia fand sich bald in das Gleichmaß ihres glücklichen Temperaments zurück. Sie bat Mutter und Tochter den Abend bei ihr zu verbringen.

Als die Frauen nach der Mahlzeit in ihrer gewohnten Ecke saßen, bildeten sie eine wortkarge Gesellschaft. Eine Unterhaltung wollte sich nicht anspinnen, jede war in sich versunken, und nur mit halben Worten hielten sie ein Gespräch in Fluß, das immer wieder zu versickern drohte. So belebte sich die kleine Gemeinschaft in angenehmer Weise, als Ulrich Renner, ein Neffe der Brüder, unerwartet gemeldet wurde. Ulrich war ein Sohn jenes dritten Bruders, der den angestammten Familiensitz der Renner im Fränkischen bewirtschaftete und in dessen Hauswesen Andreas in früheren Jahren die Zeiten zwischen seinen Reisen verlebt hatte. Der Bruder und dessen Frau waren vor etlichen Jahren gestorben, von ihrer zahlreichen Nachkommenschaft hatte ein Sohn das Gut übernommen, zwei andere hatten technische Berufe erwählt, mehrere Töchter hatten sich verheiratet, eine lebte in der brüderlichen Familie im Stammhaus. Ulrich, der zweitjüngste, hatte, wie es bei den späteren Söhnen Familienbrauch war, nach seinem Universitätsstudium die Beamtenlaufbahn ergriffen, wiewohl mit einem gewissen Widerstreben. Er war nach einigen Provinzstationen jetzt in

die Hauptstadt versetzt worden. Ludwig und Andreas hatte er gehofft noch vor ihrer Abreise anzutreffen. Er kam von einem kurzen Aufenthalt bei den Seinen, wo er von der beabsichtigten Fahrt Kenntnis erhalten hatte, freilich ohne daß man den genauen Zeitpunkt des Aufbruchs kannte. So hatte er den eigenen beschleunigt und war nun doch zu seiner Betrübnis zu spät zum Abschiednehmen gekommen. Die Hausfrau lud ihn sogleich aufs wärmste für den Abend ein und wollte nicht dulden, daß er in einem Hotel verweile, ehe er sich eine eigene Wohnung habe einrichten können. Sie bot ihm Gastfreundschaft an, zumal das Gartenhaus augenblicklich unbewohnt sei. Der Raum, der über Andreas' Wohnung lag, stehe zu seiner Verfügung, ohne daß ein zu enger Anschluß an den Haushalt ihn behinderte. Ulrich nahm die Einladung gern an und verbarg seine Freude über die herzliche Aufnahme nicht. Für diesen Verwandten ihres Mannes hegte Sophia eine besondere Zuneigung. In eigentümlicher Weise schien er ihr sowohl Ludwig wie Andreas zu gleichen. Sie holte schon an diesem ersten Abend einige Jugendbilder der Brüder herbei, um ihre Behauptung zu beweisen. Bedeutender schien in dieser Phase seines Lebens die Ähnlichkeit mit Andreas zu sein, was Christina veranlaßte ihn neckend zu fragen, wie er trotz der typischen Ähnlichkeit mit dem schweifenden Bruder die Lebensform des steten erwählt habe.

Ulrich erwiderte im gleichen Ton, die Frage mache ihrem Scharfsinn Ehre. Sie berühre damit ein Problem, das schon in seiner Kindheit wesentlich für ihn gewesen sei, das seinen Vater beschäftigt, seine Mutter jedoch mit wählender Sorge erfüllt habe. Von seiner Knabenzeit an habe er tiefe Verehrung für Andreas gehegt. Er sei ihm oft auf seinen Gängen heimlich gefolgt und glücklich gewesen, wenn er ihn in seinem Zimmer geduldet oder kleine Hilfsdienste von ihm angenommen habe. Dies habe seinen Eltern auffallen müssen. Bei aller brüderlichen Zuneigung habe der Vater kein Verständnis für Andreas' Wesen aufbringen können. Die Haltung seiner Gattin, die in dem Schwager einen unfruchtbaren Mitläufer der Gesellschaft sah, schmerzte ihn zwar, sie jedoch war der entschiedenere Teil der Ehe und er vermochte ihre abschätzende Meinung nicht zu bezwingen. Auch er, Ulrichs

Vater, habe gewünscht und gehofft, daß sein Sohn dem Beispiel Ludwigs folge, während die Mutter unter der ständigen Angst litt, er würde Andreas als Leitstern erwählen, und ihn auf jede Weise vom Verkehr mit dem geliebten Oheim abzuhalten trachtete. Nun, fuhr Ulrich fort, sie habe im Leben mancherlei Unterstützung für ihren Plan gefunden. Da waren die häuslichen Verhältnisse, wo die große Geschwisterzahl bei nicht übermäßigem Vermögen die Söhne bestimmte ein Studium zu wählen, das späterhin wirtschaftliche Sicherung bot. Ihr mächtigster Helfer aber sei Ludwig Renner gewesen, den sicherlich niemals eine Ahnung von dieser Bundesgenossenschaft gestreift habe. Ulrichs Kindheit habe er ferngestanden, erst in seiner Studentenzeit habe dieser sich ein Bild von ihm schaffen können, das dann von stärkster Wirkung auf den Jüngling und seine Entschlüsse gewesen sei. Der Oheim Ludwig habe ihm vorgelebt, wie echter eingeborener Geist sich in jeder Handlung und Anordnung still und doch dem aufmerksamen Betrachter unverkennbar äußere und wie eine innere Freiheit, schwebend und das unter ihr Geschehende adelnd, sich erhalten könne in einem Amt, das ihm, Ulrich, in seiner brausenden frühen Jugendzeit zu Unrecht als notwendig starr und trocken erschienen sei. So habe dieses Beispiel ihn auf seine Bahn gewiesen und ihn bewogen, seinem Vorbild nachzustreben. Sophia reichte ihm die Hand, die beiden andern sahen mit freundlicher Zustimmung auf ihn. Christina entsann sich Ulrichs aus seiner Studentenzeit. Sie war ihm damals im Rennerschen Hause begegnet, wie später, als jungem Beamten, in den Kreisen ihres Mannes. Seine einnehmende männliche Erscheinung war ihr jeweils aufgefallen, ohne daß ihr klar geworden war, wie kräftig er eine Rennersche Art verkörperte. Sie lächelte ihm auf sein Bekenntnis hin zu, während Sophia sich einer gewissen Ergriffenheit ergab und Anna ihn nachdenklich betrachtete. Sie erinnerte sich, daß Andreas manchmal mit Wohlwollen von diesem Neffen gesprochen und bedauert hatte, ihn nicht in größerer Nähe zu wissen.

Die Frauen hatten für die nächsten Monate, da sie die Brüder vermissen mußten, in Sophiens neuem Hausgenossen einen zuverlässigen Berater und

Helfer in mancher Unternehmung gefunden, wie Sophia einen Schützling, den sie in die ihm neuen Verhältnisse einführen konnte. Ludwigs und Andreas' Reise sollte sich ihrem Vorhaben nach auf etwa vier Monate ausdehnen. Sie hatten nur für die erste Zeit feste Pläne, der Rest sollte sich aus dem Verlauf ergeben. Was Ludwig diesem Unterfangen geneigt gemacht hatte, war außer dem Wunsch den Zustand des Bruders zu bessern die Einsicht, daß auch Annas und des Kindes Dasein aus der Ungewißheit ihrer Lage in eine klare Bahn gelenkt werden müßten. Ein Gespräch mit Franz Muracher hatte ihm die hier waltenden Umstände noch schärfer zu Bewußtsein gebracht, und so sann sein wacher Rechtssinn auf Abhilfe. Darin, hoffte er, würde ein Nachforschungen gewidmeter Aufenthalt am Ort des rätselhaften Verschwindens ihn fördern.

Was aber Andreas diesem Ziel unablenkbar zutrieb, hätte wohl keiner aus seinem Umkreis deutlich zu sagen vermocht. Ob er suchte, was Anselm zu suchen ausgezogen war, oder ob er nur dem Geschehnis, das Anselm in ein Unbekanntes hinweggenommen hatte, nachzuspüren gedachte, blieb in seinem Schweigen verschlossen.

Die kommenden Monate verliefen für die drei Frauen in friedvoller Gemeinschaft. Das Kind gedieh in dieser Zeit ohne gesundheitliche Schwankungen. Die vormittäglichen Spaziergänge mit ihm machte man zu zweien oder dreien. Da war es Sophia, die sich am meisten an der Bewunderung ergötzte, die die Schönheit des Kindes bei den Vorübergehenden erregte. Die junge weißgekleidete Dienerin, die Bona unter dem Nachwuchs aus der Gefolgschaft des Muracherhauses ausgewählt hatte und die von der alten Margret gutgeheißen wurde, schob dann das Wägelchen mit dem Kleinen. Wenn Anna allein diesen Spaziergang unternahm, führte sie das Kind im Wagen selbst und ließ das Mädchen im Hause zurück. Sophia war über diese Verachtung der Standessitten bei ihrer jugendlichen Freundin betrübt. Auch die Tatsache, daß Anna niemals Trauerkleider angelegt hatte, schien ihr ein Verstoß gegen das Empfinden ihrer Kreise, denn für diese galt

Anselm als verstorben, auch wenn kein Amt seinen Tod bisher bestätigt hatte. Doch wagte sie keinen Einspruch bei der jungen Frau.

Von den Reisenden liefen wöchentlich ausführliche Briefe ein. Sie hatten sich in Triest eingeschifft, und wie Anna vermutet hatte, war Kreta ihr nächstes Reiseziel. Ludwig berichtete vor allem Sophien von landschaftlichen Eindrücken und von den großartigen und unheimlichen Resten des Altertums. In jeder dieser Episteln fanden sich Erinnerungen an die beiden großen Reisen, die sie einst südwärts geführt hatten, die erste als junges Paar, die zweite nach dem Tode ihrer Tochter. Das zweite Mal waren sie ein ganzes Jahr unterwegs gewesen und von Italien nach Griechenland gezogen, wo Andreas sie empfing und als Führer durch das Land geleitete.

Den Abend nach dem Empfang eines solchen Briefs pflegten Anna und Christina bei Sophien zu verweilen, die ihnen aus dem an sie gerichteten Schreiben vorlas. Es geschah nicht selten, daß der Umschlag ein Blatt von Andreas an Anna gerichtet enthielt, das ihr Rechenschaft gab von den Ergebnissen der Forschungen über Anselms Aufenthalt. Bislang hatte jedes Suchen, wenn auch auf verschiedenen Pfaden, zu einem Punkte geführt, von dem ab alle Spuren in Wirrsal und Finsternis mündeten.

Sophia hatte jeweils ihren Brief bereits zu wiederholten Malen am Tag gelesen. Sie konnte die Umwelt vergessend stundenlang den Erinnerungen nachhängen, die Ludwigs Worte und Bilder in ihr heraufbeschworen hatten, und empfand zumeist erst später eine Bangigkeit, wie die Dinge, die Anna betrafen, wohl auf sie wirken würden. Es erwies sich jedoch immer das gleiche: Anna war von der Ergebnislosigkeit des bisherigen Nachforschens nicht entmutigt und aus ihrer Gelassenheit nicht aufzustören.

Während Christina schweigend am Fenster saß und in den sinkenden Tag hinein träumte, verweilte Anna still in ihrer Ecke, und es war ihr, als müsse wie damals Anselm aus der Tür des Nebenzimmers treten.

Ulrich Renner gesellte sich dann oft den Frauen und es gelang ihm meist, die drei in sich versponnenen Gefährtinnen zu einer Plauderstunde zu vereinen. Er geleitete Christina und Anna durch den Frühlingssturm an ihr

Haus. Die beiden standen dann noch eng aneinandergeschmiegt eine Weile an dem Bettchen des schlafenden Kindes, ehe sie zur Ruhe gingen.

Von Franziska Schwanold kamen Briefe, in denen Anna und Christina dringend eingeladen wurden, schon im Frühjahr mit dem Kinde sie heimzusuchen, denn es sei ihr doch zugestanden, daß der kleine Georg sein erstes Lebensjahr in ihrem Haus als an der Stätte seiner Geburt vollende. Sie wandte ihre Überredungsgabe an, die erwünschten Gäste zu überzeugen, daß die Schönheit des frühen Sommers in ihren Bergen durch keine andere Zeit erreicht werde.

Christina hingegen warb, man möge vorher für etliche Wochen in das Stromhaus ziehen, wohin für diese Zeit auch Luzia zu kommen geneigt sei. Im verflossenen Winter waren die beiden älteren Schwestern verschieden, sanft verlöschend wie ausgebrannte Lichter. Der alte Onkel und Wilhelmine seien nun allein dort verblieben, die Angestellten und die Verwalterleute seien meist auch schon bejahrte Menschen, gab Christina zu bedenken. Der Besitz sei von der Muracher Großmutter her Anna zugefallen, das schließe für sie auch Pflichten ein. Wenn auch Franz die Pachtverhältnisse für sie regle und alles im großen verwalte, sollte sie doch jedes Jahr eine Zeit dort verleben, um die Dinge im gewohnten Stand zu erhalten. Zudem sei es im Sommer nirgends schöner als an dem hinströmenden Wasser unter den mächtigen Bäumen des Gartens und in der kühlen Frische des Hauses. Anna schlug vor, Christina möge als erste in das Stromhaus ziehen und sie und Luzia dort erwarten. Sie würde später mit dem Kinde folgen, vorher aber Franziska aufsuchen und ihr Versprechen einlösen, dort dessen ersten Geburtstag zu feiern. Auf jeden Fall aber wolle sie die Heimkehr der Brüder in der Stadt erwarten, ehe sie sich zu irgendeinem andern Aufenthalt entschieße. Diesen Vorsatz wollte sie auch nicht ändern, als am Abend nach dem Gespräch zwischen Mutter und Tochter Sophia vorschlug, man möge mit ihr in das Rennersche Sommerhaus im Isartal übersiedeln. Schließlich gaben sich alle mit Annas Entscheidung zufrieden, und man beschloß zunächst gemeinsam in der Stadt zu bleiben. Nur Ulrich Renner gab seinem Bedauern über ihre Weigerung lebhaften Ausdruck. Er



habe, sagte er, von Sophia erfahren, daß Anna eine ausgezeichnete Fußgängerin sei, und gehofft, sie an seinen freien Tagen im Flußtal und auf den Höhen auf Wanderungen begleiten zu dürfen. Als Anna ihn überrascht ansah, errötete der ernsthafte und zurückhaltende Mensch wie ein junges Mädchen.

Unverhofft kürzte sich die Wartezeit bis zur Heimkehr der Reisenden fast um einen Monat. Ludwig schrieb aus Palermo, sie seien der Hitze und Sommerdürre müde und dächten ohne längeren Aufenthalt in angemessenen Etappen heimzukehren.

### 30

So erschienen um Mitte Juni die Brüder wieder in ihrem Heim, Ludwig verjüngt und aufgeschlossen, Andreas still und, wie es den Frauen schien, um etwas gebeugter als vorher. Sophia bestand darauf, daß er einige Wochen völliger Entspannung sich gewähre, Ludwig zwang ihn für viele Tagesstunden mit freundlicher Gewalt auf sein Lager. Sophia saß bei ihm, pflegte ihn, las ihm vor, brachte ihm Blumen und Erfrischungen, und so fügte er sich, von dem immer wirkenden Zauber der Frau bezwungen, in die auferlegte Muße. Sobald Anna erschien, trat Sophia ihr den Platz an Andreas' Seite ab.

An einem dieser ersten Tage nach seiner Rückkehr reichte er der jungen Freundin ein verschnürtes und versiegeltes Päckchen. Sie sah darauf nieder, während er anscheinend nach einer angemessenen Erklärung über die Bedeutung des Gegenstands suchte.

Das schmale Paket war statt mit einer Schnur mit einer Saite umschlungen. Das Siegel zeigte den Abdruck einer alten Gemme, einen behelmtten Männerkopf. "Öffne es zu Haus allein", bat Andreas. "Es wurde mir für dich übergeben."

Indessen war Ludwig ins Zimmer getreten und ließ sich neben dem Bruder nieder. Anna erfuhr nun aus Andreas' Erzählung die Umstände, unter

denen der Gegenstand ihm, fast wider seinen Willen, in die Hände gespielt worden war.

"Als wir kurz nach der Abfahrt des Schiffes von Triest uns im Speisesaal niederließen," begann Andreas seinen Bericht, "fiel uns unter der Schar der üblichen Mitreisenden an einem der benachbarten Tische die Erscheinung eines Gastes auf. Unter seiner korrekten, ja eleganten Kleidung, die sorglos um einen hageren Körper hing, hinter der weltmännischen Form seiner Tischsitten mochte sich ein ungebändigtes Wesen bergen. Seine Gesichtsfarbe war ein steinernes Grau, grau waren die Augen, die in tiefen Höhlen von buschigen Brauen überschattet lagen, diese wie die Haare von einem stählernen Blond. Das Gesicht, das unter der fahlen aber straffen Haut deutlich sein Gerüst verriet, drückte wie der Körper eine elementare Kraft aus.

Der Fremde erweckte den Eindruck, als sei er in sich zurückgezogen, mit abliegenden Dingen befaßt und lasse unbekümmert seine Umgebung außer acht. Trotzdem kam es mir und mehr noch Ludwig so vor, als sei, während der Gast seine Augen durch das Fenster über die Wasserfläche schweifen ließ, sein Gehör mit angespannter Intensität gerade dem Nebentisch geöffnet, an dem wir saßen und uns miteinander unterhielten. Wir begannen uns für die auffallende Persönlichkeit aus einer gewissen Wechselwirkung ebenfalls zu interessieren. Ludwig stellte in der Passagierliste einen Namen fest, der auf den Reisenden zutreffen mochte, aber über seine Art und Herkunft wenig besagte. Diesem Namen nach konnte er aus einer slavischen Provinz der Monarchie stammen. Die Bedienung behandelte den Fremden mit Ergebenheit, wie einen geschätzten Gast, dessen Gewohnheiten und Wünsche bekannt sind und sorgfältig beachtet werden. Die Leute verhielten sich aber zurückhaltend auf meine harmlosen Erkundigungen über den Tischnachbarn. Ich konnte mir nämlich sein verhohlenen Interesse an unseren Gesprächen nur durch die Annahme erklären, daß er ein Berufskollege von mir sei. Als man sich Kreta näherte und der Hafen, an dem wir das Schiff verlassen wollten, schon in naher Sicht war, standen wir unter den Mitreisenden, die nach dem Ufer ausblickten. Ein Zufall hatte uns etwas von einander getrennt. In diesem Augenblick trat der Fremde auf mich

zu, nannte seinen Namen, und es war in der Tat der, den wir als den seinen vermutet hatten. Sein Gesicht war jetzt dem meinen in dem Gedränge um uns her ganz nah. Er dünkte mich merkwürdig alterslos. Der Mann bediente sich der französischen Sprache mit der gleichen Gewandtheit, mit der ich ihn vorher mit der Bedienung hatte italienisch sprechen hören. Er reichte mir, der ich völlig überrascht vor ihm stand, ein Päckchen, das er mich bat der Gattin Anselm Gysbrechts zu übergeben. Er habe, sagte er, die Absicht gehabt, es der Frau auf geeignetem Wege zu senden und ergreife jetzt die Gelegenheit, es dem Freunde, als dem besten Mittler, zu übergeben.

Ehe ich aus meiner Verwunderung zu Worte kam, hatten die andrängenden Reisenden uns von einander getrennt. Ludwig stand etwas entfernt von mir und hatte den Vorgang nicht wahrgenommen. Über die Köpfe der Leute weg, die schon ungeduldig sich an die Schiffstreppe schoben, um das Landungsboot zu besteigen, das jetzt Seite an Seite mit dem Schiffe lag, winkte er nun, ich möge mich zu ihm gesellen, damit wir gemeinsam unsere Plätze in der Barke einnehmen könnten. In dem Streben, mich mit dem Bruder zu vereinigen, gab ich die Spur des Fremden zunächst auf, war jedoch sicher, ihn am Ufer wieder anzutreffen, um dann das bisher einseitige Gespräch mit Muße fortzusetzen. Mir war jetzt, als hätte ich diese Begegnung erwartet, ja ich meinte, ich hätte vom ersten Augenblick an, da ich den Mann erblickte, einen Zusammenhang zwischen seiner Person und unserer Mission auf der Insel erahnt."

"Ich nahm", unterbrach Ludwig hier, "meines Bruders Erregung wohl wahr, als wir Seite an Seite im Boot saßen, doch mußte ich vermuten, sie hinge mit der Ankunft auf dem ebenso ersehnten wie gefürchteten Boden zusammen, um so mehr als ich mich einer ähnlichen Stimmung kaum erwehren konnte."

"Ich erzählte", fuhr Andreas fort, "Ludwig nach der Landung von der Anrede des Fremden und seinem Auftrag an Anna und wies ihm das Päckchen, während wir die Blicke in der Schar der Ankömmlinge schweifen ließen, um den rätselhaften Partner dieses Unternehmens zu erspähen, ihn festzuhalten

und von ihm zu hören, auf welche Weise er mit dem Schicksal Anselms verknüpft sei. Unser Suchen war vergeblich. Der Fremde war weder auf dem Landungsplatz noch an der Zollstelle noch auch am Ausgang des Hafens zu finden, und doch hatte nach Aussage der Wächter noch niemand den Platz verlassen. So entschloß Ludwig sich, das Schiff wieder zu betreten, was ihm gewährt wurde. Dort aber erklärten ihm die Angestellten auf das bestimmteste, der Fremde habe mit seinem Gepäck das Schiff verlassen, freilich nicht auf dem Landungsboot des Hafens, sondern auf einem kleinen privaten Segler, von dessen Herkunft und Ziel man nichts zu wissen behauptete. So mußten wir uns zufrieden geben und auf die Hoffnung beschränken, den Verlorenen während unseres Aufenthalts auf der Insel wiederzufinden. Diese Erwartung aber, auf die wir damals bauten, ist nicht in Erfüllung gegangen."

Andreas schloß damit seinen Bericht. Anna, die fühlte, wie schwer ihm fiel, zuzugestehen, daß mit dem Überbringer des Päckchens sich ihm vielleicht ein Wissender entzogen hatte, und die der schmale Gegenstand in ihren Händen brannte, erhob sich und bat für diesen Abend sich verabschieden zu dürfen. Als sie sich am Bett des Kindes von Christina, die die verflossenen Stunden mit Sophia und Ulrich Renner verbracht hatte, verabschiedete, erriet sie an einem scheuen Blick, den die Mutter auf den Gegenstand in ihrer Hand warf, daß Sophia ihr davon gesprochen hatte. Doch schwieg sie, und auch Anna verblieb still. In ihrem Zimmer vermochte sie es nicht sogleich das Päckchen zu öffnen. Sie legte es auf einen kleinen Tisch und streckte sich im Dunkel in ihrem Bette aus ohne Schlaf zu finden. Um Mitternacht erhob sie sich, und in dem dürrtigen im Nachtwind flackernden Licht öffnete sie am offenen Fenster die verknotete Saite. Die Schlinge war so fest zugezogen, daß bei ihrer Bemühung sie zu lösen die Saite ihr die Finger zerschnitt. Ohne daß sie es achtete, tropfte das Blut auf den Boden. Sie entnahm der Hülle den leeren Rahmen, der ihr Bild umschlossen hatte, Anselms Paß und seinen Trauring.

Sie legte den Rahmen und die Papiere in eine Lade. Den Ring schob sie unter ihren eigenen an den Finger und sank dann auf ihr Bett, erschöpft und

einer Wirrnis von Gedanken ausgeliefert, aus der sie in die Region der Bewußtlosigkeit einging.

Gegen Morgen kämpfte sie sich durch einen zähen Traum in den wachen Tag hinein. Sie ging im Traum durch eine Wildnis. Auf einem Distelfeld entfielen ihr die Ringe. Nach langem qualvollem Suchen zwischen den stacheligen Gewächsen steckte sie die gefundenen an die Hand, von der sie alsbald wieder zu Boden rollten. Sie begann ihr Suchen aufs neue und so immer wieder, bis sie endlich erwachte und ihre verletzte Hand auf der blutbefleckten Decke erblickte. Eine Weile starrte sie auf den Doppelring an ihrem Finger, entsann sich, sprang aus dem Bett, fand die Saite auf dem Boden vor dem Fenster, sah die niedergebrannte Kerze. Sie hob die Saite und den Umschlag auf, legte beides zu dem übrigen in die Lade. Ihr war, als versenke sie sich die Hände. Sie schob abgewandten Gesichts das Fach zu, kleidete sich an und entdeckte, daß sie ihre gewohnte Zeit um eine Weile verschlafen haben mußte. Immer noch betäubt ging sie an ihren Tageslauf.

Der kleine Georg machte an Christinas Hand seine Gehversuche, während Anna beim Frühstück saß, wanderte um den Tisch und klammerte sich schließlich an ihrem Stuhl fest. Er begann mit den Ringen an ihrer Hand zu spielen. Sie erschrak und spürte gleichzeitig Christinas verstörten Blick. Die Mutter entfernte sich bald unter dem Vorwand, einen notwendigen Ausgang vorzuhaben. Während das Kind beharrlich immer wieder die Ringe von Annas Hand zu streifen trachtete, zog sie es auf ihren Schoß, legte ihr Gesicht auf seinen Kopf und trocknete ihre Tränen in seinen hellen Locken.

Am späten Nachmittag dieses Tages ging sie in das Rennersche Haus, um Andreas Gesellschaft zu leisten und den weiteren Bericht über den Erfolg der Nachforschungen auf Kreta zu hören.

Sophia, die sie empfing, blickte beim Empfangsgruß zufällig auf ihre Hand, erblaßte, und Anna spürte das Beben der Finger, die die ihren hielten. Die Hausfrau führte den Gast schweigend in das Haus. Auch Andreas, der alsbald den zweiten Ring an der Hand der jungen Frau gewahrt haben mochte,

beugte sich ohne Frage ihrem Schweigen. Anna bat ihn zu erzählen, wenn er sich dazu imstande fühle.

So fuhr er in seinem Bericht fort: "Den Hauswir Anselms, auf dessen Hilfe wir gebaut hatten, fanden wir nicht mehr in der Hauptstadt, wo Anselm sein Standquartier aufgeschlagen hatte und von wo er seine Ritte ins Innere der Insel unternahm. Er war einige Monate vor unserer Ankunft mit seiner gesamten Familie ausgewandert. Auch hier waren zuverlässige Angaben nicht zu erlangen. Derselbe Schwager des Ausgewanderten, der mir an einem Tage erklärt hatte, daß die Schwester mit Mann und Kindern sich nach Amerika eingeschifft habe, erzählte einem Dritten, an der Schwelle seiner Schenke sitzend, ohne auf meine Gegenwart acht zu haben, er habe von seinem Verwandten, er nannte seinen Namen, soeben einen Brief aus Alexandrien erhalten, wo die Familie seßhaft geworden sei und ein Hotel betreibe. Auf meine Vorhaltung beschwor er jedoch, es handle sich um ein anderes Mitglied der Familie und ich müsse mich verhört haben. Sein Gesprächspartner fand sich sogleich bereit, dies sein Leugnen zu unterstützen. Ich bat einen Kollegen, der in Kairo lebt, in Alexandrien nachzuforschen, ob ein Hotel von einem Neueinwanderer aus Kreta dort geführt werde, und bekam bald den Bescheid, daß ein solches nirgends in der Stadt ausfindig gemacht werden könne.

Wir wandten uns an die Konsuln der Insel, damit man unsere Nachforschungen unterstütze. Man sagte uns bereitwillig jede Hilfe zu. Zunächst wies man uns einen Mantel und einen breitrempigen Filzhut, die man an einem entlegenen Strand der Insel auf einem Felsen über dem Meer gefunden habe. Daß beides niemals in Anselms Besitz gewesen sein konnte, erkannten wir mit Sicherheit, zudem mußten Maße, Beschaffenheit und Herkunftszeichen dies eigentlich auch für Fremde beweisen.

Wiewohl wir manches an den Feststellungen, die wir im vergangenen Jahr aus den Berichten der Konsulate und der primitiven einheimischen Amtsstellen kannten, als abwegig empfanden, mußten wir doch im wesentlichen den Hinweisen nachgehen, die uns durch sie gegeben waren. Demnach hatten wir vor allem der letzten Reiseroute Anselms zu folgen, was

uns auch von einigen seiner verstreut im Lande arbeitenden Berufsgenossen empfohlen wurde. Ihre Beobachtungen und Aussagen, die sie seinerzeit den Konsulaten übermittelt hatten, waren fast der einzige feste Punkt in dem Wirrsal von Vermutungen und Gerüchten. Unser Unterfangen führte uns mit unserer Begleitung einige Wochen in schwierigen Tagesritten über einen Teil der Insel, durchs Gebirge, über steinige Hochflächen, tiefe Täler, fruchtbare Ebenen, über die Trümmer antiker Wohnbezirke, über zwei Ausgrabungsstätten, ohne Herbergen, mit Nachtquartieren bei Bauern, Hirten und in Klöstern. Unser Ziel war eine kleine Hafenstadt, wo die Ergebnisse der Nachforschungen abbrechen. Mancher, den wir auf dieser Fahrt trafen, entsann sich Anselms noch wohl, Führer, Herbergsleute, Mönche in den Klöstern, die ihm Gastfreundschaft gewährt hatten. Auf nicht wenige unter ihnen hatten seine Erscheinung und sein Wesen einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß sie ihn aufs treffendste zu schildern vermochten. Mehrmals verloren wir seine Fährte, um nach langem Suchen wieder auf die Spur zu treffen. Der Mann, der ihn durch längere Zeit geführt hatte, vermochte über das Ende seiner Wanderung keinen Aufschluß zu geben. Die letzte Rast, die wir feststellen konnten, war in einem Kloster aus der venezianischen Zeit, wo auch wir wohl aufgenommen wurden und eine längere Ruhe genossen.

Anselm hatte dort seinen Führer verabschiedet und war allein auf einem Maultier weggeritten. Man gab uns Richtung und Ziel der Wanderung an, wie er sie sich vorgesetzt hatte. Am Anfang konnten wir an etlichen von den üblichen Herbergen noch seine Einkehr feststellen. Später verloren wir die Spur. In dem Kloster hatte Anselm die Absicht ausgesprochen, von einem kleinen Hafentort, der seine nächste Station sein sollte, mit dem Schiff in die Stadt zurückzukehren, in der er Aufenthalt genommen hatte. Im Hafen waren die Nachrichten über sein Verweilen unsicher, zuweilen rührten sie an Phantasiegebilde. Gewiß war nur, ein Schiff zur Rückfahrt hatte er nicht bestiegen.

Auf unserem Ritt vom Kloster bis an die Küste trafen wir einen Hirten, der von mir befragt, ob er vor einem Jahr einen Wanderer, den ich ihm

beschrieb, beherbergt habe, von einem Toten berichtete, den man um diese Zeit in der Nähe der Straße aufgefunden habe. Es war, wie der Mann sagte, nicht erwiesen, ob dieser von einem abgestürzten Felsstück oder von Menschenhand erschlagen worden sei. Der Fremde habe nichts bei sich getragen, woran sein Name oder seine Zugehörigkeit zu erkennen gewesen wäre. So habe man ihn auf dem Steinfeld, auf dem er gelegen hatte, begraben, da es als sicher galt, daß er nicht von der Insel stamme und ein Ungläubiger sei. Der Hirt führte uns an das Grab. Die Erde war dem Toten günstiger gesinnt als die Menschen und ließ auf seinem Hügel das dichte Polster einer Zwergaloe sprießen, die eine Fülle kleiner rötlicher Glocken über den Hügel streute. Wir aber, Ludwig und ich, erfuhren am nächsten Ort von dem Arzt und Bürgermeister, als wir ihn nach den Umständen der Auffindung und des Begräbnisses fragten, alles, was uns der Hirt erzählt hatte, habe sich ein halbes Jahr vor Anselms Ankunft zugetragen, der Fremde sei, wie sich später herausgestellt habe, ein Däne gewesen, ein sonderbarer Einzelgänger, und aller Wahrscheinlichkeit nach sei er von Banditen erschlagen und beraubt worden.

In der kleinen Hafenstadt hatte sich während unserer Anwesenheit das Aufsehen, das vor einem Jahr durch die Nachforschungen der Konsulate entstanden war, erneut. Ludwig und ich waren Gegenstand eines nicht immer bequemen Interesses. Besonders als man wahrnahm, daß ich der Landessprache mächtig sei, drängten sich häufig Menschen an mich, die vorgaben und manchmal wohl auch überzeugt waren, uns wichtige Beobachtungen vermitteln zu können. So näherte sich uns, als wir eines Abends auf den Befestigungen über dem Hafen einen Rundgang machten, ein Fischer, der uns schon seit einer Weile gefolgt war, und redete mich an. Er habe, sagte er, den fremden Herrn, den man tot sage, von Ansehn wohl gekannt. Der Gast habe etliche Zeit am Ort verweilt und habe des Abends und am frühen Morgen lange Spaziergänge am Strand entlang gemacht, ihm auch ein oder das andre Mal zugesehn, wenn er im Frühlicht mit seinen Brüdern sein Netz einzog. Wo der Herr gewohnt habe, wisse er aber nicht zu melden, gestand er auf mein Befragen. Eines Morgens habe er ihn weit draußen vor



dem Ort in einer einsamen Bucht ein Segelboot besteigen sehn, in dem zwei andre Männer sich bereits befanden. Das Boot und die Leute darin seien von fernher gekommen, er habe es an ihren Gesichtern und ihrer Kleidung, wie auch an dem Bild auf dem Segel erkannt, das einen goldenen Greifen zeigte. Wahrscheinlich hätten sie aus Spanien gestammt. Wir haben nicht zu ergründen vermocht, um welchen Wirklichkeitskern die Fabelei sich kristallisiert hatte.

Wir kehrten auf einem anderen Landwege an unsern Ausgangsort zurück. Hier verweilten wir einige Tage rastend und besannen uns, was uns in unserer Sache zu tun etwa noch übrig bliebe. Die Ämter und die Konsulate wußten uns so eigentlich keinen Rat, obwohl alle ehrlich beflissen waren uns zu dienen. Einige Archäologen kamen uns zu besuchen, sie hatten Teilnahme an Anselms Schicksal, wie an unserm Verlust und unserm bislang so vergeblichen Bemühen, aber auch von ihnen konnte keine Hilfe kommen.

Eines Tags erschien in unserm Gasthof ein sehr alter Mann, der mich vor vielen Jahren wochenlang als Führer durch die Insel geleitet hatte, unter Verhältnissen, die an Unsicherheit und Mühsal unsere jetzigen so sehr übertrafen, daß nur meine ungebrochene Jugendkraft und meine Begeisterung für die Sache sie bestehen mochten. Er war wohl viel mehr als ein Jahrzehnt älter als ich, kannte sein Alter aber nicht genau. Schweres war in der Zwischenzeit über ihn weggegangen, Krieg und Aufstand; die blutigen Wirren hatten ihm Kinder und Enkel genommen und ihn der Heimstätte beraubt, doch war er nicht gebrochen. In seinem zerfurchten Gesicht glühten noch die Augen wie einst und unter dem weißen Bart blitzten, wenn er lächelte, noch die starken Zähne.

Er entsann sich jeder Einzelheit unserer gemeinsamen Fahrten, auf denen er mich zuverlässig beraten hatte. Ich glaube, daß heute keiner die Insel und ihre Schätze, sei es im Licht oder in der Tiefe, besser kennt und erspürt als er. Er hatte von jüngeren Berufsgenossen von Anselms Verschwinden gehört und erfuhr jetzt von seinem Zusammenhang mit mir. Er meinte, nur Zufall oder Fügung, nicht aber menschliche Bemühung könne hier Klarheit bringen. Doch

riet er mir, eine alte Dame aufzusuchen, die in der Nähe der Stadt in einem Bauwerk lebe, das noch aus der Zeit der venezianischen Herrschaft stammte. Ich erinnerte mich, als mein alter Reisegefährte ihren Namen nannte, ihrer merkwürdigen Geschichte, die mich schon damals bewegt hatte, die mir aber in der Vielfalt des Lebens inzwischen aus dem Gedächtnis entschwunden war. Sie war die Witwe eines englischen Archäologen, der in jungen Jahren einen in den Kreisen seiner Genossen schon beachteten Namen trug. Vor einem halben Jahrhundert war er hier auf der Insel vom Wahnsinn befallen worden. Das Volk war damals des Glaubens, es sei dies die Rache der Un-irdischen gewesen an ihm, der aus Vorwitz die Erde aufgebrochen habe, um ihr Geheimnis an die ihnen verhaßte Sonne zu zerren. Um ihn also für das Wühlen in dem geheiligten Boden zu bestrafen, hätten sie seinen Geist verwirrt. Die Frau hütete den Gestörten in ihrem einsamen Haus an die dreißig Jahre bis zu seinem Tode, unterstützt von einem Dienerehepaar, Italienern, die mit ihnen als junge Menschen auf die Insel gekommen waren. Der Irre ritt auf endlosen Wanderungen schweifend umher, gefolgt von der Frau und dem Diener, die ihn auf ihren Maultieren geleiteten. Oft wurden die Getreuen mit ihrem widerspenstigen Schützling von der Nacht überfallen und mußten neben den Tieren im Freien ihr Lager suchen. Zuweilen entwich er ihrer Aufsicht und streifte allein in der Wildnis, doch hielt das Volk den Irren heilig und niemand übte an ihm Gewalt. Man wehrte den Kindern, ihn zu belästigen, und leitete ihn, wenn er den Pflegern entflohen und erschöpft aufgefunden wurde, mit aller Sorgfalt heim.

Die Frau verblieb nach seinem Tode mit ihrer Dienerin in dem abgelegenen Hause weiter unter dem Volk und trug die oft grausamen politischen Wechselfälle mit ihm ohne ängstliches Zagen. Sie kehrte nach Reisen in ihre Heimat, deren sie wenige in großen Abständen unternahm, jeweils in ihr Haus auf der Insel zurück. Der Wärter war seinem Herrn bald in den Tod gefolgt. So alterten Herrin und Dienerin gemeinsam in der stillen Einsamkeit ihres Hauses und Gartens. Die Witwe des Wahnsinnigen galt den Leuten als mit seltenen Kräften begabt. Wie hätte sonst das zarte, verlassene

Wesen dies heldische Leben bestanden. Auch war sie vieler geheimen Dinge kundig, die sie hilfreich zum Heil der Nächsten übte. Sie stützte Schmerzgebeugte, heilte Wunden und Krankheiten, und harte Männer beugten sich in Zwist und verjährtem Streit ihrem Spruch.

Mancher von den ungewöhnlichen Zufällen dieser Einsiedlerin war mir, als sie sich mir im Gedächtnis wieder vorstellte, wohlbekannt.

Ich entsinne mich etlicher Gespräche mit Anselm, der während eines früheren Aufenthaltes auf der Insel mit ihr bekannt geworden und von ihrer Person mächtig angerührt worden war. Sie und ihr verstorbener Mann, habe man ihm erzählt, seien in ihrer Jugenderscheinung von so vollkommener Schönheit gewesen, daß die Bauern ihre Felder, die Kinder ihr Spiel verlassen und die alten Weiber die Spindel weggeschleudert hätten um dem Paar in den Weg zu treten und sie ehrfürchtig anzustaunen.

Den Mann habe der Wahnsinn unabwendbar zwar aber nicht mit einem Schlag, sondern mit langhinzögernden Pausen überkommen. Er habe mit gewissermaßen gespaltenem Bewußtsein sich in den dunklen Schacht sinken lassen. Abschätzend, ja mit wenig verächtlichen Wendungen hatte Anselm davon gesprochen, wie er in klarer Sicht, doch des Kommenden fürchtig, die Frau beschworen habe, ihn nicht zu verlassen, und so das herrliche Geschöpf – und als das habe sie ihm in ihrem Alter und nach all dem erfahrenen Leid noch sich bezwingend offenbart – in sein Verhängnis gezerrt habe.

Mein wiedergefundener alter Wandergenoß konnte sich nicht genug tun in der Empfehlung, mich mit der Frau ins Einvernehmen zu setzen und sie in meiner Sache um Rat und Meinung zu befragen.

Ich war schnell für diesen Besuch gewonnen. Ludwig dagegen, der wie wir ja wissen vor allem Sonderlingswesen eine leichte Scheu trägt, zeigte sich für seine Person dem Vorhaben abgeneigt. So begab ich mich allein auf die Suche nach dem Haus, an dem ich vor vielen Jahren zuweilen mit beklommenem Herzen vorbeigeritten war, im Gedenken an den damals noch lebenden Insassen, der ein Unterfangen, wie das meine in jenen Zeiten, so hart gebüßt hatte.

Im Umkreis der Stadt hatte sich fast nichts in all den Jahren verändert, und so fiel es mir nicht schwer das Haus zu finden. Es lag in seiner herben, fast schwermütigen Umgebung, zwischen weit auseinanderliegenden Bauernhäusern in Olivenfeldern, im Angesicht türkischer Friedhöfe, als ein kleines Schmuckstück aus einer fremden Welt. Ein mäßig großer, mauerumschlossener Garten, über dessen Umfriedung blühende Büsche hingen, schloß ein Haus ein, das wie von einem der Kanäle Venedigs hierher versetzt schien, ein zweistöckiges kubisches Gebäude mit flachem Dach, um dessen Rand abwechselnd Vasen und Statuen sich reihten. Ich sprang von meinem Maultier und band es an einem Ring in der Mauer am Tor fest. Ein eiserner Griff bewegte einen Glockenzug, der weithin durch den Garten hörbar war. Eine junge Magd erschien, die mich als Fremdling anstarrte und eine zweite herbeirief, ein barfüßiges Bauernmädchen wie sie. Nachdem beide sich überzeugt hatten, daß ich sie wirklich in ihrer Sprache anredete, entschlossen sie sich, mich in das Haus zu führen. Ich durchschritt den Garten, der eine üppige und doch auch wieder beherrscht strenge Anlage zeigte.

In der Eingangshalle empfing mich eine alte Dienerin, offenbar jene Italienerin, die vor mehr als einem halben Jahrhundert mit der Frau hierhergekommen war. Sie geleitete mich in einen Wohnraum und bat mich auf ihre Herrin zu warten, die sie verständigen wolle.

Die Eingangshalle hatte einen Boden aus schwarzen und weißen Marmorplatten, die Wände waren mit Marmor bekleidet. Im Hintergrund sah ich zu beiden Seiten einer Tür, die in den Garten führte, zwei Sarkophage stehn. In der Mitte des Raums gewahrte ich einen herrlichen alten Marmortisch, darauf eine Alabastervase, in der Zweige eines Strauchs mit unscheinbaren zimtbraunen Blüten steckten. Diese Blüten durchwehten die Halle und das Zimmer, in dem ich nun der Hausfrau harrete, mit einem ebenso zarten wie eindringlichen Duft.

Während nun die Halle in einem Einklang zu dem Äußeren des Hauses stand, bot mir der Wohnraum eine Überraschung. Ich hätte mir einbilden können, mich in einem gepflegten englischen Landhaus zu finden. An den

Wänden hingen treffliche alte Ölbilder, offenbar Familienporträts aus guter Schule. Ein Kamin mit Tanagrastatuetten fehlte nicht, und in der Ecke stand ein Tisch mit silbernem Teegerät.

Die alte Dame, die nun in das Zimmer trat, war so zart, daß es schien, als hätten die Jahre alles Überflüssige von ihr weggeschmolzen. Sie nahm unter der Tür einen breitrandigen Strohhut vom Kopf, um ihn der Dienerin zu reichen, und legte ein Bündel Heilkräuter, die sie im Garten hinter dem Haus gepflückt haben mochte, auf ein Fenstersims. Ihr Gesicht war wächsern durchscheinend, über den Wangen lag ein rosiger Hauch. Das weiße Haar schmiegte sich schlicht bis zum Halse an, wo es glatt abgeschnitten war, so daß es den schmalen Kopf wie eine silberne Kappe umschloß. Die grünblauen Augen richteten sich freundlich forschend auf den Besucher. Sie reichte mir die Hand und begrüßte mich in englischer Sprache. Ich sah wie festgebannt auf die feinen elfenbeinfarbenen Hände, die wie das Gesicht der trockenen Glut dieses Himmelsstrichs widerstanden hatten.

Die Dienerin waltete geräuschlos und gewandt am Teetisch. Das Zimmer war kühl und gegen das grelle Sonnenlicht durch Läden geschützt, der Tee, den die Hausfrau mir reichte, vorzüglich und die kleinen Kuchen frisch und wohlschmeckend. Ich, der ich eine Art Wunderdoktorin, eine fast hexenhafte Greisin anzutreffen erwartet hatte, konnte mein Staunen wahrscheinlich schlecht bemeistern. Unbefangen begann die Frau, als die Dienerin das Zimmer verlassen hatte, von unserer Mission auf der Insel zu reden. Sie sprach von Anselm, der sie, von einem englischen Kollegen bei ihr eingeführt, öfter aufgesucht habe. Sie kannte seine Familienverhältnisse und wußte, daß er als eine Art Pflegesohn bei meinen Geschwistern und mir aufgewachsen war. Er schien sich in manchem ihr anvertraut zu haben, manches wohl hatte sie, mit hellseherischem Blick begabt, selbst enträtselt. Wenn sie von ihm sprach, konnte man meinen, sie kenne ihn von lange her. Auch hatte er ihr dein Bild, Anna, gezeigt. So fragte sie mich nach der jungen Frau und wie sie sich in ihr Los finde. Aus diesem Munde klang die Frage nicht eitel. Dein Bild, sagte sie, habe sie an ihre eigene Jugend gemahnt, vielleicht habe sie dir geglichen. Sie

wies auf das Bild eines jungen Mädchens, das über dem Kamin hing und in Auffassung und Tracht aus so ferner Zeit zu stammen schien, daß mich der Gedanke fast bestürzte, dies sei die gleiche Frau, die vor mir in ihrem Armstuhl aufrecht saß.

Dennoch die Gleiche, sagte sie, dennoch und immer noch und bis zuletzt. Es ist schwer auszudenken, sich so bis ans Ende in sich vorzufinden.

Ich fand nicht eigentlich, daß das Bild dir gleiche, Anna, aber du und sie, ihr hättet wohl aus einem Geschlecht sein mögen, vielleicht nicht aus einem leiblichen.

Wieder fing sie meine Gedanken ein.

Es gibt Wesen, sagte sie versonnen, die ihr Schicksal unausweichlich anziehen.

Wir schwiegen eine Weile. Es war indessen abendlich geworden. Der Gärtner öffnete die Fensterläden von außen, ein mildes Licht fiel in den Raum und verklärte das Gesicht der alten Frau.

Wir sprachen dann von unsern, meinen und Ludwigs, vergeblichen Mühen um Klarheit über Anselms Verbleiben. Ich erwähnte die Nachrichten, die man uns früher nach Deutschland übersandt hatte. Sie war über alles unterrichtet, ja, mir schien, sie sei damit mehr vertraut als wir. Ich drückte ihr meine Verwunderung darüber aus.

Die Leute, sagte sie, kommen mit vielem, worin sie sich nicht zurechtfinden, zu mir. Vor allem sind sie mißtrauisch gegen die fremden Behörden und scheuen sich vor Äußerungen und Aussagen, die man ihnen abverlangt. So haben mir manche Berichte vorgelegen, ehe die Ämter sie empfangen.

Aus allen Darstellungen, erwiderte ich, die man uns vermittelte, hätten wir uns keine Meinung bilden können.

Zuweilen habe man aus den angegebenen Umständen vermuten können, Anselm sei ermordet worden, zuweilen, er habe seinen Tod freiwillig gewählt. Ein Leichnam sei nicht aufgefunden und alle Spuren, auf die man uns geleitet habe, hätten getrogen.

Die Frau hörte mir nachdenklich zu. Er ist uns entrückt, sagte sie schließlich leise und wie zu sich selbst, ob die Distel in der Wildnis aus seinem heimlichen Grabe wächst oder ein Taggespenst ihn in seine Sphäre gelockt hat. Wieder versank sie in sich selbst. Indessen fiel die rasche Dämmerung des Südens ein. Es war fast dunkel geworden, ehe sie wieder das Wort nahm.

Schon nachforschen ist hier Gefahr, sagte sie zögernd und mit spürbarer Scheu. Der Eingeweihte fände sich in unserer Welt nicht mehr zurecht.

Ich hing ihren Worten nach. Die Frau verharrte in Schweigen, als sei für diesen Tag alles gesagt.

Die Dienerin trat mit der dreiflammigen Öllampe zu uns. Ich nahm Abschied, die Wirtin geleitete mich an den Eingang. Als ich mich ein Stück Wegs entfernt hatte, wandte ich mich noch einmal zurück. Noch stand die Frau am Gartentor. Ihr Gesicht leuchtete wie Phosphor durch die Dunkelheit. Ich ritt nach unserer Herberge.

Ludwig fand ich von jener zornigen Ungeduld erfüllt, in die unser Mißlingen ihn, den so Gefaßten, nun doch gebracht hatte. Was ich ihm von meinem Besuch erzählte, vermochte seine Stimmung nicht zu ändern. Ob mit oder ohne Absicht, habe man uns allerorten hier genarrt. Käme ein Licht nicht aus unvermutetem Ursprung, so müßten wir unser Unternehmen als gescheitert ansehen, und alles müsse verbleiben wie vordem. So beschlossen wir die Heimfahrt."

### 31

Christina war schon vor einigen Tagen abgereist. Der erste Brief, den Anna von ihr empfing, mahnte sie, ihren Aufenthalt bei Franziska nicht über Gebühr auszudehnen, sie werde von den Insassen des Stromhauses sehnlich erwartet. Bald träfe auch Luzia ein, der die Aussicht auf ein Zusammensein mit Anna und dem Kinde stärkster Ansporn sei. So begann Anna ihre Reise nach Tirol zu rüsten, wo sie jedenfalls einige Wochen zubringen wollte. Kurz vor

Fronleichnam kam sie mit dem Kinde und dessen Wärterin an der Haltestelle am Talfuß an. Franziska hatte den Verwalterssohn mit einer Magd in dem geräumigen Wagen geschickt, der seit Annas Heimreise im vergangenen Jahr ungenützt im Schuppen gestanden hatte, jetzt aber aufgefrischt war und neu mit Tuch bespannte Polster wies. Das Geschirr der Pferde blinkte in der späten Nachmittagssonne, die Tiere trugen Sträuße von Alpenblumen an den Ohren. Wirt und Wirtin und die alte Herbergsmutter traten aus der Tür, um Anna zu begrüßen. Das Kind wurde von den jungen Leuten bewundert, und besonders die Frau, die nach mehrjähriger Ehe noch kinderlos war, konnte sich an Rühmen und Liebkosung nicht genug tun. Die Alte aber bekreuzte den Kleinen unter einem heimlich gemurmelten Spruch, um die ihrer Meinung nach höchst schädliche Wirkung der überschwenglichen Ausbrüche ihrer Schwiegertochter mit ihrer frommen Magie zunichte zu machen.

Langsam fuhr der schwere Wagen talaufwärts. Anna erinnerte sich ihrer vorjährigen Wanderung, als sie die Last in ihrem Leibe mühselig und freudig ans Ziel getragen hatte. Das Kind auf den Schultern des heiligen Christophorus an der Kirchenwand hob seine Segenshand gegen den kleinen Georg auf ihrem Schoß. Sie dachte an die Qualen der Geburt, Tod und Auferstehung in einem, und drückte das Kind heftig an sich, das sich wehrte und aufjauchzend nach einem Ebereschenzweig griff, der den Wagen streifte. Franziska erwartete Enkelin und Urenkel an der Schwelle, der ganze Hausstand war um sie zum festlichen Empfang. Zum dritten Mal bezog Anna die Gaststube im Oberstock. Neben dem großen Bett stand ein kleines, blausilbern bemaltes Kinderbett. Man hatte es aus der Wohnstätte der del Moro in Trient hergeschickt. Annas Vater hatte als Kind darin geschlafen und dessen Vater und Ahn vor ihm, eine ganze Geschlechterreihe.

Wie damals, als Anna mit Anselm eingezogen war, standen die Fenster weit offen und draußen der schwarze Wald unter dem nachtblauen Himmel. Wie Gespenster ragten die weißen Felstürme. Die Mondsichel ging auf und der erste Stern. Das Brunnenrauschen klang vom Hof herauf. Anna hatte ihre Hand auf das Fensterbrett gestützt, jetzt sah sie darauf nieder und auf den



Doppelreif an ihrem Finger. Indessen hatte Berta, die Wärterin, in der Kammer nebenan den Kleinen gebadet und für die Nacht gekleidet. Franziska erschien mit dem Breischüsselchen auf dem Servierbrett. Sie nahm dem Mädchen das Kind vom Arm, setzte sich in einen niedrigen Stuhl mit dem Kleinen auf dem Schoß. Er ließ sich willig von ihr füttern.

In der halboffenen Tür erschien ein lächelnder kraushaariger Mädchenkopf, dann verlegten ein zweiter, schließlich die blonden Verwalterstöchter und ihre behäbige Mutter, endlich die Köchin, und als alle sich wohlgelitten sahen, drängte sich die ganze Schar herein, um als Zuschauer an dem Nachtstuhl teilzuhaben.

Franziska bettete den Knaben, der nun, von dem Getümmel angeregt, abgeneigt war schon zu ruhen, sich wieder aufrichtete und mit den hellen Augen um sich blickte. Auf einen Wink der Frau zog sich das Gesinde zurück, sie drückte den Kleinen sanft in die Kissen und begann leise in der Mundart des Tales ein Schlaflied zu singen. Draußen vor der Tür, auf der Treppe und unten in der Halle nahmen die Mägde hellstimmig die Weise auf. Am Ende sang das ganze Haus seinen kleinen Gast in den Schlaf. Anna saß noch ein Weilchen nach der Abendmahlzeit mit Franziska auf der Steinbank vor dem Haus. Die Großmutter hielt die Hand der Enkelin in der ihren. Es erschien Anna, als berühre sie den Doppelreif an ihrem Finger und lasse erschreckt die Hand los.

Am nächsten Morgen fand Anna in der Halle Giovanni del Moro neben Franziska am Tische sitzend. "Ich mußte ihn fast mit Gewalt zurückhalten," sagte diese scherzend, "schon vor einer Stunde wollte er euch bestürmen, so begierig ist er, sein Patenkind zu begrüßen. Er ist gestern mit dem Abendzug angekommen, hat unten im Gasthof genächtigt, dort eure Ankunft erfahren und sich noch in der Morgendämmerung auf den Weg gemacht."

Der Kleine ritt bereits auf den Knien des *Zio Vanni*, wie Giovanni sich selbst benannte. "Eine prächtige Kinderfrau", neckte Franziska, und auch Anna mußte über seine rührend ungeschickten Bemühungen lachen. Dem Kind

schien das Spiel durchaus zu behagen, es stieß begeisterte Freudenschreie aus, hielt sich an Giovannis Haaren fest und wollte sich nicht wegbringen lassen.

"Übermorgen feiern wir Geburtstag", meinte Franziska. "Das ganze Haus muß mitmachen, vor einem Jahr haben sie es redlich verdient. Der zweite Pate freilich fehlt uns noch. Ich seh euch noch vor mir, verrußt und übernächtigt, in den Schächten eures Zwiegesprächs schürfend, den brodelnden Wasserkessel zwischen euch."

"Christof wird rechtzeitig hier sein", erwiderte Giovanni. "Vor einem Monat war ich einige Tage bei ihm. Damals haben wir uns bei dir verabredet. Was dich aber anlangt, Schwester, habe ich eine geheime Absicht. Christof hat sich in eine traurige Geschichte verstrickt. Nur zögernd hat er sich mir offenbart und auch das nur in Andeutungen. Mir ist bang um ihn. Vielleicht kannst du uns helfen."

"Ich fürchte, meine Hilfe reicht da nicht tief", wandte Franziska bekümmert ein. "Gerüchte sind lang schon talauf gewandert und haben mich heimgesucht."

Anna sah unsicher fragend von einem zum anderen. Giovanni entfernte sich. "Ich werde dir", sagte Franziska, "erzählen was ich weiß. Ich glaube, ihr alle werdet es erfahren müssen."

Als sie am Nachmittag mit dem kleinen Georg auf der Bergwiese hinter dem Haus saßen, erzählte Franziska von den Verwicklungen in Christof Dierolfs Leben. "Was du nun von mir erfährst," begann sie, "hat sich vor einigen Jahren schon angesponnen und seither sein Dasein immer tiefer verstört.

Eines Tages wurde ihm von seinem Auftraggeber, dem Schloßherrn, der Besuch eines Verwandten gemeldet, irgend einer Hoheit, die sich bei ihrem Regiment in einer nahen Garnisonstadt vorübergehend aufhielt. Er wurde gebeten, dem Gast Führer im Schloß zu sein und ihm dessen Kunstschätze vorzuführen, eine Aufgabe, die Christof durchaus zuwider sein mußte und die er doch nicht wohl ablehnen konnte. Der Schloßverwalter hatte gleichzeitig

den Auftrag erhalten, in einem der Säle einen Imbiß bereit zu stellen. An einem Maivormittag brachte eine Reihe von Wagen den Gast und sein Gefolge. Mit der persönlichen Begleitung kamen etliche Offiziere des fürstlichen Regiments mit ihren Damen.

An diesem Tage erlebte Christof zwei Überraschungen. Die erste war, daß der Gast als Kunstkenner ein echtes Interesse an dem Bauwerk und seinen Schätzen, seinen Täfelungen, Intarsien, Fresken und sonstigen Besonderheiten bewies, Fragen stellte, die Christof mit Eifer und Vergnügen beantworten konnte, sich dessen Arbeiten ansah, und schließlich selbst auf einen Block interessante Architekturvarianten eines Bauwerks in einem fernen Kronland zeichnete, das ihn in seinen Eigentümlichkeiten an das Schloß seines Verwandten so gemahnte, daß er den gleichen Baumeister vermuten wollte. Man ging zu Tisch. Die Hoheit hatte eine steife Generalsgattin auf der einen Seite. Die andere bat er Christof einzunehmen, um das Gespräch fortsetzen zu können. Christof gegenüber saß eine junge Frau, die von den übrigen, meist reizlosen Gefährtinnen abstach. Sie war von einer unregelmäßigen, aber sehr bestechenden Hübschheit, zierlich, mit rundem Köpfchen, das ganz mit kurzen braunen Locken bedeckt war. Sie gab sich lebhaft und unbekümmert. Von ihren munter herumschweifenden Augen war das eine grünlich, das andere bräunlich schimmernd. Sie hatte ein lustiges Stupsnäschen und einen großen wohlgeformten frischen Mund. Auch dem Gast mochte sie angenehm aufgefallen sein. Er hatte aus dem Strauß, den ihm das Verwalterstöchlein überreicht hatte, ein paar dunkelrote Nelken gezogen und sie ihr mit altmodischer Galanterie mit den Worten überreicht, sie würden sich auf ihrem blaßgrünen Kleide schön ausnehmen. Durch diese kleine Huldigung war ihr Reiz und ihre Laune so sehr erhöht, wie das Wohlwollen der anderen Damen ihr gegenüber gedämpft.

Sie scherzte mit ihren Tischgenossen zur Rechten und zur Linken, ihre Strahlenblicke aber wandte sie dem Gegenüber zu. Christof war durch dies Feuerwerk etwas verärgert. Ihr Lachen hinderte ihn, seinen leise sprechenden Nachbarn zu verstehen, dessen Gespräch ihn außerordentlich fesselte. Er sah

empört auf die Ruhestörerin, von der er annahm, sie reagiere mißverstehend so auf die Aufmerksamkeit des Fürsten, der sich zu ihr wie ein freundlicher Onkel zu einem niedlichen kleinen Mädchen verhalten hatte und sie auch weiter gar nicht beachtete. Allmählich aber konnte er sich nicht verhehlen, daß die Bemühungen der kleinen Dame nicht seinem Nachbarn, sondern ihm selber galten. Dies war die zweite Überraschung des Tages.

Vor der Abfahrt der Gesellschaft lud der Fürst ihn ein, ihn auf seinem Gut in Mähren zu besuchen, wo er ihm seine Sammlungen zeigen wolle. Er würde ihn wissen lassen, wann er selbst sich dort für längere Zeit aufhalte. Er verspreche sich Erfreuliches von solcher Begegnung. Christof hatte schon am gleichen Abend die kleine Dame beinah vergessen.

In der Nähe des Schlosses gibt es einen alten Turm, mit einigem Gemäuer rings herum, das sich ein Liebhaber vor Zeiten zu einem romantischen Sommersitz ausgebaut hat. Es war ein Wiener Hofrat, der nun seit Jahren tot ist. Beide, das berühmte Schloß und das wesentlich bescheidenere aber bequeme Landhaus, liegen auf einer besonnten hohen Ebene mit Wäldern, Wiesen und Quellen in dem Kranz der Spitzen ringsum.

Einige Wochen nach der fürstlichen Heimsuchung wurde nun Christof doch wieder an den hübschen Störenfried gemahnt. Er bemerkte eines Morgens, daß in dem benachbarten Landhaus mit dem Turm ein ungewöhnliches Leben herrschte. Es wurde gelüftet, geputzt und geklopft. Dienstmädchen und Handwerker waren an der Arbeit. Später wurden von den Wagen Kisten, Koffer und Hausrat abgeladen.

Er fragte die Verwaltersfrau, ob die hofrätlichen Erben sich an ihr schönes Sommerhaus erinnert hätten, das nun schon Jahr und Tag ungenützt stünde.

Nein, sagte die Frau, die Erben seien zwei alte Fräulein, die im Sommer von einem Bad ins andre pilgerten, um ihre eingebildeten Gebrechen auszuheilen. Aber vermietet hätten sie das Haus an einen Hauptmann aus der Garnisonstadt. Ob er sich nicht auf die hübsche Dame besinne, der der Fürst die Blumen überreicht habe? Ihr habe das Haus so sehr gefallen, daß sie es zu ihrem Sommersitz erwählt habe. Eine verwöhnte Frau sei sie, drei Kinder und

eine Menge Personal bringe sie mit. An Sonntagen sei auch der Besuch des Hauptmanns zu erwarten. Er sei sehr reich, aber er trinke, und sie sagten, er tue es aus Eifersucht. Drei Kinder, fragte Christof, die Frau ist ja selbst noch ein halbes Kind?

Die Verwalterin sagte lachend: Gott bewahre, wie leicht seid ihr Männer hinters Licht zu führen! Mitte Dreißig ist sie gewiß, eine Fiumanerin, adelig, aus verarmtem Haus. Es waren fünf Tochter, alle sind wohlversorgt. Sie hatten alle so etwas Besonderes an sich. Die Frau von Luxander soll gut sein und eine offene Hand für Arme haben. So sagt die Dienerschaft. Die Dame hat mich übrigens nach Ihnen gefragt und konnte gar nicht genug zu hören bekommen."

"Großmutter," unterbrach Anna, "woher weißt du denn all das?"

"Nun," erwiderte Franziska, "einiges von Christof selbst und viel von der Verwalterin, die mir ihr Herz ausschüttet, wenn ich mit Giovanni etliche Mal im Jahr unsern Freund aufsuche.

Die Leute also füllten bald das stille Haus, in dem der Hofrat sachte abgelebt war, mit Kinderlärm und Gesellschaftstrubel. Am Sonntag erschien der Hausherr und brachte Kameraden mit ihren Damen mit. Schon am ersten Sonntagvormittag stattete er Christof einen Besuch ab und lud ihn noch für denselben Abend zu sich ein.

Christof erzählte mir damals spottend, er vermute, das Interesse, das der Fürst ihm bezeigt habe, habe dem Hauptmann den Maler seines Umgangs würdig erscheinen lassen. Trotzdem ging nun unser Freund, wenn auch etwas mißgestimmt, hin. Er traf ein lärmendes geistloses Getriebe. Man trank, spielte und erzählte alberne Anekdoten. Faustina, die Hausfrau, saß abseits Christof gegenüber. Sie erschien ihm ganz verändert, in nichts mehr das leichtherzige Dämchen von der fürstlichen Tischrunde. Sie nahm an dem Scherzen, Trinken und Spielen nicht teil, kümmerte sich nicht um die übrigen Damen und überließ die Bewirtung dem Personal. Der Hauptmann gemahnte sie einige Male mit unterdrücktem Unwillen an ihre Pflichten als Gastgeberin. Die Frau bekam feuchte Augen und richtete den schwermütigen Blick so dringend auf

Christof, daß er, den die Gesellschaft ohnedies abstieß, ein heftiges Unbehagen verspürte und das Haus verließ, sobald sich der erste schickliche Anlaß bot.

Der Hauptmann begleitete seinen Gast an die Tür und empfahl seine Familie dessen Schutz. Besonders besorgt sei er um die Frau, die eine Vorliebe für verwegene Kletterpartien habe, wozu er selbst keine Neigung verspüre. Da er nun wisse, daß auch Christof ein gewandter Bergsteiger sei, bäte er, daß dieser zuweilen sich die Begleitung der Frau gefallen lasse. Er, der Hauptmann, könne dann in der Stadt die Woche über ruhig verweilen. Christof versprach es, obwohl ihm der Verkehr so lästig war, als würde er, wie er es ausdrückte, von einer Stechmücke umsurrt.

Nun war aber Faustina in der Tat eine ausgezeichnete Wanderin, folgte Christof mit schlafwandlerischer Sicherheit auf die schwierigsten Pfade, kannte keine Ermüdung und erwies sich überdies als eine feinfühlende Zuhörerin. Das kleine liebenswürdige Wesen verwandelte sich zusehends unter seiner Führung, die sich nicht nur auf Kletterpartien beschränkte. Du weißt ja, unser Freund hat einen Hang zu unterweisen, ich möchte sagen, einem Menschen seine eigenen Augen einzusetzen, ihm seine Welt so zu zeigen, daß der Partner in keiner anderen mehr leben möchte."

"Ob ich das weiß, Großmutter!" fiel Anna ein.

"So wirst du also verstehen", fuhr Franziska fort. "Christof war nicht blind für den Widerschein, der von der ergebenen Seele auf den zurückstrahlt, von dem das Licht ausgeht.

Ich habe es erspürt, wenn er mir davon erzählte, wie das *Seelchen*, so nannte er sie, aufblühte, wie sie aber auch begann, ihre Umgebung mit anderen Augen zu sehen, wie sie sich ihres Mannes schämte, wie seine grobschlächtige, häufig vor Zeugen bezeugte Zärtlichkeit ihr zur Last fiel. Freilich schien mir unser Freund von dieser Erfahrung allmählich beschwert, denn er vermochte sich nicht zu verhehlen, daß die Frau in ihrer Unbeherrschtheit ihm mehr und mehr zufiel. Vieles auch verdroß ihn an ihr und ihrem Hauswesen. Die hübschen Kinder waren widerspruchsvoll erzogen, von den Eltern verwöhnt und undiszipliniert, durch häufige Versäumnis des Schulbesuchs mangelhaft

unterrichtet, denn die Frau verlängerte nach Belieben ihre Ferien mit ärztlichen Zeugnissen zugunsten ihres Aufenthalts. Das Fräulein Filomene, eine arme adlige Dame, hatte mit den Kindern französisch zu sprechen und ihnen das entgangene Pensum einzutrichtern. Als einzige war sie bemüht, eine bescheidene Spur von sinnvoller Ordnung in das Dasein der Kinder zu bringen. Sie war ein stilles unscheinbares Wesen, das schattenhaft im Hause geistete und Christof manchmal mit nachdenklich forschendem Blick ansah. Ihm war sie angenehm um ihrer gehaltenen unbeirrbaren Führung willen inmitten der Unordnung und sinnlosen Verschwendung, die überall spürbar war.

Die kostbaren Spitzen an Faustinas seidenem Morgenrock, mit dem bekleidet sie sich den größten Teil des Tages im Hause bewegte, waren zerrissen, ihre Kleider wiesen wochenlang die gleichen Flecken, beides von ihrem zerstreuten Spiel mit den Kindern herrührend, die sie, mit Leckereien bestochen, so rasch wie möglich wieder von sich abzuschieben trachtete. Die Dienstboten wirtschafteten aus eigener Machtvollkommenheit und natürlich in ihre eigenen Taschen.

Christof brachte zuweilen auf ihr Bitten — sie sandte ihm oft die Kinder mit Blumen, die diese gepflückt hatten, und einer Einladung — einige Abendstunden bei ihr zu. Sie saß ihm dann gegenüber, Zigaretten rauchend, zuhörend und zuweilen selbst erzählend, von ihrem Elternhaus in Fiume, von ihrem Vater, von den Schwestern, und bald verstand Christof, daß dort dieselbe Sorg- und Regellosigkeit geherrscht hatte wie in ihrem Haus und daß verhüllte Armut die Ursache oder die Folge davon gewesen war.

Der Hauptmann kam jetzt sonntags häufig ohne Gäste, schien bedrückt und trank allein, jedoch nicht minder reichlich. Die veränderte innere Verfassung seiner Frau schien er nicht wahrzunehmen. Ihre einsame Lebensführung hielt seine stets wache Eifersucht nieder. Die Möglichkeit, Christof als Rivalen anzusehn, kam ihm offenbar gar nicht in den Sinn. Dieser kuriose Junggeselle fand eben in seinem Haus etwas von dem Behagen, das ihm in seiner freudlosen Klause fehlen mußte.

Die Hochebene lag schon tief im Schnee, als der Aufbruch der Luxanderschen Familie erfolgte. Christof war an den Schlitten getreten, in dem Luxander mit der Frau saß. Sie sah ihn mit schmerzlichem Blick an und blieb auf seine Abschiedsworte stumm. Der Hauptmann hingegen lud ihn ein, Weihnachten mit ihnen im Stadthaus zu verleben.

Als das Schellengeklingel in der Morgenfrühe verhallt war, tat Christof sich die Eissporen an die Schuhe, hing den Lodenmantel um und schlug einen Pfad in die Höhe ein. Er atmete die klare Luft so gierig ein, als sei er eben einem Kerker entsprungen.

Zu Weihnachten sandten Luxanders ihm Geschenke, Wein und Gebäck, dazu ein Kästchen mit Stiften, wie er sie gern benutzte und zuweilen schwer beschaffen konnte. Am Ende entdeckte er ein neues Bild Faustinas. Es zeigte sie mit schwermütigen großen Augen.

Christof seufzte. Dann las er den kürzlich erhaltenen Brief des Fürsten, der ihn für den Frühsommer nach Mähren einlud, und schrieb eine zustimmende Antwort. Vorher wollte er einige Wochen bei den Verwandten im Stromhaus verbringen.

Luxanders hatten das Landhaus bereits für den nächsten Sommer gemietet. Der notwendige Hausrat war vorsorglich zurückgeblieben. Die Frau wollte schon Mitte Mai einziehen. Um diese Zeit begann die Hitze in den tiefgelegenen Städten. Christof dachte Anfang Mai abzureisen und erst im Oktober wieder heimzukommen. Er erwog, falls die nachbarlichen Sommergäste alsdann ihr Logis noch nicht verlassen hätten, würde sein Verkehr mit ihnen sich doch nur auf eine kurze Dauer beschränken. So, hoffte er, würden Zeit und Entfernung die Frau von ihrer törichten Abirrung heilen.

Als Christof im kommenden Herbst, wie er sich vorgesetzt hatte, zurückkam, fand er das Luxandersche Ehepaar noch in dessen Sommerquartier. Die Stimmung im Hause schien ihm verdüstert. Wie ehemals hing die Frau mit feuchtschimmernden Augen an ihm, so daß es ihm schwer wurde, ihrem Blick auszuweichen. Der Mann war gereizt, nicht gegen den nachbarlichen Gast,



sondern gegen Faustina und die Kinder. An Bedienung und Aufwand war der Haushalt gegen den vorjährigen Stand sichtbar eingeschränkt.

Da die Urlaubswochen des Hausherrn zu Ende gingen, mußte Faustina sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, zur Abreise bequemen.

Christof hatte den verflossenen Sommer in erfreulichem gesellschaftlichem Austausch verleben dürfen. Sein mährischer Gastgeber hatte eine Reihe gewichtiger Persönlichkeiten um sich geschart. Das Leben spielte sich ebenso zwanglos wie anregend ab, und für unseren Freund hatte es noch einen besonderen Vorzug, indem es, ohne daß er sich selbst darüber Rechenschaft gab, den Gürtel seiner Einsamkeit sprengte und ihn dem unbefangenen Dasein wiedergab. Der Fürst hatte ihn ermuntert, sich an einem Wettbewerb zu beteiligen. Es handelte sich um den Neuaufbau einer Reihe öffentlicher Bauten, die durch einen großen Brand in der Mitte einer Provinzstadt fast vernichtet worden waren. Die Gebäude hatten zerstreut um einen länglichen Platz gelegen. Der Fürst, der an dem Projekt persönlich interessiert war und es wirtschaftlich förderte, hatte eine ausschlaggebende Stimme in der Entscheidung. Er hegte aber auch zugleich den Plan, die einzelnen Bauwerke in einen Aspekt zusammenzufassen, damit der schöngeformte Platz als ein architektonisches Ganzes erscheine.

Christof hatte sich vorgesetzt, die winterliche Abgeschiedenheit zu intensiver Tätigkeit daran auszuwerten. Die Vorarbeit für die Entwürfe war auf Wunsch seines Mäzens schon an Ort und Stelle geschehen. So verblieb ihm außer der Ausführung dieses Projekts, das er in dieser Zeit und soweit es in seinen Kräften stand fördern wollte, der Abschluß der langhingelegten, vielfach durch eigne Studien unterbrochenen Arbeit im Schloß. Noch störten einige belanglose Reste die reine Form des Platzes. Nach ihrer Entfernung würde dieser ein langgestrecktes Oval bilden, in dessen Mitte einige schöne alte Brunnen und ein paar malerische bemooste Denkmäler verschollener Provinzgrößen des achtzehnten Jahrhunderts, vom Brande verschont geblieben, eine skurrile Insel darstellten. Die Hügelkette in der umgebenden Landschaft wiederholte in ihrer Linie, nur weitergezogen, die des Platzes.

Die Aufgabe blieb für Dierolf vom ersten Augenblick an, da er sich mit ihr befaßte, aufregend und verlockend zugleich. Sie mahnte ihn an Jugendträume, die den Schüler heimgesucht hatten, in denen er nächtlich in fremden geheimnisvollen Städten umhergeirrt war auf der Suche nach etwas – schon im Traum hatte er vergessen, um was es ging.

Wir hatten damals hier in unseren nördlichen Bergen einen im Anfang schneereichen, dann aber strengen und sonnigen Winter, der Christof mit einer nicht ermattenden Schaffenslust begabte.

Zu Beginn des April hatte er die Aufgabe, wie er sie sich vorgesetzt hatte, bewältigt und dachte eine kurze Reise nach München zu unternehmen, als er einen Brief Luxanders empfing. Die Frau und der kleine Sohn, schrieb der Hauptmann, hätten den Winter schlecht verbracht. Der Arzt habe sie nach dem Süden schicken wollen, Faustina jedoch schwöre auf die Heilkraft der Bergsonne und wolle mit dem Kind für ein paar Wochen in ihr Sommerquartier hinaufziehen. Er bäte nun Christof, als bewährten Nachbar und hilfreichen *Berggeist*, die beiden Leidenden in freundschaftliche Obhut zu nehmen.

Als er Faustina am nächsten Tag aus dem Wagen half, konnte er sein Erschrecken kaum verhehlen. Sie stützte sich schwer auf seinen Arm. Ihr mageres Gesicht mit den übergroßen Augen sprach von nicht überwundenen Leiden. Die einst so elastische Gestalt, die sie viel jünger hatte erscheinen lassen, als sie war, hatte an Form und Reiz verloren. Aber schon am übernächsten Tag hatte sie sich zusehends erholt und konnte an Christofs Seite einen Spaziergang machen. Unter der Obhut des Fräulein Filomene lag der kleine Junge in Decken gehüllt in der Sonne.

Den Abend hatte Faustina Christof gebeten bei ihr zu verbringen. Er hatte sich vorgenommen, sie auf seine nahe Abreise vorzubereiten, die er ihrer Ankunft halber um einige Zeit verschoben habe. In den beiden ersten Tagen hatte er sich gescheut davon zu sprechen.

Bei seinen behutsamen Worten ergoß eine Tränenflut sich über ihr Gesicht. Schluchzend brach sie in ein leidenschaftliches Bekenntnis aus. Sie ertrüge, rief sie, die Entfernung von Christof nicht mehr. Dies sei die

Krankheit, die sie verzehre. Er müsse wohl längst wissen, wie es um sie stünde. Verließe er sie jetzt, so gebe es für sie nur eine Lösung — diesem verhaßten Leben ein Ende zu machen.

Christof stand fassungslos vor dem aufgerührten Element. Faustina, von seinem Schweigen bestürzt, sprang auf, umfing ihn, ließ sich an ihm nieder zu Boden gleiten und blieb zusammengekauert vor seinen Füßen liegen.

Er hob die Frau auf. Sie aber drängte sich in seine Arme, umschlang seinen Hals, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, und allmählich klang ihr Weinen leiser und war zuletzt wie der verschlafene Laut eines Vogels am Abend. Er ließ sie auf ein Ruhebett nieder und schickte sich an, ein Beruhigungsmittel zu suchen, sie aber zog ihn an sich und verstrickte ihn in ihre Umklammerung. In ihrer Zärtlichkeit, die dem Ausdruck ihres blassen Gesichts einen fast übersinnlichen neuen Reiz verlieh, als ob noch nie offenbarte Tiefen der Seele sich darüber ergössen, besiegte sie seine Abwehr, und schließlich bedurfte es ihrer umschlingenden Arme nicht mehr, um ihn festzuhalten. —

Als er in der Morgendämmerung das Haus verließ, schien ihm, als werde hinter einem Fenster des Erdgeschosses für einen Augenblick das Gesicht des Kinderfräuleins sichtbar. Der klare Tag trieb ihn von Haus und Arbeit fort. Er stieg zwischen den Felsen umher. Als er am späten Nachmittag heimkam, fand er auf seinem Tisch einen Brief. In kindlich stammelnden Worten bat Faustina um sein Kommen. Er widerstand nicht.

Ende des Monats beschloß die Frau plötzlich, von einigen rasch aufeinanderfolgenden Botschaften ihres Mannes offenbar beunruhigt, in die Stadt zurückzukehren.

Christof reiste bald danach ab. Er verbrachte die nächsten Wochen in München bei seiner Mutter. Die Arbeit, an die er die letzte Hand anlegte, verscheuchte, was von den verflossenen Wochen noch in ihm lebendig war, Mitleid mit Faustina und Gericht über sich selbst. Der Vorsatz, die Frau zu meiden, wuchs aufs neue in ihm. Nach kurzer ruhiger Zeit überraschte ihn ein Telegramm, das von Faustina aus Wien an ihn abgesandt war. Sie habe in einer

Familiensache dort verweilen müssen und bitte ihn, sie auf ihrer Rückreise an einem für ihn leicht erreichbaren Bahnhof über der Grenze zwischen zwei Zügen zu treffen. Eine Absage war ihm unmöglich gemacht, da keine Adresse angegeben war. So fand Christof sie am nächsten Tag an einer kleinen Station Nordtirols. Übernächtigt und verstört erzählte sie ihm von ihrer Mission bei einem alten Verwandten Luxanders, der diesen aus einer schweren Krisis habe retten müssen. Ihr Mann habe ihr seine verzweifelte Vermögenslage verheimlicht. Der Alte in Wien habe längst mit ihm gebrochen gehabt, und nur um der Kinder willen habe sie ihn diesmal noch bewegen können zu helfen und zu vermitteln. Fast ohne Hoffnung sei sie nach Wien gefahren und wisse kaum, wie es ihr nun doch gelungen sei, den geizigen und hochmütigen Mann umzustimmen. Während sie sprach vermied sie es, Christof anzusehen.

Sie durchmaßen das Städtchen. Faustina paßte sich Christofs langen Schritten an. Sie wanderten die Landstraße entlang. Der Himmel hing drohend über ihnen, der Fluß rollte seine schwarzen Fluten hin. Sie kamen an eine runde halbverfallene Kapelle. Schon dämmerte es. Christof stellte fest, daß sie umkehren müßten, wollte Faustina ihren Zug erreichen.

Als sie auf dem Bahnhof anlangten, fuhr der Zug ein. Bis zur Abfahrt verblieb noch eine knappe Viertelstunde. Statt ihr Abteil zu besteigen, in das der Träger schon das Gepäck gelegt hatte, haschte Faustina nach Christofs Hand, zog ihn beiseite an eine entlegene dunkle Stelle und gestand ihm, sie erwarte ein Kind, sein Kind.

Was soll nun geschehen? fragte er.

Nichts darf geschehn, erwiderte sie, als daß alles seinen Lauf nimmt. Er ist ohne mich verloren, alle wären wir verloren, ich vermag auch meine Kinder nicht zu verlassen. Übrigens hegt niemand Verdacht.

Sie lächelte scheu zu ihm auf. Nur nah müsse er ihr bleiben. Nicht jetzt, aber später, wenn sie ihn rufe. Dann wolle sie alles bewältigen und zurecht führen.

Christof war, als dringende Eiseskälte aus ihrer Hand in die seine über. Ein letztes Zeichen hieß Faustina einsteigen. Hinter dem Fenster des abfahrenden Zugs erschien noch einmal ihr blasses geneigtes Gesicht.

Als Christof am nächsten Morgen dem forschenden Blick seiner Mutter begegnete, die bei seinem Eintreten in ihr Zimmer schon in ihrem Krankenstuhl am Tisch saß, schien ihm das gestrige Erlebnis fast unwirklich. Dennoch verwirrte ihn das Anschauen der alten Frau, während er rasch und zerstreut ein paar Bissen aß. Er hatte schon als Kind gemeint, sie durchdringe stumm alles, was je in ihrem Bezirk geschah, und nichts ließ sich vor diesen hellen Augen bergen. Seit sie aber nun schon zwei Jahre gelähmt auf ihren Sitz gebannt war, dünkte ihn dieses ihr Vermögen verdoppelt.

Einige Wochen später reiste er nach Mähren. Seine Entwürfe hatten die erwartete Auszeichnung erfahren und sollten nun Gestalt annehmen. Er hielt sich dort zwei Monate auf, die durch Arbeit und Besprechungen mit Fach- und Werkleuten ausgefüllt waren. Den Rest des Sommers verbrachte er bei den Verwandten im Stromhaus."

Franziska unterbrach sich. Die Wärterin trat aus dem Haus, um das Kind zum abendlichen Bad zu holen. Die Frauen, die eine im Erzählen, die andere im Zuhören, hatten es nicht geachtet, daß die Sonne hinter der Felswand im Versinken war und das Gras unter ihren Füßen schattenfeucht.

"Vetter Dierolf war der erste, der mich sehen lehrte," sagte Anna nachdenklich, "und auf eine merkwürdige Weise ist er mir mit frühen Erlebnissen verflochten. Dennoch war er mir bis heute wie eine Figur auf dem großen Wandbild meiner Kindheit, weißt du, etwa so, wie die Gestalten auf den alten Malereien im ebenerdigen Saal des Stadthauses. Viele Male kam und ging er. Immer war ich froh, wenn er kam, und betrübt, wenn er ging. Dann aber, wenn er uns verließ, war mir, als zöge er seinen Weg, nur um im rechten Augenblick den unsern zu kreuzen. Wie kindisch von mir, nicht zu bedenken, daß er in sein Schicksal zurückschwand, um wieder flüchtig aus ihm hervorzutreten. Sein Gesicht schon hätte es mir verraten müssen. Es ist so gezeichnet wie kein zweites."

Franziska legte den Arm um Annas Schulter. "Am Ende bist du von deiner Kindheit so weit gar nicht entfernt," meinte sie, "als daß ein solcher Irrtum nicht verzeihlich wäre. Mit Christof aber hast du nun wohl recht. Schon als er auf diese Welt kam, trat er aus einem Schicksal hervor. Auch das wirst du zu seiner Zeit wohl aus berufenerem Mund erfahren. Was ich dir von dem Wegstück, das ich überschauen kann, zu berichten habe, wirst du von mir noch hören, heute nicht mehr und auch nicht morgen, denn das Morgen gehört unserem kleinen Georg. Das soll die reine Freude sein, und kein Schatten soll mir darauf fallen."

## 32

Spät am Abend desselben Tages noch erschien Christof Dierolf in Franziskas Haus. Er hatte, wie er sagte, für einige Wochen, Rast und Arbeit zugleich, sein Standquartier in dem Bergschloß aufgesucht und wollte schon am übernächsten Morgen dahin zurück. Sein kurzer Besuch galt dem Geburtstagskind. Jedoch verhiess er Anna für den Frühherbst eine längere Einkehr im Stromhaus, wo er alle Sommergäste noch vereint anzutreffen hoffte. Anna konnte sich während dieser Nachtstunden, die man in der Halle zusammensaß, nicht verwehren, ihn heimlich anzusehen, anders als sie es bisher getan hatte.

Der nächste Tag verlief, wie Franziska es gewünscht und vorbereitet hatte, in festlicher Helligkeit. Sie hatte in einer Kammer einen Berg von Paketen verborgen aufgestapelt gehalten, die dem Haus schon vor Tagen aus allen Himmelsrichtungen zugeflogen waren. Sophia, die Mutter, Luzia, das Muracherhaus hatten sich mit Gaben eingestellt. Franziska hatte in einem Nachbartal ein Schaukelpferd schnitzen lassen, der Dorfsattler hatte es mit Sattel und Riemenwerk versehen. Dierolf hatte mit eigener Hand ein Bilderbuch auf Pergament gemalt, das zeigte das Einhorn über Franziskas Tür, die geschwänzte Seejungfer von der Kirchenwand, das Wiesel im Schnee, das

Eichhorn vom Fenster, den Jochgeier vom Felsen, die Kühe vom Meierhof und den rotbemützten Specht, der an der Zirbelkiefer hackte. Giovanni hatte aus dem Trientiner Haus ein altes silbernes Kindereißservice gebracht. Der Dorfbäcker überreichte ein phantastisch kunstvolles Zuckerwerk, einen Sankt Georg mit dem Drachen, der tagsüber in seiner grimmigen Süßigkeit Stoff zu ungemessenem Frohsinn bot und am Abend dem jubelnden Gesinde zum Verspeisen ausgeliefert wurde.

Der Hausarzt stellte sich ein und mit ihm Ghetta, die Hebamme. Die Mutter des Sternwirts erschien mit einem gewaltigen Honigtopf und die Frauen aus dem Meierhaus mit einem Winterkittelchen. Das war von der Mutter aus einem Stück gewoben worden. Der Vater hatte die Wolle geschoren und die Töchter hatten sie gesponnen.

Am frühen Morgen, während Anna noch schlief, hatten die Mägde das Kinderbett mit Blumen bekränzt und die Halle mit Gewinden geschmückt. Der große Tisch war mit Gaben bedeckt. Der Kleine stand zaghaft und verwirrt inmitten der Fülle und erwählte aus allem einen buntgestrickten, schellenbesetzten Harlekin, den Ghetta als selbstgefertigtes Geschenk beigesteuert hatte.

Zu Mittag hatte der ganze Hausstand mit den Gästen und dem Gesinde an einer langen Tafel im Freien gespeist, das Mahl hatte sich in den Nachmittag hinein erstreckt. Allmählich zogen die Gäste heimwärts. Giovanni gab Christof das Geleit bis zur Talsohle, wo sie im "Sternen" die Nacht gemeinsam verbringen wollten, damit Christof bei guter Zeit wieder in sein Asyl gelange.

Spät am Abend, vor dem Schlafengehn, stand Anna noch am offenen Fenster. Die Nacht war dunkel und sternenlos, und dunkel war der Raum hinter ihr, in dem Anselms Kind schlief. Der Kleine hatte sich mehrmals im Schlaf sprechend und lachend gemeldet, aufgerührt von dem ungewohnten Getriebe des Tages. So vermied Anna ein Licht zu entzünden.

Die Post hatte ihr eine Reihe Briefe gebracht, die sie tagsüber nur flüchtig gelesen hatte und denen sie jetzt in der Stille des nächtlichen Zimmers nachsann.

Der Glückwunsch Bonas brachte die Nachricht von der Hoffnung auf eine nahe Mutterschaft der Freundin. Es waren gute frohmütige Zeilen, die die Nachricht enthielten. Ein zweiter Brief stammte von Cornelia Hoermann, der einstigen Schulfreundin. Vor Jahren war zuweilen Nachricht von ihr gekommen, die Anna beantwortet hatte. Allmählich waren die Freundinnen auseinander gegliiten. Mitunter hatte Anna durch Corneliens Tante, Therese Hoermann, von ihr gehört. Einmal hatte Luzia ihr Grüße bestellt, Christina und sie hatten Cornelia und ihren Vater, wie sie erzählten, in Paris getroffen. Die Nachrichten über beide waren knapp gewesen. Es schien Anna, Vater und Tochter seien vom Leben nicht eben begünstigt worden. Corneliens Mutter mußte kurz nach der Wiedervereinigung mit den Ihren um einer geistigen Trübung willen in der Schweiz in einer privaten Heilanstalt untergebracht werden. Die Schwestern waren nicht geneigt oder nicht imstande, mehr über die Freundin zu erzählen. Luzia sagte auf Annas Drängen, sie sei ein stilles, schönes und anziehendes Wesen. Zu Annas Vermählung war ein herzliches Telegramm eingelaufen. Nun aber war ein langer Brief in ihren Händen, aus dem sie erfuhr, daß Christina Corneliens Vater wohl öfter gesehen haben mochte, wie auch, daß Vater und Tochter in Luziens Haus verkehrten. Dort hatte diese von Annas kleinem Sohn und dessen Geburtsfest gehört und stellte sich nun mit ihren Wünschen ein. Der Brief schwankte zwischen dem alten liebevoll stürmischen Wesen der einstigen Gespielin und einer spürbaren Verlegenheit. Anna sagte sich, es mochte Cornelian, die das Schicksal der Freundin kennen mußte, schwer sein, es bei solchem Anlaß zu berühren, und schwer auch, es im Ton des Briefes völlig außer acht zu lassen. Ob sie selbst wohl den Weg zu dieser liebenswerten Gefährtin ihrer Kindertage zurückfände? Sie wollte es versuchen, und Luzia, welche Cornelian, die Cornelia von heute besser kennen mußte, als Anna selber sie aus diesem Brief erraten konnte, sollte ihr dazu verhelfen.

Der Nachmittag des nächsten Tages fand das Haus wieder in seinem alltäglichen Gleichgewicht und die Frauen mit dem Kinde auf der



ansteigenden Wiese hinter dem Haus. Auf Annas Bitte fuhr Franziska in ihrer Erzählung vom vorgestrigen Tage fort: "Ich habe dir zuletzt wohl berichtet, wie Faustina Christof wissen ließ, daß sie ein Kind von ihm erwarte. Zwischen dieser Mitteilung und dem, was du nun weiter von mir erfahren sollst, war ein knappes Vierteljahr vergangen. Er weilte um diese Zeit bei den alten Verwandten im Stromhaus. Dort erreichte ihn Mitte September ein Telegramm, das ihm über seine frühere mährische Adresse nachgesandt worden war. Es zeigte ihm den Tod des Hauptmanns Luxander an. Man hatte es nicht von Faustinas Wohnort abgesandt, sondern in einer kleinen benachbarten Stadt. Es war mit dem Familiennamen des Kinderfräuleins unterzeichnet.

Christof reiste mit dem nächsten Zug ab, mied jedoch den Luxanderschen Wohnort ebenso wie seinen eigenen, in dessen Nähe er Faustinas Sommerquartier vermuten mußte. Er suchte mich hier in meinem Haus auf. Er beichtete mir seine Irrung und ihre Folgen und bat mich, das Opfer einer Reise aus meiner Einsiedelei nach der nahen Garnisonstadt zu bringen, nachdem er ermittelt hatte, daß Faustina sich nach dem Tode ihres Mannes dort aufhielt. Die Kinder hatte sie nach dem Begräbnis mit dem Fräulein in das Sommerhaus ins Gebirge zurückgeschickt. Ich fuhr also an einem der folgenden Tage hinüber. Faustina empfing mich ohne Zögern. Sie hatte offenbar erraten, als wessen Vertraute und Abgesandte ich zu ihr kam.

Durch die Art seines selbstgewählten Todes, eines Absturzes im Hochgebirge, hatte Luxander es seiner Familie und seinem Regiment erleichtert, den Selbstmord und seine Begleitumstände zu verschleiern. Der Tod wurde als Unfall behandelt, die Folgen seines haltlosen Lebens blieben der Familie erspart, zumeist durch den alten General in Wien, der noch einmal eine Schuld deckte, obgleich sie beinahe die Ersparnisse seines spartanischen Junggesellenlebens verschlang. Er bot Faustina an, sie nach der Geburt des erwarteten Kindes in seinem geräumigen Haus in einer Wiener Vorstadt aufzunehmen. Die Herkunft aus einem adeligen Offiziersgeschlecht gebe den Töchtern Anspruch auf Erziehung in vornehmen Waiseninstituten. Den ersten Unterricht des Sohnes werde er selbst überwachen. Späterhin komme dieser

für eine standesgemäße Ausbildung ebenfalls angemessen unter, dafür wolle er Sorge tragen. Faustina könne seinem Hauswesen vorstehen und die jüngsten Kinder, den kleinen Sohn und das Erwartete, bei sich behalten. Faustina gestand mir, daß ihr keine andere Wahl bliebe, als dieses Anerbieten anzunehmen. Ihre bescheidene Pension werde noch für lange Zeit durch ihre persönlichen Schulden aufgezehrt, die sie leichtfertig eingegangen sei, da sie sich für eine reiche Frau habe ansehen müssen. Ihre Standesgenossen hielten sich von ihr fern. Der Klatsch über die Todesart ihres Mannes, über seine Schuldenlast, abwegige Vermutungen über ihre Untreue, die umliefen, all das wucherte in allen Ständen der Stadt und machte ihr das Leben am Ort unerträglich. Ihre Schwester und ihr Schwager, ein Regierungsbeamter, rieten ihr, nach der Geburt des Kindes die Stadt zu verlassen, vielleicht weil sie um ihr eigenes gesellschaftliches Ansehen besorgt waren. Faustina sprach mir von einem Abschiedsbrief, den Luxander ihr hinterlassen und aus dem sie erfahren habe, daß er Zweifel an ihrer Treue und der Abkunft des erwarteten Kindes hege. Dies und der Anblick des furchtbar entstellten Toten habe ihr Ruhe und Schlaf geraubt. Der Tote verfolge und bedrohe sie in ihren morgendlichen Wachträumen, die sie oft nach ruhelosen Nächten überkämen. Auch der Geburt des Kindes sehe sie mit Grauen entgegen, während sie ihre Kinder sonst leicht und freudigen Herzens geboren habe. Ich tröstete sie, mit dem kleinen Leben käme wieder Zuversicht über sie, auch die neue Umgebung würde ihr wohl tun, und ob es nicht jetzt schon leichter für sie würde, wenn sie auch die größeren Kinder um sich hätte? Bettina, die Älteste, wandte sie ein, sähe sie zuweilen so seltsam wissend an, daß sie schaudre, Rosalba, die zweite, sei des Vaters Liebling gewesen und ihm ähnlich, der Knabe aber sei durch die Unglückstage, die er ahnungsvoll miterlebt hatte, verstört und nicht zu bändigen. Das Fräulein käme ohne die Mutter leichter mit ihnen in ein erträgliches Verhältnis. Sie aber bedürfe nur eines, dies aber sei alles und ihr Weiterleben hänge durchaus davon ab, ein, wenn auch flüchtiges Wiedersehen mit Christof für jetzt, und für später die Gewißheit seiner dauernden Nähe. Um sie zu beruhigen versprach ich, nach der Geburt des Kindes ihr zu einem

kurzen Wiedersehen mit Christof zu helfen, denn jetzt und hier unter den Späheraugen werde sie es wohl selbst vermeiden wollen. Sie sank in meine Arme und küßte meine Hände. Ich strich ihr das wirre Haar aus der feuchten Stirn und sah über sie weg in die Unordnung des kleinen Salons, in dem sie mich empfangen hatte, und darin es Essenreste, Zigarettenasche, Kleidungs- und Wäschestücke, ein improvisiertes Lager und über alledem viel Staub gab.

Faustina richtete sich auf und entschuldigte sich wegen des Zustands des Zimmers. Sie vermöge nachts in dem Raum, den sie mit Luxander geteilt habe, keine Ruhe zu finden und habe sich hierher geflüchtet, wo sie freilich auch zu keinem Frieden komme. Bis auf eine alte Magd hätten die Dienstboten sie verlassen, die seit Monaten keinen Lohn empfangen, sich aber freilich durch Diebstahl reichlich schadlos gehalten hätten. Die Alte aber könne die Arbeit allein nicht bewältigen.

Bekümmert um Christofs Schicksal kehrte ich nach Hause zurück.

Ich bat ihn, ohne Verzug abzureisen. Ich mußte plötzliche Entschließungen Faustinas befürchten, wenn sie den Freund so nahe wüßte. Sie hatte sich willig gezeigt, alle Nachrichten über mich zu leiten. Wenn er später Mutter und Kind sehen wolle, solle es hier in meinem Hause geschehen, wo sie aller Neugierde und Nachrede entrückt sein würden. Er kehrte meinem Rat folgend am nächsten Tag an seine Arbeit zurück, gewiß nicht ohne bittere Selbstvorwürfe.

Um Mitte Januar hatte ich ihm die Geburt seiner Tochter zu melden. Faustina hatte einem zarten, aber gesunden Mädchen das Leben gegeben. Sie selbst befand sich wohl und wollte, sobald es ihr und des Kindes Zustand erlaubte, nach Wien zu den Verwandten ihres Mannes übersiedeln. Das Kinderfräulein sollte mit den größeren Kindern vorausfahren und im neuen Heim alles vorbereiten. Währenddessen kam Faustina mit dem Neugeborenen für eine kurze Zeit zu mir. Es konnte ohne Aufsehen geschehen. Teilnahme an ihrem Ergehen hegte niemand, und meinen Hausgenossen war sie eine Fremde.

So konnte Christof sie und das Kind sehen. Giovanni war um diese Zeit bei mir, und Christofs Besuch konnte so in meiner nachbarlichen Welt niemand verwundern.

Christof vermied, soweit es ihm möglich war, sich mit Faustina allein zu finden. Das war Giovanni und mir bald offenbar, aber ebenso offenbar mußte uns werden, wie stark der Anblick des Kindes Christof bewegte, ja wie das kleine Wesen sich seiner unwiderstehlich bemächtigte. Es war ein mageres Geschöpfchen von matter Hautfarbe mit weißblondem dürftigem Haarflaum auf dem Kopf, einem bläulich blassen Mund und Falten auf der Stirn. Es sah wie ein verschrumpftes uraltes Abbild Christofs aus und als sei in ihm aller Gram eines Menschenlebens vorweggenommen.

Bald nach Faustinas Ankunft mußten wir einen peinvollen Augenblick durchleben. Giovanni hatte sich zu mir und Christof gesellt, gleich nach dessen erster Begegnung mit dem Kinde, als Faustina ins Zimmer trat. Es war nun nicht zu vermeiden, daß die beiden sich vor uns gegenübertraten und sich begrüßten. Ich muß zugeben, daß Faustina sich in diesem für sie überwältigend schweren Moment verhalten und würdig benahm, während Christof sie durch eine gewisse übertriebene Ehrerbietung von sich entfernte. Als er nach dem Namen des Kindes fragte, antwortete Faustina: *Luzia* und warf ihm einen ihrer alten blitzenden Blicke zu. Christof erblaßte zu einer bleiernen Fahlheit."

"Wann", unterbrach Anna die Erzählerin, "hat all dies sich zugetragen? Lebte damals die Murachergroßmutter noch?"

"Nein," antwortete Franziska, "es war etliche Jahre nach ihrem Tode. Das weitere will ich dir, soweit es in unser Blickfeld kam, berichten. Faustina lebt mit den beiden jüngeren Kindern in dem Haus des Generals Luxander. So wenig wie die Mutter sich in die klare einfache, freilich etwas puritanische Lebensführung des alten Soldaten fügen kann, ertragen die zwei Töchter die Institutsdisziplin. Der General hatte das Fräulein Filomene gebeten, dauernd in seinem Hause zu verweilen, wohl aus der Einsicht, daß durch ihr ruhig bestimmtes Wesen und ihre Ordnungsliebe sich ihm ein Rest häuslichen

Behagens erhalten ließe. Dabei hatte Faustinas Reiz, ihre Wärme und Weitherzigkeit, die Anziehung, die ihr trotz ihrer veränderten Erscheinung verblieben war, den alten Mann für sie eingenommen, so daß er ihre Gegenwart nicht mehr missen mochte. So nahm er die Unruhe und die vielen aufregenden Zwischenfälle, die sich aus der Hausgemeinschaft ergaben, mit Duldung hin. Wiederholt entfloh eine der Töchter dem Institut, um sich unvermutet nächtlich bei der Mutter einzustellen. Nach Zank- und Weinszenen mußte sie dann mit Hilfe des Generals und des Fräuleins Filomene dem Internat wieder zugeführt werden. In geringen Abständen liefen Klagen und Beschwerden der Institutsleitung ein. Das Luxandersche Söhnchen, der letzte Erbe des Namens und das Sorgenkind des Alten, ist ein zugleich eigensinniges und weichliches Geschöpf. Das Jüngste, das kleine Töchterchen, stellt nach den Bildern, die Faustina mir von Zeit zu Zeit sendet, eine eigentümliche kleine Person dar, mit ganz hellem schlichtem Haar, wachen Augen unter einer nachdenklichen Stirn und einem unkindlich verschlossenen, traurigen Mund. Ein gewisser Zauber, der von dem Gesichtchen ausgeht, ist so unverkennbar, wie die Ähnlichkeit mit Christof.

Christof hält sich den größten Teil des Jahres an seiner mährischen Arbeitsstätte auf. Dazwischen bringt er zuweilen Monate in seinem alten Bergasyl zu, das ihm die Freundschaft seines Auftraggebers auch nach Vollendung seiner Arbeit für die Dauer gesichert hat. Faustina und das Kind in ihrem Wiener Heim aufzusuchen, hat er sich immer wieder geweigert. Manchmal hat sie ihm das Kind auf seiner Durchreise in Wien am dritten Ort flüchtig zugeführt.

In den beiden letzten Jahren hat Faustina ihre Sommermonate in der Nähe der mährischen Stadt verbracht, in der Christof noch tätig war, und ist ihm, der dem Kinde immer weniger widerstehen kann, dadurch gegenwärtiger geworden. In ihren Briefen an mich klagt sie über seine Ferne und Kälte, obwohl er sie häufig um der Kleinen willen aufgesucht und dadurch wohl auch übler Nachrede zufällig bekannter Nachbarn ausgesetzt habe. In der letzten Zeit enthielten die Briefe Andeutungen über eine Trübung ihres

häuslichen Lebens in Wien, wo der General Verdacht geschöpft hatte. Frauen alter Regimentskameraden ihres Mannes, die in ihrer mährischen Sommerfrische ihren Verkehr mit Christof beobachtet hätten, müßten den alten Mann auf die Spur gebracht haben. Dazu käme, daß ihre älteste Tochter, jetzt schon ein erwachsenes junges Mädchen, die ihr nicht wohlgesinnt sei, zuweilen im Familienkreis in Andeutungen verrate, daß ihr die Leidenschaft ihrer Mutter nicht verborgen sei. Nun aber ist etwas viel Bedrohlicheres geschehn, was Giovanni vor einigen Tagen andeutete, als er mich um Rat und Hilfe ansprach. –

Faustina hat sich Christofs Mutter genähert, zunächst in Briefen, in denen sie ihr von ihrer unbezwinglichen Neigung sprach, von dem Dasein eines Kindes, dessen Vater Christof sei, von ihrem Schicksal in ihrer Ehe und dem Zwiespalt in ihrem gegenwärtigen Leben, der Zweideutigkeit ihrer Stellung als Mutter ihrer wissenden oder zumindest vermutenden Töchter, die das jüngste Kind als Eindringling haßten, und dem unwürdigen Gnadenbrot, das sie mit Christofs Kind bei dem alten Verwandten ihres Mannes aße, den ihr Fehltritt in den Tod getrieben habe. Mit diesem Unterfangen hat Faustina eine ungewöhnliche Instinktsicherheit bewiesen. Selbst wenn ich annehme, daß sie sich eine gute Kenntnis der Verhältnisse und Menschen eurer Familie zu verschaffen wußte, und das geschah gewiß durch Christof nicht, so bleibt doch ein Rätsel, wie sie das tiefverborgene Lebensgeheimnis seiner Mutter entdeckte oder erahnte, denn nur wenn sie diese Wunde an der Seele der strengen einsamen Frau kannte, konnte sie auf den Erfolg ihres Anschlags hoffen. Sie hat die Mutter für ihren und des Kindes Anspruch gewonnen. Vor etlichen Wochen hat diese Faustina mit dem kleinen Mädchen zu sich kommen lassen und sich dem Kind so sehr zugewandt, daß sie von Christof begehrt, er möge beide durch eine Ehe mit der Frau in sein Leben einschließen.

Ich weiß nicht, ob du, Anna, Christofs Verhältnis zu seiner Mutter kennst. Er hat mir einmal erzählt, seine erste Kindheitserinnerung an sie sei das knisternde Geräusch ihrer steifen Kleider, das er stets mit Herzklopfen vernahm, wenn sie des Abends an sein Bettchen trat, um ihn zu bekreuzigen

und mit ihm zu beten. Er sagte mir einmal halb scherzend, immer noch, wenn er sich in Wirrnis oder Gewissensnöten befände, glaube er im Ohr das Knistern der steifen Seidenröcke seiner Mutter zu vernehmen.

Nun verlangt diese Mutter um der Gerechtigkeit willen, daß er die Frau zu der seinen mache, damit das Kind in seinem Hause aufwache. Christof wird sich dem Gebot der Mutter kaum entziehen können. Er wird erliegen, den verhängnisvollen Schritt mit offenen Augen tun. So weißt du, mit welcher Sorge Giovanni und ich um seine Zukunft bangen."

Die Frauen saßen, als Franziska geendet hatte, eine Weile stumm nebeneinander. Endlich wandte Anna schüchtern ein: "Großmutter, wollt ihr nicht versuchen, die alte Frau Dierolf umzustimmen? Vielleicht braucht man ihr nur die Augen für die wirklichen Verhältnisse zu öffnen."

"Auch dies", erwiderte Franziska, "haben wir, Giovanni und ich, erwogen, und doch tragen wir Scheu einzugreifen. Wer möchte sich zutraun, mit ruhiger Hand solche Verflechtungen zu entwirren?"

Einen Monat nach ihrer Ankunft reiste Anna mit dem Kinde und der Wärterin nach dem Stromhaus ab. Die Wochen bei Franziska waren in glücklicher Gemeinschaft verflossen, die Großmutter schien an deren Ende so aufgehellt, daß Anna für den Sommer des kommenden Jahres ihren und des Kindes Besuch zu wiederholen versprach.

### 33

Am linken Stromufer, halben Wegs zwischen den alten Bischofsstädten, liegt das Haus, dreiviertel Wegstunde entfernt von einem Marktflecken, der im Winkel zwischen Flußmündung und Strom sich breitet. Es ist von weither sichtbar; sei es, daß man stromauf- oder abwärts kommt oder über das Wasser vom andern Ufer herschaut, immer setzt seine Wohlgestalt dem Blick ein Ziel. Mächtig hat es sich vor das Gehege eines tiefen dichten Gartens gelagert. Nebengebäude verschiedener Art und ungleichen Alters, an seine Seiten

geschmiegt, bilden mit ihm den Abschluß des Geländes, das zwischen hohen Mauern bis zum Strom hinunterzieht.

Vernehmen in der Familie deutet den Ursprung des Hauses auf einen Abt urferner Zeit zurück, der als schwankende Gestalt, Heiliger zugleich und Magier, noch im Volksgedenken lebt. Er, der das Haupt eines Klosters der Stadt im Westen war, habe, so verlautet, hier am Strom, am Waldessaum, im Schilfgebüsch, ein Jagdhaus sich erbaut, um geheimes Trachten vor der scharfäugigen Welt zu bergen.

Es ist zu erkennen, daß in dem alten Haus noch ein älterer Bau steckt, einem fruchtumhüllten Kern gleich. In einem Gewölbe zu ebener Erde ist er zu vermuten, denn die Form des kleinen Raums weist weithin über das Alter des Hauses zurück. In seiner Mitte strebt ein Brunnen tief ins Erdinnere, steingefaßt, kupferreifen-überspannt, Kindern aller Generationen grause Berückung.

Vor einem Menschenalter hat man im Unterbau der schwelgerisch schön aufsteigenden Treppe mit dem eisernen Blumengeländer ein verborgenes Gemach aus der Frühzeit geöffnet, seine schlafenden Fensteraugen nach dem Garten erweckt und unter den Steinplatten seines Bodens den Zugang zu einem tiefen Keller freigelegt, der den bis dahin bekannten noch unterwölbt.

Jedes Geschlecht hat hier Funde gemacht, Türen erschlossen, Wandverliese aufgetan, Urkunden entziffert, Erkenntnisse geschöpft und verloren.

Das Haus steigt drei Geschosse über der Erde gegen den Himmel und zwei in ihren Schoß hinab. Das dritte und oberste steckt schon in der Dachkuppel, die mit weitem Schwung das Haus unter ihre Hut nimmt. Ober ihm liegen die Speicher in einem Wald noch gesunden Gebälks.

Als man, vor einem Jahrhundert, in einem ebenerdigen Saal die Tür nach dem Garten verlegte und dabei die Stufen hob, wies sich, daß die unterste und flachste auf ihrer Rückseite ein Wappen trug. Es hatte einst die Stelle des Familienzeichens über dem Haupttor eingenommen und sagte außer dem Jahr der Erbauung in einer Inschrift aus, daß ein Bischof das umfängliche Haus in



seiner jetzigen Gestalt als sommerlichen Rastort sich errichtet hatte. Die Tafel ist neben der neuen Tür in die Hausmauer eingelassen.

Als Kind hatte Anna einen unvergeßlichen Sommer im Stromhaus verlebt. Damals hatte sie zuweilen die Inschrift wie einen bedeutsam drohenden Spruch zu enträtseln versucht. Aus den alten Zeichen verstand sie, was sie schon erahnt hatte: dies war kein Familienhaus, darin Lebende einen Bund gründen, in tiefen Nächten Kinder aus Mütterleibem steigen, um als ein Glied sich in die Kette zu schmiegen, und in andern Nächten andre sich aus der Kette lösen und fortschleichen, während Herzen zucken und Tränen fallen.

Zur ebenen Erde liegen Gemächer, groß und weit wie Säle, mit dunklem Wandgetäfel und verblichenen Deckenbildern. Unverrückbare Schränke ragen wie Festungen in die Räume, schimmernde Kachelöfen liegen wie Burgen in den Ecken. Unendliche Reihen alter Bildnisse hängen an den Wänden; von den ältesten, Männer in Waffen und Priesterröcken, ist ungewiß, ob sie der Familie angehören oder von früheren Besitzern zurückgeblieben sind. Bildnisse füllen die Wände der Zimmer, die Vorhalle, ziehn das Treppenhaus hinauf, durch die Gänge bis ganz oben in die Dachstuben — ja, es sieht aus, als seien sie die eigentlichen Insassen des Hauses.

Die Räume des ersten Stockwerks sind geringer in den Ausmaßen, als die des Erdgeschosses; es sind ihrer auch mehr. Manche liegen völlig abgesondert, eingerammt zwischen dicke Mauern, dem Eingang gegenüber das Fenster in seiner tiefen Nische. Aber selbst die miteinander verbundenen scheinen abgesperrt — Scheu brütet auf allen Schwellen. Die gegen Süden liegen, sind vom Brausen des Stroms und vom Blätterrauschen des alten Gartens wie von einer ewigen Orgel erfüllt, Glanz von sonn- und mondbeschiedenen Wellen erleuchtet sie; die aber nach Norden liegen, ruhen im Schatten der schwarzen Waldhügel, die den Blick begrenzen.

Anna überlegte, daß, solange ihre Erinnerung reichte, ja solange die Erzählungen von Mutter und Großmutter die Geschichte des Hauses berichteten, es niemals so wie andre Landhäuser bewohnt gewesen war. Selten hatte ein Glied der Familie mit seiner Kinderschar und Gesinde hier einen

Sommer verbracht; aber die einzelnen in allen Generationen, die am äußersten Umkreis hausten, die unvermählten alten Männer und Frauen, die müden Witwen, Verarmte, die der Sippe zur Last lebten, die waren in dem großen Haus hingewelkt und abgeschieden. Einmal hatte eine Wahnsinnige mit ihrer Pflegerin hier gewohnt, und einmal hatte man eine junge Tochter hier in einer Stube unterm Dach gefangen gehalten; sie war geheim, wie sie gekommen war, fortgegangen.

Auf der Gartenseite im ersten Stockwerk liegen Onkel Lamberts Zimmer im gleichen Stand noch, wie Anna als Kind sie gekannt hat. Die Glasschränke aus Palisanderholz mit den erblindeten Spiegelwänden stehen in allen dreien, auch im Schlafzimmer, gefüllt mit Gläsern von allen Formen, nach geheimer Regel angeordnet. Sachter Staub dämpft ihren Glanz. Die meisten stammen aus der Glashütte im Wald, Täfelchen melden zuweilen Jahrzahl und Schöpfer. Scharen zaubrischer Gestalten wie aus erstarrtem Tau, meerwasserfarbne, aus Rubin geschnittne, smaragdne, trübe, dunkelgleißende, mondgeborne, sturmgekräuselte; und noch ist ihre Kraft so groß, daß sie die Frau bannen wie einst das Kind.

Dicht daneben liegt ein lange ungenütztes Gemach. Ein großes Bett, gestaltet wie ein Kahn, steht inmitten, darüber hängt ein muschelförmiger Baldachin, grüne Seidengardinen umbauschen es. Schwanenhälse wölben sich als Stuhllehnen und Spiegelträger, die Tischplatte wird von Delphinen gestützt.

Jener Sonderling, von dem die Steinsammlung in der Halle herrührt, der Urgroßmutter Oheim, hat als alternder Mann, als keiner sichs mehr versah, ein fremdes junges Weib unbekannter Herkunft heimgeführt, zum Mißvergnügen seiner Anverwandten. Dies war die einzige Ehe, die hier begann. Nur ein Jahr hat sie gedauert. In diesem Zimmer ist die junge Frau am Wochenfieber verschieden. Das Kind ist ihr gefolgt. Der Mann lebte noch eine Weile ins neue Jahrhundert, alt und grau, brach Steine aus den Felswänden und ordnete sie in Schränken.

Wie vieles andre hatte Anna als Kind dieses Begebnis von Katrin, der Verwaltersfrau, erfahren. Die Alte war in der Familiengeschichte bewandert; ihr Vater und ihr Großvater schon hatten den Besitz gehegt.

Den breiten Gang des ersten Stockwerks, auf den, zwischen mächtig gebauchten Schränken, Lehnstühlen, Truhen und Steintischen, die vielen Türen sich öffnen, beschließt östlich ein breites Fenster, nach Westen eine Kapelle, in späterer gotischer Zeit in der Form eines fünfeckigen Erkers angebaut. Sie birgt im kleinen Silberschrein einen Splitter des heiligen Kreuzes, den vor Jahrhunderten eine Frau des Hauses von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgeführt hat.

Anna hatte auf der Durchreise sich einige Tage in München verweilt, um häusliche Angelegenheiten zu ordnen und vor ihrer Abfahrt in das Stromhaus Sophien noch zu sehen, die nun ihre junge Freundin für einige Monate entbehren sollte. Da die Ältere sich darein jedoch nicht ergeben wollte, besann sie sich auf einen längst gehegten, doch immer wieder verschobenen Plan, dem Stromhaus und seinen Insassen nach langer Zeit wieder einen Besuch abzustatten. Sie verhiess also für den Hochsommer auf einige Wochen ihre Gegenwart.

An einem frühen Morgen bestieg Anna den Zug, der sie in das dem Stromhaus benachbarte Städtchen bringen sollte. Es war ein Personenzug, der eine von der großen Verkehrslinie entlegene Strecke befuhr, und so hatte sie eine mehrstündige Fahrt zu machen. Unerwartet stand Konrad Urlaub auf dem Bahnsteig. Anna erriet nicht, woher er über den Zeitpunkt ihrer Abreise unterrichtet war.

Er bot ihr einen Strauß fremdartiger wilder Blumen, den er, wie er ihr erzählte, auf einer Wanderung durch Gebirgsmoore tags zuvor gepflückt hatte. Als Anna, erfreut auf die Blumen schauend, sagte, sie besäße nun die ganze Landschaft in dem Gewinde, sah er sie stumm an. Er verschwand wortlos, ebenso plötzlich, wie er gekommen war.

Kurz bevor der Zug sich in Bewegung setzte, erschien Ulrich Renner mit einem Päckchen Reiseproviant, den Sophia sandte. Der kleine Georg, der ein Spielzeug von ihm empfing, begehrte schließlich weinend, mit ihm den Zug zu verlassen, und so fuhr man unter einiger Unruhe ab. Anna, noch benommen von der Ermüdung der vielfältig beanspruchten letzten Tage und der kurzen Nachtruhe, verwehrte sich nicht den Erinnerungen und Gedanken, die sie heimsuchten. Die frühen Kindheitssommer im Stromhaus stiegen auf und mit ihnen das Bild eines verschlossenen Baus, in dem die Luft dumpf und schwer sich einem auf die kleine Brust gelegt hatte. Stille Gesichter alter Menschen westen darin, gedämpfte Stimmen, auch die Dienenden waren schwerfällige betagte Menschen gewesen. Freilich war da auch der Garten mit den Bäumen, die, alt und üppig strotzend, den Wurzelstock vom Strom getränkt, in den Himmel ragten, und den Staudenrabatten, die breit zu beiden Seiten des Mittelwegs bis zum Strom hinunterführten und die schönsten Blumen trugen, die Anna je in einem Garten erlebt hatte, in ununterbrochener Folge vom Frühling bis in den Spätherbst. Da gab es Rosenhecken mit bronzegründunklem Laub und einer kurzgestielten harten Blüte, die durch viele Tage ihre Frische bewahrte. Die Murachergroßmutter, die in dem rauhen kurzen Sommer ihres Hauses am großen Wald sich mit dem kargen zögernden Blühen des Gartens, mit den sorgfältig gehegten Kübelpflanzen und Fensterblumen hatte begnügen müssen, hatte hier in einer dort entbehrten Freude geschwelgt, wenn sie selten einmal und meist nur kurz diesen Besitz aufsuchte, der einst ein Teil ihres Heiratsgutes gewesen war. Die eigentliche Gärtnerin war Wilhelmine, die unermüdlich über ihrem Reich wachte, die Arbeit in ihm leitete und ihm neue Schätze zuführte. Päckchen mit Sämereien erhielt sie aus allen Himmelsrichtungen. Anna entsann sich, daß sie als Kind, mit kleinen Werkzeugen, Spaten und Schaufeln, Rechen und Gießkannen ausgerüstet, unter Wilhelminens Anleitung darin gegraben und gepflanzt hatte. Die Scheu vor dem dunklen schweren Haus fiel allmählich von ihr ab. Sie erinnerte sich, ihr Vater hatte es einst sehr geliebt. Im Herbst war er zuweilen wochenlang sein Gast gewesen. Da mochten die wildreichen Wälder

ihn gelockt haben, die im Norden die Hügel längs des zwischen Ort und Haus in den Strom einmündenden Flusses bedeckten. Auch eines Weges den Strom entlang gedachte Anna, sie hatte ihn Jahr und Tag vergessen. Vater, Mutter und sie waren ihn gewandert. Die Mutter im hellen Kleid war mit ihr um die Wette gelaufen. Einmal war ihnen eine Schafherde begegnet und hatte das Kind fast ins Wasser gedrängt, Vater hatte es rettend hochgenommen und ein Stück weit getragen. Im Nachbarort hatte der Wagen sie erwartet. Auf der Heimfahrt war Anna eingeschlafen und erst im Torgang des Hauses in Vaters Armen wieder erwacht. Das war in dem Sommer gewesen, der seinem Tod vorausging.

Anna blickte im Widerschein der Erinnerung lächelnd auf das schlafende Kind auf der Bank neben ihr. Berta, die Wärterin, dämmerte zusammengekauert in ihrer Ecke. Fast unvermerkt vergingen Anna die Stunden. Ehe sie sich versah, kündigte ihr die Landschaft die Stromnähe an. Sie weckte das Mädchen, als der Zug schon über die Brücke fuhr. Der Kleine spannte die Ärmchen jauchzend nach den im Mittagsglast flutenden Wassern. Am Bahnhof der kleinen Stadt erwarteten Christina und Luzia sie, sommerlich hell und heiter. Der Verwalter Melchior, dessen Anna sich aus ihren Kindertagen entsann und den das Jahrzehnt, das dazwischen lag, in seiner Hagerkeit und seinem fast schwermütigen Ernst kaum verändert hatte, lenkte den Wagen, der sie schnell durch etliche Gassen des Städtchens und an den blühenden Wiesen, die noch vor der ersten Mahd in buntem Flor standen, vorüber ans Ziel brachte.

Im Torhof streckte Wilhelmine die Hände nach dem kleinen Georg aus. Onkel Lambert trat aus dem dunklen Schlund der Halle hervor, so klein und alt geworden, daß Anna die Tränen bei seinem Anblick aufstiegen. Doch schien es, als sei er der von der Verwandlung am wenigsten Betroffene, so freudig bot er Anna und dem Kind den Willkommensgruß.

In das Haus ging sie wie in ein großes Wunderreich ein. Christina und Luzia hatten eigenmächtig gewaltet, wobei die Jüngere die Antreibende gewesen war. Sie hatten mit Tünche und Farbe das Innere des düstern Baus in

ein Lichtbad getaucht. Von den Wänden waren alle dunklen und trüben Töne gewichen, eine strahlende tiefe Elfenbeinfarbe ließ die Räume wie von Sonne erfüllt erscheinen. Und so war die Halle, so die Gänge und Treppen von dem traurigen Braun und Grün befreit. Die Alten freilich hatten sich zunächst gegen das unbarmherzige Strahlen der Mauern gewehrt, das allenthalben die heimlichen Schäden beschien. Aber Luzia ließ keinen Mangel unbehoben. Sie schaffte aus der benachbarten Stadt die nötigen Handwerker herbei und stand wochenlang vom Morgen bis zum Abend unter den Schaffenden, um das Werk zu beaufsichtigen. Sie brachte aus dem Muracherhaus Ballen handgesponnenen und gewobenen Leinens herbei, das nach ihren Angaben gefärbt und mit alten Stöcken, die sie in einer Färberei des Städtchens entdeckt hatte, in schönen Ornamenten und Figuren bedruckt worden war. Mit den Geweben ließ sie die Wände und Möbel der Wohn- und Schlafräume des ersten Stockwerks bespannen, schnitt Vorhänge und Decken daraus, ließ aus Holland alte bunte Kacheln schicken und sie in die Wände des Kinderzimmers einfügen, dem sie mit eigenen Händen, im Malerkittel auf der Leiter stehend, einen dazu passenden lustigen Fries malte. Christina leistete mit Kopftuch und Schürze Handlangerdienste, und Wilhelmine band Efeu und Wachsblumenspaliiere an den Wänden der Halle und in den Fensternischen des ebenerdigen Eßsaals hoch. Bei den Arbeiten der Tüncher und Maurer waren einige Wandschränke und Türen, die im Getäfel der Mauern verborgen gesteckt hatten, ja sogar eine Wendeltreppe, die aus einem Zimmer des ersten Stockwerks ins Dachgeschoß führte, neu entdeckt und in Gebrauch genommen worden.

So standen die Schwestern mit den beiden Alten, die an den Neuerungen spät, aber dann sehr ernsthaft Geschmack gefunden hatten, wie eine Verschwörergruppe zusammen, um heimlich zu beobachten, wie die Verwandlung des Hauses auf Anna wirken würde.

Nun war diese gleich nach den ersten Schritten betroffen gewesen, ihr Erinnerungsbild so völlig entthront zu finden, um bei weiterem Vordringen immer Neues und doch den Wohl laut der innewohnenden Verhältnisse jetzt

erst eigentlich zu gewahren. Sie erriet in einem Atemholen das Unternehmen der Schwestern und wandte sich Christinen, die zunächst stand, mit sprechendem Anschaun zu, diese aber wies mit einer liebevoll bescheidenen Geste auf Luzia, indem sie den Arm um sie legte und sie Annan zuschob. "Sie war es, die dir dein verzaubertes Schloß erlöst hat," sagte sie lachend, "nur ihr hast du zu danken."

Man hatte für Anna drei Räume des ersten Stockwerks vorbereitet, davon zwei Schlafzimmer nach der Gartenseite, wovon eines für das Kind und die Wärterin bestimmt war, eben jenes, um das Luzia sich selbst so fürsorglich bemüht hatte, und das danebenliegende große für Anna. Eine Tür öffnete sich daraus auf einen schmalen Balkon, den ein schmiedeeisernes Gitter korbformig umschloß. Nachdem Anna das Kind mit dem Mädchen der Mutter anvertraut hatte, trat sie hinaus, um in den Garten und darüber auf den Strom hinunterzusehn. Und hier fand sie alles, wie es in ihrem Gedächtnis geschlummert hatte, unverändert liegen, den Garten unter seinen mächtigen Linden, Platanen und Weiden, die breiten besonnten Mittelrabatten, die Rosenhecken, ja ein eiförmiges Beet unmittelbar vor dem Haus, das sie als Kind unter Wilhelminens Anleitung mit Aurikeln bepflanzt hatte. Sie entdeckte noch die Blätter und eine verspätete violettsamtne Blüte. Das erhöhte Gartenhaus am Ende, das wie ein Turm in der Mauerecke lag, hatte man freigelegt, es war einst ganz von Gebüsch umschlossen gewesen. Man verspürte noch den frischen Schnitt, es mußte früh in diesem Jahr geschehen sein. Auch der eiserne Pavillon, der die andere Mauerecke krönte, ragte aus den Fliederbüschen und Heckenrosen mehr hervor als damals.

Während Anna auf das Land niederschaute, kam ein Bewußtsein neu und fremd in ihr auf, all dies und viel mehr ringsum, Wiesen, Felder und Wald, sei ihr Eigentum. Sie hatte diesen Gedanken, wenn er ihr je gekommen war, abgewehrt, aus dem angstvollen Empfinden, dies schließe eine Verantwortung ein, die zu tragen sie noch nicht willens und wohl auch noch nicht fähig sei. Franz Muracher verwaltete das Gut für sie. Die meisten Liegenschaften waren langjährig verpachtet. Das Verwaltersehepaar besorgte mit dem Gesinde einen

kleinen Teil, der dem Unterhalt der häuslichen Wirtschaft diente. Die Pächter leisteten Naturalabgaben. Es war alles in allem mehr, als der kleine Haushalt der alten Leute verbrauchte, und so wie früher ein Überschuß dem elterlichen Bedarf zugegangen war, wurde nun Annas eigener Verbrauch in ihrem Münchener Haus davon gedeckt. Alles lief in sicheren gewohnten Geleisen, alles hatten die Älteren vorgesehen, und sie hatte es eigentlich nur eben hingenommen. Und auch heute streifte sie die Gedanken, die sich ihr aufdrängten, ab, willens, unbeschwert in den Sommer einzugehen.

Der Himmel war in der letzten Stunde von grauen Wolkenschiffen überfahren, gewaltig brach zwischen ihnen die hohe Sonne durch, der Strom trieb stählern glänzende Fluten hin. Anna stand im Schauen hingeeben. Eine Ahnung, wie schwer es sein würde, sich von hier zu lösen, hatte die Seele erst Wurzeln geschlagen, kam über sie, und nicht leicht fiel es ihr trotz der Bezauberung des Ortes, diesem Wissen Herrschaft über sich zuzugestehen.

So fühlte sie sich erleichtert, als sie die mütterliche Stimme aus dem Zimmer nach ihr rufen hörte, und sie gesellte sich Christinen, die sie aufforderte, sich in ihrem Bereich umzusehen und Wünsche kundzugeben, falls sie irgendwelche Änderungen für nötig hielt. Es war nun aber alles mit so viel Sinn für Behagen und Augenfreude eingerichtet, daß es Anna hätte schwerfallen mögen, etwas an dem Bestand auszusetzen. Das alte Mobiliar leuchtete in seiner dunklen Pracht, Polster, Decken und Vorhänge in ihrer neuen Frische, durch Türen und Fenster ergoß sich das Licht, gewährte man ihm Einlaß, in ungehemmten Fluten. An den großen Schlaf- und Wohnraum grenzte ein Kabinett mit Schreibkasten und Bücherschrank, dessen Inventar freilich vor einem halben Jahrhundert endgültig beschlossen schien. Doch fand sich neben einem Band Pascal ein Heft des Jagdkalenders aus dem Todesjahr ihres Vaters. Beides mochte er bei seinem letzten Aufenthalt im Stromhaus noch in Händen gehalten haben. Die Räume, die man Anna bereitet hatte, waren die einstige Wohnung ihrer Eltern, wenn sie hier zu Gast waren. Über dem Schreibkasten hing das Bild eines geistlichen Würdenträgers. Hut und Stab, die seitlich auf dem nachgedunkelten Bilde fast verschwanden, deuteten



auf die Abtwürde hin. Es war ein gespanntes, fast wildes Gesicht südlicher Prägung mit scharfen Zügen, unruhig schwermütigen Augen und einem sinnlichen Mund. Anna entsann sich, schon als Kind eine Abneigung gegen die Person des Dargestellten empfunden zu haben. Jetzt wandte sie sich an Wilhelmine mit der Bitte, das Bild zu entfernen, es etwa mit einem anderen zu vertauschen.

Am frühen Nachmittag, als die Hausgenossen sich in ihre Zimmer zu kurzer Ruhe zurückgezogen hatten, ging Anna durch den Mittelweg des Gartens hinunter, trat durch die kleine Pforte ins Freie, fand sich am Ufer und wanderte eine Strecke stromabwärts. Es mußte derselbe Weg sein, den sie vor einem Jahrzehnt zwischen den Eltern hingegangen war. Der Himmel hatte sich inzwischen in ein gleichmäßiges Grau gehüllt, ein starker Wind beugte die Kronen der Bäume, die Wellen gingen hoch. Anna fühlte sich von dem Sturm wie getragen.

### 34

In diesen Sommermonaten trat Anna in ein neues Verhältnis zu ihrer Mutter und zu Luzia. Fast sah sie sich erst jetzt in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen. Der erste Anstoß zu solcher Veränderung war wohl von der alten Wilhelmine ausgegangen. Ihr, die von der Warte ihrer Jahre niederblickte, schien der Abstand der jüngeren Geschlechter in etwas zu verschwinden. So fand sie es nicht geboten, Lebensumstände, die sie vor Christina und Luzia behandelte, vor Anna geheim zu halten.

Innerhalb einer Familie, in der hinter gesellschaftlicher Sicherheit und religiöser Gebundenheit sich dennoch so viel Ungewöhnliches an Wirrsal, Verkettung und tragischem Ablauf hatte begeben können, mußte das bejahrte Fräulein, das eine ferne Jugend mit zwei gleichfalls unvermählten Schwestern in Wien, aber nun viele Jahrzehnte schon im Stromhaus verlebt hatte, fast als die einzige Schicksalslose dastehn. Diese Fügung aber hatte sie gerade zur

Mitwisserin und Vertrauten der andern in bewegten oder bedrängten Zeiten gemacht. So war, wenn man die Generation ihrer Eltern und die Annas, die freilich in der engeren Familie durch diese allein dargestellt wurde, einbezog, das Leben von vier Geschlechtern ihr offenbar. Dies gab eine Überlegenheit, die sie Ursprung und Zusammenhänge vieler Dinge überblicken und als Deuterin und Ratgeberin zwischen den Jüngeren walten ließ. Obwohl sie ein Anvertrautes als heiliges Vermächtnis bewahrte, handelte sie unbefangen von allem, was ihr sonst gewärtig war.

So erfuhr Anna im Laufe der ersten Wochen dieses Zusammenlebens, daß ihre Mutter sich einst Rudolf Hoermann, dem Vater ihrer Kindheitsfreundin Cornelia, mit großem Gefühl zugewandt und daß dieses ihr späteres Leben bestimmt hatte. In der gleichen Stadt weilend, hatten die beiden in flüchtigen gesellschaftlichen Begegnungen an einander vorübergelebt, bis ein Zufall sie auf einer Reise in einem kleinen französischen Seebad einander nahebrachte. Dort hatte Christina, zwei Jahre nach dem Tode ihres Gatten, sich mit ihrer Schwester Luzia aufgehalten, Hoermann nach schweren Familienerlebnissen Erholung gesucht.

Einige Jahre früher hatte er sich, nach langer Trennung, mit der Frau wieder vereint, die ihn und ihr Kind einst verlassen hatte, um unabhängig und unbeschwert von mütterlicher Verantwortung sich für die Laufbahn einer Sängerin auszubilden. Ihre Hoffnung auf Glanz und Ruhm mochte verflogen sein, als sie um neues Zusammenleben mit Mann und Kind warb. Hoermann, von Mitleid und wohl auch noch von einem Rest der ursprünglichen Neigung getrieben, gab ihrem Wunsche nach, und da sie in die Stadt, in der sie ihre Ehe unter so stolzen Aussichten aufgegeben hatte, nicht als Enttäuschte zurückkehren mochte, war er mit Cornelia zu ihr nach England gezogen.

Nach wenigen Monaten quälenden Zusammenseins wiesen sich an der Frau die nicht mehr verkennbaren Zeichen einer geistigen Störung, von der die Kranke wie ihr Umkreis zerrüttet wurden und die später ihre Überführung in eine Heilstätte gebot. Hoermann brachte sie in eine bewährte private Anstalt in

der Schweiz. Seine Schwester kam indessen zu Cornelian nach England. Die Tochter hatte unter dem Wesen der Mutter schwer gelitten.

Um diese Zeit fanden Hoermann und Christina sich an dem französischen Strand. Die Begegnung verwandelte zwei freudlos in Entsagung gebannte Menschenleben in ein gemeinsames erfülltes Dasein, obgleich sie sich jährlich nur für Wochen oder Monate vereinigten und den Rest der Zeit von Erinnerungen und Briefen, von der Gewißheit um die liebend zugewandte Existenz des anderen zehrten.

Anna entsann sich aus der kurzen Frist vor ihrer Vermählung mit Gysbrecht, die sie mit ihrer Mutter im Stadthaus verlebt hatte, jener jungen strahlenden Frau, die wie eine ältere Schwester an ihrer Seite gewesen war. Sie dachte der Briefe, die Christina damals uneröffnet jeweils mit sich in ihr Zimmer getragen hatte, um sie allein zu lesen, und von denen sie zu leben schien wie von einer überirdischen Speisung. Sie gedachte, wie ihr wenig mehr als ein Jahr später die Mutter in einer neuen Verwandlung erschienen war, eine still gewordene, ruhig dem kommenden Alter Zugewandte, aber eine, der das Leben seinen Teil nicht versagt hat und die nun gefaßt und ausgesöhnt mit den Nahen lebt.

Auch für diese zweite Wandlung empfing Anna die Erklärung. Einige Monate, ehe sie diese Veränderung an der Mutter wahrgenommen hatte, war in dem Zustand der Gattin Hoermanns eine bedeutende Besserung eingetreten. Sie begehrte klar und bewußt, in ihr Heim zurückzukehren und das Leben mit dem Mann und der Tochter wieder aufzunehmen. Sie äußerte dies Hoermann, als er sie besuchte, und bestürmte ihn später in Briefen, sie zu sich zu holen. Sie gelobte erneut sich der Gemeinschaft würdig zu halten. Die Ärzte sprachen für diese Lösung, wenn Hoermann sich stark genug fühle, die Frau nicht nur bei sich aufzunehmen, sondern mit seiner eigenen Lebenskraft ihre brüchige und schwankende unablässig zu stützen.

Als das Schicksal diese Frage an Hoermann und Christina richtete, entschlossen sich die beiden zur ganzen und eindeutigen Antwort. Sie lösten

ihren Bund, der ihnen in den vergangenen Jahren das vollkommene Genügen geschenkt hatte.

Anna, die zu fragen sich zurückhielt, erfuhr aus den Gesprächen, deren Zeuge sie war, aus Bezügen und Hinweisen erst allmählich das Erlebnis der Mutter und seinen Verlauf, ihre Haltung und die Wirkung des Entschlusses, mit dem sie es beendet hatte, auf ihre Person.

Wenn sie sich eines Gefühls der Eifersucht in Gedanken an den toten Vater nicht erwehren konnte, so kam doch auch die Wallung der Ehrfurcht in ihr auf, wenn sie auf die stille Frau sah, die so gelassen und teilnehmend unter ihnen lebte.

Oftmals schwebte eine Frage nach ihrer alten Kindheitsgespielin Cornelia auf ihren Lippen. Eine Scheu aber, die sie sich selbst kaum erklären konnte, hielt sie lange davor zurück. Als sie sie endlich dennoch tat, spürte sie an der befangenen Art, mit der die Mutter sowohl wie Luzia sie nur dürftig beantworteten und sichtlich manches zurückhielten, daß ihr Vorgefühl, mit der Frage den beiden Verlegenheit zu bereiten, sie nicht getrogen hatte.

Am selben Tage jedoch noch, als man vom Mittagstisch sich erhob, schlug Luzia Anna für den späteren Nachmittag einen Ausgang in das Hügelland vor. Sie spüre, sagte sie, ein Verlangen nach ausgiebiger Bewegung, das durch das Lustwandeln zu den Gartenhäusern und das träge Hinschlendern am Stromufer nicht zu befriedigen sei, und sie vermute, Anna, die sie als tüchtige Läuferin kenne, gehe es wohl ebenso. Dem konnte diese nicht widersprechen.

Sie wanderten am Rande eines Buchenwaldes, den ein Streifen Birken säumte, auf einem bequemen sanft an- und niedersteigenden Pfad. Anna verstand bald, daß Luzia ihr den gemeinsamen Spaziergang vorgeschlagen hatte, um frei über Dinge mit ihr zu reden, von denen zu handeln in der bewegten Häuslichkeit ihr schwerer fallen mochte. Sie knüpfte an Annas Frage nach ihrer Freundin Cornelia an, und erzählte, daß bald nach Hoermanns Vereinigung mit seiner Frau sich das Zusammenleben von Mutter und Tochter als untragbar erwiesen habe. Es habe sich in dem heranwachsenden Mädchen ein unbesiegbarer Widerstand gegen die Frau vorgefunden. Dieser Zustand

habe sich jedoch nicht offen geäußert, vielmehr sei Cornelia, in ihrer sanften und freundlichen Art beharrend, der unbeherrschten und launenhaften der Mutter mit Duldung begegnet, selbst aber an Körper und Seele beeinträchtigt und an ihrem freudigen Wesen so sehr vermindert worden, daß dem Vater tiefere Besorgnis als um die Frau daraus erwuchs. Nachdem diese ärztlicher Fürsorge übergeben werden mußte und Cornelia aufs neue unter die Obhut ihrer Tante kam, habe sich ihr Zustand rasch gebessert. Jugend und glühdiches Temperament hätten das Übergewicht über den erlittenen Schaden bekommen. Luzia ergriff im Weitergehen Annas Hand. "Was ich dir nun erzählen werde", sagte sie, "fällt mir nicht leicht auszusprechen, und doch meine ich, daß es falsch wäre, es dir zu verbergen. Als die Frau später in ihr Heim zurückkehrte, zeigte es sich Hoermann nach kurzer Dauer, daß er das junge Mädchen aus dem Umkreis der Mutter um beider willen entfernen müsse, und da seine Schwester Therese eben um diese Zeit eines Leidens halber eine Kur brauchte, kam man überein, daß Cornelia in meinem Hause Aufnahme finden solle. Ich hatte sie schon früher liebgewonnen und fand mich nun in meiner Hoffnung, eine angenehme Hausgenossin zu gewinnen, durchaus nicht enttäuscht, ja, sie wurde mir eine jüngere Freundin, zärtlich und anschiemig, wie du selbst sie ja kennst. Wir haben ein paar gute Monate in schönem Einvernehmen miteinander verlebt. Eines Tages erklärte Cornelia unvermittelt, abreisen zu wollen. Schon seit einer Weile hatte sie mir unfroh und unruhig geschienen, ohne daß ich die Ursache dieser Veränderung zu entdecken vermochte. Ich wußte nun aber, daß ihr Vater, so wie die Verhältnisse mit der kurz vorher heimgekehrten Frau sich gestaltet hatten, sie um diese Zeit nicht aufnehmen konnte, und bestimmte sie, gegen ihren Willen bei uns zu bleiben. Lange konnte sie, die ohne Falsch ist, mir nicht verbergen, was ihr Wesen ins Gegenteil verkehrte.

Larmeson, mein Mann, ist so geartet, daß er es nicht erträgt, wenn ein Mensch in seinem Umkreis einem anderen als eben ihm zufällt. Er war zwischen uns getreten und hatte Corneliens argloses Herz erobert, das, von Nöten und Zweifeln heimgesucht, nicht ohne Widerstand sich ihm ergeben

hatte. An der Flucht habe ich selbst sie gehindert. Tieferes als eben dieses Besitzgelüst verband ihn nicht mit dem armen Mädchen, das sich in der ersten Liebeswallung ihres jungen Lebens in seine Arme stürzte. Mich überkam Mitleid mit dem Opfer, da ich sah, wie Angst und Gewissensbisse ihr das Gefühl verstörten, und weiter meine Ahnung bestätigt fand, daß Larmeson sie, wie es seine Gewohnheit ist, schon beiseite schob, um eine im Augenblick mehr Begünstigte an sich zu ziehen, sie freilich nicht so weit aufgab, daß sie sein Wesen durchschaut und sich völlig von ihm gelöst hätte. Leidvoll blieb sie also in ihrer liebenden Bereitschaft, mir aber in Scham und Reue unzugänglich."

"Und du konntest das nicht durchbrechen, ihr die Augen öffnen und sie von ihm freimachen?" fragte Anna, von der Mitteilung erschüttert, die nicht nur Corneliens, sondern auch Luziens Schicksal unerwartet aufdeckte. Diese ging eine lange Strecke ohne zu antworten neben ihr. Sie kamen in eine abendlich besonnte Waldlichtung. Luzia lagerte sich zwischen den hohen Farrenkräutern und bemoosten Steinen auf einen gefällten Baumstamm und zog Anna zu sich nieder. Der Ort war kaum eine Stunde von dem Stromhaus und nicht weiter von der Stadt entfernt und doch so einsam abgeschlossen, als sei die Welt ringsum versunken. Ein Specht hackte in der Nähe, hoch oben kreiste ein Habichtspaar.

Luzia brach ihr Schweigen. "Nein," sagte sie, "ich konnte ihr nicht helfen. Konnte ich mir doch lange selbst nicht helfen. — Und weiß ich, ob ich heute endgültig geheilt bin?" fügte sie bitter hinzu, um aufs neue in sich zu versinken. Anna betrachtete scheu die mädchenhafte Gestalt neben sich, das Gesicht, das sich im Profil ihr zeigte, von der Sonne dunkel gefärbt unter dem viel helleren Haar, die braunen Augen, die in die Ferne gerichtet waren, den herben Mund. Ohne einen Schein von Harm wandte es sich jetzt der Gefährtin zu.

"Larmeson", berichtete Luzia ruhig, als sei von Fernabliegendem die Rede, "hat sehr früh unsere Ehe verletzt. Er ist unfähig sich hinzugeben, immer ist er getrieben zu erobern, einzuheimsen, sich in der Hingabe des andern

bestätigt zu sehen. Und darin ist er unersättlich. Was er empfängt, sinkt ohne Verschmelzung mit seinem eignen Element ins Leere. So gibt es keine Erfüllung für ihn, und so ist er immer getrieben zu suchen, von Frau zu Frau zu irren und zu verderben, was ihm zufällt. Es ist schwer ihm zu widerstehen. Ich selbst bin ihm immer wieder verfallen. Auch die Gewalt seiner Anziehung ist ihm wohl bewußt, und so entläßt er, was ihm zugefallen ist, nie völlig aus seinem Reich. Wie er mich nicht freigegeben hat, so auch Cornelia nicht."

"Wie gut du bist!" rief Anna fast wider ihren Willen und erschrak, als sie ihre eignen Worte vernahm.

Luzia sah mit einem traurigen Lächeln Anna voll ins Gesicht. "Wie dürfte ich verwerfen", sagte sie leise.

Sie gingen Hand in Hand zurück und kamen erst mit sinkendem Tag ins Haus. Christina hatte den Nachmittag mit Wilhelmine und dem Kind im Garten verlebt. Die beiden empfingen die Ankömmlinge mit einer Reihe von Entdeckungen, die sie an dem Kleinen gemacht hatten. Luzia neckte Christinen freundlich mit ihrer großmütterlichen Verliebtheit, vermochte sie aber nicht über ihre Stimmung zu täuschen. Als am späten Abend Mutter und Tochter noch eine Weile allein in Annas Zimmer verbrachten, fragte Christina sie, ob sie die Ursache der eigentümlichen Bewegtheit kenne, die sie an der Schwester wahrgenommen habe. Anna berichtete ihr von dem Gespräch auf der Waldwiese. Christina senkte seufzend das Haupt.

"Entsinnst du dich, Mutter," fragte Anna, "wie du mich damals ausgescholten hast, als ich Larmesons Bild zum ersten Mal aus deiner Hand empfing und in meinem kindischen Zorn und meiner Eifersucht sagte, er sähe aus wie der Rattenfänger von Hameln?" Jetzt mußte Christina inmitten ihrer sorgenvollen Beklommenheit doch lachen. "Jawohl," sagte sie, "ich erinnere mich und habe zuweilen daran denken müssen. Uns alle hatte er verzaubert, die Murachergroßmutter nicht ausgenommen, ja sogar deinen scharfsinnigen Onkel Franz."

In diesen Wochen gedieh der kleine Georg außerordentlich, Luft und Nahrung schienen ihm wohl zu bekommen. Er nahm zu, wuchs kräftig und erfreute das ganze Haus mit seinem blühenden Antlitz und seiner Wohlgestalt. Anna konnte sich beruhigt dem gleichmäßig freundlichen Dasein mit den Hausgenossen hingeben und sich der Literatur widmen, die Andreas Renner ihr mit erläuternden Begleitbriefen zukommen ließ.

Doch gab es bei alledem etwas an dem Kinde, was sie heimlich schmerzte. Es schien keine eigentliche Beziehung zu ihr zu haben, zumindest keine andere als zu den Menschen seiner Umgebung. Freilich mußte sie sich gestehen, es hatte auch zu dieser keine wesentliche, weder zu der zärtlichen Großmutter Christina noch zu Luzia oder seiner Wärterin. Eine Ausnahme war die alte Tante Wilhelmine. Doch auch da mußte unentschieden bleiben, ob die Bevorzugung, die der Knabe ihr bezeugte, nicht eigentlich den Pferden galt, zu welchen sie ein besonderes Verhältnis hatte, an dem sie ihn teilnehmen ließ. Sie ging nämlich täglich mehrmals in den Pferdestall, um dort ihre Lieblinge, zwei bejahrte, keineswegs durch stattliches Äußeres ausgezeichnete Kutschpferde zu besuchen. Häufig trug sie Georg mit sich hin und ließ ihn den Pferden Zuckerstückchen reichen, was er furchtlos und unter lauten Freudenschreien tat.

Seit fast einem halben Jahrhundert lenkte Wilhelmine ein oder zweimal in der Woche ein Wägelchen auf der Fahrt in die Stadt, wo sie die Einkäufe für den Haushalt besorgte. Nur sonntags fuhr man zweispännig im Landauer zum Hochamt in die Pfarrkirche; dann saß der Verwalter auf dem Kutschersitz und Wilhelmine sonntäglich angetan neben Onkel Lambert im Wagen. Früher hatten die beiden älteren Schwestern im Vordersitz gethront, Wilhelmine als die Jüngste hatte neben Lambert im Rücksitz ihren Platz gehabt. Dieser galt als heimlicher Freigeist, vielleicht weil er von allgemeinen Gottesdiensten wenig hielt, sich oft nur murrend der Fahrt fügte und, wenn es anging, sie gern um wirklicher oder übertriebener Altersbeschwerden willen versäumte.

Jetzt nahm Wilhelmine zu ihren Einkaufsfahrten wochentags den Kleinen und Berta, seine Wärterin, mit auf die Fahrt ins Städtchen. Die Eingesessenen,



sagte sie lachend, sollten sich an den Anblick des künftigen Herrn des Stromhauses gewöhnen. Luzia fragte, wann sie ihn der Gemeinde vorzustellen und ihm seinen Platz in der Kirchenbank der Familie anzuweisen gedächte. Sie, Luzia, würde dann ein Messingschild mit seinem Namen bestellen, damit man es rechtzeitig anbrächte. Auch das geschähe zu seiner Zeit, gab Wilhelmine zurück. Indessen setzte sie ihn, während sie die Zügel in einer Hand hielt, auf ihren Schoß, wies dem Mädchen den Platz neben sich an und fuhr unter dem Jauchzen des Kleinen ab, während die drei Frauen vor dem Tor stehend ihnen nachsahen.

Einmal, als diese schon ins Haus zurück sich gewandt hatten und Anna neben ihrer Mutter die schöne Treppe ins Obergeschoß langsam hinaufstieg, blieb sie auf einem Absatz stehen und sprach wie unter einem plötzlichen Zwang, sich von diesem Alp zu befreien, zu Christinen von der Beobachtung, daß das Kind allzuwenig sich Menschen zuwendete, um so mehr aber Tieren, ja leblosen Dingen, die noch nicht einmal ein Spielzeug darstellen mußten. Christina gab zu, dies auch von sich aus und mit Verwunderung wahrgenommen zu haben. Das Kind sprach wenig, ahmte aber zur Belustigung der Hausgenossen die Laute der Tiere mit Freude und Geschick nach, Bellen, Miauen und das Krähen des Hahns. Dem Hufschlag der sich entfernenden Pferde konnte es mit zurückgeworfenem Köpfchen nachlauschen, solange noch ein Geräusch hörbar war. Die Hunde und Katzen des Hauses schienen den Knaben zu kennen und zu lieben. Sein Spielplatz war meist von einer kleinen Tiergesellschaft umlagert. Man konnte ihn auf dem Bauch im Sand liegend antreffen, wie er mit glänzenden Augen den Weg eines Käfers verfolgte. Den Milchbecher oder das Breischüsselchen bot er der Katze an und das Brötchen teilte er den Zwerghühnern aus, die, ebenfalls Lieblinge Wilhelminens, das Vorrecht hatten, den Garten zu bevölkern, da sie deren Überzeugung nach den Blumenbeeten keinen Schaden zufügten. Doch sah Georg völlig gleichmütig seine Mutter, die zärtliche Großmutter, seine Pflegerin kommen und gehen, ohne sie mit Freudenzeichen zu begrüßen oder ihre Entfernung zu betrauern. Liebkosungen erwiderte er selten, ja meist

schiene sie ihm lästig zu sein, er konnte die freundliche Hand kräftig abschieben, konnte sich entschieden aus den Armen der Mutter winden, um sich der Beschäftigung mit Steinen und Holzklötzchen, die er in der Nähe seines Spielplatzes gefunden hatte, eifrig und taub für jede Anrede zuzuwenden.

Christina meinte, Anna solle diese Absonderlichkeiten, diesen anscheinenden Mangel an Gefühl bei einem so jungen Kinde nicht über sein Gewicht schwer nehmen. Es gebe im frühen Leben so vielerlei Phasen, manches schlage in sein Gegenteil um und vielleicht sei eine so deutliche Besonderheit, wie der Kleine sie aufweise, gar nicht zu beklagen. Anna ließ sich nur allzugern von der Mutter beruhigen.

## 35

In der ersten Augustwoche stellte, freudig empfangen, Sophia sich ein, die in ihrem Sommerquartier im Isartal nicht mehr allein ausharren mochte, nachdem die Brüder Renner für etliche Wochen nach Tirol abgewandert waren.

Sogleich nach ihrer Ankunft kündigte sie den Besuch Konrad Urlaubs und seiner Schwester an, die im gleichen Zug mit ihr ein Stück Weges gefahren seien, um sich in ihre fränkische Heimat zu begeben, wohin sie eine umständliche Reise mit vielfachem Zugwechsel in Kleinbahnen vor sich hatten. Sie habe sich, die Erlaubnis der Hausherrin vorwegnehmend – sie verbeugte sich scherzhaft vor Anna – erlaubt, die beiden einzuladen, auf ihrer Rückreise im September im Stromhaus Station zu machen. Anna erklärte, sie sei froh, daß Sophia unwissentlich ein Versäumnis, das sie selbst sich habe zuschulden kommen lassen, solcherweise gutgemacht habe. Sie erzählte von dem merkwürdigen Blumenstrauß, den Urlaub ihr vor ihrer Abreise im Zug mit unergründlichen Sprüchen überreicht habe, und wie sie, wie immer, wenn er solche Weisheit über sie ausschütte, der Gabe der Rede verlustig gegangen sei.

Als sie ihn und seine Schwester um ihren Besuch habe bitten wollen, sei er verschwunden gewesen, ehe sie sich versehen habe.

Sophia, die mehr als ein Jahrzehnt das Stromhaus nicht besucht hatte, fand das Leben darin über alle ihre Erwartungen zu seinen Gunsten verändert. Vor allem rühmte sie, wie die einstige ernste Regel des Heimes, die in der Gemeinschaft der Ehelosen fast mönchisch angemutet habe, durch die jungen Frauen und das Kind so schön aufgelockert sei und daß auch Lambert und Wilhelmine an diesem Sonnenschein sich noch in späten Tagen erwärmten. Sie lobte Luziens Ausgestaltung der Räume und erklärte, in jedem Sommer, der ihr noch gegönnt sei, ein paar Wochen hier verweilen zu wollen.

An den langen Abenden, die man bei Windlichtern im Garten unter Nachtluft und Stromesrauschen oder, der Kühle weichend, in einem gewölbten Saal des Erdgeschosses zubrachte, ergab es sich fast von selbst, daß die Gesellschaft ins Erzählen geriet.

Den ersten Anstoß, der die Fülle der Erinnerungen und Überlieferungen in Fluß brachte, die in den Alten, wie in dem Haus, sich gestaut hatten, gab wohl eine Frage Luziens, ob wer aus dem Kreise wüßte, warum Dierolf gegen seine Gewohnheit diesen Sommer weder hier erschienen sei, noch sein Kommen in Aussicht gestellt habe. Sie habe von seinem großen, in Fachkreisen gerühmten Werk in der mährischen Stadt gehört, sogar schon Abbildungen der Bauwerke in Zeitschriften gesehen. Nun sei sie ihm seit Annas Hochzeit nicht mehr begegnet und wüßte gern, wie ihrem guten Freund der Erfolg bekommen sei.

Anna verharrte stumm, in Verlegenheit, wie sie im größeren Familienkreis berichten solle, was Franziska ihr aufgetragen hatte zu vermitteln. Sie hatte gemeint, es ihrer Mutter, vielleicht auch Luzien zu erzählen, die Anwesenheit aber von Wilhelmine und Lambert verwirrte sie; Sophiens Gegenwart wäre ihr nicht hinderlich gewesen. Während sie sich noch zu einer Wiedergabe des großmütterlichen Auftrags zu fassen versuchte, kam Sophia ihr zuvor, indem sie einen Besuch schilderte, den sie vor einigen Wochen, kurz vor ihrer Übersiedlung in ihr Sommerhaus, bei Mechthild

Dierolf, Christofs Mutter, gemacht habe. Sie gestand, wie es ihr jeweils schwer fielen, diese aufzusuchen. Eigentlich bewege sie nur der Umstand, daß die Frau ihr eine Art Vermächtnis Helena Murachers darstelle. Mechthild sei ja deren Base. An ihr habe Helena gehangen, meist wohl um eines harten Schicksals willen, von dem das Leben dieser Frau beschattet sei. Anna fiel auf, wie Wilhelmine überrascht und mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit an Sophiens Munde hing. Mechthild mache es einem aber durchaus nicht leicht, fuhr Sophia fort, ihr nahe zu kommen, sondern verharre bei verbindlichen Formen in ihrer Unnahbarkeit, so daß sich zwischen ihr und dem Besucher ein Wall aufrichte, den sie verbissen verteidige. Wohl sei sie gewiß, so habe es zwischen Mechthild und ihrer Base Helena nicht gestanden, ihr, Sophia, jedoch sei bisher nicht gewährt, dieses Erbe anzutreten. Immerhin habe sie bei ihrem letzten Besuch eine Besserung wahrgenommen. Den Glückwunsch zu dem Erfolg ihres Sohnes habe Mechthild mit einem Aufleuchten der Augen entgegengenommen. Dann sei da ein kleines Mädchen gewesen, ein etwa fünfjähriges Kind, ein blasses schmales Geschöpf, das etwas Koboldhaftes an sich hatte und sie, Sophia, mit einem seltsam altklugen Blick unablässig und mißgünstig angesehen habe. Mechthild habe das Kind mit einem Arm umschlungen und ihm das Köpfchen gestreichelt, während das widerborstige kleine Wesen sich zutraulich an sie geschmiegt habe. Später sei noch eine Dame hinzugekommen, die ihr als eine Frau von Luxander und Mutter des Kindes vorgestellt wurde. Mechthild habe sie mit ihrem Vornamen angeredet. Die Fremde sei Christofs Mutter mit einer Mischung von Ehrerbietung und Familiarität begegnet. Sie habe sich mit liebenswürdigem Freimut dem Gast als Witwe eines Offiziers und vertraute Freundin Christofs zu erkennen gegeben. Als Sophia aufbrach, habe sie sie hinausgeleitet, da Mechthild doch nun endgültig an den Fahrstuhl gefesselt sei, und sie unter der Tür gefragt, ob sie ihr einen Besuch machen dürfe.

Sie, Sophia, habe sie gebeten, sie im Herbst aufzusuchen, da sie knapp vor der Abreise in die Sommerfrische stehe.

Die Frau sei verblüht und gewiß lang der Jugend fern, habe jedoch angenehme Manieren, verstehe sich fesselnd zu unterhalten und verfüge über Mutterwitz und Temperament. Sie habe noch sehr schöne Augen und eine einschmeichelnde wohlklingende Stimme. Sophia fügte hinzu, sie zweifle nicht, daß die Fremde Christof Dierolfs zukünftige Gattin sei. Diese Erkenntnis habe ihr nun aber doch einen Schreck eingejagt, daher habe sie damals, um den Freunden die schönen Sommerwochen nicht zu trüben, von dem Zusammentreffen nicht gesprochen, doch sei sie gewiß, recht vermutet zu haben, und auf die Dauer sei es nicht zu verschweigen.

Nun erzählte Anna etwas stockend und unsicher, in großen Zügen, was sie von Franziska gehört hatte. Die Frauen sahen nachdenklich und betreten vor sich hin. Wilhelmine weinte. Onkel Lambert meinte, man müsse etwas zu Christofs Rettung tun, und er sei bereit den Kampf mit Mechthild aufzunehmen, wenn sie auch das hartnäckigste Geschöpf darstelle, das ihm in seinem Leben begegnet sei. Sophia schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. Es ginge hier weder um Mechthild noch um die fremde Frau, sondern um das Kind. Unleugbar sei es Christofs Kind. Wer wollte wider ein Kind kämpfen?

Zum ersten Mal in diesem Sommer ging die Gesellschaft in gedrückter Stimmung auseinander, um sich in die Schlafräume zu verteilen. Christina geleitete Sophien, wie sie jeden Abend zu tun pflegte, um ihr noch kleine töchterliche Dienste zu leisten, und Anna ging mit Luzia in deren Zimmer, weil sie nicht allein zu bleiben vermochte. Luzia hatte sich als Wohn- und Schlafraum ein lange abergläubisch gemiedenes Gemach ausgewählt. Sie konnte den schönen Möbeln mit den Schwanenhälsen und Delphinenleibern und dem Bett, das einer Gondel glich, nicht widerstehen. Das Zimmer lag neben Lamberts Wohnung. Während die beiden, flüsternd aneinander geschmiegt, auf einem Ruhebett saßen, hörten sie Onkel Lambert grimmig hin- und widerstapfen und einen Monolog halten.

Am nächsten Tag ging nach schwerem Gewitter ein langersehnter Landregen nieder. Die Frauen hatten sich in einem Saal nach der Gartenseite heimisch gemacht. Der Strom wälzte draußen tobend seine bleifarbenen

Wellen, dunkle Wolkenballen hingen über der Erde, Regen stürzte in Bächen, die Wasser des Grundes vermählten sich mit denen des Himmels. Der Raum lag im Dämmerlicht. Man steckte schon am Nachmittag die große Hängelampe an und rückte mit den Arbeiten um einen runden Tisch zusammen. Anna las, die Schwestern Christina und Luzia stickten, Wilhelmine stopfte Muster in Damastservietten, ihr kleines Gesicht verschwand hinter ihrer runden Hornbrille. Nur Sophia hielt untätig die Hände im Schoß. Wilhelmine seufzte, setzte die Hornbrille ungeduldig ab, das Licht reichte für ihre subtile Arbeit nicht aus. Sie hob ihr zartes reines Gesicht, sah die Gefährtinnen eine Weile an und begann dann mit ihrer hellen jungen Stimme zu erzählen. Es war, als rede sie mit und für sich selbst. Vor vierzig Jahren sei ein Wetter wie dies über die Gegend gekommen, wie heute nach vielen Wochen der Dürre. Die Leute ringsum seien auf Wallfahrten und Bittgängen unterwegs gewesen, als das Unwetter niederging. Damals habe es die alte Eiche am Gartenrand mitten entzweigespalten und dabei sei das kleine Muttergottesbild, das von dem Holz überwachsen war, wieder zum Vorschein gekommen. Der Garten habe wie heut voller geknickter Äste und Zweige gelegen und der Grasgarten voller abgeschlagener Früchte. Gegen Abend selbigen Tags habe es an das Tor geklopft, es war kaum eine Stunde nachdem das Gewitter sich gesänftigt habe, ein Wagen habe vor der Tür gehalten, nicht ihr eigener, sondern eines Fuhrhalters aus der Stadt. Helena Muracher sei ausgestiegen, an der Hand habe sie die junge Mechthild ins Haus geführt. Von dem Tag an habe Mechthild einige Räume im Dachgeschoß ein halbes Jahr lang nicht mehr verlassen, dann sei Christof geboren worden. Helena habe Mechthild damals den Händen ihres Vaters entrissen, der in unmäßigem Zorn die Herrschaft über sich verloren und die Tochter am Leben bedroht habe. Sie, Helena, habe den Eltern versprochen, Mechthild zu verbergen und die Geburt des Kindes geheim zu halten. Den Namen von Christofs Vater habe Mechthild niemandem und niemals verraten. Kurz nach der Geburt des Sohns sei Helena wieder erschienen und habe Mechthild nach Wien zu Verwandten gebracht. Das Kind sei zwei Jahre im Hause verblieben, sie, Wilhelmine, habe es gepflegt und

aufgezogen. Es sei ein stilles Kind gewesen, das wenig Mühe machte und ihr ganz zu eigen wurde. Ihre Schwester Justina habe Mutter und Kind verschmäht, Benedikta sei zwar weitherziger gewesen und habe manche Stunde mit Mechthild verbracht, für ein Kleinkind aber habe sie keine Neigung verspürt. So habe ihr, Wilhelmine, niemand ihren Besitz bestritten. Nach zwei Jahren sei Mechthild dem Forstrat Dierolf vermählt worden, einem viel älteren Mann, nach kinderloser Ehe verwitwet und Mechthilds Vater seit langem befreundet. Den kleinen Christof habe man ihr damals weggenommen und ihn einer Schwester des Forstrats übergeben. Nach zwei weiteren Jahren sei er als angebliches Kind des Forstrats in die Ehe aufgenommen worden. Sie, Wilhelmine, habe den Verlust ihres Pflegekinds lange nicht verwunden und immer noch empfinde sie wie eine Mutter für Christof. Darum sei ihr, was sie gestern vernommen habe, schwer aufs Herz gefallen. Heute morgen habe sie vor der schwarzen Maria an der Eiche für ihn gebetet, sei diese doch nach dem Sturm wieder ans Licht getreten, just als die arme Mechthild im Haus Zuflucht fand.

Sie habe sie immer als Patronin dieser Mutter und ihres Kindes angerufen.

Nicht nur Christof, auch Mechthild habe sie ins Herz geschlossen, für alle Zeit, solange sie lebe. Was das vielumworbene Mädchen bewogen habe, die Vaterschaft ihres heimlichen Kindes zu verschweigen, wisse sie so wenig als irgendwer, aber nur ihr außer Helena sei offenbar, daß dieses Geheimnis aus einem weichen lebenswerten Geschöpf die strenge verschlossene Frau gemacht habe, als die all die andern Mechthild sehen müßten, nur eben sie nicht, für die sie für immer die unglückliche Mutter bliebe, die sich weinend von dem Neugeborenen trennte, und die der Vater in die Ehe zwang. Damals hatte Dierolf noch in der Oberförsterei im großen Wald gelebt und dahin sei die junge Mechthild ihm gefolgt und jahrelang aus der Welt in diese Einsamkeit abgeschieden. Aus der aufgenötigten Ehe habe sich eine gute freundschaftliche Beziehung entwickelt und dem kleinen Christof sei der Forstrat ein liebevoller Vater geworden, dem der Sohn sich jahrelang inniger

anschloß als der Mutter. Erst auf dem Totenbette habe der alte Dierolf auf Mechthilds Verlangen Christof eröffnet, daß nicht er sein leiblicher Vater sei. Das Verhältnis des Sohnes zur Mutter habe seit jenem Tage sich vertieft, als wolle er ihr einen Teil ihrer unsichtbaren Last abnehmen. Wenn er jetzt, wie sie, Wilhelmine, verstehe, ihrem Gebot sich beuge, so sei es wohl, weil das Kind ihn mächtig festhalte, aber auch, weil er meine, dieser ihr Wille hänge irgendwie mit ihrem eignen Schicksal zusammen. Vielleicht hoffe er, das Kind werde seine Mutter aus ihrer Starre lösen.

"Womit unsere liebe Freundin Wilhelmine", meinte Sophia seufzend, "just in die Mitte dieser vieldeutigen und bedenklichen Angelegenheit gezielt haben dürfte." Sie hatte der Alten mit großer Aufmerksamkeit zugehört, setzte sich nun neben sie, nahm ihre Hand, streichelte sie und fuhr fort: "So hat die ewige Fügung unserem Christof eine zweite zärtliche Mutter beschert. Das ist es also, was ihn immer wieder hierher zieht. Weiß er denn von seinen frühen Kindertagen, die er hier verlebt hat?"

"Helena hat ihm", erwiderte Wilhelmine, "nach dem Tode des Forstrats, als sie die schwere Krisis erkannte, in die er durch die unvermutete Eröffnung geriet, von seiner Geburt und von dem Bewahren ihres Geheimnisses durch seine Mutter gesprochen. Sie hat damals einige Tage hier mit ihm verlebt, und in dieser Zeit wuchs in ihm die Ergebenheit, mit der er ihr anhing. Diese Ergebenheit hat ihn, denke ich, vermocht, das, was ihm zu bewältigen aufgegeben war, ohne unfruchtbare Auflehnung anzunehmen. Jedenfalls zog es ihn von da an immer häufiger hierher zu uns und mir ist er, ohne daß wir je über die vergangenen Begebnisse uns ausgesprochen hätten, immer noch wie ein nach langer Abwesenheit heimgekehrter Sohn."

Luzia erhob sich und verließ den Raum.

Die Gesellschaft hatte eine Weile in Schweigen verharret, als sich wie aufgerufen alle dem Fenster zuwandten. Die abendliche Sonne hatte die Wolkendecke zerrissen. Ein Stück blauen Himmels umgab sie. Strahlend schimmerte die Landschaft in ihrem feuchten reinen Glanz. Ein doppelter Regenbogen überbrückte den Strom, dessen Wasser sich gesänftigt bewegten.



Luzia trat, den kleinen Georg im Arm, wieder ein. Er beehrte ins Freie, und sie öffnete die Tür. Das Kind erblickte den Regenbogen, warf stürmisch die Ärmchen gegen den Himmel und forderte in leidenschaftlich aus der Brust heraufquellender Rede die himmlische Brücke auf, sich in seine ausgestreckten Händchen niederzulassen. Alle erhoben sich und traten ins Freie.

Die häusliche Gemeinschaft hatte beschlossen, am Tage Mariä Himmelfahrt, wie es Wilhelminens jährliche Übung war, eine Wallfahrtskirche, stromabwärts an dem jenseitigen Ufer gelegen, aufzusuchen. Sophia allein wünschte zurückzubleiben, da das Unternehmen ihre Kräfte übersteige. Sie wolle, sagte sie scherzend, Haus, Kind und Feuer hüten und ihre Andacht in der Stille abhalten.

Dieser Tag war der Hauptfeiertag des Jahres für Kloster und Tempel. Von weither kamen die Bittgänger, von Böhmen und Österreich, viele Tage lang zu Fuß wandernd, Bauern und Bäuerinnen in ihren Trachten aus entlegenen Erdwinkeln. Die Wohnhäuser, Gasthöfe und Pilgerherbergen waren überfüllt, auf allen Straßen kamen fahnschwingend, singend und betend unablässig neue Züge heran.

In dem großen offenen Wagen saßen die vier Frauen, auf dem Kutschersitz das Verwaltersehepaar, zu deren Füßen der mächtige Kräuterbusch lag, der zur Weihe gebracht werden sollte. Vierzig verschiedene Pflanzen mußte er einschließen. Jede einzelne hatte, nachdem der Busch gesegnet war, für das kommende Jahr ihre besondere Heilkraft gegen Übel an Mensch und Tier oder ihre Wirksamkeit gegen Dämonen und Wetterunbill. Wilhelmine hielt auf Vollzähligkeit; unter ihrer Leitung hatten die Hausgenossen in Garten, Wald und Feld sammeln müssen.

Eine Strecke fuhr der Wagen am linken Stromufer entlang und wurde am Ausgang eines Dorfes auf einer Fähre über das Wasser gesetzt. Tausende frommer Gäste füllten Häuser und Gassen des Ortes, den Gottesacker und die Wallfahrtskirche.

In dem barocken Tempel, den außer der dichtgedrängten Masse der Beter eine Gesellschaft von weißgoldenen Heiligen und Engeln in ekstatischem Himmelsflug bis in die Kuppel bevölkerte, legten Glockendröhnen, Orgelbrausen und Gesang sich betäubend auf die Frauen, jede in ein andres geheimes Reich entrückend. Wilhelmine allein, wie seit Jahrzehnten gewohnt, versank unbeirrt in ihre Andacht. Nachdem der letzte Ton verklungen war, leerte die Kirche sich mit zögernder Langsamkeit. Viele Beter blieben noch zurück, die einen vor dem Altar hingestreckt, das Gesicht auf den Steinplatten des Bodens, andre hoben die krampfhaft verschlungenen Hände flehend zu dem Gnadenbild. Stöhnen löste sich von entfärbten Lippen.

Christina war in der beklemmenden Luft, die vom Qualm der Wachskerzen, vom Duft der Kräuter und Blumen, von den Weihrauchwolken und vom Dunst der Menschenleiber wie eine atemberaubende Decke dicht über den Betern lag, einer Ohnmacht nahe gewesen. Von Schwester und Tochter geführt, die mühsam den Weg bahnten, schleppte sie sich ins Freie. Luzia brachte sie zu einer Bank, die inmitten des Friedhofs unter einer Linde vor einem Bildstock stand, und gesellte sich dann mit Anna zu Wilhelminen. Diese hielt sich, gestärkt und befriedigt, aufrecht im Gedränge vor dem Portal und wurde nicht müde, mit den Bewohnern der Nachbardörfer, die sich um sie scharten, Grüße zu tauschen. Schließlich wurde sie von Wallfahrern umringt, die mit ihrem Fähnlein, von einem weißhaarigen Priester angeführt, aus der Gegend der Muracherheimat hergezogen waren. Jeder einzelne wurde von ihr bewillkommt, mit Händedruck bedacht und nach seinem und der Zurückgebliebenen Ergehen befragt. Geduldig hörte sie den schwerfälligen Bescheid an und ließ sich erzählen, welches Leid oder Übel die Leute hergeführt habe.

Nach Rast und Mahlzeit, die die Verwalterin vorsorglich wie althergebracht in einem vertrauten Haus bestellt hatte, fuhr am späten Nachmittag die Gesellschaft stromentlang, frisch und empfänglich für den stillen schönen Abend, nach Hause.

Das große Gewitter, das zwei Tage vor Mariä Himmelfahrt niedergegangen war, hatte die Gewalt des Sommers gebrochen. Die gläserne Luft mit ihrer weiten Sicht, die klaren Farben, der reiche Tau, der morgens die Füße netzte, wenn man in den Garten trat, der Strom, der seine blauen Wellen gesänftigt dahinrollte, die linden Sternennächte, alles lockte die beiden Wegesellinnen, Anna und Luzia, hinaus. Die anderen lächelten über ihre unersättliche Wanderlust. Sie zogen des Morgens aus mit derben Schuhen, mit der Provianttasche, die unter Wilhelminens Aufsicht sorglich gepackt war, stromaufwärts, stromabwärts oder in das Hügelland den Nebenfluß entlang, um am Abend müde und wohlgelaunt, gebadet und erfrischt nach einer Ruhestunde in ihren hellen hübschen Kleidern am Abendtisch zu sitzen. Den beiden war die weitere Umgebung des Stromhauses neu. Sie kehrten in Dorf wirtshäusern ein und hielten der bescheidenen Neugier der begegnenden Bäuerinnen stand.

Einmal wies ihnen ein Dorfpfarrer, dessen uraltes romanisches Kirchlein sie heimgesucht hatten, seine unvermutet reichen Schätze, Fresken, eine Krypta, alte Handschriften, und als er mit kindlicher List erfragt hatte, woher sie kämen, bat er sie, an seinem derben Mittagmahl teilzunehmen. Später begleitete er sie ein Stück Wegs und erzählte ihnen nicht nur die Geschichte jedes Gehöftes, das am Wege lag, und jeder Ruine, die in den Wäldern steckte, sondern auch manches aus der des Stromhauses, was den Frauen unbekannt war. Er verriet ihnen, daß er den drei alten Schwestern wohlbefreundet gewesen sei und noch jetzt der Jüngsten, Wilhelmine, am Tag der Kreuzfindung in der kleinen Hauskapelle die Messe lese. Dies sei seit Vorzeiten das Recht seiner Kirche. Auch gab er zu verstehen, daß er den gottlosen Lambert noch auf den rechten Weg zum letzten Heil zu weisen hoffe. Im Spätherbst und Winter sei er häufiger Gast im Stromhaus, im Sommer, wenn dort die Gäste weilten, käme er seltener, denn er sei ein einfältiger alter Mann und im Umgang mit den großstädtischen Herrschaften nicht gewandt. Doch nahm er die Einladung der beiden zu einem baldigen Besuch gern an. So

einfach und freundlich habe er sich die Gäste nicht vorgestellt, bemerkte er treuherzig.

So brachte fast jeder Ausflug ein kleines Erlebnis, das des Abends im vertrauten Kreise besprochen und von Lambert und Wilhelmine durch ihre Erfahrungen und ihre weitreichende Vertrautheit mit der Gegend und ihren Bewohnern ergänzt wurde. Der Besitz des Stromhauses mit seinem Umkreis und seinen Rechten, ihr von der Murachergroßmutter einst übergeben, bedrückte Anna immer noch um der großen Verantwortung willen, die ihr jetzt von Onkel Franz im großen und von Wilhelmine in der Führung des Hauses abgenommen war, aber, wie die beiden mehrfach mit leiser Mahnung betonten, eines Tages in ihre Hände übergehen mußte. Dieser Aufgabe fühlte sie sich bisher nicht gewachsen. Je mehr sie aber die sinnvolle Verbundenheit des Hauses mit Strom, Land und Menschen spürte, drängte es sie, sich mit all diesen Verhältnissen vertraut zu machen, auch mit den wirtschaftlichen Belangen. Sie beschloß, noch vor der nahenden Abreise sich von Wilhelminen und dem Verwalter eine erste Übersicht geben zu lassen. Franz Muracher mußte sie dann, wie er öfter angeboten hatte, ernsthaft und gründlich einführen.

Zu Septemberbeginn erwartete das Stromhaus Konrad Urlaub und seine Schwester. Wenige Tage vorher kündigte Franz Muracher überraschend seinen Besuch an. Die nun unvermeidliche Zusammenkunft der beiden Männer erfüllte Sophia und Anna mit einiger Besorgnis. Eine stumme oder gar ausbrechende Gegnerschaft der beiden in ihrer Verschiedenheit so starren Männer konnte die friedvolle Gemeinschaft des ausgehenden Sommers wohl noch verstören. Sophia erwog daher, Urlaub, der ihrer Vermutung nach vor Franz eintreffen mußte, zu gewinnen, daß er die Schroffheit des andern mit überlegener Milde bewältige. Keiner bezweifelte, daß der Zauberin dies gelingen würde. Jedoch erschien Franz als erster und noch früher als erwartet. Stirnrunzelnd und schweigsam beobachtete er die Vorbereitungen, die für die Unterbringung des Geschwisterpaares getroffen wurden.

In den folgenden Tagen trafen die Frauen ihn nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Am frühen Morgen sah man ihn mit dem Neffen und Pflegesohn des kinderlosen Verwalters ausreiten. Der junge Lukas war vor kurzem von seiner Lehrzeit auf einem großen, vorbildlich geführten Gut heimgekehrt. Rasch hatte Franz seine Tüchtigkeit erkannt, seine Beherrschung neuer Methoden wahrgenommen und ihn in seine eigenen Pläne einbezogen. An den Abenden saß er mit ihm und dem Verwalter beratend zusammen. Er hatte die Absicht, auf einem geschützten sonnigen Hang eine Obstplantage anzulegen, die Früchte tragen sollte, wie sie in dem strengen Klima der Muracherheimat nicht gediehen.

Von seinen Besuchen auf Feldern, Wiesen und in dem großen Waldgelände, das tief in das Tal des unweit mündenden Nebenflusses hineinzog und seit undenklicher Zeit dem Stromhaus eigen war, kam er häufig erst mit sinkendem Tag zurück, und einmal just zurecht, um mit Konrad und Roswitha, die zur Stunde eintrafen, das Haus zu betreten.

Bereits am ersten Abend geschah, daß die vermeintlichen Widersacher ins Gespräch gerieten, wobei sie feststellten, daß sie in der Person eines geistlichen Archäologen einen gemeinsamen Freund besaßen, dem beide seit ihren Jugendtagen gleich nahe verbunden waren. Dieser Umstand schien, nachdem sie sich vorher gewissermaßen mißtrauisch abgetastet hatten, ihr gegenseitiges Zutrauen so weit zu bestärken, daß ihre Zwiesprache sich vertiefte und um Mitternacht noch nicht enden wollte.

Lambert und die Frauen, die längst ihre Schlafräume aufgesucht hatten, hörten die beiden auf den mondbeschienenen Kieswegen des Gartens in lebhafter Rede und Widerrede wandeln.

Am nächsten Morgen schloß Urlaub sich Franz auf einer Fußwanderung in die Waldhügel an.

Nach einer Woche verließen die Geschwister das Stromhaus. Zwischen den Männern, das spürten alle, war in diesen Tagen ein währendes Einvernehmen erwachsen. Für den Winter verhielt Franz einen längeren Besuch in München.

Nach Konrads Abreise war es, als sei Franz von einer Reise in eine unbekannte ferne Gegend heimgekehrt und wende bereichert und gelöst sich dem Altgewohnten zu. Am tiefsten wurde von dieser Verwandlung Anna berührt, die durch ihn jetzt ihre erste Einführung in die Verwaltung des Gutes empfing. Franz schlug ihr vor, nachdem sie einen allgemeinen Überblick über ihren Besitz gewonnen hatte, den Großteil der Liegenschaften wieder in eigene Bewirtschaftung zu nehmen. Naher Ablauf langjähriger Pachtverträge böte willkommene Gelegenheit. Melchior, der alte Verwalter, mochte der neuen Aufgabe, als in überkommenen Gepflogenheiten befangen, nicht völlig gewachsen sein, Lukas, sein Neffe, jedoch war nach Franzens Bedünken fähig und willig, das Wagnis zu fördern. Er selbst wolle, in steter Verbindung mit ihm, Anteil nehmen, aber vor allem sei not, daß Anna sich in ihr Reich einlebe, beide würden Gewinn aus der Gemeinschaft erzielen.

Anna fühlte, ergriffen von der ungewohnten Weichheit und Güte, die durch Franzens sachliche Darstellung schimmerte, er wolle ihr einen neuen Lebensbezirk zuweisen.

### 36

Mit dem nun vierjährigen Kinde verlebte Anna Spätherbst, Winter und Frühling in ihrem Münchener Haus, an dessen Einrichtung nichts verändert worden war. Der erste Sommermonat gehörte wie immer dem Bergasyl bei Franziska Schwanold und Giovanni del Moro.

Auf diese kurze Frist, während der sie mit dem Knaben bei ihnen verweilte, schien sich jeweils die Existenz ihrer Gastgeber zu verdichten. Es war, als zehrten sie in den Zeiten ihrer Einsamkeit davon und lebten in der Erwartung ihrer Wiederkehr neu auf.

In diesem wie in jedem Frühsommer wanderte Anna mit Giovanni den Bergpfad, den sie mit Anselm zur Felsenwildnis der toten Stadt aufgestiegen war, in sich gesammelt wie auf einer Wallfahrt.

Darauf folgten die Monate im Stromhaus mit den beiden Alten, der Mutter und Luzien. Franz Muracher verbrachte wie alljährlich einige Wochen in der sommerlichen Gesellschaft, um Anna weiter in der Führung ihres Gutes anzuleiten. Alles angehörige Land war nun wieder in einer Hand. Der junge Lukas hatte sich bewährt. In dem lange leerstehenden Gesindebau waren Knechte eingezogen, eine Mägdeschar besiedelte das Dachgeschoß des Verwalterhauses. Sorglich ausgewählter Tierbestand füllte die Stallungen.

Die Aufgabe, vor der Anna so lange gebangt hatte, nahm sie stärker ein, als sie erwartet hatte. Zagte sie dennoch zuweilen vor einem geforderten Bescheid, tröstete Wilhelmine: "Alles kommt dir so weit entgegen, als du dich selber vorwagst. Noch sind wir Alten für dich da." Mit knappen Worten half sie ihr die Sache ordnen.

Christina und Luzia hatten das Stromhaus nun vor Wochen schon verlassen. Bis tief in den Vormittag feuchtete der Morgentau den Rasen, der Nachtwind fegte Wälle dürren Laubes vor die Tür des Gartenzimmers. Sophia bat in ihren Briefen um Annas Rückkehr, um Andreas' willen vor allem, der die Gesellschaft der jungen Freundin in dieser trüben, ihn an das Haus und oft an das Lager fesselnden Herbstzeit vermisse.

Anna, die nur schwer sich aus dem ländlichen Zusammenleben löste, sagte wehmütig scherzend zu Wilhelmine, sie habe allzu tief hier schon Wurzeln geschlagen und sei für das Stadtleben fast verdorben.

Am Tag vor Allerheiligen erwarteten Sophia und Ulrich Renner am späten Nachmittag sie am Bahnhof. Im Rennersehen Wagen fuhren sie nach ihrem Haus. In der Tür stand Sabina und nahm den kleinen Georg in Empfang. Wie einst die alte Margret es mit ihr, Anna, als Kind gehalten hatte, tat jetzt Sabina, deren Nichte, es mit dem Knaben. Sie hielt ihn ein wenig von sich ab, musterte ihn gründlich, und wie einst Anna selbst hielt er der Prüfung nicht stand. Das Leben im Freien hatte ihn gebräunt, die nachgedunkelten Locken hatte man gekürzt, der kleine Körper hatte sich gestreckt und war doch robuster geworden. Ungeduldig machte er sich frei und schob Sabina von sich, die nun über die geschwundene Kleinkinderlieblichkeit und den verlorenen

Goldglanz des Haares jammerte. Zögernden Fußes betrat Anna das Haus, in dem ihr die Vergangenheit wie eine aufgespeicherte Luft entgegenschlug. Bittersüßer Duft von Spätjahrblumen und buntem Laub füllte die Räume, Früchte türmten sich in Schalen. Über einem Stoß Hefte und Bildern von griechischen Landschaften, die Andreas ihr als Willkommensgruß ins Haus geschickt hatte, träumte Anna müßig bis in die sinkende Nacht. Als sie, auf ihrem Bette sitzend, müde das Haar einflocht, fiel ihr Blick auf den Glasschrein mit dem Fuß der Göttin. Weissagende Gabe, ging es ihr durch den Sinn.

Ihr erster Blick am Morgen fiel auf den Tisch mit der Malachitplatte, die von geflügelten bronzenen Greifen getragen wurde. Schlaftrunken hatte sie gestern ihre Haarnadeln darüber hingestreut. Anselm hatte dies Prunkstück an ihr Lager gerückt, damit sie sich seiner bediene. Der Tisch trug sein letztes Bild, das er Anna von seiner letzten Reise aus Rom geschickt hatte. Tag um Tag fiel ihr erwachender Blick darauf.

Annas Tage verliefen in einem Gleichmaß, von dem Sophia nicht selten bekümmert feststellte, es sei ihrer Jugend unangemessen. Der Umgang des Rennersehen Hauses waren meist alte Leute. Andreas' Gäste hatten sich zerstreut, seit er nach Anselms Scheiden sich der Umwelt verschloß. Ulrich allein, den die Brüder und Sophia wie einen Sohn hegten, mochte, wenn auch älter als Anna, der Sphäre ihrer Generation angehören.

Vor Jahren, als Anna nach der Geburt des Kindes heimgekehrt war, waren Frauen aus den Kreisen, die Anselm in ihrer ersten Ehezeit auf Sophiens Rat aufgesucht und dann leidenschaftlich abgelehnt hatte, bei ihr erschienen, um sie ihrer freundschaftlichen Anteilnahme zu versichern. Selten hatte sie an diesen Gästen echtes Wohlwollen verspürt, häufig vielmehr verschleierte Neugier, wie sie sich mit ihrer Lebensfügun abfinde, verhohlenen Forschen, wie weit sie über Anselms Leben oder Tod Gewißheit habe; zuweilen schimmerte Genugtuung durch, die Befürchtungen, die einem das strahlende und doch so seltsam von Eltern- und Ahnenschicksalen überschattete junge Paar erweckt hatte, so rasch erfüllt zu sehn. Man war auf solche Hellsicht stolz, man gedachte der Heimgesuchten mit großmütigem Wohlwollen zu begegnen.



Einladungen lehnte Anna freundlich gelassen mit dem Hinweis auf ihre Bindung an das junge Kind ab, so daß man endlich müde wurde, sich um die Spröde zu bemühen. Für die weitere Umwelt aber wurde sie zum Bild, von ihrem rätselhaften Schicksal geheimnisvoll verklärt. Sie empfing Briefe Unbekannter, Sonette von jungen Menschen, Blumen, Bitten sie malen zu dürfen, und verharrte in ihrer stillen Ablehnung. Sophia konnte eine Genugtuung über die werbende Bewunderung, die ihre Wahltochter erregte, so wenig bemeistern wie ihren Stolz über das Aufsehen, das die Schönheit des Knaben erregte, wenn er zwischen ihr und der Mutter sich auf den Straßen oder auf den Pfaden des Parkes bewegte.

Annas Tage verliefen in geregelterm Ablauf. Die Pflege des Kindes nahm sie in Anspruch. Die Lektüre von Neuerscheinungen aus dem Arbeitsfeld Anselms, die Andreas ihr gab, Berichten aus dem Stromhaus, landwirtschaftlichen Zeitschriften, die Franz für sie auswählte, füllte die freien Stunden. Der Vormittag war dem Ausgang mit dem Kinde vorbehalten, bei günstigem Wetter nahm Sophia an ihm teil, den Spätnachmittag verbrachte Anna häufig bei Andreas und manchen Abend im Rennerschen Haus.

Dazwischen aber und immer wieder nach unregelmäßigen Fristen gab es einsam ausklingende Tage. Anna saß dann in ihrem Zimmer, ein Buch vor sich oder einen Brief, den sie als dringlich vornahm und nach wenigen Zeilen abbrach. Das Kind schlief, Sabina erschien, die Weisungen für den kommenden Tag zu empfangen, brachte Nachrichten aus dem Umkreis des Hauses und ihre Meinungen darüber vor. Anna hörte zu und ging wohlwollend auf ihre Reden ein. Dann hatte die Dienerin mit Gutenachtgruß und frommen Wünschen den Raum verlassen. Anna hörte sie im Schlafzimmer walten, die Läden schließen, Gläser und Flaschen auf dem Bett-Tisch leise klirrend ordnen. Endlich wurde es still. Das Haus schlief.

In einer der Nächte vermochte Anna der Unruhe nicht mehr zu wehren, die sie seit Stunden bedrängte. Sie wechselte die Schuhe, warf einen dunklen warmen Mantel über, zog dessen Kapuze tief über das Gesicht, ging auf den Zehenspitzen die Treppe hinunter und über den Flur, öffnete geräuschlos die

Haustür, zog den Schlüssel ab und ließ ihn in die Tasche gleiten. Sie drückte die Tür leise ins Schloß.

Auf der einsamen Straße verhallte der ferne Schritt eines Gängers, ein träge trabendes Pferd, von einem schläfrigen Kutscher gelenkt, zog dem Stalle zu. Kleine matte Lichtkerne, schimmerten die Laternen im Nebel. Weither vernahm Anna jetzt den Ruf, der sie, seit der Morgen dieses Tages dämmerte, tief innen im Ohr zu locken schien. Er wies ihr die Richtung, in fast rhythmischen Abständen aufklingend. Sie meinte in einer unbekanntem Stadt sich zu bewegen, während es wohlvertraute Quartiere waren, in denen sie, labyrinthisch in immer gleichen Schlingen kreisend, eine Spur suchte. Zuweilen verführte der Ruf sie an die äußersten Stadtgrenzen. Über Brücken und Hügel zog sie in steinige bebuschte Reviere, uferlang, um sich später, sie wußte nicht wie, am Ausgangspunkt wiederzufinden. Einmal schien ihr eine kleine barocke Kapelle im Feld im morgennahen Nachtentschwinden ein griechischer Tempel zu sein, dem sie fieberhaft zustrebte. Sie nahm die Irrung wahr, ernüchterte sich, fand eilend den Heimweg. Sie hatte zu Hause kaum ihre Hülle geborgen, als der Kleine sie erwachend rief. Noch glühten ihre Wangen von dem scharfen Morgenwind, als sie sich im stummen Gelöbnis über das Bettchen beugte.

Dennoch überwältigte es sie nach Wochen der Ruhe wieder. Es geschah, daß sie sich im Schlaf angerufen wähnte, aufsprang und eilig angekleidet, kaum des Wegs bewußt, schon auf der Straße stand. Von ungewissen Gestalten, aus der Nacht auftauchend und von ihr wieder verschlungen, vermeinte sie sich eine Weile verfolgt. Auch konnte sich fügen, daß plötzlich ein freches Gesicht, aus dem Nebel geboren, in das ihre starrte und die von greller Anrede Erschreckte in atemlose Flucht jagte.

Zuweilen tauchte ihr in der Ferne Anselms Erscheinung auf, der sie herzstockend folgte, kaum daß ihr schwebender Fuß den Boden berührte. Bei ihrem Nahen zerfloß die Gestalt zu einem Nachtnebel oder wies der Herankommenden, von deren Lippen schon der beschwörende Name sich

lösen wollte, die urfremde drohende Miene. Der so Verkannte suchte zudringlich sich an sie zu heften.

In solch einer Nacht irrte Anna jenseits des Flusses in den altertümlichen Gäßchen eines Vororts, als eine Begegnung dieser Art sie gefährdete. Sie stürmte, sich dem Verfolger entziehend, durch eine halboffene Gartentür in ein niedriges langgestrecktes Haus, aus dem durch ein Fenster noch Licht schimmerte. Sie fiel aufstöhnend gegen die Tür in die Kniee. Die Tür tat sich auf. Eine Frau umfing die Hingesunkene, zog sie hoch und in den Flur. Sie schob im Dunkel den Eisenbalken vor die eilig geschlossene Tür.

Der Enttäuschte schlug tobend gegen die verwahrte Pforte und entfernte sich nach einer Weile unter Verwünschungen. Das Gröhlen ging unter dem Bellen der Hunde aus den nahen Gärten unter.

Die Retterin schob Anna vor sich her in das erleuchtete Zimmer. Die Frau näherte sich einem Mann, der an einem Tisch über einer Zeichnung saß, das Gesicht lauschend erhoben, der Fremden zugewandt. Die Frau flüsterte ihm einige Worte zu, nahm dann Anna Mantel und Kapuze ab, strich ihr das Haar aus dem Gesicht, drückte den Gast in einen Sessel und ging aus dem Zimmer. Sie kehrte bald mit einer Schale heißen Tees zurück, die sie an Annas Mund hob und die diese wie ein Kind gehorsam austrank. Anna suchte nach Dankesworten. Sie habe, sagte sie, weitab von ihrem Heim in der nächtlichen Vorstadt sich verirrt, sei von einem Fremden bedrängt worden und bitte um Vergebung für die nächtliche Störung. Sie wolle, wenn der Verfolger sich entfernt habe, heimkehren.

Der Mann betrachtete sie stumm, nicht ohne Wohlwollen, aber mit seltsamer Sachlichkeit, fast wie ein unbelebtes Bildwerk. Unter seinem Blick erst kam das Befremdliche ihrer Erscheinung Anna zum Bewußtsein. Sie trug ihr silbergraues Hauskleid, das der weite Mantel vordem verdeckt hatte, die Kapuze verhüllte nicht mehr die für die Nacht eingeflochtenen Zöpfe.

Doch sahen ihre Gastgeber nicht minder eigentümlich aus. Ihre Namen nannten sie nicht, wohl um Anna zu gewähren, daß auch sie den ihren verschweige.

Sie dürfe so rasch nicht wegstreben, sagte die Frau mit großer Herzlichkeit. Sie möge noch etwas ruhn und ihnen die Freude ihrer Gegenwart gönnen. Der Mann werde sie später so weit begleiten, als es sich nötig wiese.

Anna fand, er gleiche dem Apostel Jakobus in der Kirche der Muracherheimat, an der das Grab der Großmutter Helena lag, und die Frau der herben Lieblichkeit der Jungfrau auf einem Bildstock am Weg. Sie mußte viel jünger sein als der Gefährte. In Rede und Tun offenbarte sie eine stille Freudigkeit.

Ruhig geworden schied Anna. Die Frau entließ sie wie eine Altbekante. Der Mann warf sich einen Mantel über und nahm einen derben Stock in die eine Hand, mit der andern ergriff er Annas Linke und führte sie schweigsam, nachdem sie ihm die Gegend ihres Hauses genannt hatte, den Fluß querend nach der Stadtmitte. Hier hielt Anna einen vorbeifahrenden Mietswagen an, dankte dem Führer und hieß den Kutscher sie in die Nähe ihres Hauses bringen. Als sie aus dem Wagenfenster blickte, um ihren Gastfreund noch einmal zu grüßen, war er verschwunden. Sie sah, sie befand sich just unter dem turmhohen Haus, in dem die Geschwister Urlaub wohnten. Nach einigen Minuten Fahrt hielt der Wagen auf ihren Wunsch an der Ecke ihrer Straße.

Behutsam öffnete sie die Eingangstür, stieg geräuschlos die Treppen hinauf und durch die dunklen Räume in ihr Schlafzimmer. Schuhe und Mantel hatte sie in einem Schrank auf dem Flur geborgen.

Durch die halboffene Tür fiel Licht aus dem Kinderzimmer, sie vernahm das heisere Weinen des Kindes und Sabinens beschwichtigende Stimme. Bei ihrem Eintritt hob die Dienerin den Kopf, vermied es jedoch sie anzusehen. Durch ihr offenes Fenster habe sie, berichtete Sabina, das Weinen des Kindes gehört. Georg fiebere. Sie wolle, wenn die Mutter die Wache übernehme, Berta, die Wärterin, rufen und nach dem Arzt schicken.

Bald war dieser, ein alter Freund der Rennerschen Familie, zur Stelle. Er untersuchte das Kind, gab seine Weisungen und riet Anna, die er heimlich betrachtet hatte, sich zur Ruhe zu begeben und Berta die Obhut des Kindes

anzuvertrauen. In den kommenden Tagen werde sie ihre Kräfte brauchen, sie möge sie haushälterisch aufsparen. Eine Diagnose wollte er noch nicht stellen.

Nachdem die Jüngere ihren Platz am Bette des Kindes eingenommen hatte, half Sabina Annan sich entkleiden, kämmte und flocht ihr wie zuweilen in Kinderzeiten das Haar, legte ihr die Kissen zurecht und die Decke auf sie. Anna weinte lautlos mit abgewandtem Gesicht. Schon zog draußen der späte Wintermorgen mit säumender Dämmerung auf.

Als Sophia, die nach der Frühmesse von Sabina die Erkrankung des Kindes erfahren hatte, das Haus betrat, war es noch düster. Der Arzt, der bald nach ihr erschien, stellte eine Lungenentzündung fest. Obgleich den pflegenden Dienerinnen sich Roswitha Urlaub und trotz Annas Widerspruch in mancher Nacht auch Sophia gesellte, vermochte Anna nicht, wie der Arzt dringlich wünschte, zu ruhen. Fast unheimlich war ihr das Gesicht des kranken Kindes. Ständig wechselnd, wies es bald diesen bald jenen Ursprung. Einmal glich es dem des verwachsenen kleinen Mädchens auf dem Wandbild im Stadthaus, vor dem es Anna als Kind so gegraut hatte.

Als der Arzt die Gefahr bestanden erklärte, lag der Kleine matt und gleichgültig auf seinem Lager, sprach nicht, aß widerstrebend und weinte viel.

Eine verbissene stumme Feindseligkeit Sabinens gegen Roswitha schuf Anna in dieser Zeit manche Verlegenheit. Während einer bangen Nacht, ehe das flackernde kleine Leben sich der Welt wieder zugewandt hatte, brachte Sabina einen seltsam geformten Stein mit blutroten rinnenartigen Adern aus dem Bettchen zum Vorschein, ein Amulett an goldnem Ohr, das Roswitha heimlich dort geborgen haben mochte. Einige Male hatte Urlaub schweigsam beobachtend im Krankenzimmer verweilt, er mochte die Schwester bewogen haben, den Zauber zu üben. In ihrem eifersüchtigen Zorn redete Sabina von teuflischen Künsten. Besorgt flocht sie ihren eignen Rosenkranz zwischen die Gitterstäbe des Bettchens. Er sei doppelt geweiht und unfehlbar wirksam, verteidigte sie ihr Schutzmittel vor Sophien. Die Perlen seien die Wirbelknochen einer Kreuzotter, die man getötet in einem Ameisenhaufen vergraben habe. Später habe man die vom Fleisch gereinigten Knöchelchen als

Perlen an eine Silberkette gefaßt, große schwere Silberkugeln waren dazwischengereiht, wie auch die Hände und Füße des Heilands mit den Wundmalen und die Marterwerkzeuge, kunstvoll aus Edelmetall geformt. Eine besondere Segensgewalt, beharrte Sabina, hatte an dem Rosenkranz. In den Händen des Beters stimme er die Vorsehung günstig, während die Geschwister Urlaub, sie sei es gewiß, dämonische Kräfte ansprächen.

Sophia wandte ein, auch die Urlaubs seien gute Christen wie sie selber. Konrad kenne wie wenige die Kräfte der Natur. Warum solle ein Stein nicht ebenso wirksam sein wie eine Pflanze, wie Kamille oder Arnika? Wenn sie ihn zu Pulverform auf ärztliche Verordnung aus der Apotheke heimtrüge, vermute sie keine Teufelei. Sabina aber verblieb hartnäckig erbost. Ja es hielt schwer, sie zu einer mäßigen Freundlichkeit gegen die vermeintlich Magiebeflissenen zu bewegen.

Man war duldsam gegen ihre vielen Absonderlichkeiten, da man sie um ihrer bedingungslosen Treue willen schätzte. Aller irdischen Liebesregung durchaus abhold, wies sie auch jede Teilnahme an weltlichen Vergnügungen zurück. Sie ging völlig in ihren frommen Übungen und in Annas und des Kindes Leben auf. Eigensinnig wehrte sie sich gegen neuzeitliche technische Einrichtungen im Haus, mißtrauisch gegen jede daraus erwachsende Erleichterung, als gegen die göttliche Weltordnung verstoßend. Man suchte ihr zu beweisen, daß fast jedes häusliche Gerät schon einen Schritt auf diesem ihr verdächtigen Wege darstelle — wolle sie etwa das Mehl zum Brot zwischen zwei Steinen mahlen, denn das müsse sie wohl, wenn ihr Widerstand sinnvoll sein solle? Oder hielte sie etwa die Kaffeemühle für ein Teufelswerkzeug? Nein, erwiderte sie, denn sie bewege sie mit der Hand, mit der der Schöpfer sie eben zu solchem Ende ausgestattet habe.

Schon seit einiger Zeit versuchte Sophia Anna zu bestimmen, einen Fernsprechapparat im Hause anbringen zu lassen, wie das Rennersche Haus einen besaß. Anna, wohl auch sie aus der Muracherschen Neigung zum Beharren im Gewohnten, hatte abgewehrt. Eine derartige Einrichtung trage Unruhe ins Leben. Sophia brachte vor, als alte Leute hätten sie wohl eine

natürliche Neigung es sich bequem zu machen und nicht nur sich, sondern auch ihren meist langjährigen bejahrten Dienern. Man schickte die Leute ungern zu jeder Stunde und bei jedem Wetter aus. Manchmal möchte sie gern ein paar Worte mit Anna wechseln, sie etwa bitten ihr oder Andreas, der oft leidend sei, Gesellschaft zu leisten. Jetzt, da das Befinden des Kindes einen dauernd in Unruhe halte, wäre es gut, sich jederzeit verständigen zu können. Die Brüder Renner und Ulrich befürworteten Sophiens Wunsch.

Verwunderlich mußte es Anna erscheinen, daß Sabina, die sonst jede Neuerung im Hause bekämpfte, sich voller Eifer für Sophiens Plan einsetzte. Man hatte sich entschlossen, Annas Schwanken und Schweigen in dieser Sache für Zustimmung zu nehmen. Eines Morgens, als sie die Treppe in das Erdgeschoß niederstieg, fand sie einige Arbeiter mit der Anlage des unerwünschten Gerätes beschäftigt.

Das Kind blieb apathisch, weinte viel, schreckte häufig aus dem Schlaf auf, wies sein Spielzeug ab und ließ so Mutter und Pflegerinnen nicht zur Ruhe kommen.

Nach Weihnachten erkrankte es aufs neue an einer fieberhaften Halsentzündung und erholte sich erst, als in der zweiten Januarhälfte Frost eintrat. Durchsichtig blaß unter seinen silberblonden Locken, saß der Knabe auf dem Arm der Mutter. Sie trug ihn ans Fenster, das trotz des glutspeienden Ofens mit Eisblumen überzogen war. Sie hauchte eine Öffnung in die Scheibe, damit er auf die Straße blicken könne, auf der der großen Kälte wegen nur wenige Menschen eilig ihres Weges gingen. Ein paar vor dem Hause spielende junge Hunde entlockten dem Kinde die ersten Freudenrufe seit vielen Wochen.

Herbst und Winter hatte der Zustand des Kindes Anna an das Haus gebunden. Von ihren seltenen Ausgängen eilte sie hastig zu dem kleinen Patienten zurück.

Erst der Februar brach die strenge Kälte. In den Nächten hörte man die festgefrorenen Schneemassen auftauend in schweren Klumpen von dem Dach niederstürzen. Die schmelzenden Schneewälle verwandelten alle Wege in Bäche.

Am ersten trockenen hellen Tag war Anna mit dem Kind, das die Wärterin und sie zwischen sich führten, in den Park gegangen. Georgs stubenblasses Gesichtchen färbte sich in der langentbehrten Frische. Der Bewegung jedoch entwöhnt, ermüdete er rasch, und so kam man nur langsam vorwärts. Anna fiel es schwer, ihre Schritte im Gleichmaß mit dem kleinen Gefährten zu halten.

Die bleiche Wintersonne, der leichte Wind, der Erdgeruch aus den Wiesen trieben sie berauschend an, vorwärts zu stürmen.

In der Nacht des gleichen Tages – alles im Hause ruhte, das Kind schlief mit sanftgefärbten Wangen – fühlte sie sich noch aufgerührt von dem Weg am Morgen, unlustig zum Schlaf und unfähig, über einem Buch, einer Arbeit zu verharren. Sie trat ans Fenster, öffnete Scheiben und Läden und sah auf die Straße hinunter, die im leichten Nachtfrost unter dem Mondlicht glitzernd lag. Fernher drangen gedämpft, mitunter die Stille brechend, vom Wind getragen und wieder verweht, die Klänge einer Tanzmusik, verummte Paare huschten in zärtlicher Zwiesprache vorüber, unter den Hüllen kam der bunte Zipfel irgendeiner Maskentracht hervor, Locken unter Blumenkränzen, spitze Hüte, falsche Bärte. Ein Harlekin erkletterte einen nahen Laternenpfahl, schwang grüßend seine Kappe gegen Annas erleuchtetes Fenster. Sie trat in den Raum zurück, löschte das Licht. Draußen wurde es still. Lange verharrte sie hinter den dunklen Scheiben.

Sie ging behutsam auf den Flur, zog Mantel und Schuhe aus dem Schrank, tat beides an und eilte, wie gegen ihren Willen getrieben, aus dem Haus. Der Wind war zum Sturme geworden, er pfiß durch die Straßen, gewaltig rauschten die Bäume in den Gärten. Nichts verschlang den Ruf, den sie jetzt unüberhörbar vernahm. So ging sie den Weg, den sie geschworen hatte. Zuweilen meinte sie das kranke Weinen des Kindes hinter sich zu hören, zuckte auf, warf sich zurück und eilte weiter. Immer wieder schien ihr, als folge ihr ein gleichmäßig steter Schritt. Oftmals wandte sie sich nach ihm um, nie war ein Ginger zu erblicken. So irrte sie durch die Stadt. Aus erleuchteten Häusern scholl Tanzmusik, Lärm und Lachen, buntes Volk schwirrte auf den



Straßen. Mehrmals drückte sich Anna gegen eine Tür oder barg sich in einem offenen Torgang. Der Morgen mochte nahen, Geläute schwang von den Türmen, aus den Kirchenpforten brach Kerzenschein, wenige frühe Kirchgänger mischten sich in den tollen Spuk, der auf den Straßen tobte.

Anna fand sich unversehens von einer Maskengruppe umzingelt, die einen Reigen um sie schlingen wollte. Schritte kamen rasch nah, ihre Hand wurde von einer anderen schützend ergriffen. Ulrich Renner ging schweigend durch den Tumult neben ihr, schweigend durch den stilleren Weg bis an ihr Haus. Er schloß die Tür vor ihr auf. Sie war flüchtig erstaunt, ihn im Besitz des Schlüssels zu sehn, aber von ihrer Beschämung so überwältigt, daß sie dem Staunen nicht nachhing. In ihrem Schlafzimmer fand sie Sabina, die ihr die Kleider abnahm und sie stumm bettete.

Sie lag im verdunkelten Raum. Ohne Schlaf zu finden erhob sie sich, um die Läden zu öffnen, damit frische Luft eindringe. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite sah sie Ulrich an ein Gartengitter gelehnt bewegungslos stehen.

## 37

Im fünften Lebensjahr wies sich an dem Knaben eine starke Fabulierlust. Das Einhorn über dem Tor des Berghauses der Großmutter Schwanold, berichtete er ernsthaft, sei ihm am frühen Morgen im Münchener Hausgarten auf dem Rasen weidend begegnet. Als Sabina eben aus der Tür trat, sei es entflohen.

Der Frosch, der in einem kleinen Wasserleitungsschacht unter einem Holzdeckel im Hof hauste und den der kleine Georg täglich nach dem Frühstück besuchen durfte, habe ihm, erzählte er, den Besuch nachts, als er in seinem Bette lag, erwidert.

Anna und Sophia hörten mit Vergnügen zu. Die Freundin wollte in den kindlichen Erzählungen eine außergewöhnliche Begabung erkennen. Sabina hingegen bekreuzigte sich, als scheuche sie böse Geister. Vielleicht erzeuge das

Teufelsgestein, das man während seiner Krankheit dem Kinde ins Bett gesteckt hatte, solche Hirngespinnste in dem unschuldigen Köpfchen. Daß der Kleine seine Geschichten offenbar selbst glaubte, mache die Behexung offenbar.

Franz Muracher, der gelegentlich Zeuge einer kindlichen Erzählung wurde, teilte nun zwar die Meinung Sabinens nicht, bedenklich aber stimmte diese Anlage des Knaben ihn doch. Er riet dringend, sie nicht etwa zu begünstigen.

Ulrich Renner, als nüchterner Beobachter, empfahl Anna das Kind ruhig gewähren zu lassen, ein Rat, den die Mutter um so lieber befolgte, als dies Fabulieren die einzige Art des Kleinen war, aus sich heraus und zu ihr zu treten. Im Eifer des Erzählens schmiegte er sich in ihren Arm und blickte ihr zutraulich in die Augen.

Zuweilen führte Ulrich das Kind mit sich auf einen Spaziergang und ermüdete nicht, seine Fragen gründlich zu beantworten.

Im Gang der Jahre vermochte Anna sich Ulrichs stumme Werbung nicht zu verhehlen, und daß er in dem Kinde jenen Teil von ihr zu gewinnen suchte, der ihm nicht widerstrebte.

Verhohlen blieben Anna manche Gespräche Ulrichs mit Sophia, in der Annas hinschwindende Jugend lang verwundenes eigenes Herzeleid wieder aufleben ließ. So blieb ihr die Gefahr für ihr eignes Gleichmaß erspart, da sie nicht erriet, wie Sophia zwischen einer mütterlichen Treue zu dem Entschwundenen und einer weiblichen Trauer um Annas Einsamkeit bewegt wurde.

Ohne daß es je zu offener Aussprache kam, spürte Ulrich, daß Ludwig Renner in seinem Rechtsgefühl den Anspruch Anselms verteidigen werde, solange ein unbestrittenes Zeugnis seines Todes nicht vorläge.

Von Andreas konnte Ulrich keine Förderung seiner geheimen Neigung zu Anna erwarten, obwohl der alte Mann sich Ulrich zugewandt hatte, nicht wie Anselm freilich, den er wie einen leiblichen Sohn und wie seinen Geisteserben geliebt hatte, aber als einen jungen Sproß der eigenen Familie, dem man sich näher verwandt fühlt als den übrigen seiner Sippe.

Daß Anna dem Entschwundenen unlöslich angehöre, stand Andreas so über allem Zweifel, daß Ulrich niemals wagen durfte, an diese Gewißheit zu rühren. Dennoch trieb es ihn oft, aus der währenden Bewegtheit seines Herzens vor dem Oheim als Annas nächstem Vertrauten das Gespräch auf die seltsam verschlungenen Zirkel ihres Schicksals zu bringen.

Dies mochte ihm nicht schwerfallen. Er war in den letzten Jahren Andreas nahekommen, bewohnte die Giebelstube über dessen Behausung im Erdgeschoß des Gartenhauses, denselben Raum, den Anselm einst innegehabt hatte, und wie er leistete er ihm Gesellschaft und freundschaftliche Dienste, wenn er auch nicht, wie jener, Bürger in Andreas' geistiger Sphäre war.

Es fügte sich wohl, daß der Ältere ein Bedürfnis nach Aussprache des in ihm verschlossenen Ahnens und Wissens hatte und zugleich Scheu trug, sie in ihrer irrlichtgleichen Ungreifbarkeit, in der alle Dinge um Anselm westen, mit den Gefährten gleichen Alters zu bereden. So kam es, daß der junge Neffe, als der unbeschwerte Neuling, hierin sein Vertrauter werden konnte.

Da war vor allem ein Umstand, der vieldeutig und verwirrend in die Deutung von Anselms Entschwinden eingriff. Als Franz Muracher nach dem Tode von Anselms Großmutter in Wien als Vertreter Annas und ihres noch ungeborenen Kindes den Nachlaß der Frau Bechtold übernahm, fand er in den Papieren einen Hinweis auf einen späten heimlich geborenen Sohn der Verstorbenen. Dieses Kind war im Ausland zur Welt gekommen, verschwiegen worden und wenige Tage alt einer Pflegerin als der Abgesandten des Vaters übergeben worden. Dieser war, wie aus aufgefundenen Briefen hervorging, ein hoher Funktionär in einer südöstlichen Provinz der österreichischen Monarchie. Von ihm wurde der Knabe anerkannt und erzogen. Zunächst von einem Dienerehepaar aufgenommen und gepflegt, war er später in das väterliche Haus übergegangen, hatte seine Erziehung in England erhalten und nach dem frühen Tode des Vaters dessen Erbe angetreten.

Es gab unter den Schriften Bilder aus der Frühzeit dieses Sohnes, die, wie Franz erzählte, eine seltsame Verwandtschaft mit Bildern aus der Kindheit

Anselms aufwiesen, die sich ebenfalls im Besitz der Verstorbenen gefunden hatten. Berichte über Gesundheit und Entwicklung des Kindes stammten aus dessen ersten Lebensjahren. Ob die Verbindung abgebrochen wurde, oder ob die Empfängerin die Zeugnisse vernichtet hatte, konnte Franz nicht feststellen. Auch nicht, weshalb die Eltern ihrer Beziehung keine rechtliche Bestätigung verliehen hatten. Zu vermuten war, daß Frau Bechtolds Gatte damals noch lebte und diese Ehe nach dem Gesetz nicht gelöst war. Berichte über die spätere Jugend des Sohnes stammten von fremder Hand. Es waren sachliche Mitteilungen, die Anzeige des Todes des Vaters und Nachricht, wie dieser die Lebensumstände des Sohnes geordnet hatte. Sie mußten von einem vertrauten Freund des Verstorbenen herrühren.

Kein Zeugnis gab Aufschluß, ob Mutter und Sohn sich jemals begegnet waren, ob Anselms Mutter vom Leben dieses Halbbruders gewußt, ob Anselm vom Dasein dieses Verwandten Kenntnis gehabt hatte.

Trotz seiner Scheu vor Verhältnissen dieser Art rührte Franz nicht mit abfälligem Urteil an diese Entdeckung. Jedoch wünschte er, daß sie den Frauen, Anna und Christina, aber auch Sophia vorenthalten werde. Auch Ludwig und Andreas hatte er sie erst nach deren Rückkehr aus Kreta und nach ihren unfruchtbaren Nachforschungen anvertraut. Nun aber wollte Andreas, um der möglichen unberechenbaren Zufälle im künftigen Dasein Annas und des Kindes willen, diese Umstände in treuen Händen eines jungen Freundes bewahrt wissen.

Um die Gestalt jenes Verwandten, die für Ulrich etwas von einem Phantom hatte, kreisten Andreas' Gedanken mit einer Beharrlichkeit, die den Jüngeren wie der Eigensinn eines Greises berührte. So meinte Andreas, bei seinen Erkundungen um Anselms Ende auf Kreta die Spuren eines anderen Bemühens entdeckt zu haben, das dem seinen zuwider lief, ja es vereitelte. Er sprach von dem unbekanntem Reisegefährten, der sich ihnen genähert und wieder entzogen hatte.

Ulrich saß geneigten Hauptes aufmerksam lauschend vor dem Sprecher, der in sich versunken redete, als folge er seinen eigenen Gedanken, in

Schweigen unterging, nach einer Weile aber den Faden wieder aufnahm und weiterspann.

Der Neffe unterbrach selten mit einer Frage den Fluß, besorgt, seine geheime Eifersucht nicht zu verraten auf den, der allen gegenwärtig schien, als weile er noch leibhaftig in ihrer Mitte. Wie er Annas Leben als unsichtbares Gestirn mächtig regierte, so zog er auch Andreas unwiderstehlich in seine Spur.

Als Sophiens Vertrauter durfte Ulrich gleichfalls sich ansehen. Zu ihm sprach sie aus, was sie, von der absonderlichen Entwicklung des kleinen Georg geängstet, vor Anna zurückhalten wollte. Auf manches Befremdliche aus Anselms Knabenjahren wies sie zurückschauend hin, was ihr als Erbe heute bedeutsamer erscheinen mochte, als sie es damals empfunden hatte.

Auch Konrad Urlaub suchte Ulrichs Umgang. Er mochte einen verwandtgesinnten Hörer in ihm vermuten und lud vor ihm seinen aufgespeicherten Grimm gegen Anselm ab, den er bezichtigte, aus seiner dunklen Sphäre Annas junges Leben ins Zwielflicht gedrängt zu haben.

Unbeirrt vertiefte in Ulrich sich das scheue Gefühl für die einsame junge Frau.

### 38

Annas Sohn hatte sein sechstes Lebensjahr vollendet. Im kommenden Jahr sollte sie ihn der Schule übergeben. Sie hatte sich bisher nie mehr als ein paar Tage von ihm getrennt, um ihn der Obhut ihrer Mutter oder Sophiens zu überlassen. In all dieser Zeit hatte die Sorge um das Kind wie eine dunkel schattende Wolke über ihr gehangen. Wesen und Gebaren des Heranwachsenden blieben ihr undeutbar, seine auffallende Schönheit ängstete sie mehr, als sie sie beglückte.

Seit langem redete sie mit keinem mehr von ihrer Bedrängnis, ihre Nächsten mochten diese verstehn und verschwiegen ihr die eigenen Bedenken.

Kaum verstrich ein Tag, ohne daß sie eine jener Bitterkeiten zu überwinden hatte, die ihr schon allzu vertraut waren. Eine Erfahrung kehrte immer wieder. Niemals kam Georg zu einer längeren Freundschaft mit einem Altersgenossen. Kinder pfl egten sich ihm zunächst überschwenglich anzuschließen, liebkosten ihn, machten ihm Geschenke, wollten sich kaum von ihm lösen, um sich bald plötzlich von ihm abzuwenden. Sie konnten sich dem elterlichen Geheiß widersetzen, wenn ihnen zugemutet wurde, mit ihm zu spielen. Zuweilen wandte er sich selbst störrisch von Kameraden ab, ohne daß ein kindischer Streit sein Verhalten erklärte.

Die Erinnerung an die Erlebnisse ihrer eigenen Schulzeit verstärkte Annas Abneigung gegen eine öffentliche Schule. Sie erwog, den Knaben für die erste Zeit von einem Hauslehrer unterrichten zu lassen. Doch stieß ihr Plan auf heftigen Widerstand bei Franz Muracher. Auch Ludwig betonte den erzieherischen Wert einer Gemeinschaft mit Kindern aus allen Volksschichten und hielt die nah gelegene Schule in diesem Sinne für geeignet. Der Vormund war derselben Meinung, die Mutter fügte sich.

Wie immer wirkte Georgs Anziehung so stark, daß sich ihm in den ersten Schultagen eine Kinderschar auf dem Heimwege anschloß. Sabina, die den Jungen zur Schule begleitete und ihn wieder abholte, vermochte eine Anzahl dieser Weggesellen nicht als einen standesgemäßen Umgang für Georg zu bewerten. Diese Begleiter suchte sie durch unfreundliche Mienen und Bemerkungen abzustoßen oder Ermahnungen an ihren Schützling, in solchen Fällen Zurückhaltung zu üben, so laut kundzutun, daß sie selbst von den harmlosen kleinen Burschen verstanden werden mußten. Georg kümmerte sich harthörig nicht im mindesten um ihre Wünsche und um ihre Empörung. Die Vertraulichkeit der Mitschüler nahm er ebenso unbewegt entgegen. So fielen, sei es durch Sabinens Schroffheit oder das gleichgültige Wesen des kleinen Georg Gysbrecht gezwungen, die meisten Jungen bald ab.

Von den zahlreichen Begleitern waren am Ende nur zwei verblieben.

Der eine, Rupert Messerschmied, ein kleiner derber Kerl, war der Sohn der Witwe eines Hofbeamten, die, in bescheidenen Verhältnissen lebend, in der

Nähe des Gysbrechtschen Hauses wohnte. Der Umstand, daß Ruperts Mutter aus der Waldgegend des Muracherhauses stammte und Sabinens Mundart sprach, machte diese dem Jungen gnädig gestimmt.

Der zweite, dessen anschmiegsame Art Georg zu behagen schien, ein feingliedriger stiller Knabe, dunkelhäutig und dunkelhaarig, war der Sohn des Besitzers eines Kunstverlags. Der Vater war den Renners bekannt und von ihnen geschätzt, sie setzten sich für den Umgang Georgs mit dem kleinen Otfried ein — vielleicht würde sich endlich, von Nachbarschaft und Schulkameradschaft unterstützt, eine dauernde Kinderfreundschaft ergeben.

Sabina jedoch schien auch hier abgeneigt, die Beziehung zu fördern, besonders als ihr zugemutet wurde, Otfried gemeinsam mit Georg zur Schule und wieder heimzuführen. Sie schwieg mürrisch. Anna, von ihrer Verstocktheit betroffen, fragte sie nach dem Grund und erfuhr so, was sie gegen den Spielgefährten einzuwenden habe. Vor etlichen Jahren, berichtete Sabina, habe die Mutter des Knaben Mann und Kind verlassen und sei nach etlichem Herumschweifen in der Welt in ihr Elternhaus zurückgekehrt, wo sie seither lebe.

Anna lächelte in der Erinnerung an Margrets ähnliches Gebaren, als sie sie in Corneliens Haus hatte führen müssen, an ihre gleichen übellaunigen Einwände. Als sie begütigend die Hand auf Sabinens Schulter legte, fiel ihr auch die Ähnlichkeit der beiden recht auf. Die frühe altjüngferliche Herbigkeit in Sabinens Zügen gemahnte schon jetzt an Margrets Altfrauengesicht. Noch lebte diese mit Christina in Annas Elternhaus.

Mit einiger Mühe gelang es Anna, Sabinen klar zu machen, daß der kleine Otfried Schaffenrath um seiner Mutter willen keine Zurückweisung erfahren dürfe, ja daß man gegen diese Mutter wohl nichts vorbringen könne, als daß sie ihr Haus verlassen habe und zu den Eltern heimgekehrt sei. Sabina hörte unbewegt zu, versprach aber schließlich den kleinen Otfried auf dem Schulweg gutwillig mit unter ihre Obhut zu nehmen.

Zwischen den beiden Kindern erwuchs eine Freundschaft, die während des ersten Schuljahres standhielt. Von ihrem Wohnraum beobachtete die

Mutter die Spiele der Knaben. Mit einem großen Holzbaukasten errichteten sie Städte oder bauten einen Gutshof auf. Das Spielwerk stammte aus dem Elternhaus Ulrichs. Es war vor Jahrzehnten vom Dorftischler nach den Angaben Andreas' für seine Neffen gefertigt worden. Vor dem Weihnachtsfest hatte man es in einer großen Kiste in Annas Haus abgeliefert. Ulrich packte es aus, einige fehlende Teile wurden noch eilig ersetzt. Mit Andreas' Hilfe wurde es aufgebaut, Onkel und Neffe gerieten beim Ordnen ins Spielen, Anna und Sophia sahen mit heimlicher Belustigung zu. Die Elemente des Baukastens, Würfel, Platten und Säulen, schienen weit mehr geeignet, antike Bauten zu bilden, als etwa ein deutsches Städtchen, am Ende aber mochte auch das gelingen. Jedenfalls waren der Möglichkeiten unendlich viele. Die ungefügte Kiste mit den Klötzen schlug alle Herrlichkeiten der Bescherung.

Zu Otfried und Georg gesellte sich schließlich noch Rupert, dem die beiden von dem Baukasten erzählt haben mochten. Eines Tags erschien er, seine Pelzmütze mit widerwilliger Höflichkeit und offenbar auf mütterlichen Befehl vor Anna lüftend, um Einlaß und Anteil an dem Spiel zu begehren. Anna spürte augenblicks Wohlwollen für den kleinen Wildling, der mit großen braunen Augen vertrauend zu ihr auf sah, und, als sie zustimmte, ihr seine harte frostrote Kinderhand bot. Er trat stumm in das Zimmer und zog von den Bauklötzen an sich, was die anderen ihm überließen. Er kauerte in einer Ecke, schweigsam und nichtsachtend richtete er seine Bauwerke auf, völlig in seinen Plänen aufgehend. Den Vesperschmaus, den Sabina den Kindern bot, schlang er zerstreut hinunter und kümmerte sich nicht um die Gefährten, wenn sie sich einem anderen Spiel zuwandten. Ulrich beobachtete ihn und sagte zu Anna, in dem kleinen Burschen stecke eine ursprüngliche konstruktive Begabung. Georg sah ihm mit gönnerischer Überlegenheit zu. Er selbst zerstörte seine Gebilde oft, ehe er sie vollendet hatte.

Otfried bewunderte seine beiden Kameraden rückhaltlos. Er hatte ein helles liebliches Lachen. Georg vor allem schloß er sich zärtlich an. Immer wieder bat er ihn, ihm eine Geschichte zu erzählen. Georg, der fast um eine Kopflänge höher war als der feingliedrige Otfried und der gedrungene Rupert,



hockte dann mit dem Freund in einer Ecke und fabelte halblaut. Anna fing dann und wann ein paar Worte auf. Rupert schien es nicht anzugehen. Zwischen Erzähler und Zuhörer drängte sich Otfrieds schneeweißer munterer Seidenspitz, der sich mit den Kameraden angefreundet hatte und aller Liebling war. Er schien aufmerksam wie sein Herr zu lauschen.

In den letzten Tagen des Jahres war reichlicher Schneefall eingetreten. Im Garten türmte sich ein weißer glitzernder Wall zu beiden Seiten des frischgebahnten Wegs und lockte die Kinder aus dem Haus zu einem neuen Spiel. Rupert richtete mit seinen derben Fäusten einen Schneemann auf, die beiden anderen taten eifrig mit, schließlich kam Ulrich Renner dazu, der die Knabenbräuche und Übungen noch nicht vergessen hatte, so daß unter seiner Führung ein stattliches und wohlgeformtes Gebild entstand, zu dessen Ausschmückung die Frauen des Hauses, die sich als Zuschauerinnen den Jungen angeschlossen hatten, manches Erwünschte beisteuerten. Vorübergehende blieben am Gartengitter stehen, feuerten die kleinen Werkleute an und sparten nicht mit Lob und Bewunderung.

Bei einbrechender Dunkelheit lud Sabina die Knaben zu einem besonders reichen weihnachtlichen Vesperschmaus, bei dem auch der kleine Seidenspitz Otfrieds, der den Schneemann fröhlich bellend umkreist hatte, seinen Anteil bekam. Die Kinder saßen stolz, mit glühenden Wangen und strahlenden Augen, einträchtig um den Tisch.

Am Abend kam Sophia, um Anna für den nächsten Tag — es war der letzte des Jahres — zu einer Schlittenfahrt ins Isartal einzuladen. Ludwig und Andreas verweilten seit dem Fest schon im Landhaus, das wohlversorgt und durchwärmt für Gäste bereitstünde. Am nächsten Morgen würden die Frauen zeitig aufbrechen und am Vorabend des Dreikönigstages heimkehren, so daß Georg zum Schulbeginn nach den Ferien zurechtkäme.

Anna hatte das Rennersche Landhaus seit jenem Jahr gemieden, an dem ihr dort im Sturm auf dem Dachsöller die Gewißheit geworden war, daß Anselm ihr entrückt sei. Sophia, ihre Scheu erratend, hatte sie zwar einige Male zum Besuch aufgefordert, aber nach der Ablehnung der Freundin nicht auf

ihrer Bitte bestanden. Sie brachte auch diesmal ihre Einladung fast schüchtern vor. Georg jedoch, der mit Sophien bereits einige Male dort gewesen war, bat, von der Aussicht auf die gemeinsame Schlittenfahrt bezaubert, die Mutter inständig, doch mit ihm zu fahren, und so willigte sie ein.

Als Sabina am Morgen nach der Rückkehr sich mit Georg zum Schulgang anschickte, warteten die beiden vergeblich auf das Nachbarskind. So gingen sie schließlich ohne Otfried, kehrten jedoch bald zurück. Der Schulanfang, berichtete Sabina, sei verschoben, es seien während der Ferien eine Anzahl Schüler an Diphtheritis erkrankt. Indessen hatte das Hausmädchen Schaffenraths bereits Anna die Nachricht überbracht, daß Otfried unter den Kranken sei. Er sei von dem Spiel mit dem Schneemann im Garten fiebernd heimgekommen.

Georg und Rupert mußten sich nun meiden, doch erschien Rupert täglich mehrmals pfeifend und winkend unter Georgs Fenster. In der folgenden Woche starb Otfried. Die Mutter des toten Knaben, berichtete Sabina, sei schon vor etlichen Tagen heimgekehrt und mit Schaffenrath und dessen Verwandten zum Begräbnis gefahren. Zwar hätte sie sich in dichte Schleier gehüllt, aber die Nachbarn hätten sie dennoch erkannt. Anna achtete kaum auf Sabinens Rede, ja sie wies sie nicht einmal zurecht, als sie etwas von göttlicher Heimsuchung murmelte, die hoffentlich das verstockte Herz der unnatürlichen Mutter erweicht habe.

Anna hemmte ihre aufsteigenden Tränen, nachdenkend, wie sie Georg die Nachricht übermittle. Das kleine durchscheinende Gesicht Otfrieds stand vor ihr, ihr war, als entschwebe seine zarte Gestalt dem dämmernden Raum. Im Kinderzimmer fand sie Georg unter der brennenden Hängelampe, aus einem Märchenbuch sich selbst laut vorlesend. Er las schon gut und geläufig, schrieb jedoch zum Mißvergnügen des Lehrers völlig eigenwillig, ohne sich an die Vorlage zu halten. Auf Annas Mahnungen, dem Lehrer zu genügen, pflegte der Junge wegwerfend zu sagen: "Ach, meine Buchstaben sind Leute, der Lehrer kennt sie bloß nicht recht!" Anna bemerkte beim Eintreten in den Raum, daß er aus dem Märchenbuch die bunten Illustrationen herausgerissen

und zerfetzt auf dem Boden zerstreut hatte. Als sie fragend darauf deutete, erwiderte er kurz: "Weil die ganz falsch sind."

Anna zog den widerstrebenden Jungen an sich und sprach ihm vom Tode Otfrieds, war sich aber nicht klar, welche Vorstellung er mit ihren Worten verbinde. Daß ihr die Tränen über die Wangen liefen, konnte sie nicht hindern. Georg sah, während er ihr zuhörte, schweigend und erstaunt in ihr Gesicht. Das Buch, in dem er gelesen hatte, verblieb offen in seinen Händen. Er senkte wortlos, als sie geendet hatte, den Kopf, wie abwartend, daß die Mutter ihn seiner früheren Beschäftigung überlasse. Nach einigem Zögern verließ Anna den Raum.

Während der Mittagsmahlzeit sagte Georg unvermittelt: "Der Oswald wird jetzt auf Otfrieds Platz sitzen." Am Ende der Mahlzeit fragte er: "Der Seidenspitz, wem wird der jetzt gehören?" Anna schüttelte ohne zu antworten den Kopf. Am Spätnachmittag meldete sich Ulrich. Er kam von Otfrieds Begräbnis, an dem er als Vertreter der Rennerschen Familie teilgenommen hatte. Er wolle, sagte er, noch eine Stunde bei Georg verweilen, der ohne Spielgefährten jetzt vereinsamt sei. Dann aber, von Annas trauriger Miene betroffen, begann er, ohne den Mut aufzubringen sie zu fragen was sie bedrücke, zu berichten. Der Klassenlehrer Otfrieds sei zugegen gewesen und als einziger Mitschüler Rupert, den er unter der Menge entdeckt habe. Der Junge hatte sich allein aufgemacht und war den weiten Weg durch die Stadt zum Friedhof gewandert. Als die Trauergäste Erde auf den Sarg warfen, habe er sich ans Ende der Reihe gestellt und, da er mit seinen kleinen Fäusten den schweren Spaten nicht zu heben vermochte, mit bloßen Händen ein paar Klümpchen gefrorener Erde auf den Sarg gestreut. Am Heimzug habe Ulrich von seinem Wagen aus den Kleinen dahintrotten sehn, ihn zu sich einsteigen heißen und ihn vor seiner Wohnung abgesetzt. Auf die Frage, wie er auf dem weiten Weg sich zurechtgefunden habe, habe er berichtet: "Mutter geht doch jeden Sonntag mit mir an Vaters Grab, es liegt an einer andern Stelle des Friedhofs. Da liegt auch meine Großmutter begraben." Seine Mutter habe ihm erzählt, wann Otfrieds Begräbnis sei, sie habe es in der Zeitung gelesen. Als

Ulrich ihn weiter gefragt habe, ob es ihr denn recht gewesen sei, daß er allein zum Friedhof gehe, habe er bündig erwidert, das wisse sie doch nicht, sie hätte es niemals erlaubt.

Am Abend zeigte sich Sophia noch ein Weilchen. Sie fürchtete, Anna bange für Georg um einer möglichen Ansteckung willen, und wollte sie an dem düstern, stürmischen Abend nicht ihren Sorgen überlassen. Sie hege, sagte Anna, nicht allzu große Befürchtung der Krankheit wegen, sei aber betroffen von der Gefühlsstarre, mit der Georg die Nachricht von dem Tode seines Gefährten hingenommen habe.

Zu ihrer Überraschung entschied Sophia, aus dem Verhalten des Kindes sei durchaus nichts über seine Regungen zu erfahren. Kenne man etwa seine Vorstellung vom Sterben und wie er sich den gegenwärtigen Zustand des Freundes ausmale? Man dürfe ihm weder über seine Worte gram sein noch ihn mit Aufklärung beschweren. Ulrich, der später noch einmal erschien, um Sophia im Wagen heimzuleiten, bestätigte ihre Meinung. Gern ließ Anna sich aus ihrer Trübung aufhellen.

Einige Zeit danach empfing sie den Besuch der Mutter Schaffenraths. Sie dankte Anna für die Blumen, die diese mit guten Worten in das Trauerhaus gesandt hatte. Vor dem Abschied fragte sie, ob sie Otfrieds Hündlein Georg übersenden dürfe. Das Tierchen schwinde trübsinnig hin, vielleicht daß es unter Kindern wieder auflebe. Sie wisse auch, die Kameraden seien dem munteren Spielgesellen zugetan. Anna rief Georg herbei, der vor Erregung stumm durch Kopfnicken zustimmte.

Das Tierchen schlief in seinem Korb in einer Wandnische vor Georgs Zimmer, gehorchte seinem Ruf, nahm Futter von ihm an, ging mit ihm spazieren. Doch hatte es seine alte Munterkeit eingebüßt, wurde nach einigen Wochen teilnahmslos, verblieb trübsinnig auf seinem Lager und entwich eines Nachts. Am nächsten Morgen fand man es tot vor Schaffenraths Tür. Als Georg in der Frühe davon erfuhr, weinte er laut, stampfte zornig mit den Füßen und behauptete, als Anna ihn zu beruhigen versuchte, der Otfried habe seinen Spitz sich nun doch wieder geholt. Sabina, die dazu kam, wollte ihm erklären, dies

sei ganz unmöglich, denn Otfried wohne nun über den Sternen im Himmel. Georg beharrte zunehmend erregter auf seiner Meinung. Otfried, sagte er, sei eben nachts niedergestiegen und habe das Tierchen zu sich hinaufgeholt. In der Dunkelheit habe er Schritte hinter dem Haus gehört. Sie hätten ihn geweckt.

Am Mittag von der Schule heimkehrend, schien er den Vorfall schonvergessen zu haben. Das Lager des Hündchens hatte man entfernt. Als Rupert nachmittags zum Spiel erschien, warf er einen scheuen Blick in die Ecke. Wie sie niemals Otfrieds Namen vernommen hatte, seit die Kinder einige Wochen nach dem Tode des Kameraden wieder zur Schule gingen und sich zum Spiele trafen, hörte Anna sie auch nie von dem Tierchen sprechen. Rupert fügte schweigsam seine Klötze zu Bauten, Georg hing über seinen Geschichten.

Als Georg eines Tags ein halbfertiges Gebilde Ruperts umstürzte, kam es zwischen den Jungen zu einer Balgerei. Anna sah aus dem Nebenraum zu, ohne sich einzumischen. Sie duldete, wiewohl es ihr nicht leicht fiel, daß Georg, der im Unrecht war, von Rupert, der zwar kleiner an Wuchs, aber stärker und gewandter war, etliche harte Püffe bekam. Die Kämpfer beendeten ihren Zwist rasch selbst und vertieften sich in ein Brettspiel, das Ulrich sie gelehrt hatte. Der Unterricht fiel Georg leicht. Ohne sich anzustrengen, war er den meisten Mitschülern überlegen. Im dritten Jahr schien der Lehrstoff ihn zu langweilen. Er saß ohne Teilnahme da. Oft konnte er, völlig abwesend, auf Fragen nicht antworten. Zurechtweisungen schienen ihn nicht zu treffen. Seine Leistungen genügten im ganzen dennoch. Aber er war unlustig bei allem, was mit der Schule zusammenhing. Auch der Werbung mancher Mitschüler stand er gleichgültig gegenüber. Außer mit Rupert kam es zu keinem dauernden Umgang. Auch in diesem blieb jeder für sich, jeder irgendeiner Sache ergeben, wobei Georg von einem Ding zum andern wechselte, Rupert aber hartnäckig seinen jeweiligen Vorsatz zu Ende brachte. So hatte er im Verlaufe des Sommers in einem Gartenwinkel aus behauenen Steinen, die als Rest eines Umbaus in einer Hofecke lagerten, aus Brettern, aus allerlei Material, das er heranschleppte oder zu dem Ulrich ihm verhalf, eine Hütte gebaut, in der er

und Georg Raum fanden. Halb bewundernd, halb geringschätzig, hatte dieser ihm bei dem Werk zugesehn, ohne selbst Hand anzulegen.

### 39

Tor der Vollendung seines zehnten Jahres sollte Georg in eine Mittelschule übergehn. Sophia und Ludwig Renner wie auch Franz Muracher stimmten für das geistliche Internat, in dem Anselm einst erzogen worden war. Das Kind für einen so großen Teil des Jahres Fremden und der straffen Zucht einer Anstalt zu überlassen, schien Anna kaum ausdenkbar. In ihrem Sträuben gegen diesen Vorschlag verlebte sie eine unruhvolle Zeit. Nachts erhob sie sich immer wieder, um den schlafenden Knaben zu betrachten, als könne aus seinem Anblick ihr die rechte Einsicht kommen.

Seine strahlende Kinderschönheit war erneut in eine strengere Form übergegangen, an die Stelle der lieblichen Weichheit war eine Art trotziger Verschlossenheit getreten, das silberhelle Haar lag wie eine metallene Kappe um den Kopf, noch immer heller als die bräunliche Haut.

Wie hätte Anselm, erwog Anna oftmals, teilte er ihr Leben, über den Sohn entschieden? Nie hatte er über das Internat, in dem er seine Jugend verbracht hatte, abfällig gesprochen, dessen Disziplin hatte er gerühmt, über manche wunderlichen Eigenheiten der Väter nachsichtig gelächelt, wie ein Junge über einen alten weltfernen Verwandten. Würde er heute aber seinen Sohn der gleichen Führung überlassen? Vielleicht, sann sie, war just sie selbst nicht die Rechte, die richtige Lösung zu finden. Das Kind war ihr nicht enträtselbar, so nah wie weltenfern. "Viele Elemente im Widerstreit", hatte Franz — ihr unvergeßlich — an seiner Wiege gesagt. Er entschied nun über den Weg des Kindes. Renners, ihr und dem Kind liebevoll zugetan, waren alt, in ihrer Welt befangen. Andreas, der Hinfälligste zwar, aber gegenwartsnah, hatte sich der Stimme enthalten. Ulrich, um seine Meinung befragt, hatte kurz geantwortet: "Sicher ist jedenfalls, daß der Junge männlicher Führung bedarf." Nach einer

Weile Schweigens bat er Anna zu bedenken, wie sie selbst durch den Anspruch, den die Erziehung an sie stelle, gehemmt und gespalten sei. Der Landbesitz rufe sie häufig ins Stromhaus, ihre Mutter, oft leidend, und die alte Franziska Schwanold verlangten ihr Teil an Liebe und Fürsorge. Zudem könne sie in den langen Ferien dem Jungen sich freier und uneingeschränkter zuwenden, ohne die steten Verstimmungen und Ängste, die ihre Rückwirkung auf das Kind hätten. Den künftigen Wandlungen seines Wesens könne sie einsichtiger begegnen, wenn sie ihn nicht täglich um sich habe, verwirrt von der Fülle der kleinen Geschehnisse. Anna vermochte dem Freund nicht zu widersprechen und ergab sich der Entscheidung.

Die letzten Ferien vor dem Eintritt Georgs in das Internat verlebte Anna mit ihm im Stromhaus. Onkel Lambert war vor einem Jahr verstorben. Wilhelmine ging aufrecht wie je im Haus, in Hof und Gärten umher, verwaltete das Leinenzeug und die Hausapotheke und verarztete im Alltag Mensch und Tier. Vermochte die Verwaltersfrau bei den Mägden sich nicht durchzusetzen, etwa wenn deren Führung zu tadeln war, oder wenn Zwist unter ihnen ausbrach, rief sie Wilhelminen zu Hilfe, die mit ihrer hellen Jungmädchenstimme alles zurechtführte und schlichtete. In diesem Sommer hing eine Kleinkinderschar an ihren Röcken. Mit ihren Dreien war Bona auf Annas Bitten zu Gast ins Stromhaus gekommen.

Sie erschien sonst zweimal im Jahr in München, um für Haus und Leute Einkäufe zu machen. Ihre Tage waren vom Morgen bis zum Abend mit Obliegenheiten angefüllt. Spät saßen die Frauen im Gespräch beisammen und gingen lange nach Mitternacht zu Bett. Noch immer beehrte Bona in Anselms heidnischer Mönchszelle zu schlafen. Sie redeten dann oft bis zum Frühgrauen durch die offene Tapetentür, um am nächsten Morgen unausgeschlafen am Frühstückstisch zu erscheinen. Bona hatte einen unstillbaren Drang sich mitzuteilen. In der Muracherheimat aber war keiner, dem sie sich anzuvertrauen vermochte. War Franz auch milder als einst, so blieb er doch in sich gebannt, wenig geneigt zu hören, wenn es sich nicht eben um die Führung des Hauses oder um die Zucht der Kinder handelte. Brauchte sie sonst Rat

oder Trost, verwies er sie auf das Gebet oder riet ihr, ihr Anliegen der alten Verwandten, der Oberin des Frauenklosters vorzutragen.

Nie konnte Bona sich während ihrer kurzen Aufenthalte in München am Zwiegespräch mit Anna so recht sättigen. So lud Anna sie mit den Kindern für den Sommer ins Stromhaus ein. Christina käme, wohl auch Luzia, die alte Wilhelmine sei noch kräftig teilnehmend, so wären sie Frauen ungestört untereinander und an Verkehr würde kein Mangel sein. Bona stimmte freudig zu. Sie wußte Franz zu überzeugen, daß ihr nach der rasch aufeinanderfolgenden Geburt dreier Kinder eine Erholung gebühre. So kam sie mit einer Dienerin und den Kindern bald nach Anna an.

Onkel Lamberts einstige Wohnung hatte Wilhelmine in Eile für Mutter und Kinder herrichten lassen. Die gewaltigen Schränke mit den Gläseransammlungen hatte man aus dem Wohnraum nicht fortschaffen können, aber die Betten der Kinder hatten zwischen ihnen Platz gefunden. Helle Vorhänge und Decken stimmten den Raum wohnlich. Den Tabaksdunst, der noch an den Wänden und in den Ecken hing, hatte man ausgelüftet, in die Schubfächer hatte Wilhelmine Lavendel gestreut.

Bonas einziehende Kinderschar bot einen seltsam puritanischen Anblick. Die beiden Knaben und das kleine Mädchen waren in ungebleichtes Leinen gekleidet, die groben Kittelchen mit Kordel gegürtet. Die kleine Helena strahlte in ihren hellen Löckchen und ihren Rosenfarben. Sie wanderte von einem Frauenarm auf den nächsten, bis sie auf Wilhelminens Schoß landete. So aufs Haar hätten Luzia und Anna als Kinder ausgesehen, behauptete Christina. Von den beiden Knaben glich der jüngere, klein von Wuchs, dunkelhaarig und dunkeläugig, der Mutter. Der ältere, Stefan, war am Tage seines Namenspatrons geboren und trug die Muracherzüge. Bona hatte nach ihm eine Tochter erhofft, die nach der Freundin Anna heißen sollte. Als ihr ein zweiter Sohn beschert wurde, verlangte sie ihn Anselm zu nennen. Franz willigte ungerne ein. Als man nach der Taufe den Kleinen in Bonas Arm legte, eröffnete er ihr, er habe während der Feier im stillen diesen Sohn der Kirche angelobt. Von jeher sei es Gepflogenheit des Muracherhauses, einen Sohn dem



Priesterstand zu weihen. In früher Jugend habe er selbst den Wunsch gehabt, das Weltkleid abzulegen, als einzig überlebender Sohn aber Verzicht leisten müssen. Mit tiefem Genügen gebe er diesen Sohn hin. Bona verbarg ihr tränennasses Gesicht in den Kissen. In den darauffolgenden Jahren hatte Franz nicht mehr davon gesprochen. Wenn er mit dem Knaben redete, wenn er ihn stumm ansah, spürte sie, er hielt an seinem Gelübde fest, als sei es so gegründet wie das Dasein des Kindes. Erst vor kurzem hatte sich Bona der Freundin anvertraut. Das Gelübde sei für den Sohn nicht gültig, tröstete Anna, fühle der in sich nicht die Bestimmung.

In dem fröhlichen Getümmel der Kinder, das in diesem Sommer das alte Haus mit Leben füllte, vergaßen die Mütter Ahnungen und Sorgen.

Stefan schloß sich bewundernd Georg an, der ihn mit seinen Fabeleien verzauberte, bis eines Tages der Ältere den Kleinen schroff abschob.

Georg hielt sich häufig in den Pferdeställen auf und war mit den Tieren wie sie mit ihm rasch vertraut. Einmal war er für Stunden unauffindbar, gleichzeitig fehlte ein junges Pferd im Stall, schließlich fanden sich beide auf einem Feld, wo er Knechte bei der Mahd wußte. Er war auf dem ungesattelten Tier hinausgeritten.

Der Strom übte seine magische Anziehung auf die drei Jungen, die heimlich oft zur Sorge der Mütter an seine Ufer strebten. An einem Frühmorgen hatte der Neffe des Verwalters sie angetroffen, als sie versuchten, das schwere Hausboot vom Pflock zu ketten. Die Verschwörer waren in ihren Nachtröcken aus den Betten entwischt. Lukas war seinen eignen Bubenstreichen noch nicht so fern, daß er mit Verbot oder Strafgericht die Kinder bedroht hätte. Er versprach eine wöchentliche Fahrt, wenn ihm jeder von den dreien in die Hand verspreche, kein eigenmächtiges Unternehmen mehr zu versuchen. Er verhiess Schweigen und riet ihnen die Betten wieder aufzusuchen.

Das Unternehmen blieb, wenn Missetäter und Zeuge auch schwiegen, dennoch nicht völlig geheim und störte Bonas Ruhe auf, die ihr erstes Kind hatte dem Element opfern müssen.

Die Frauen vereinten sich in diesen Tagen in Wilhelminens hochgelegenen Wohnzimmer, wo man eine Nähstube eingerichtet hatte. Die alten Schwestern hatten von jeher im Mansardengeschoß gehaust. In den Kammern, die sich anschlossen, standen die Leinenschränke und die Truhen mit Spitzen und Stickereien, die man durchsucht hatte, um Bonas Tochter zierlich zu kleiden. Über die Frauen war es wie ein Fieber gekommen, sie konnten sich nicht genug tun, die kleine Helena herauszuputzen. Bona prophezeite einen Sturm, wenn Franz seine Tochter als Weltkind anträfe, allein wolle sie ihm nicht standhalten. Vereint würde man den Mut wohl aufbringen, meinten die andern.

Über den Köpfen der Frauen dehnten sich die mächtigen Hausspeicher. Stark und gesund wie Stämme eines Waldes stützten die Holzsäulen seit Jahrhunderten das Dach, von Luft und Licht umspült, die aus den großen Luken eindringen. Vor etlichen Wochen hatte Lukas, als er die alten Blitzableiter durch neue ersetzen ließ – es gab in diesem gewitterreichen Sommer viele Einschläge und Brände ringsum – Wilhelminen vermocht, den Speicherwust zu sichten und was sie zu bewahren gedachte in einigen tiefer gelegenen Kammern zu stapeln. Luzia hatte dabei manchen verschollenen Schatz ans Licht gezogen und für würdig befunden, wieder in die Wohnräume einzugehn. Darunter war ein altes Porträt, das eine blonde Frau in der Mitte des Lebens darstellte, im grauen Büßer- oder Pilgerkleid mit Muscheln am Umhang und einem Stab in der Hand. Behutsam reinigte Luzia das Bild. Unter der Kapuze brach das blonde Haar wie eine Glorie hervor. Wilhelmine, die um das Bild wußte und es mit einem gewissen Widerstreben der allgemeinen Sicht preisgab, wandte nichts ein, als Christina vermutete, es stelle jene Ahnin Helena dar, die von einer Wallfahrt nach Jerusalem die Reliquie in der Kapelle heimgeführt habe. Anna hatte etwas zerstreut nur halb hingehört, fand aber Gefallen an dem Bild und bat, man möge es an der Stelle über ihrem Schreibkasten aufhängen, von der sie das Bild des Abtes hatte entfernen lassen. Es sei ein dunkler Rand an der Wand verblieben, das schöne Frauenbild

schiene ihr just das gleiche Format zu haben. "Wie seltsam," rief sie plötzlich erstaunt, "es hat ja auch den gleichen Rahmen!"

"Gar nicht so seltsam," gab Wilhelmine mit einem kleinen versteckten Lächeln zurück, "es gibt da so eine vergessene Geschichte, für ihre Wahrheit büрге ich nicht. Ich erzähle sie euch ein andermal." Sie schloß mit einem Seitenblick auf die Knechte, die den Umzug bewerkstelligten.

Auf Lukas' Rat hatte man den großen leeren Speicher den Kindern als Spielplatz preisgegeben. Hier konnten sie sich an Regentagen — es gab deren so viele wie in keinem andern Sommer, dessen man sich entsann — tummeln und waren in Sicherheit. Man schaffte alles Spielzeug hinauf, stellte Bank und Tische auf, Lukas ließ eine Schaukel aufhängen. Eine Hündin, die im feuchten Flur mit ihren Jungen unter der Treppe ihr Lager hatte, schleppte sie einzeln im Maul hinauf. Sie wurde als Georgs alte Spielgefährtin von den Kindern jubelnd begrüßt, bequem gebettet und reichlich getränkt und gefüttert.

Man konnte die Kinder sich selbst überlassen. Wurde der Lärm zu gewaltig, stieg eine der Frauen hinauf. Man fand jetzt die drei Jungen über einem Spiel, das sie mit Geheimnis wichtigtuerisch umgaben. Lukas, ihr Vertrauter, erklärte, es handle sich um die Dramatisierung einer von Georg erzählten Geschichte, die kleine Helena hätte eine stumme Rolle und auch die Hündin werde abgerichtet, um aufzutreten. Sie brauchten Bogen und Pfeile und bedrängten ihn, ihnen dazu zu verhelfen, nachdem sie einige mißlungene Versuche gemacht hatten, alles selbst herzustellen. Dann aber vergaßen sie das Theater über den Schießübungen. Lukas warnte davor, den Speicher ohne Anmeldung zu betreten, wolle man nicht schon in der Tür einen verirrtten Pfeil in die Nasenspitze bekommen. Die Mütter schreckten auf. Luzia verriet lächelnd, Lukas verbringe die vom Regen aufgezwungene Muße bei den Kindern. Er habe ihnen Schießscheiben gemacht, halte sie in Zucht und es sei keine Gefahr.

Zwei regenfreie Tage machten die Buben rebellisch, sie begehrten ins Freie. Der tiefste Teil des Gartens lag unter Wasser, der Strom war über die Ufer getreten und weithin war alles Land überschwemmt. Sorgenvoll und

schweigsam kehrten die Männer von den Ausritten heim. Das Stromhaus hatte Felder und Wiesen an beiden Ufern. Das Fischerviertel des nahen Städtchens war in Wassernot, ein Brückenpfeiler drohte einzustürzen.

Bäume, Dächer, Hausrat, tote Tiere trieb das breitmächtig tobende Wasser mit sich. Man hatte den Kindern erlaubt, vom Fenster eines Pavillons, der unfern des Hauses auf einer Anhöhe inmitten des Gartens ragte, auf den Strom hinauszusehen. Mit lautem Rufen kündigten sie jeden neuen Gegenstand an, den die Wogen mit sich rissen. Es hielt schwer, sie zu den Mahlzeiten ins Haus und abends in die Betten zu bringen. Sturm und Regensturz setzten verstärkt aufs neue ein. Unter Lukas' Führung begab sich das Gesinde zur Hilfeleistung in Nachbardörfer, die von den Fluten bedrängt waren. Nachts hörte man die Sturmglocken der umliegenden Ortschaften. Im Morgengrauen zogen die Feuerwehren der landeinwärts gelegenen Orte vorüber, später kam ein Trupp Soldaten mit Wagen, Kranen und Material zur Rettung von Mensch, Tier und Gütern. Die Kinder schöpften aus den Ereignissen vielfältigen Genuß und wußten sich der Aufsicht immer wieder zu entwinden. Das Grundwasser, das unter dem zweiten Keller stieg und hörbar an die schwere alte Eisenplatte schlug, übte einen bedenklichen Anreiz. Der Aufenthalt dort unten war den Jungen untersagt, dennoch fand man sie neben der geöffneten Platte auf dem Bauche liegend und mit vorgestreckten Hälsen in das gurgelnde schwarze Loch starrend. Georg kannte eine schaurige Geschichte vom Wassermann, der da unten hause. Ein Knecht hatte sie ihm erzählt, wohl um die Kinder vom Besuch der Keller abzuschrecken.

Sturm und Regen sänftigten sich, eine zaghaft matte Sonne beschien die verwüstete Landschaft. Die Abende saß man, waren die Kinder in ihren Lagerstätten geborgen, friedlich um die Lampe. Wilhelmine, helläugig und rotwangig, hatte keinen Augenblick ihre Fassung verloren, sie gab Lebensmittel für reichliche Verpflegung der angestregten Hausleute und zur Hilfe für die Wassergeschädigten, bündelte Berge von entbehrlichen Kleidern, Decken und Wäsche und hielt den Fragenden und Heischenden ohne müde zu werden stand.

Franz Muracher kam unangemeldet, um den Schaden, den die Wirtschaft erlitten hatte, kennenzulernen und mit dem Verwalter zu beraten, wie dem Übel zu begegnen sei, auch was man an Hilfe den schwerer betroffenen Nachbarn gewähren könne, wo Arbeitsbeistand, wo Darlehn oder Geschenk gegeben werden müsse. Er verhiess eine beträchtliche Beisteuer aus eigenem Besitz. Zum ersten Male erkannte Anna in ihm den echten Sohn der Murachergroßmutter.

## 40

Man trennte sich in diesem Jahr früher als sonst, obgleich ein sonniger Herbst mit milden Sternennächten über dem gelassen hinziehenden Strom zum Bleiben lud. Anna mußte den Sohn seiner neuen Stätte zuführen. Franz wollte Bona nicht länger missen. Christina und Luzia ließen sich von Wilhelmine bereden, noch etliche Wochen zu bleiben. Den Winter wollten sie gemeinsam im Stadthaus verleben. Larmeson war für ein Jahr abwesend, um Aufträge in den Kolonien auszuführen.

Den Jungen brachte Ludwig Renner in das Schulheim. Georg wartete in Spannung auf seine neue Welt. Seit Tagen sammelte er Spielzeug und Bücher, die er mitzunehmen dachte. Anna mußte ihn an Hand einer Liste des Gebotenen und Erlaubten, die sie von dem Institut erhalten hatte, zum Verzicht auf vieles bewegen. Von einer kleinen Mappe wollte er sich durchaus nicht trennen.

Als der Knabe schlief, löste Anna die Schnur, die das Päckchen schloß. Es lag auf dem Tischchen neben seinem Bett. Es enthielt außer einigen Heften und einer Uhr, die er von Andreas Renner für sein neues Leben erhalten hatte, ein kleines Bild Anselms. Er mochte es in dessen Arbeitszimmer unter anderen Bildern entdeckt und heimlich an sich genommen haben. Anna legte alles sorgsam zurück.

Vor etlichen Monaten hatte der Junge, als sie abends an sein Bett trat — es schien ihr fast als fiebre er, aber er schob ihre prüfende Hand unwillig von seiner Stirn ab —, sie unvermittelt nach seinem Vater und dessen Ende gefragt. Sie hatte ihm erzählt, was er ihrem Ermessen nach verstehen und tragen konnte. Er hörte ihr mit seltsam glänzendem Blick zu, wandte sich dann ab und schloß die Augen. Sie verstand, daß Fremde, an die Dinge rührend, das Kind beirrt haben mochten.

Am nächsten Morgen floh sie in ihrer Sorge zu Andreas. Der alte Freund schloß sie in die Arme, und sie, die die Wohltat der Tränen selten kannte, kam an seiner Schulter weinend zur Ruhe.

Solcher Eingriffe, meinte er, müßten sie gewärtig sein. Mit dem Heranwachsen des Jungen würden sich diese Störungen wiederholen. Ein Schulgefährte habe in seinem Elternhaus wohl von Anselm sprechen hören.

Er wolle dem Sohn von Art und Wesen seines Vaters vermitteln, was nur er kenne.

Der Junge verließ am Morgen seiner Abreise das Haus, als ginge er auf einen kurzen Ausflug. Er bat Anna, Rupert Bücher und Spiele, die er zurechtgelegt habe, als Geschenk zu übergeben, er habe gestern versäumt, sich von ihm zu verabschieden. Der Mutter reichte er flüchtig die Hand. Als die Tür sich hinter Ludwig Renner und dem Knaben geschlossen hatte, ging Anna in Anselms Arbeitszimmer. Sie ruhte eine Weile, den Kopf auf die Platte des Schreibtischs gesenkt. Nach der bangen Wachheit der Nacht kam eine leichte Betäubung über sie.

Aufschreckend meinte sie Anselms Schritt auf dem Flur zu erkennen. Ihr Herz pochte wild, als sie ein Klopfen an der Tür vernahm. Verstört vermochte sie kaum für Sophiens Gruß zu danken, die mit Andreas gekommen war, sie zu einem Weg in die Stadt abzuholen. Andreas habe plötzlich Lust verspürt, sie beide wieder einmal zu führen.

Während sie an Sophiens Seite hinschritt, war es Anna, als fielen die Jahre von ihr ab. Sie erwiderte lächelnd der Freundin forschenden Blick, drückte die Hand, die die ihre suchte, hielt sie fest und ging neben den beiden alten Leuten

wie einst als junges Mädchen. Als Andreas sie auf eine Reihe alter Häuser wies, die im silberblauen Septemberweben standen, ließ sie wie damals das Bild in ein lebensgläubiges Herz eingehen. Am Heimweg kamen sie an die Konditorei, in der Sophia den Klosterzögling mit Leckereien bewirtet hatte. Sie trat nach einem Augenblick des Zögerns ein, und Anna, die in den vielen Jahren Scheu getragen hatte, die neugierigen Blicke Fremder auf sich zu spüren, folgte. Sophia wählte das Tischchen von damals am Fenster, und als wie damals beim ersten Schlag des Mittagläutens die Tauben aus den Nischen der nahen Kirche flügelrauschend aufflatterten, heftete sie den Blick liebevoll auf Sophiens Antlitz und fand die Freundin fast unverändert in ihren grauen Kleidern mit den grauen Schleiern um das silberne Haar.

An einem der kommenden Tage mahnte Sophia sie an eine lange beschlossene Reise zu Franziska Schwanold. Von vielen Aufgaben bedrängt hatte Anna den Besuch im verflossenen Jahr versäumt, in diesem Jahr aufgeschoben, jetzt aber rührten Sophiens Worte ihr ans Herz. Sie beschloß, schon in den nächsten Tagen zu der Großmutter zu fahren. Damit hatte Sophia ihre geheime Absicht erreicht, sie aus dem kinderlosen Haus für eine Frist zu entfernen. Anna fuhr zum ersten Male seit ihrer Vermählung um diese Jahreszeit durch die Berge nach dem Süden. Wie einst standen Birken und Lärchen golden am Rand der dunklen Wälder. In der Bischofsstadt stieg sie aus und wartete auf der gleichen Bank wie vor zehn Jahren vor der Geburt ihres Kindes auf den Zug, der sie an den Fuß des Tales bringen sollte. Über der Stadt lag der Duft der Weinlese. Eine Stunde später war Anna an der kleinen Haltestelle, wo der Wagen Franziskas schon wartend vor dem Gasthof stand. Sie wollte das Haus betreten, um die Leute zu begrüßen. Der Verwalter wies sie mit einer verlegenen Handbewegung nach dem Gärtchen, wo die Wirtsmutter in einem Fahrstuhl zwischen den Kübeln mit den Oleanderbüschen sie mit erhobenem Arm bewillkommte. Auf Annas erschrockenen Blick meinte sie, unser Herrgott habe ihr ein Weilchen Ruhe verordnet, ehe er sie auf die große Reise abberufe. Jetzt gewährte Anna, nicht nur die Beine versagten den Dienst, auch der rechte Arm lag schlaff und lahm im Schoß. Aber die Augen blickten

sie treuherzig an. Die Sohnsfrau erklärte, die Wirtin habe sich um des Enkelkinds willen, das sich noch immer nicht melde, zu einer Wallfahrt nach Loreto verlobt. Der Sohn begleite sie. Ihr Jüngster, ein Spätling, sei eben vom Soldatendienst zurück und stehe der Wirtschaft vor. Eine Magd brachte Kaffee, Butter, Honig und Brot, so daß Anna noch ein Weilchen mit der Frau verweilen mußte.

Als der Wagen vor dem Schlößchen hielt, dämmerte es. Franziska erschien, schmal und dunkel, in der Tür der erleuchteten Halle, stumm hielten sich die Frauen umschlungen. Als Franziska die Hand der Enkelin nahm, um sie ins Haus zu geleiten, erschrak diese, so wesenlos zart waren die Finger, die die ihren hielten. Als die Großmutter unter dem Leuchter stand, erkannte Anna das Werk, das die letzten Jahre an ihr vollbracht hatten. Schneeweiß krönte das Haar das blasse Gesicht. Die Augen lagen umschattet in dem schönen Oval, dennoch immer noch glühend in ihrem rötlichen Braun. Bewegt hing Annas Blick an den geliebten Zügen. Freudig auflachend zog Franziska sie wieder an sich. Ihr Lachen war wie damals, als sie im Garten des Amtshauses das kleine Mädchen auffing. Hinter den unversehrt schimmernden Zähnen wurde die korallene Kehle sichtbar.

Anna sah den verwitterten steinernen Löwen im Park des Amtshauses wieder vor sich, dem zwischen den Zehen auf seinem bemoosten Sockel das rotblühende Kräutlein wuchs. Der Vater, jung und strahlend mit flammendem Haar, erschien ihr für einen Augenblick im Hintergrund der Halle. Der Kerzenschein erstarb. Die verhohlene Bewegung machte Franziskas Stimme ein wenig schwanken. Giovanni sei durch Gliederschmerzen, an denen er in den letzten Jahren häufig leide, ans Bett gefesselt und traurig, Anna nicht hier empfangen zu können. Sie selbst erwäge, ob sie nicht die Wintermonate bei ihm zubringen solle. Obgleich er niemals klage, leide er daran, nur von fremden Händen betreut zu sein.

Dierolf sei vor einer Woche zwei Tage hier gewesen, fügte sie mit belegter Stimme und, so schien es Anna, ein wenig verlegen hinzu. Anna hob erstaunt den Kopf. Seit Jahren war niemand von den Ihren ihm begegnet. Franziska



jedoch wehrte mit leiser Gebärde Annas Fragen ab. Sie führte sie in ihr Zimmer. Das große blausilberne Bett war bereitet, weit offen ließen die Fenster den lauen Wind ein, der die Vorhänge bewegte, vor dem Haus ragten groß die dunklen Bäume, unten rauschte der Brunnen, wenige Sterne glänzten schon am nächtigen Himmel. In der Kammer nebenan stand die hölzerne Wanne mit kaltem Wasser.

Sie wolle die Enkelin bald zur Abendmahlzeit rufen, erklärte Franziska schon in der Tür. Während Anna sich über eine Schale mit Alpenblumen neigte, sagte sie noch: "Christof hat sie für dich vom Berg herunter geholt. Was er uns noch gebracht hat, wirst du später sehen."

Als Anna bald danach das kleine Zimmer betrat, in dem Franziska, war sie allein oder mit wenig Gästen, ihre Mahlzeiten einnahm, erhob sich von dem Steinsitz in der Fensternische ein junges fahlblondes Mädchen, trat ein wenig steif vor Anna hin und verbeugte sich. Franziska sagte: "Das ist Luzia von Luxander, die Tochter von Vetter Dierolfs Frau, die leider in einer Wiener Klinik krank liegt. Luzia wird bis zur Genesung ihrer Mutter bei mir bleiben."

Das Mädchen musterte, ohne die geringste Bemühung, freundlich oder auch nur höflich zu scheinen, Annas Gesicht. Nach einer peinlichen Weile entspannte sich ihre Miene. Der verschlossene, fast abweisende Ausdruck aber verblieb auf ihren Zügen. Anna fiel ihre matte Gesichtshaut auf. Die grauen tiefliegenden Augen und das helle Haar, das schlicht auf ihre kindlich mageren Schultern fiel, machten sie Dierolf unverkennbar ähnlich. Sie saß schweigsam zwischen den Frauen. Manchmal hob sie den Blick zu Franziska, die ihr vorlegte und sie mahnte zu essen. Einmal stieß sie ein Glas Wein, das Franziska ihr bot, fast heftig von sich. Anna bemühte sich, sie nicht anzusehn. Nach dem Essen bat das Mädchen, ihr Zimmer aufsuchen zu dürfen. Anna blickte nach ihrem Weggehen fragend auf die Großmutter.

Franziska seufzte. Lieber wäre sie mit Anna allein in diesen Tagen, die sie so lang ersehnt habe, doch habe sie es Christof nicht abschlagen können, das Mädchen just jetzt aufzunehmen. Den traurigen Anlaß werde Anna noch kennen lernen. Nun aber solle sie ihr von Georg erzählen, seiner Entwicklung,

seiner neuen Schule, sie wolle alles wissen. Anna hatte ihr Bilder mitgebracht. Der Junge gleiche, sagte Franziska, Annas Großvater del Moro, und es schien, sie freute sich dieser Ähnlichkeit. Anna, die ihn nur von verblaßten Photographien kannte, hatte diesen Zusammenhang kaum gedacht.

In der Morgendämmerung des folgenden Tages fuhr sie aus dem Schlaf auf. Sie meinte sich von draußen mit ihrem Namen angerufen, trat an das offene Fenster und sah in den Dunst hinaus, der mit der einfallenden Helle langsam aufzog. Ihr schien, ein Schritt entferne sich vom Haus weg den Hang aufwärts, um im Rauschen des Frühwindes unterzugehen. Sie legte sich fröstelnd noch einmal auf ihr Bett und schlief wieder ein.

Als sie erwachte, fand sie Franziska am Rand ihres Lagers sitzend. Sie fragte nach Christina und Luzia. Anna erzählte von den gemeinsamen Sommern im Stromhaus, von ihrem Anteil an der Arbeit dort, von Franz und Bona. Im Sprechen belebte sie sich, richtete sich auf, ergriff Franziskas Hand und bat sie, ihr von ihrem eignen Leben zu berichten. Anna sah sie jetzt erst im vollen Tageslicht. Das dunkle Kleid mit der weißen Halskrause machte sie einer Nonne ähnlich. Um Kopf und Schultern hatte sie einen weißen Wollschal geschlungen. Unter dem klösterlich faltenreichen Gewand verschwand die abgezehrte Gestalt, die schönen zarten Hände mit den kostbaren Ringen bezeugten noch die Weltdame. Aus den Augen brach ein Licht, das hagere Gesicht mit den blaugeäderten Schläfen wie von innen heraus verklärend. So mit den im Schoß gefalteten Händen schien sie der Enkelin wie die Schmerzensreiche auf den alten Tafelbildern.

"Jetzt willst du wissen, wie Christofs Tochter in mein Haus geraten ist", sagte Franziska, Annas Frage vorwegnehmend. "Die Mutter des Mädchens liegt krank vor einer Operation, für deren Gelingen wenig Hoffnung besteht. Vor dem Wagnis, dessen Ausgang sie wohl ahnt und fürchtet, will sie mit Christof allein sein. Es scheint mir, die Tochter erweckt ihre Eifersucht. Die Ehe war noch unglückseliger, als wir ahnten. Die Frau ist wohl zeitweilig Morphinistin gewesen, in den letzten Jahren war sie dem Trunk verfallen. Sie

stirbt an ihrer unerfüllten Leidenschaft, und Christof trägt schwer an diesem Wissen.

Das junge Mädchen, das mir anvertraut ist, ist als Tochter des Hauptmanns Luxander geboren und sie gibt sich den Anschein, als ob sie selbst ihn für ihren Vater halte. Ich vermute nun, daß ihre älteste Schwester, die indessen verheiratet ist und mit der Mutter in dauerndem Hader lebt, sie aufgeklärt hat. Faustina aber, von der Abkehr Christofs gepeinigt, hat in dem Kind einen krankhaften Haß gegen ihn erzeugt, mit dem es die Liebe des heimlichen Vaters erwidert.

Das Mißtrauen der Frau ist so maßlos, daß sie eine ihrer Töchter bewogen hat, Christof auf einer Reise zu folgen und ihn zu beobachten. Das Mädchen vermochte der Mutter keine Nahrung für deren Verdacht zu bringen. In einem häuslichen Streit aber gab sie die Mutter preis, so daß Christof von dem Unternehmen erfuhr. Nun verstehst du wohl, warum er euch, das Muracher- und das Stromhaus meidet.

Er selbst lebt unter einem Dach mit der Frau und bekümmert sich um die Erziehung der Tochter, soweit jene es gewährt. Er selbst ist in diesem Belang ja rechtlos. Er lebt abgeschlossen wie ein Mönch in seiner Zelle. Sein Gleichmaß hat er nicht eingebüßt. Er hält sich unbeirrbar an seine Arbeit. Du wirst ihn, begegnest du ihm, nicht allzusehr verändert finden.

Mein junger Gast schwankt mir gegenüber zwischen Vertrauen und Argwohn. Ich hoffe dennoch, das Kind noch zu gewinnen, vielleicht kann ich damit auch Christof ein wenig helfen. Vor dir hat sie Scheu, laß aber auch du dich nicht abschrecken. Das arme Geschöpf kann aus dem traurigsten Anlaß jeden Augenblick abberufen werden. Christof hat es nicht über sich gebracht, ihr Klarheit über den Zustand der Mutter zu geben, ich habe ihm versprochen, sie vorzubereiten. Dich bitte ich, habe Geduld mit ihrem Wesen!"

"Zu bitten tut nicht not, du Gute", erwiderte Anna, den Arm um die Großmutter legend. "Ich habe schon gestern abend verstanden, daß das arme Ding tief verwirrt ist." Am Nachmittag beredete Franziska die beiden Gäste, einen Weg gemeinsam zu unternehmen, den die Enkelin lieber allein gemacht

hätte. Es war der Beginn jenes Aufstiegs nach der Hochfläche, den sie einst mit Anselm bis zum Ziel gegangen war. Während sie stiegen, schien das Mädchen ein wenig von seinem feindseligen Rückhalt preiszugeben. Sie erzählte sprunghaft von Wanderungen in ihrer Heimat, erwähnte Mutter und Schwestern, aber alles beiläufig und ohne Zusammenhang. Anna fragte nicht, hörte aber aufgeschlossen zu und ging, die Gefährtin aufmunternd, auf das Gespräch, das fast wie ein Selbstgespräch war, freundlich ein.

Das Mädchen bückte sich häufig nach einem Kräutchen oder einer Blume, löste eine Frucht vom Strauch, und wie sie ihre Ernte besah und zusammenfügte, ein Blick, ein halbes Wort, die Auswahl, alles gemahnte seltsam an Dierolf. Aber was dabei zutage kam, war doch nur dürftig und eingeschränkt, wie ein Bild im erblindeten Spiegel.

Mit einer jähren Bewegung befestigte sie einen schönen silberfarbenen Distelkopf an Annas Kleid, wandte sich dann aber wieder ab, verschloß sich in ein abwesendes Schweigen und musterte die Weggefährtin heimlich mit ungutem Blick von der Seite. Anna vermochte auf die Dauer ein Unbehagen nicht zu bezwingen. Sie schlug einen abzweigenden Weg ein, der im weiten Bogen zu ihrem Ausgang zurückführte. Sie kamen früher heim, als Franziska erwartet hatte.

Luzia Luxander zog sich sogleich störrisch zurück und bat, sie zum Tee zu entschuldigen. Sie müsse sogleich einen Brief an die Mutter beenden, eine Magd habe ihr versprochen, ihn noch am Abend ins Kirchdorf zur Post zu tragen.

Franziska, zufrieden, mit der Enkelin allein zu verweilen, schickte dem Mädchen den Tee auf ihr Zimmer. Anna erzählte ihr von dem Eindruck, den sie unterwegs von Luzien empfangen habe.

"Ja, es ist nur ein kümmerliches Flämmchen," gab Franziska zu, "wie es bei Kindern einer Mutter zuweilen vorkommt, die ihr Licht so kräftig brennen ließ wie Faustina. Da bleibt für die Sprößlinge zu wenig übrig. Hier liegt aber auch noch eine Vernachlässigung der angeborenen Gaben vor. Unser Freund hat keine Macht über sein Geschöpf, das den Namen eines andern trägt. Die

Mutter weigerte sich, die Erziehung Berufeneren zu überlassen. Sie antwortete auf jede Zumutung mit wilden Ausbrüchen, mit Selbstmorddrohungen, wohl aus der Gewißheit, das Kind sei das einzige Mittel, Christof in ihrer Nähe festzuhalten."

Wenige Tage später kam die Nachricht von Faustinas Tod. Anna brachte das unzugänglich starre Mädchen in die nahe Stadt zur Bahn. Luzia trennte sich von ihr ohne Blick und Wort.

Ein Brief Dierolfs ergänzte die erste Mitteilung. Auch diese bestand aus kargen Worten. Doch spürte Franziska, der Freund gehe mit sich zu Gericht und belade sich mit der Schuld an dem Schicksal der Frau. Wie ein nebensächlicher Umstand war erwähnt, die Tochter Luzia sei vom Grabe der Mutter nicht in sein Haus zurückgekehrt, sondern verweile bei ihrer älteren Schwester in deren Heim.

Bei dieser Schwester, meinte Franziska, werde sie nicht lange bleiben, noch werde diese sie auf die Dauer versorgen. Sie habe einen alten einst berühmten Schauspieler geheiratet, der sie zur Bühnenlaufbahn vorbereiten sollte. Doch seien alle Versuche, auf dem Theater Erfolg zu gewinnen, mißlungen. Sie habe sich etliche Male von ihrem Gatten getrennt und sei zur Mutter heimgekehrt. Die Frauen aber seien immer bald in Streit geraten, hätten sich gegenseitig mit Beschuldigungen und Vorwürfen überhäuft, die Mutter sei dann vor Aufregung erkrankt und die Schwester zu ihrem Mann zurückgekehrt. So habe ihr die junge Luzia erzählt, fast widerwillig, aber offenbar getrieben, ihre arme Seele zu erleichtern. Hier im Hause habe auf ihrem Tisch ein Bild des Hauptmanns Luxander gestanden, ein plattes, vom Trunk gedunsenes Gesicht — sie verehere ihren ungekannten Vater, habe das Kind erklärt und das Bild täglich mit frischen Blumen geschmückt.

"Vielleicht", tröstete Anna, "wendet sich jetzt alles zum Bessern zwischen Christof und dem Kind, jetzt, da die unglückliche Frau nicht mehr dazwischen treten kann."

"Vielleicht," wiederholte Franziska versonnen, "aber ihr Jüngeren sollt ihn nicht im Stiche lassen, später, wenn die alte Wilhelmine und ich ihm keine Zuflucht mehr sein werden."

Am nächsten Tag stieg Anna zur toten Stadt hinauf. Auf dem Wege fiel eine fremde Traurigkeit auf sie. Die Luft dünkte sie erstarrt, die Stille atembeklemmend. Fast bereute sie den Gang gewagt zu haben. Ungern auch hatte Franziska sie ziehen lassen. Es sei schon spät im Jahr und täglich überrasche der Abend etwas zeitiger. Sie schlug ihr vor, die jüngste Verwalterstochter als Weggefährtin zu dulden, sie sei eine gewandte Steigerin, von verhaltner Freundlichkeit, wisse zu schweigen und werde sie nicht stören, und sie, Franziska, bliebe ruhig zurück. Anna hatte mit einem Blick stumm verneint, den die Großmutter recht deutete und der sie schweigen machte.

Jetzt unterwegs wollte es der einsamen Wanderin scheinen, als vernehme sie Schritte hinter sich, dann wieder meinte sie zwischen den niederen dicht stehenden Kiefern eine graue Gestalt von Stamm zu Stamm gleiten zu sehen. Als sie auf die schon baumlos ansteigende Weide hinaustrat, begegnete ihr ein Junge mit einer Ziegenherde. Sie fragte ihn nach einer Quelle, ihren Durst zu stillen. Er brachte ihr nach etlichen Minuten in seinem Becher einen klaren Trunk. Sie lagerte sich im kurzen moosigen Gras und teilte dem kleinen braunen Burschen von ihrem Proviant mit. Er schwatzte in seinem Dialekt, während er sie aus seinen lachend schweifenden klugen Augen bewundernd ansah. Anna schickte sich nun zum letzten Anstieg auf den Hochplan an. Der kleine Hirt bestand darauf, sie über die Weide hin zu begleiten. Es gäbe da jetzt sumpfige Stellen, die man meiden müsse. Sie zögerte, da nannte er Franziskas Namen, damit sie verstünde, er wisse um sie Bescheid. So folgte sie ihm und schalt sich im stillen um ihrer Unruhe willen aus.

Vor dem letzten steilen wohlbezeichneten Anstieg verließ er sie. Als sie sich auf der weiten Hochfläche zwischen den verstreuten Steinblöcken fand, befiel sie aufs neue eine Art dumpfer Beklemmung. Im hohen Mittagsglast meinte sie zwischen den Felsen Schatten hin und wider huschen zu sehen. Die

Luft stand gläsern starr. Die Kehle war ihr ausgedörrt. Ein Raubvogel hielt im Blau mit leisem Flügelzucken über ihr.

Sie meinte, sie finde sich an dem gleichen Ort, an dem sie damals mit Anselm gerastet hatte. Von den Felsen rieselten kleine Steinstückchen auf sie nieder. Erschöpft warf sie sich ins Moos und schief augenblicks, den Rücken an einen Stein gelehnt, ein. Sie sah im Traum die Wiesel um sie tanzen, aber bald erschien eine weißgekleidete Frau und scheuchte die Tierchen, die in ihre Verstecke zwischen den Steinen huschten. Dann blieb die Traumgestalt vor Anna stehn und wies ihr mit geschlossenen Augen die Richtung. Anna starrte in das fahle blicklose Gesicht und wußte, es war die tote Faustina. Sie erwachte und sah am nächsten Felsblock das Wegzeichen und den Pfeil, der nach unten wies. Jetzt erkannte sie, sie war vom Weg vordem abgeirrt und auf einer großen Schlinge zu ihm zurückgekehrt. Ohne umzublicken ging sie eilend abwärts. Am Stand der Sonne erkannte sie, daß sie lange mit erloschenem Bewußtsein gerastet haben mußte.

Die Dämmerung ging schon in Dunkelheit über, schon stand der Stern über dem Haus, als Anna die Wiese hinter der Kapelle niederstieg. Franziska huschte durch die angelehnte Tür der Halle vor ihr ins Haus, ihr weißes Brusttuch hatte sie in der Finsternis verraten. Als Anna jedoch ins Haus trat, war die Halle leer. Im Kamin brannten die Scheite, ein paar Kerzen leuchteten in den Wandarmen, auf dem niedrigen Tisch vor dem Feuer brodelte der Teekessel über einem blauen Flämmchen, der Dampf hob klappernd den Deckel. Längst war seine Zeit vorüber. Stundenlang mochte die Großmutter sie erwartet haben.

Jetzt trat Franziska aus dem Eßzimmer in die Halle, bleich, mit einem mühsamen Lächeln um die blassen Lippen. Als sie auf Annas Gesicht die Spannung und Bangigkeit der Wanderung entdeckte, tat sie keine Frage nach dem allzu langen Verbleib. Anna war dankbar, für eine kleine Weile entschlüpfen zu können um sich umzukleiden. Als sie wieder erschien, reichte die Großmutter ihr lächelnd den Tee. "Besitzest du ein Bild von Faustina?" hörte sie sich plötzlich aus ihrem Nachsinnen hervor fragen. Sie war vom Ton

ihrer eigenen Stimme betroffen und hätte die Worte gern zurückgenommen. Franziska sah erstaunt auf und verneinte.

Die Anmeldung des Besuches von Franz und Bona in München rief Anna etwas früher ab, als sie geplant hatte.

#### 41

Anna hatte jede Woche, wie es vorgesehen war, einen Brief ihres Sohnes erhalten. Nach den kurzen etwas spröden Nachrichten nahm sie an, er habe sich in der Schule gut eingelebt und sei zufrieden.

Ulrich Renner allerdings, der nach Monatsfrist den Jungen in dem Klosterinternat besucht hatte, vermochte den Bescheid, den er über Georgs Führung dort empfing, nicht als so günstig zu werten, wie er um Annas willen gehofft hatte. Die Gaben des Jungen, sein lebendiger Geist, fanden Anerkennung, aber seine Unstetheit befremdete, die ihn von jeder Sache allzubald abspringen ließ, um sich mit derselben Intensität einer anderen zuzuwenden. Einer der Lehrer, der Anselm noch gekannt hatte, sprach von einer gewissen Undurchsichtigkeit des Wesens Georgs, die ihn bedenklich stimme, und die nicht etwa an die stolze Geschlossenheit seines Vaters erinnere. Auch von gewissen asozialen Zügen in der Haltung des Knaben sprach er, wollte aber ein abschließendes Urteil nicht fällen, sondern wohlwollend die Entwicklung des Kindes beobachten. Er schloß sich der Meinung Ulrichs an, die Mutter mit diesen vorläufigen Erfahrungen nicht zu beunruhigen, da ein ernstlicher Verstoß gegen die Regeln der Anstalt nicht vorliege.

Den ersten Abend nach ihrer Heimkehr verbrachte Anna im Rennerschen Haus. Ihre Erlebnisse bei Franziska boten für Sophia eine unerschöpfliche Quelle der Wißbegierde und Anteilnahme. Über das Schicksal Dierolfs und Faustinas mußte Anna berichten und Fragen beantworten. Sophia sagte, sie sei, wie man wohl wisse, keine Leserin, man müsse ihr erzählen. Die Wirklichkeit



übertreffe auch alles Ausgedachte und bringe weit Unwahrscheinlicheres zu Tage. Sie sehe dann alles vor sich, froh und weh würde einem doch nur dabei, nicht etwa bei den erfundenen Geschichten.

Über dem lebhaften Wesen Sophias kam Anna, worauf sie brannte, nicht dazu, von Ulrich Nachricht über ihren Sohn zu erfragen. Erst beim Aufbruch gelang es ihr, sich an ihn zu wenden. Ulrich fiel es nicht leicht, ihrem Blick standzuhalten. Ober den Zustand Georgs ließ sich Erfreuliches sagen: er sehe wohl aus, scheine zufrieden und im Gleichgewicht. Vom Urteil des Erziehers gab Ulrich nur eben preis, was ihm angemessen schien. Anna war aber hellhörig genug, um seinen Rückhalt zu spüren.

Als sie sich diese Nacht zur Ruhe begab, noch beladen von den Erlebnissen der letzten Wochen, die Sophiens Heischen gehoben hatte, und reisemüde, fand sie nicht den ersehnten Schlaf. Nach einer Weile entzündete sie die kleine Lampe neben ihrem Bett, als müßte es ihr beim Schein des matten Lichtes leichter werden, die anstürmenden Gedanken zu bändigen. Christof Dierolfs schwerer Weg bedrängte sie. Hatte keiner von ihnen, die ihm nahe standen, helfen können? Ihr schien, sie sei der toten Murachergroßmutter Rechenschaft schuldig. Dann kehrten sich ihre Gedanken dem Kinde Georg zu, ratend, tastend, ohne einen festen Anhalt, und doch mit der Gewißheit, es gab etwas, was Ulrich schonend verschwieg. Da war die alte quälende Sorge der letzten Jahre. Sie löschte das Lämpchen.

Im Mondlicht, das durch die Ritzen der Holzladen eindrang, schimmerte in seinem Kristallschrein auf dem verblichenen blauen Samt der Marmorfuß der Göttin. Mit den schon geschlossenen Augen sah sie ihn vor sich herschreiten, und er geleitete sie in ihre Traumwelt.

Im November kamen Franz und Bona, die um diese Zeit alljährlich ihre Weihnachtseinkäufe für die Kinder und die Hausgenossen zu machen pflegten. Bona erbat Sophiens und Annas Rat bei der Verwirklichung ihrer Pläne, die in einem Heft aufgezeichnet waren, lange wohldurchdachte Listen, in denen klar und bestimmt der jeweils erwünschte Gegenstand, dessen

Empfänger und Beschaffenheit vermerkt waren. Am Vorabend saßen die beiden Ratgeberinnen jeweils mit Bona über dem Heft und überlegten, wohin man sich um die Besorgung zu wenden habe. Am folgenden Morgen durchwanderten Bona und Anna die Läden, meist mußten etliche aufgesucht werden, ehe das Gewünschte erworben werden konnte.

Eines Abends brachte Bona vor, sie habe altväterisches Silbergerät mitgebracht, das der Reparatur bedürfe, allein es sei subtile Arbeit vonnöten. Außerdem müsse noch ein Zinngießer andere Geräte ergänzen. Ihr jüngerer Sohn wünsche eine Arche Noah. Was da in Spielzeuggeschäften angeboten wurde, könne den Traum des Jungen gewiß nicht erfüllen. Sophia schlug vor, Roswitha Urlaub um die gewünschten Quellen zu befragen. So stiegen die beiden Frauen an einem Morgen in die turmhoch gelegene Urlaubsehe Wohnung hinauf, wo sie mit feierlicher Wärme in Empfang genommen wurden. Ohne Zögern erklärten sich die Geschwister bereit, die Führung anzutreten. Man hatte nur an Roswithas Rat gedacht, allein Konrad wollte an dem Unternehmen teilhaben. Er kenne die abseitig besonderen Leute, die rechten Werkkünstler, die ihr Gewerbe nicht allein um des Gewinns willen betrieben, sondern aus Liebe, sie würden immer rarer. In den vornehmen Geschäftsvierteln hausten sie nicht, aber etwa in winkeligen Höfen, die man wissen müsse, auch im Schatten der alten Kirchen und in den Vorstädten an der Isar. Roswitha enteilte, sich zum Ausgang zu rüsten. Zuvor aber setzte sie den Gästen einen Likör in goldgeätzten kleinen Gläsern vor, die Urlaub einem Wandschrank entnahm. Den Trank hatte sie aus Hagebutten selbst destilliert. Er fand Bonas besondere Billigung, die sich das Rezept geben ließ. Jetzt erst, in deren Heim, erkannte sie jedes der Geschwister nach seiner Art. Sie flüsterte Anna ihre Billigung zur Wahl der Begleiter zu, denen sie im Stromhaus nur flüchtig begegnet war.

Als sie aber endlich zu vieren auf der Straße standen, dünkte es Anna, sie seien doch eine recht absonderliche Gruppe. Bona und Roswitha gingen voraus, die zweite in ihrem pelzverbrämten Wintermantel, den sie alljährlich an einem bestimmten Kalendertag anlegte, unbekümmert um die eben herrschende

Temperatur. In diesem Gewande, fand Anna, glich sie dem Porträt einer Stifterin auf einem alten Altarbild. Sie war überlebensgroß und von derbem Knochenbau. Gern sah man in ihr kantiges Gesicht, in dem schöne ruhige Braunaugen von Tüchtigkeit und Güte sprachen. Neben ihr erschien Bona noch kleiner, als sie ohnedem war. Die mehrfache Mutterschaft hatte ihre Gestalt kaum gewandelt. Das Gesicht aber war gereift, in Form und Ausdruck bestimmt, wie ihre kleinen Hände und ihr Schritt. Wie nun Anna auf das ungleiche Paar sah, das vor ihr ging, und auf Urlaub, der ihr zur Seite schritt, mit seinem wehenden Mantel und dem breiten Hut über seinem Magiergesicht, schien es ihr, daß die kleine Gesellschaft, wenn auch an ihr selber, wie sie meinte, nichts Auffälliges war, in dem morgendlich geschäftigen Straßenleben sich recht seltsam ausnehmen mußte. Dennoch bekümmerte sich niemand um den sonderbaren Aufzug.

Urlaub hatte erklärt, zunächst müsse man einen Holzschnitzer aufsuchen. Er kenne und empfehle einen, der aus seiner Heimat stamme. Seine Heiligenfiguren für Dorfkirchen und Hausaltäre und vor allem seine Krippen seien der Trefflichkeit der Arbeit wegen hoch geschätzt. Seine Kunden seien gute Kenner zwar, aber zu großem Geldaufwand meist nicht im Stande, so sei er an übermäßige Entlohnung nicht gewöhnt. Er lebe bescheiden und werkfreudig in kinderloser Ehe mit einer jungen Frau, die er, nach dem Tode seiner ersten Gattin, vor einigen Jahren geheiratet habe.

Anna erwog, ob man nicht einen Wagen mieten solle, doch wandte sich Urlaub gegen ihr Vorhaben. Solche Dinge wollten Weile und ein Gang durch die Straßen, eine Strecke am Flußufer entlang und endlich durch die Vorstadtgassen gehöre zu ihrem Plan. Als sie später auf einer Brücke die grün einherrauschende Isar querten, war Anna es zufrieden, den Weg gemacht zu haben. Auf nächtlichen Gängen war sie zuweilen über diese Brücke geschritten, unsichtbar waren die Wasser unter ihr dahingerollt. Sie gerieten weiterhin an ein spitzgiebeliges Eckhaus, dessen hölzernes Obergeschoß über den steinernen Unterbau vorsprang. Hier hatte einmal eine Männergestalt ihr den Weg vertreten, sie mit wüsten Worten am Weitergehen hindernd. In der

Erinnerung stockte ihr Fuß. Aufatmend stand sie still und vermied es verwirrt Urlaub anzusehn, der, schweigend auch er, den Kopf senkte, seine Rede unterbrach und wartete. Als sie weiterging, setzte er sein Gespräch fort. Jetzt wurde sie gewahr, sie hatte vordem nur halb hingehört, irreführt vielleicht von seiner Weise, halblaut vor sich hinzusprechen, als rede er niemand an. Aber als sie nun hinlauschte, spürte sie, nur sie konnte als Hörerin gemeint sein. Er sprach von labyrinthischen Gängen, die den Vermessenen, der die leitende Hand des lebendigen Gottes losgelassen habe, notwendig in die Irre führen müssen, wo als Wegelagerer der Tod auf ihn laure. Nicht immer sei es der gütige Tod, der befreiende Freund, dem man da begegne. Anna bemühte sich, den Sinn dieser Worte, ihren Bezug auf sich zu fassen. Er sprach bedeutsam und feierlich. Sie wagte nicht, ihn um eine Erläuterung zu bitten. Schließlich aber unterbrach er sich, lachte, als spotte er über sich selbst, und sagte, es seien das eben Bilder, wie sein Spiegel sie ihm zuweilen nachts vorzaubere.

Zugleich hielt er vor einem niedrigen alten Haus, das breit hingestreckt in einem wohlgehegten Garten lag. Etliche Büsche und der Ziehbrunnen waren bereits in Strohüllen eingebunden. In einer Nische über der Tür stand eine Maria im blauen Kleid, kinderlos, auf der Mondsichel wie in einem silbernen Kahn. Konrad führte Anna über einen Flur in einen holzgetäfelten großen niedrigen Raum, wo sie eine halb ländlich gekleidete junge Frau antrafen. Die schöne Figur bewegte sich im Gespräch mit Roswitha und begrüßte die Gäste mit eigentümlich spröder Lieblichkeit als fremde Neulinge in ihrem Heim, Anna nicht anders als Bona. Roswitha nannte ihrer beider Namen, die Frau streckte beiden die Hand hin und hieß sie willkommen. Anna erkannte sie jetzt als ihre Retterin aus jener nächtlichen Bedrohung, die sie wie einen Angsttraum fast vergessen hatte. Auch den Raum erkannte sie jetzt wieder. Die Frau aber gab kein Zeichen des Wiedererkennens, und Anna, bedrängt von der Erinnerung jener Nacht, nahm ihr Schweigen an.

Urlaub hatte sich sogleich auf die Suche nach dem Meister gemacht und trat jetzt mit ihm ein. Der Mann begrüßte mit einem stummen Händedruck die

Gäste, Anna als Fremde wie Bona, und lud sie ein, ihm in die Werkstatt zu folgen. Im Angesicht seiner Kreaturen, die sie dort vorfänden und denen sie anmerkten, was er vermöge, würden sie leichter ihre Wünsche vorbringen. Sie überschritten den Hof hinter dem Haus und gelangten in die Werkstätte, die zwischen dem Hof und einem Gras- und Obstgarten lag.

Bona geriet mit dem Meister, den Urlaub ihnen als seinen Freund und Landsmann Magnus vorgestellt hatte, nach einem kurzen Umblick auf das umherstehende Heiligenvolk und die Krippenfiguren in ein Gespräch über ihre Arche Noah und deren Tiere, so daß Anna nun Muße fand, sich im Raume umzusehn. Hatte der Meister Magnus – mochte dies nun sein Tauf- oder sein Familienname sein – ihr schon damals auf den ersten Blick wohlgefallen, so fand sie jetzt die gleiche Empfindung für seine hölzernen Geschöpfe in sich vor. Sie schienen ihr eine vertraute Umwelt darzustellen. Mancher oder manche mutete sie wohlbekannt an, als seien sie ihr in Fleisch und Bein schon begegnet. Eine Hirtin erinnerte sie an die alte Margret, die Pflegerin ihrer Kindheit, der heilige Josef an den Diener in ihrem Elternhaus, und Sankt Anna gar an die Murachergroßmutter. Urlaub folgte ihr mit dem Blick, als sie zwischen den Werken hin und wider wanderte, vor den größeren Gestalten verweilte und manche kleinere betrachtend in Händen hielt. Indessen erschien die Meisterin, wie sie von Konrad genannt wurde, an der Türschwelle und bat die Gäste in die Wohnstube. Ihr Mann und die Auftraggeberin sollten, hätten sie ihre Abrede beendet, den andern folgen. Während Anna vorüberging, sah sie über Magnus' Schulter hinweg, auf ein Blatt, das vor ihm lag. Er hatte eine Arche aufgerissen und etliches Getier, in einer Ecke aber fand sich Bonas Köpfchen, geneigt wie sie es hielt und von den mächtigen Zöpfen gekrönt. Der Hut lag der leibhaften Bona, wie sie saß, im Schoße. Sie sprach eifrig auf Magnus ein, der ihr mit einem kleinen Lächeln zuhörte, indem er sie ansah und heimlich konterfeite.

Die Meisterin hatte auf dem Mitteltische eine Tafel zugerichtet, mit Kannen und Körben mit Gebäck, und lud die Gäste ein, die Sitze einzunehmen. Bona, die nun mit dem Hausherrn eintrat, sagte, es sei doch schon hoher Tag und sie hätten durchaus nicht vermeint, der Hausfrau solche

Mühe zu bereiten. Die schüttelte freundlich abwehrend das Haupt. Roswitha gab ihr recht, nach dem Gang in der scharfen Morgenluft sei ein zweites Frühstück ein angemessenes Labsal. So reihten sie sich um den Tisch. Anna neckte den Schnitzer mit dem Raub an Bonas Angesicht. Er brauche eine Frauengestalt, gab er zu, eine Trauernde, zu einer kleinen Grablegung, die bei ihm von einem Landpfarrer bestellt sei. Eine der Frauen sei seine eigne, und wenn Frau Muracher nichts dawider sage, trüge eine andre ihre Züge. Jetzt forderte die Meisterin die Gäste auf, ihr ins Nebenzimmer zu folgen, wo etliche Arbeiten ihres Mannes sich befänden, die ihm mehr als andre lieb seien, weshalb er sich von ihnen nicht trennen möge. Da war ein Bild der Frau, das ihren verhaltenen Liebreiz wiedergab, und in einer Nische der dornengekrönte Christus. Unser Herr im Elend, sagte die Meisterin. Auch das Gerät im Zimmer wies eigentümliches Schnitzwerk auf. Anna dachte bei sich, hier müßte Christof einmal einkehren.

Konrad, der das Haus oft aufsuchte und wohl kannte, war bei dem Meister zurückgeblieben. Als die Frauen eintraten, fanden sie die beiden Männer in einer Fensternische stehend im halblauten Gespräch. Unwillentlich vernahm Anna, daß die Rede von einem Bruder Magnus' ging, der als Mönch in einem lateinischen Kloster Griechenlands lebte, aber bald in ein heimisches für einige Zeit einkehren sollte, da seine Gesundheit in dem ungewohnten Klima gelitten habe. Fremde Ortsnamen wurden genannt, die Anna doch schon vernommen zu haben meinte. Konrad schien großen Anteil an dem Leben dieses Bruders zu nehmen. Er mochte wohl, wie Magnus, ein Jugendgefährte Urlaubs gewesen sein. Annas bemächtigte sich eine gleichsam unterirdische Erregung, ihr selbst nicht begreiflich. Es mochte der Klang der Ortsnamen sein, die sie vielleicht aus Ludwigs oder Andreas' Munde kannte. Es schien ihr jetzt, als läse Urlaubs Blick, der einen Augenblick auf ihr ruhte, von ihren Mienen ab, was sie bewegte, jedenfalls brach er sein Gespräch mit dem Meister ab.

Das Ehepaar geleitete die Gäste durch den Garten. Keine Andeutung, ja kein Blick verriet Anna, ob man sie wiedererkannt habe. Die Arche sollte

vollendet dem Muracherhaus wohlverpackt zugesandt werden. Bona versprach bei ihrem nächsten Stadtbesuch wieder einzukehren.

Auf dem Heimweg hatte sich Urlaub Bona zugesellt. Anna schien, er wolle jetzt ein Gespräch mit ihr vermeiden. Roswitha ging an ihrer Seite und erzählte ihr die Geschichte des Ehepaars. Magnus hatte als junger Mann die Witwe seines Lehrers geheiratet, die, Jahre älter als er, ihn noch in einer langen Krankheit so innig an sich gefesselt hielt, daß er nach ihrem Tode tief verstört blieb. In ihrer letzten Lebenszeit hatte sie ihn gebeten, sich mit einer jungen Verwandten, die als Pflegerin bei ihr lebte, nach ihrem Tode zu vermählen. Magnus konnte sich trotz seines Gelöbnisses lange nicht zu diesem Bund entschließen. Das Mädchen aber wies manchen Freier ab und wartete stumm und getreu, bis der säumige Werber sich endlich einfand. Es sei dennoch eine gute erfüllte Ehe, schloß Roswitha.

## 42

Silbernagel, Ludwig Renners alter Tiroler Gastfreund, hatte schon etliche Jahre vergebens um den ehemals gewohnten Winterbesuch des Ehepaares geworben. Ludwig hatte das Schlößchen zwar auf mancher Sommerwanderung betreten, aber die winterliche Heimsuchung war von Jahr zu Jahr auf ein kommendes verschoben worden. Diesmal hatte der Freund einen Grund angeführt, dem man nicht widerstehen mochte: er sei der Älteste unter ihnen, seiner Lebenszeit stünde nicht mehr an, ersehnte Freudentage in die Zukunft zu rücken. So beschloß man die Fahrt. Sophia unternahm das Wagnis, Anna zur Teilnahme einzuladen. Georg, der in diesen Tagen seine Ferien mit der Mutter verleben würde, könne sie begleiten. Die Winterreise sei ein Festgeschenk für ihn. Anna willigte ein, den schicksalhaften Ort wiederzusehn. Man reiste am zweiten Tag des neuen Jahres ab. Georg hatte das kleine Bedauern, die vielen Bücher, die er sich zum Weihnachtsfest gewünscht hatte, und in die er taub und unbelangbar all die Tage versunken

war, zurücklassen zu müssen, schon auf der Fahrt überwunden. Ein zahmer Rabe, der in den Räumen des Silbernagelschen Hauses flatternd umherhüpfte, und ein junger Fuchs, der im Hof an einer Kette lag – ein Diener hatte ihn aus dem Fangeisen eines Dorfbauern befreit, ausgeheilt und gefesselt und wartete ihn –, nahmen den Jungen sogleich für sich ein.

Der Bergrat, dem es der schöne Knabe antat, offenbarte sich als unerschöpflicher Erzähler. Er wußte mancherlei von verwünschten Stollen, die Menschenkindern zur geheimnisvollen Stunde sich öffneten und ihnen ihre Schätze an Gold, Silber und Karfunkelstein wiesen.

Früh verwitwet war Silbernagel einsam verblieben. Ein Kind hatte er nie besessen. Seine Vorliebe für junge Menschen konnte er kaum anders befriedigen als durch Bewirtung und Bescherung der Dorfkinder und Gewährung von Studiengeldern, wenn der Pfarrer oder der Lehrer einen begabten Zögling empfahl.

Jetzt konnte er sich von dem bezaubernd lebhaften Kind, das sich ihm anschloß, nicht losreißen, immer bedacht, ihm Unterhaltung und Vergnügungen zu bereiten.

Georg erfaßte rasch, welche Macht über den Gastgeber ihm zugefallen war. Er entlockte ihm immer neue Geschichten oder bewog ihn, ihm seine Sammlung alter Waffen, die in Glasschränken verwahrt und an den Wänden der Halle aufgehängt war, vorzuzeigen und zu erklären. Dabei wurde der Alte, der in seinen weichen pelzgefütterten Stiefeln schwerfällig einherstapfte, hin- und hergejagt. Anna erhob Einspruch gegen die jugenhaft schonungslose Tyrannei. Silbernagel lachte, als sie ihm seine Nachgiebigkeit verwies, und meinte, er hätte sich ja nie anderes gewünscht als einem Sohn oder Enkel seine Märchen zu erzählen und seine Kuriositäten vorzuführen.

Wie vor zwölf Jahren bewohnte Anna das Zimmer neben dem, das Sophia innehatte. Ihr war, als atme sie in einer großen gläsernen Kugel, als sei die Zeit hier erstarrt, ungültig sei alles Geschehen seither. Im Raume nebenan, hinter dieser Wand, brachte Anselm Sophien die Werbung um sie, das junge Mädchen vor, von diesem Fenster hauchte sie, auf die Botschaft wartend, die



Eisblumen, die gleichen silberglitzernden Zweige streiften fast die Mauer des Hauses. Sophia mochte ahnen, was die Schweigsame bewegte. Oft legte sie stumm, als geböte sie Einhalt, die Hand auf den Arm der Freundin. An manchem Abend bat sie sie, für die Nacht ihr Schlafzimmer zu teilen. Sie litte, erwähnte sie, in dem veränderten Klima an Beklemmungen und liege oft Stunden wach. Da fühle sie sich erleichtert, das junge gesunde Atemholen der Freundin in der Dunkelheit zu vernehmen. Obgleich Anna die zärtliche List verspürte, die unter dem Vorwand eignen Leidens sie der schmerzhaften Starre entwinden wollte, konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß Sophia, wenn auch spät, die Bürde des Alters auf sich zu nehmen begann. Sie war nicht mehr so gehfreudig wie damals, wenn sie auch noch aufrecht und stolz in ihrem Armstuhl saß, die thronende Göttin, wie Andreas sie in liebendem Scherz zu nennen pflegte. Sophia bedauerte, daß es Anna an junger Gesellschaft mangle, sie auf den Wegen zu begleiten, und vertröstete auf Ulrich, der für einige Tage sein Kommen versprochen hatte. An diesem unermüdlichen Wanderer würden sie und der Junge einen Führer gewinnen.

Schon am dritten Tage der Einkehr der Gäste bekam Silbernagel eine Botschaft seiner alten Tante Sidonia, deren Haus man damals als Ziel einer Schlittenfahrt aufgesucht hatte. Sie sehnte sich, ließ sie wissen, besonders Sophia wiederzusehn, deren Anwesenheit sie durch eine Verwandte, ein altes Stiftsfräulein in der Stadt, erfahren habe. Diese Stiftsdame, erklärte Silbernagel gutmütig verärgert, sitze nun seit Jahren gelähmt von der Morgenhelle bis zum Laternenschein in einem bequemen Lehnstuhl an ihrem Fenster, von wo aus sie das Straßenleben überblicke. Nichtige und wichtige Geschehnisse werde sie als erste inne, tagsüber empfangen sie Besuche, die ihr zutrügen, was sie von ihrem Auslug nicht erspähe. Zwischen ihr und Sidonia aber spinnen sich wiederum Fäden, wodurch die entlegenen Hausende ihren Anteil an den Neuigkeiten der Stadt beziehe.

Sophia war wenig geneigt, in dieser kalten schneereichen Spanne die Fahrt zu wagen. Man möge, empfahl sie, gelinderes Wetter abwarten. Silbernagel riet wortkarg aber entschieden ab. Der Besuch, brachte er vor,

würde sich unter allen Umständen als anstrengend erweisen. Die Tante sei ebenso schwerhörig wie wißbegierig. Ihr Gedächtnis habe gelitten. Ihre Fragen zu beantworten sei schwer, sie nicht zu beschämen erfordere viel Geschick und Güte. Er wolle ihr jedoch, wie er zu Festzeiten es halte, Wildbret und einige besondere Leckerbissen, worauf seine Köchin sich verstünde, senden, ein paar Flaschen aus seinem Keller und einen Brief Sophias. Er wisse, was der Tante behage. Morgen werde der Schlitten mit den Gaben abfahren.

Anna bat sogleich lebhaft, Botin und Trägerin von Sophiens Gaben und Grüßen sein zu dürfen. Es verlange sie nach der Frische der winterkalten Luft. Sophia stimmte bei, Silbernagel hingegen erwog den Vorschlag eine Weile bedenklich, ehe er, wie es Anna schien unlustig und mit einem fühlbaren Rückhalt, einwilligte. Georg weigerte sich die Mutter zu begleiten. Er wolle Ulrich, den man eben für diesen Tag erwartete, auf dem Bahnhof abholen.

So fuhr Anna am kommenden Mittag, von Silbernagel in altväterische Pelze verpackt, im Schlitten hinter der Meerfrau schellenklingend durch die hochverschneiten Straßen der Stadt. Vor ihr stand ein verhüllter ovaler Weidenkorb, der Silbernagels Gaben enthielt. Sophia hatte eigenhändig alles schön eingeordnet und ihre eignen Geschenke, in ein Kästchen verpackt und mit Seidenschnüren umwunden, dazwischen geborgen.

In der besonnten Tagesmitte fühlte sich Anna in eine selig schwerelose Sphäre gehoben. In der vergangenen Nacht noch hatte sie in jener Fahrt gelebt, die sie vor zwölf Jahren zum selben Ziel getragen hatte wie heute am Vorabend des Dreikönigstags. Bei der Abfahrt hatte sie ein wehmütiges Lächeln verborgen. Niemand hatte der Wiederkehr dieses Tages gedacht. Sie war sicher, Sophia hätte sie sonst allein nicht ziehen lassen.

Sie hielt vor dem mauerumschlossenen Edelsitz rascher, als sie erwartet hatte. Dem Zauber der wechselnden Bilder hingegeben, hatte sie Wald, Schloß und Dorf an sich vorüberziehen lassen. Schlittenglockenläuten und Peitschenknall lockten den Gärtner, einen zwerghaften Greis, und die Köchin herbei. Sie taten das Gitter auf. Schließlich erschien noch eine rotbäckige derbe junge Magd holzschuhklappernd und half der Köchin den Korb ins Haus

tragen. Sidonias Spitzenhäubchen erschien zwischen den blühenden Topfpflanzen im Fensterrahmen über ihrem winzigen Gesichtchen.

Als Anna die Halle betrat, vernahm sie schon das dünne Stimmchen der alten Frau, das nach der Köchin Coletta beehrte. Diese eilte herbei, legte der Herrin eine Marderpelerrine um und lieh ihr den Arm. Auf diesen und ein Stöckchen mit Elfenbeinkrücke gestützt, trat Sidonia dem Gast an der Schwelle des Wohnraums entgegen. Als Anna vor ihr saß, nahm sie ihr Hörrohr und begann, die junge Frau mit Fragen zu bestürmen. Diese nahm überrascht wahr, daß die Uralte den Schicksalen ihrer Freunde mit Teilnahme gefolgt war. Sie fragte nach Annas Sohn, den sie gern gesehen hätte. Anna rief ihr die Antworten durch das Hörrohr zu. Die Fragende schien alles wohl verstanden zu haben, wurde zutraulich und bat Anna, die Hüllen von Sophiens Geschenken zu lösen, ihre steifen Finger vermöchten die Knoten der Schnüre nicht zu öffnen. Ihre Vogelaugen blickten neugierig, sie wartete wie ein Kind, das seine Ungeduld nicht zu meistern weiß. Als ein Jäckchen aus silbergrauer Wolle zum Vorschein kam, flaumweich und spinnwebart, mit veilchenfarbenen Schleifen, stieß sie kleine Jubeltöne aus und rührte einen Perlglockenzug neben ihrem Lehnstuhl, worauf Coletta, die Köchin, mit einem Tablett mit mächtigen Silberkannen erschien und sich anschickte einen Kaffeetisch zu decken. Sidonia hieß ungeduldig sie innehalten und ihre Nichte herbeirufen, der sie das Wunderwerk unverzüglich zeigen müsse. Coletta ließ gutmütig kopfschüttelnd ihr begonnenes Werk im Stich. Nach wenigen Augenblicken tat sich die schwere Eichentür nach der Halle auf. Eine große knochige Frau, die fast an den Türrahmen stieß, trat ein, schwarz angetan, mit tiefliegenden Augen wie erloschene Kohlen in dem erdfarbenen Gesicht. Ihre Nichte und Hausgenossin Frau von Seybold sei es, verkündete das alte Fräulein. Es fiel schwer, sich eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Wesen vorzustellen. Die Nichte reichte Anna mit verhaltenem Lächeln freundlich die Hand und zog der alten Dame auf ihr dringendes Begehren sogleich die neue Jacke an, nachdem sie sie geschickt aus ihrer Pelzhülle gewickelt hatte. Dann hob sie sie wie eine Puppe auf ihren Arm und trug sie

vor einen Spiegel, der an einem Wandpfeiler zwischen zwei Fenstern hing. Das Betrachten vollzog sich denn auch mit großer Genugtuung. Coletta erging sich mit gewaltiger Baßstimme in Bewunderung, während die Nichte, überraschend bei ihrer Leibesbeschaffenheit, die ihre mit einer leisen wohllautenden Stimme vorbrachte.

Indessen war der Tisch mit Spitzendecken, Silberzeug und Weihnachtskuchen bestellt. Die Riesin hob die Tante in ihrem neuen Staat in den Sessel und versorgte sie mit Speise und Trank, während Anna das Ausmaß der Kuchen und der Kannen und Tassen bestaunte. Das Erbgut war einem Geschlecht von dem Format der Nichte angemessen, die selbst wie ein lebend gewordenes Bild einem Rahmen der Ahnengalerie entstiegen schien.

Nachdem Fräulein Sidonia sich gelabt hatte, wandte sie sich Anna zu und wünschte von dem Befinden der Gattin Silbernagels Bescheid zu haben, die aber vor dreißig Jahren verstorben war. Anna fühlte den Blick der Frau von Seybold bittend auf sich gerichtet. Sie antwortete durch das Hörrohr, Frau Silbernagel sei zur Zeit abwesend, worauf Sidonia nicht ohne Schärfe bemerkte, gewiß sei sie wieder in Wien bei ihren Verwandten. Sie sei eine Modenärrin, wie man ja wisse, und versorge sich dort mit übertriebnem Plunder, wie er der Gattin eines Beamten durchaus nicht anstehe. Dann verweilte sie bei ihrem Liebling Sophia, und bei diesem Gegenstand war des Rühmens kein Ende. Allmählich aber sank ihr Vogelköpfchen auf die Brust nieder. Das Hörrohr entfiel der Hand.

Anna erhob sich, doch bat die Frau sie zu verweilen, Sidonia würde es allzu schmerzlich empfinden, wenn sie ohne Abschied ginge. Sie lebten so einsam hinter ihren Schneebergen, von einem Besuch wie diesem zehre die Tante lange. Dabei schien es Anna, Frau von Seybold sei irgendwie beunruhigt, als horche sie auf etwas hin, während sie den Gast fast ängstlich beobachtete und sich bemühte ihn zu unterhalten. Anna war schon vor einer Weile ein rätselhaftes Geräusch aufgefallen. Die Töne schienen zunächst vom Garten hereinzudringen. Es waren langhingezogene melodische Laute, wie wenn hauchdünnes Glas einander berührte, dann wieder scholl es wie Klängen

des Frostes in erstarrten Bäumen. Jetzt aber drang der Ruf eindringlicher ans Ohr, und als ob er aus entfernten Räumen des Hauses käme. Sidonia fuhr aus ihrem Schlaf auf und sank wieder in sich zusammen,

Frau von Seybold wandte sich mehrmals zur Tür, als wolle sie den Raum verlassen, kehrte aber immer wieder zurück und suchte ein Gespräch fortzusetzen. Einmal erschien das Gesicht Colettas heischend und, wie es Anna vorkam, verstört im offenen Türspalt und zog sich auf einen Blick der Frau zurück. Dann verließ diese das Zimmer und die Dienerin trat ein, um Anna jetzt Wein anzubieten, wobei sie mit ängstlicher Miene den Gast beobachtete.

Nun aber tauchte Sidonia aus ihrem Schlummer auf, ergriff ihr Hörrohr und richtete Fragen an Anna, die zu beantworten dieser immer schwerer fiel. Im Hause war es still geworden.

Der Silbernagelsche Kutscher ließ melden, er sei nun von seiner Fahrt nach einem tiefer im Gebirg gelegenen Ansitz, die sein Herr ihm anbefohlen hatte, zurück und rate die Heimfahrt an, um vor Nachteinbruch zu Hause anzukommen. Anna erhob sich und nahm von der Hausherrin Abschied, die ermüdet keinen Einspruch erhob. Die Nichte führte sie an den Schlitten, hüllte sie ein und trug ihr Grüße auf. Der Schlitten flog die sinkende Straße hinab. Es war die letzte helle Zeitspanne, und die nahende Dämmerung schon spürbar, als Anna den abbiegenden Fußpfad durch den Wald entdeckte, den sie damals mit Anselm hinabgestiegen war.

Nach einem unschlüssigen Augenblick bat sie den Kutscher zu halten und sagte ihm, sie wolle den Pfad hinuntergehen, sie werde den wohlbekanntesten Weg nicht verfehlen, er möge in dem Gasthof am Stadtrand sie erwarten oder abholen, wie es ihm recht dünke. Der Alte war es nicht zufrieden. Bald werde es dunkel sein, wandte er ein, der Weg sei eisglatt, kein Mensch gehe in solcher Nacht über verrufene Orte, manchen hätten die Unholde entrückt, der Herr werde ihm zürnen. Vor Gott und Mensch könne er ihr Unterfangen nicht verantworten. Sie blieb fest, für ihre Sache werde sie selbst einstehn. Ohne sich umzusehen stieg sie die Straße zurück aufwärts und bog bald in den Pfad ein.

Wohl dunkelte es im Wald, aber der Weg war ihr so vertraut, als sei sie ihn erst unlängst gegangen. Er breitete sich, bequemer als einst, als helles glitzerndes Band querte er den dunklen Wald. Anna sah die Mondsichel über sich und den ersten Stern. In seinem Licht standen die silberumspinnenen Bäume als Wächter zu beiden Seiten des hartgefrorenen Wegs. Innehaltend spürte sie plötzlich die beißende Kälte in den Gliedern und fühlte sich versucht umzukehren und in Sidonias Haus Zuflucht zu suchen. Dann aber schreckte sie das Haus mit der tauben Alten wie eine Gruft. Die Ihren würden um ihres Ausbleibens willen in große Sorge geraten. Sie schritt wieder aus. Zweimal schon hatte ihr Pfad die Windungen der Fahrstraße gekreuzt, als sie plötzlich eine Vogelstimme vernahm. Bald schien der Lockruf ihr von der einen, bald von der andern Seite zu kommen, bald hinter ihr, bald von vorn, näher einmal und dann wieder ferner. Einmal schien es ihr das Schluchzen der Nachtigall, ein andermal der Ruf des Käuzchens.

Sie gedachte der Warnung des Kutschers, als sie auf dem starrgefrorenen Boden eilende Schritte hinter sich vernahm. Eine mächtige vermummte Gestalt ging bald in gleichem Maß neben ihr bergab. Aus der unförmigen Verhüllung fragte die sanfte Stimme der Frau von Seybold, ob sie unterwegs jemand begegnet sei. Die Frau schob die Kapuze aus der Stirn und sah Anna aus weiten angstvollen Augen an. Aus geringer Entfernung erklang jetzt der Eulenschrei. Die Begleiterin gab ihn zurück. Zuweilen verließ sie den Weg und verschwand im Dunkel. Anna vernahm Ruf und Widerruf, bis sie an der Schloßmauer angelangt war. Dort auf einem einzelnen Block erwartete sie die Frau, in sich zusammengesunken sitzend. Die Tränen rannen unaufhaltsam über ihr zerfurchtes Gesicht. Im hellen Mondschein sah es wie ein aufgebrochenes Stück Erde aus. Mit beiden Händen umklammerte sie den Arm eines Mannes, der unbeweglich neben ihr verharrte. Sie löste jetzt eine ihrer Hände, um Annas Rechte zu fassen und sie an sich zu ziehen. "Mein Sohn Oswald", flüsterte sie Anna zu. Der Mann heftete seine dunklen Augen auf Annas Gesicht. Langsam belebten sich seine Züge, die rein und bestimmt einem Erzbild glichen und in nichts an die plumpe Schwere des mütterlichen

Anlitzes erinnerten. Plötzlich auffahrend stieß er den Eulenschrei aus, zuckte wie aus einem Traum erwachend zusammen, riß sich gewaltsam von der Hüterin los und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. Die Hände bluteten, der seidene dunkle Kittel, den er unter der Pelzhülle trug, die Frau von Seybold ihm umgehängt hatte, war zerfetzt.

Anna vernahm jetzt das Raunen der Quelle unter ihrer Eisdecke hinter der Mauer, und die Stimme der Frau vermählte sich dem Rieseln, wie sie Anna ins Ohr murmelte: "Fürchten Sie nichts, keinem außer sich selbst tut er ein Leid an." Sie wandte sich an den Sohn und schüttelte seinen Arm, als wolle sie ihn erwecken. "Wir wollen, Oswald," sagte sie beschwörend, "unsern Gast ein Stück Weges geleiten, bis zur Herberge am Stadtrand, wo sie in Sicherheit ist und wir ein Gefährt zur Heimkehr finden." Der Angeredete fuhr hoch, richtete seine Augen auf Annas Gesicht und schien doch durch sie in eine Ferne zu schauen. Er faßte ihre Hand mit der seinen, die seiner Mutter mit der andern. Anna fühlte einen zarten wesenlosen Griff. Behutsam, wie schwebend führte er die Frauen auf der abschüssigen glatten Bahn hin. Ein jäh einsetzender Wind fegte ihnen den Schnee von den Bäumen in nadelspitzen Kristallen ins Gesicht. Bald hielt der Mann ein, ließ die Hand seiner Mutter für einen Augenblick los, hob den knöchernen langen Zeigefinger und wandte mit lauschender Gebärde sich rückwärts. Anna hörte von ferne das Murmeln des Wassers unter dem Eis. Sicher dahingleitend führte er die Frauen abwärts. Auf dem alten Soldatenfriedhof aus der Franzosenzeit verblieb er, wieder aufhorchend, wie erstarrt stehen. Der Wind kreiste jetzt in Wirbeln um sie. Plötzlich zum Sturm gewandelt umtoste er die betäubten Frauen, ließ die starren Bäume aufächzen, brach klirrend die Eiszapfen von den Ästen und schleuderte sie wie scharfe Dolche. Die Frauen bargen die Gesichter atemberaubt in den Händen. Oswald schickte schrill seinen Eulenschrei in das Nachtgebräus. Er brachte sein Gesicht dem Annas nah, daß sie auffuhr, bleckte seine Zähne, die grell im Mondlicht blinkten, seine Augen glommen in ihren tiefen Höhlen auf. Anna vernahm seine Stimme. "Die Geister kämpfen jetzt da oben ihren Kampf weiter", raunte er ihr zu und wies dann lautlos lachend auf die morschen Grabkreuze und in

die Baumwipfel. Die Mutter haschte verhalten schluchzend nach seiner Hand und zog ihn weiter.

Vor einem Vorstadtgehöft machte sie Halt. Sie fänden hier Aufnahme bei wohlvertrauten Leuten und gewiß auch Gelegenheit zur Heimfahrt. Für Anna sei der Weg nun ohne Zufälle sicher. Die Straße lag im Schnee- und Mondlicht fast taghell vor ihr, stumme Gänger eilten der Kirche zu, von den Türmen riefen die Glocken zur Einkehr. In ihrem kuttenartigen dunklen Gewand mit der Kapuze über dem wirren Grauhaar glich die Frau einem gespenstigen Mönch. Den Finger zum Schweigegebot auf dem Munde schaute sie Anna flehend in die Augen.

Der Sohn ließ Annas Hand nach langem Widerstand fahren. Er wandte sich heftig ab. Anna durcheilte rasch die Straße inmitten der Kirchgänger. Jetzt meinte sie das Pochen ihres Herzens zu hören, und in der bitteren Nachtkälte feuchtete sich ihre Stirn. Hinter sich vernahm sie den Eulenschrei.

Sie hielt erst ein, als sie vor dem Gasthof stand. Eine Weile säumte sie vor der Tür, bis ihr Atem sich beruhigte. Die zwölf Jahre hatten in der Gaststube nichts verändert. Der Boden war festtäglich frisch gescheuert. Hinter dem Kruzifix in der Ecke staken wie damals Tannen- und Wacholderzweige und eine Mistelkrone über der Hängelampe, deren Licht im Erker die Ahornplatte des Tisches weiß schimmern ließ. Anna wählte den gleichen Platz, den sie damals innegehabt hatte.

Die Wirtin trat aus einem Nebenraum, betrachtete den Gast mit freundlicher Neugier und meinte dann zutraulich, Anna möchte wohl die Dame sein, der sie vom Silbernagelschen Kutscher Bescheid zu geben habe, daß er nämlich nach Hause gefahren sei, um sich dort zu melden, aber ohne weitem Verzug kommen werde, um sie abzuholen.

Die Wirtin schien wahrzunehmen, daß Anna jetzt in der Hut des Hauses unter einem Frostschauer erbebte. Sie wandte sich ab, kehrte aber bald mit einer Schale dunklen Glühweins zurück und mahnte, der Gast möge den Trunk recht heiß genießen um sich zu erwärmen. Anna neigte, allein verblieben, ohne zu trinken das Gesicht über die Schale. Im Duft des Weins und der Gewürze



träumte sie ermattet vor sich hin, die wohltuende Wärme löste ihre Glieder, jetzt erst ließen sie die Schrecknisse der nächtlichen Wanderung aus ihren Klammern. Bald mußte wie einst der Aufzug der Hausleute mit dem Priester eintreten, betend die magischen Zeichen über die Türen zu schreiben. Als aber jetzt unter ihrem Blick die Tür aufging, traten Ulrich Renner und ihr Sohn Georg ein.

Unter Ulrichs besorgtem Anschaun fühlte Anna eine leichte Beschämung, die sich vertiefte, als er zum Aufbruch mahnte, da alle, Sophia aber besonders, ihre Heimkehr erwarteten. Die Meldung von ihrer einsamen Nachtwanderung und dunkle Andeutungen des Kutschers über merkwürdige Vorgänge in Sidoniens Haus hatten alle in Sorge versetzt.

Anna schüttelte in schweigender Abwehr den Kopf.

Auf ihrem Weg durch das Haus schlug der Duft des Weihrauchs ihnen entgegen. Aus dem Räucherfaß des kleinen Ministranten, der dem Priester vorausging, stiegen die blauen Wölkchen auf. An eine Wand gelehnt ließen sie den Zug der betenden Hausleute an sich vorbeiziehn.

Draußen in der kalten Luft gewann Anna die Herrschaft über sich wieder. Georg hatte die Mutter scheu begrüßt. Die Veränderung in ihrem Wesen hatte er schnell wahrgenommen und festgestellt, daß sie ihm nicht die gewöhnliche Beachtung schenke. Am Nachmittag nach seiner Ankunft hatte Ulrich ihm mitgeteilt, er sei zu einem Besuch des Rektors der Klosterschule eingeladen worden und habe bei diesem Aufenthalt erfahren, daß Georgs Verhalten in den letzten Tagen vor dem Fest eine schwere Verstimmung ausgelöst habe.

Der Anblick der beiden Fahrtgenossen ihr gegenüber, Ulrichs männlich gelassene Miene und Georgs blühendes Knabengesicht, von hellen Locken umrahmt, das unter der Pelzkappe blankäugig in die Sturmnacht blickte, ließ die Geborgenheit einer heimischen Sphäre über Anna kommen und schlichtete die Wirrnis des Abenteuers so weit, daß sie dem angstvollen Blick Sophiens, die ihr mit dem Hausherrn schon am Tor entgegentrat, mit beschwichtigendem Lächeln begegnen konnte.

Bald erschienen — wie einst — die Dorfkinder hinter den Sternsängern in der Halle und genossen die gewohnte Bewirtung. Anna zwang sich in der Runde zu sitzen, ob sie gleich ihre Müdigkeit kaum mehr zu bewältigen vermochte. Sophiens forschende Augen strahlten wie durch einen Nebel. Während die Hausgenossen sich an der Fröhlichkeit der jugendlichen Gäste belustigten, trat die Freundin an ihre Seite, nahm ihren Arm und geleitete sie an die Tür ihres Zimmers.

Bis in die frühen Morgenstunden lag Anna von tiefem Schlaf befangen. Vom Garten her angerufen erwachte sie in das Dunkel, sprang aus dem Bett und stieß die Holzläden auf. Vom Eibenbaum am Gartenrand löste sich im ersten Dämmerchein die graue Gestalt, hob ihr Anselms Gesicht entgegen. Das Torgitter in der Mauer schwankte ächzend in den Angeln. Sie sah den Grauen über ein Schneefeld der Höhe zuschreiten. Ehe die Gestalt im Morgendunst aufging, wandte sie ihr das Antlitz zu. Der Gefährte der letzten Nacht auf der Wanderung durch den Wald wies ihr lautlos lachend die gleißenden Zähne. Noch ehe die Nebelferne ihn aufnahm, scholl gellend der Eulenruf in ihr Ohr.

Sie brach in die Kniee, verharrte eine Weile in der eisigen Finsternis und raffte sich auf. Der Morgenwind schloß lärmend die Läden. Als Anna sich einem Lichtschein in ihrem Rücken zuwandte, stand Sophia in der offenen Tür, das Morgenkleid aus dunklem Samt flüchtig umgeworfen. Das weiße Haar lag in Ringeln auf ihren Schultern, ihre Wangen waren schlafgerötet. Sie setzte den Leuchter mit der brennenden Kerze auf den Tisch, bettete Anna auf ihr Lager und harrte aus, bis die nun leise Weinende in Schlaf fiel.

Als Anna, von den Geräuschen des erwachten Hauses geweckt, sich aufrichtete, entsann sie sich allmählich der nächtlichen Erscheinung. Ein flüchtiger Duft, der immer gleiche, den Sophia hauchschwach an Haar und Gewand trug und der an dem Kissen haftete, auf dem ihr Arm gelegen hatte, machte es ihr gewiß, daß die Freundin keine Erscheinung des Traums gewesen sei. Der Duftstoff war ein Geschenk Andreas', den er Jahr um Jahr sich aus dem

Orient verschrieb, um die Glasphiole in einer Holzkapsel auf den Geburtstagsstisch der Schwägerin zu legen.

Einige Stunden später kniete Anna wie vor zwölf Jahren in der Kirche an Sophiens Seite unter den Erzmälern. Zu ihrer Linken stand Georg. Seine Augen wanderten zwischen den Gewaltigen umher. Auf der Heimfahrt überschüttete er die Mutter mit Fragen über Leben und Wesen der Urbilder. Anna vermochte seine Wißbegierde nicht zulänglich zu befriedigen. Sophia vertröstete auf Ulrich, der in der Historie wohl bewandert sei. Als dieser aber nach ihrer Rückkehr sogleich ein Bildwerk aus Silbernagels Bibliothek herbeibrachte, um mit dessen Hilfe Georgs Fragen zu beantworten, blieben Sophia und Anna als Zuhörerinnen, während der Junge bald zerstreut aus dem Fenster auf den Hof niedersah, wo der Knecht ein Fohlen hin- und widerführte, und schließlich fortsprang, um sich zu den beiden zu gesellen.

Sophia bat Anna zu sich. Sie nahm in dem Lehnstuhl am Fenster Platz, und Anna ließ sich wie einst auf dem Schemel zu ihren Füßen nieder. Hinter dem Messinggitter des Ofens brannte knisternd harzduftendes Holz.

Aus dem Mund der Freundin vernahm Anna die Geschichte Oswald Seybolds, wie diese sie von Silbernagel vernommen hatte. Am Morgen, als die Frauen in der Kirche verweilten, sei nämlich der Gärtner Sidonias mit einer Botschaft der Frau von Seybold erschienen. So sei dem Gastgeber Annas nächtliche Begegnung bekannt geworden. Die Anwesenheit Oswalds sei ihm vorher nicht gewiß gewesen, doch habe er sie vermutet und darum dem Besuch seiner Gäste bei der Verwandten widerraten.

Oswald, berichtete Sophia, sei ein außerordentlich begabtes Menschenkind gewesen und der Patensohn und Liebling Silbernagels. Von ihm angeleitet, habe er Naturwissenschaft studiert und sei, von Fachgenossen bald beachtet, schon früh zu einem Lehramt an einer Universität berufen worden. Nach etlichen Jahren erfolgreicher Arbeit wurden seine Freunde zu Zeiten von einer Reizbarkeit und Sprunghaftigkeit seines geistigen Wesens, zu andern von einer Stockung und düstern Verschlossenheit betroffen. Dieser Zustand machte sich bald auch Fernerstehenden offenbar. Man gewährte ihm

eine längere Erholungsfrist, denn seine schweigsame Apathie, seine Unlust zu essen, zu ruhen und sich zu pflegen, sein zielloses Umherwandern in der kleinen Stadt, die Gewohnheit mit sich laut zu reden zogen aller Aufmerksamkeit auf ihn. Er währte eine große Entdeckung gemacht zu haben, die das Leben der sterblichen Erdenbewohner glücklich wandeln mußte. Er meinte seinen Fund von Feinden, Dämonen und Menschen, geahnt und sein Werk mit Vernichtung bedroht. Maßlose Ausbrüche der Angst und des Mißtrauens geboten seine Entfernung aus menschlicher Nähe. Man brachte ihn in eine Heilanstalt. Das Wesen seines Wahns veränderte sich allmählich. Er vergaß seine Forschungen und ihre Ergebnisse. Sein zorniges Aufbegehren beschwichtigte sich, er betrat gleichsam einen anderen Planeten, von Pflanzen und Tieren bevölkert, deren Leben und Sprache er zu verstehen gewiß war und mit denen er umging wie mit Kreaturen gleicher Art. In diese Welt nahm er Einzelne auf, wie seine Mutter, wie seinen Vetter Silbernagel, die alte Tante Sidonia und ihr Hausgesinde, seine einstigen Freunde aber schied er von sich ab, als müßten sie in einer dumpfen Unterwelt verharren, aus der er habe aufsteigen dürfen. Seine Gegenwart war mild und freundlich, Zeiten der Erregung wurden selten, er liebte es mit Kindern zu spielen. Sein eigentlicher Umgang aber waren Tiere, Vögel vor allem, Haustiere, ja scheue Tiere der Wildnis. Sie erwiderten sein Zutrauen, ließen sich in seiner Nähe nieder, nahmen seine Liebkosungen hin wie das Futter aus seiner Hand an, schlofen an seiner Seite. Er ahmte die Stimmen der Vögel, die Rufe des Wildes, die Geräusche der Insekten nach und behauptete aller Sprache zu verstehn. Die Mutter hatte ihn wieder in ihr Heim zurückgeholt. Doch brachte das städtische Leben viel Ungemach über die beiden, da es Oswald selten in der Umschlossenheit des Hauses litt und sein Schweifen im Freien, sein häufiges nächtliches Ausbleiben die Frau in steter Unruhe hielt. So kam man mit Silbernagel, der dem Kranken zum Sachwalter bestellt worden war, überein, daß Mutter und Sohn, sobald Frau von Seybold es begehrte, einen Teil des Jahres in dem weitläufigen und fast leerstehenden Haus Sidoniens Obdach finden sollten. Die in ihren hohen Jahren kindhaft gewordene Alte fand

manche Berührung mit Oswald. Ihr zahmes Eichhörnchen, das die Nuß aus ihrer Hand nahm, war sogleich mit ihm heimisch, wie der alte zwerghafte Gärtner ihm das Geheimnis seiner winterblühenden Fensterpflanzen offenbarte. Geschah es, daß er ihr anvertraute, was die Vögel ihm von einer bevorstehenden Weltwende geweissagt hatten, so nahm sie es ebenso gläubig hin wie den Stadtklatsch, den ihre Tante ihr in künstlich gefalteten Briefchen durch Zufallsboten sandte. Oswald mochte, wandelte der Trieb dazu ihn an, im Wald umherschweifen. Den Bauern war der wunderliche Gast, den die Vorsehung ihrem Bereich entrückt hatte, heilig, keiner kränkte ihn, er stand unter aller Hut.

Zuweilen kehrten beide in ihr Stadtheim für etliche Monate zurück. Nie hatte Frau von Seybold die Führung des Sohnes eingebüßt. Sie warf sich nun vor, Silbernagel ihre Ankunft nicht sogleich kundgetan zu haben, wie er es bereute, Anna nicht verhindert zu haben, die Fahrt zu unternehmen.

Oswald hatte das Erscheinen der jungen Frau von seinem Fenster aus beobachtet. Während nun die sonstigen seltenen Besucher seine Einbildung kaum beschäftigten, mußte ihr flüchtiger Anblick ihn tief aufgewühlt haben. Sie sei, vertraute er der Mutter, eine Bewohnerin seines Sterns und bringe ihm lang ersehnte geheime Botschaft. Sie sei ihm urvertraut, der Eulenkuckuck sei das vereinbarte Zeichen. Die Mutter bat Anna, ihr zu vergeben, sie habe die Begegnung nicht zu verhüten gewußt. Der Sohn sei in wilden Sprüngen seitlich auf einem Waldweg dem Schlitten gefolgt, vielleicht habe Annas Entschluß, den Fußpfad zu wählen, ein Unglück verhütet.

"Wie könnte ich vor diesem Mutterschicksal mein kleines Ungemach beklagen!" meinte Anna. "Ist denn für den Geschlagenen keine Hilfe?"

"Die Krankheit verläuft", antwortete Sophia, "nach der Meinung der Ärzte ihrem eignen Gesetz gemäß, man kennt kein Mittel, ihren Weg aufzuhalten. Aber es gibt Pausen, und zwischen Mal und Mal wird Oswald wieder Kind unserer gemeinsamen Welt, wenn auch die Zeichen des unbekanntes Planeten, auf den er geflüchtet war und zu dem er wieder fliegen wird, für uns ihm noch anhaften mögen."

Sophia schloß die Augen. Es mochte die in der Sonne gleißende Schneelandschaft vor dem Fenster sein, die sie blendete. Sie saß mit gesenktem Kopf, als spinne sie ihre Erzählung in sich weiter.

Anna betrachtete das Gesicht über ihr mit inniger Bewunderung. Nur noch ein einziges altes Menschenantlitz hatte sie gekannt, in dem der Schmelz der Jugend so hinter einem dünnen Schleier wie in einem durchsichtigen Versteck sich verborgen erhalten hatte, das der Murachergroßmutter. Die Züge alter Frauen waren ihr oft wie eine schmerzliche, oft auch wie eine boshafte Grimasse erschienen, als sei der Lebensbecher ihnen mit einem bitteren, ja mit einem giftigen Trunk gefüllt worden und sie starrten nun mit Abscheu in die leere Schale.

Sophia, aus ihrer Versunkenheit zurückgekehrt, fing Annas Blick noch auf, ehe sie ihn vom Gesicht der Freundin abwenden konnte.

Sie sei, meinte Sophia, wohl noch von der nächtlichen Begegnung verstört. Es sei zu verstehn, wie die Unheimlichkeit sie noch bis in den Traum verfolgt habe. "Ich vermag", fügte sie hinzu, "kaum das Leben dieser Mutter auszudenken, die dem Sohn in sein Nebelreich gefolgt und darin heimisch geworden ist."

Sie haschte nach Annas Hand und nahm sie zwischen ihre beiden lebendig warmen.

"Bin nicht auch ich", sagte Anna, "von einem Unbekannten angefordert? Bin ich nicht aus einem fremden Reich regiert? Mir scheint, alles was mir widerfährt, kommt aus einer Sphäre, die mir zu fassen nicht vergönnt ist."

"Wohin verlierst du dich!" zürnte Sophia. "Bist doch nur deinem natürlichen Lebensbezirk entfremdet und verschließest dich der Jugend, der du zugehörst. Wir eigensüchtigen alten Leute sind nicht frei von Schuld, wir haben dich eingekapselt, um dich für uns zu bewahren, dich und das Kind."

"Ihr habt mich in eure Liebe gehüllt," flüsterte Anna, "daß ich dem schnöden unverständlichen Draußen entrückt war, dem ja auch Anselm entflohen ist."

Sophia hob Annas Gesicht in die Helle des Mittagslichts. "Du meinst," sagte sie, "wir andern lebten mit unsern wohlbekanntem Nächsten in unsern sichern Häusern in einer Welt, um die wir Bescheid wissen. Man streckt in banger Nacht die Hand nach dem Gefährten, der einen ein Leben lang in seiner Liebe wie in einem Mantel geborgen hat, und man erreicht ihn nicht. Die kleine Lampe bescheint dir ein urfremdes Gesicht. Du schaust am Morgen in das altvertraute, aber das andre hast du nicht vergessen, das fremde, es erscheint dir hinter dem gewohnten, du erbebst: Ist dies vielleicht das echte, und ist es nicht am Ende eines von vielen? Ist das Leben, das er mit dir teilt, nur eine Seite von ihm, ist es eine von vielen, die auf die das Licht nur eben fällt? Vielleicht aber hat das verborgene Gesicht dein Leben, hat euer gemeinsames Schicksal bestimmt?"

Die Frau schwieg und schloß wieder die Augen. Über ihre Züge hatte es sich wie eine Maske gelegt.

#### 43

Man nahm am Epiphanientage nach eingebürgertem Hausbrauch das Mittagsmahl feiertäglich in der großen Halle ein, in der die beiden Kamine flammten. Wie alljährlich reihten sich Gäste aus der Stadt und den Ansitzen der Nachbarschaft um die lange Tafel, Freunde Silbernagels, bejährt wie er selbst, mit ihren Familien. Ein gedämpft fröhliches Behagen waltete im Raum. Sophia saß am obern Ende des Tisches neben dem Hausherrn, Anna hatte den Sitz neben ihr inne, Georg neben Ulrich am untersten Ende. Zwei reife unvermählte Töchter eines Tischgenossen teilten sich mit provinzieller Geziertheit in Ulrichs höfliches Bemühen sie zu unterhalten. Der Junge war unbeobachtet sich selbst überlassen. Anna fiel sein scheu verdrossenes Wesen auf. Zugleich ward sie sich einer flüchtigen Wahrnehmung am gestrigen Abend bewußt. Sie hatte damals in ihrer großen Ermüdung dem Eindruck nicht nachgehungen, nun aber begann er sie zu bedrücken. Als am späten Nachmittag die Gäste abgefahren

waren, Sophia sich in ihr Zimmer begeben hatte um zu ruhn, der Junge aber nicht auffindbar war und nach Silbernagels Vermuten sich irgendwo mit den Leuten bei den Pferden aufhielt, trat Anna zu Ulrich, der abseits in einem Erker über alten Stichen saß. Sie wehrte die Vermutung ab, er miede es, ihr allein zu begegnen, nahm den Platz auf der Fensterbank neben ihm ein und fragte ihn, ob nicht auch ihm Georgs verändertes Gebaren auffalle.

Ulrichs offenes Gesicht färbte sich um einen Schein dunkler. Anna fühlte beklommen seine Verlegenheit. Nach einem kleinen unsicheren Schweigen bestätigte er ihre Wahrnehmung und fügte hinzu, es sei ihm auch der Grund dieser Veränderung bekannt. Ludwig Renner habe einen Brief des Schulleiters bekommen, worin er um eine Unterredung gebeten wurde. Der Oheim habe sodann ihn als Vertreter gesandt und so sei ihm eine Verfehlung Georgs bekannt geworden, über die seine Lehrer bestürzt und unwillig seien, und zwar weniger um der Sache selbst willen, als wegen Georgs späteren hartnäckigen Leugnens und seiner Verstocktheit, als er überführt worden sei.

Anna sah den Sprecher erbleichend an. Er habe, fuhr er fort, Sophia versprochen, sie noch eine Weile in Unkenntnis zu lassen. Sophia sei der Meinung, man solle um diesen Streich des Jungen, so wenig erfreulich er sei, doch kein allzu großes Aufhebens machen, vor allem aber solle man die Mutter damit verschonen, bis sie die Erlebnisse der vergangenen Nacht verwunden habe. Dies habe auch seinem Gefühl entsprochen, nun aber, da sie frage, solle sie erfahren, was wohl auch den Knaben bedränge.

Georg habe sich in der ersten Zeit seines Aufenthalts bei den Vätern mit einem Mitschüler, Raimund, angefreundet. Zunächst seien die beiden unzertrennlich gewesen, hätten Bücher und Geschenke ausgetauscht, bald aber seien sie in Zwist geraten, aus welcher Ursache wisse niemand; sowohl Georg wie Raimund schwiegen darüber. Nun sei der andre ein recht begabter und mehr noch strebsamer Schüler und habe zu der Weihnachtsfeier ein kleines Opus in Versen verfaßt. Man habe beschlossen, es ihn bei der Festfeier vortragen zu lassen. Der Lehrer habe in dem kindlichen Werk Korrekturen und Änderungen angebracht und es so dem Schüler übergeben, damit er in dieser



Fassung es sich zum freien Vortrag einprägte. Am nächsten Morgen erklärte der Junge verstört, das Heft sei aus seinem Pult verschwunden und nirgends aufzufinden, jemand müsse es entfernt haben. Eine Umfrage in der Klasse führte zu keiner Aufhellung. Man forschte nach und fand das Heft, in kleine Teilchen zerfetzt, in Georgs Fach. Befragt, ob er um den Verbleib des Vermißten wisse, leugnete er, und als er überführt wurde, schwieg er hartnäckig. Es kam zu einem Strafgericht vor der Klasse, wobei man, um die Festfreude der Schüler nicht zu schmälern, die Beschämung und Warnung als Sühne gelten ließ. Die Verwandten und Erzieher zu verständigen schien dem Leiter allerdings geboten. Ulrich, so erzählte dieser weiter, habe nach seiner Ankunft mit Georg über den Vorfall gesprochen. Es sei ihm aber nicht gelungen, zu dem harten Kern des Jungen vorzudringen. Georg habe nur unwillig vorgebracht, der Raimund sei ein unausstehlich eitler Wicht, das Gedicht sei albern und nichts nutz, trotz und mit den obrigkeitlichen Verbesserungen, er könne solches Getue einfach nicht vertragen. Noch aufreizender aber sei das Wesen, das man um die Sache gemacht habe. Hätte der Lehrer das Machwerk vernichtet, so hätte er ihm selber die Mühe erspart. Er, Ulrich, habe versucht, dem Jungen klar zu machen, daß es hier doch um ihn gehe, um seine hinterhältige Handlung, um sein Leugnen und Verstecken. Darauf habe Georg mit einem Achselzucken geantwortet, mit den alten Schulfüchsen in der Kutte würde man anders nicht fertig. Eine Kritik seines eigenen Verhaltens lehnte er durchaus ab. Vielleicht, fügte Ulrich hinzu, habe Sophia recht, wenn sie sage, der Knabe stecke noch in einer Art moralischer Vorhölle, man solle Geduld üben, auch mit seinem Mißmut, der doch wohl bedeute, daß er mit den Gesetzen, die seine Umwelt regierten, sich nicht in Einklang zu bringen vermöge, denn seine eigne Welt stünde doch wohl unter einer anderen Herrschaft. Wieder mußte Anna an Franzens Voraussage denken.

"Geduld also!" empfahl Ulrich abschließend, "zuwarten und hinhören!"

Am Ende des Schuljahres, als Georg heimkehrend das Haus kaum betreten hatte, sagte er Anna, er würde sich nicht zwingen lassen in die

Klosterschule zurückzukehren, man möge ihn abmelden und für seine Aufnahme in ein Gymnasium sorgen. Sein Zeugnis bestätigte gute geistige Anlagen und Leistungen trotz schwankender Aufmerksamkeit, betonte jedoch Schwierigkeiten im Umgang mit Lehrern und Schülern und Widersetzlichkeit gegen die Disziplin der Anstalt. Ludwig Renner übernahm es, sich mit Franz über die fernere Schulbildung des Jungen zu beraten. Man kam überein, Georgs Wunsch zu erfüllen. Er sollte wieder im Hause der Mutter leben und eine nahegelegene Mittelschule besuchen.

Den Sommer verbrachte er mit Anna im Stromhaus. Von Wasser, Wald und dem Getier des Hauses wie dem der Wildnis angerufen und verlockt, gedieh er wohl in der Ungebundenheit des ländlichen Lebens, schweifte in die weitere Gegend aus, schloß Bekanntschaften mit den umlebenden Menschen und übte wie immer seine Anziehung, die bei diesen flüchtigen Berührungen sich als dauerhaft nicht zu bewähren hatte. Anna traf ihn oft tagelang nur bei den Mahlzeiten. Wilhelmine sah ihn gern mit Lukas, dem jungen Verwalter, in die Felder und Wiesen ausreiten. So würde ihm, meinte sie, der Besitz vertraut. Allein es geschah wie immer; nach einigen Tagen hatte der Junge jegliche Teilnahme eingebüßt und wich dem Begleiter aus, um nach etlichen Wochen sich ihm plötzlich wieder anzuschließen.

Im darauffolgenden Winter wurden der Mutter mancherlei Wandlungen im Leben des Jungen offenbar, die sie beirrten. Sie hatte während des Aufenthalts im Stromhaus Georgs Zimmer in der Stadt, das bis dahin mit einigen Änderungen sein altes Kinderzimmer *war*, neu ausstatten lassen. Sophia und Ulrich Renner hatten sich der Einrichtung angenommen. Die erste tat es mit dem Überschwang, mit dem sie dergleichen noch immer betrieb, in ihrer alten Freigebigkeit manches besteuernd. Ulrich dämpfte und schränkte sie ein mit seiner Einfühlung in ein Knabenleben eben dieser Zeitspanne, in der der Junge stand. Er hieß nur eben das Notwendige vorsorgen, dies zweckvoll und in seiner sinngemäßen Form ansprechend, alle Ausgestaltung darüber hinaus aber dem Bewohner und der Zukunft überlassen. Als Georg den Raum betrat — man hatte ihn mit der neuen Einrichtung überrascht —, gab er sich

einer seltenen freudigen Dankbarkeit hin, umarmte Mutter, Spender und Helfer und spann sogleich Pläne aus, wie er sich des neuen schönen Gerätes bedienen, wie er seine alten Schätze darin unterbringen wolle. Nach einigen Wochen jedoch achtete er der anfänglich bewunderten Umwelt nicht mehr sonderlich. Die Unordnung, zu der er neigte, die aber von seiner frühen Kindheit an in eine Art Pedanterie umschlagen konnte, schien überhand nehmen zu wollen, ein Zerstörungsdrang ließ ihn die Gegenstände rücksichtslos nutzen und anscheinend sogar absichtlich beschädigen. Es gab eine mit der Kerze angesengte Tischplatte und eine mit dem Schnitzmesser sinnlos mit Kerben versehrte Schrankwand, Tintenflecken auf dem Teppich und überall verstreut zerrissenes Papier, das Sabina murrend glättete, denn wenn sie, was ihr näher lag, es einfach wegwarf oder in den Ofen steckte, verfolgte er sie tagelang mit bitteren Vorhaltungen.

An einem Morgen überraschte ihn Anna, als er eben einen an sie gerichteten Brief las, der in ihrem Zimmer offen auf der Platte ihres Sekretärs lag. Niemals war jemand in ihrem Umkreis in den Bereich eines Mitlebenden eingedrungen; es war im Muracherhaus, im Haus ihrer Eltern und später in ihrem eignen darin eine große Sorglosigkeit gewesen, keiner hatte die Nötigung verspürt, Schriftstücke zu bergen, um ein Geheimnis zu wahren. Diese Ehrfurcht vor dem Dasein des Mitlebenden mußte von den Familiengliedern auf alle im Hause Lebenden übergegangen sein. Georg warf bei ihrem Eintreten den Brief auf die Schreibtischplatte, aber so hastig, daß er zu Boden fiel. Er gab sich den Anschein, ein paar in einem Glase stehende Blumen zu betrachten. Das Blatt ließ er achtlos liegen. Anna hob es auf und legte es an seinen Platz.

Wenige Tage später geschah es, daß sie — sie hatte mit Sophia im Gespräch verweilt und eine Tür rasch geöffnet, um ein Buch zu holen — Georg lauschend davor betraf. Er versuchte sich den Anschein zu geben, als sei er im Begriff anzuklopfen, konnte aber diesmal unter Annas Blick Unsicherheit und Verfärbung des Gesichts nicht wohl bemeistern. Doch auch die Mutter bedurfte einiger Augenblicke, um die demütigende Entdeckung zu bewältigen und mit

dem gesuchten Buch ins Zimmer zurückzukehren. In derselben Zeit gewährte sie eines Morgens, wie Georg versuchte, vom Garten aus den Arbeitsraum Anselms zu beobachten, in dem Ulrich von einem hochgelegenen Brett eines Bücherregals den Band eines Werkes entnahm, um ihn, auf einer Leiter stehend, Anna herabzureichen. Andreas hatte darum gebeten, der seit Monaten sein Lager nicht mehr verlassen konnte, aber mit ungeschwächter Intensität seiner Arbeit oblag. Ulrich mußte, die Leiter verlassend, Georgs heimliches Bemühen bemerkt haben. Er trat jetzt ans Fenster und Anna gewährte den Unwillen in seinen Zügen wie in seiner Stimme, als er den Jungen aufforderte, ihn auf einem Weg zu begleiten.

Die Mutter verschloß den Eindruck dieser Erfahrungen eine Weile in sich, als habe sie sich einer Erniedrigung ihrer eignen Person zu schämen.

Nach einigen Monaten jedoch kam es zu einer Aussprache mit Sophia und Andreas. Die Initiative ging von den beiden aus. Ulrich hatte mit Georg eine mehrtägige Gebirgswanderung unternommen. An einer vorgesehenen Rast fand er einen an ihn gerichteten Brief Annas, in dem sie ihn wissen ließ, sie müsse ihr Haus für einige Tage verlassen, da ihre leidende Mutter nach ihr verlange, und empfehle ihm, mit Georg so zeitig heimzukehren, daß der Junge noch ausruhen und nach der Freizeit sich zum Beginn der Schule vorbereiten könne. Ulrich steckte den Brief zu sich. Nach einer Weile sagte er Georg, er denke die Wanderung etwas abzukürzen, da die Mutter, die für kurze Zeit verreisen müsse, um seine rechtzeitige Heimkehr besorgt sei. Der Junge antwortete nicht. Ulrich achtete nicht darauf, da ein steiler Aufstieg, den sie eben machten, wohl Kraft und Aufmerksamkeit des Kindes völlig beanspruchen konnte. Doch blieb Georg auch den Rest der Wanderung stumm. Ulrichs Anreden erwiderte er einsilbig. Die Nacht verbrachten die beiden in einer Alpenhütte. Heißhungrig und schweigsam schlang Georg den vorgesetzten Abendimbiß hinunter. Später warf er sich halbtentkleidet auf das Lager und befolgte Ulrichs Mahnung nicht, der ihm gebot, sich auszukleiden und zu reinigen. Er gab keine Antwort und zog sich die rauhe Woldecke über den Kopf.

Ulrich streckte sich auf seinem Bett aus. Er erwog besorgt, ob er den Knaben mit der scharfen Wanderung dieses Tages nicht etwa überanstrengt habe. Er konnte sich Georgs Gebaren anders nicht erklären. Indessen schlief er selbst ermüdet bald ein und erwachte um die Mitte der Nacht, als ihn der Schlafgeselle heftig an den Schultern rüttelte und hochzog. Er richtete sich hastig auf und starrte in das bleiche Antlitz des Jungen, der ihm nun, ihn wie ein Alp bedrängend, die Kniee auf die Brust gestemmt hatte. Mondlicht schimmerte durch die breiten Spalten der Balkendecke in die Kammer, das Bettstroh raschelte, draußen bellte, die Hütte umkreisend, ein Fuchs. Ulrich erhob sich, schob das Kind beiseite, bang, es möchte erkrankt im Fieber sein Lager verlassen haben. Sein seltsames Wesen am verflossenen Tag machte es ihm wahrscheinlich. So nahm er den sich heftig Sträubenden in die Arme und setzte ihn auf sein Lager. Doch sprang der auf, ergriff Ulrichs Hemd an der Brust, zerrte ihn krampfhaft hin und her und schrie heiser, er werde ihn töten, sollte es noch einmal geschehen, daß er, der Fremde, und nicht er, Georg, einen Brief von der Mutter empfinde. Unvermittelt jedoch brach er in lautes Schluchzen aus, das er, sich auf das Gesicht werfend, im Kissen erstickte. Ulrich strich über sein Haar und redete ihm besonnen zu, der Brief gelte doch eigentlich ihm oder doch der Sorge um ihn. Er möge ihn doch morgen bei Tageslicht lesen, da werde er sich seiner nächtlichen Zornmütigkeit schämen. Er tauchte das rauhe Handtuch ins Wasser, fuhr dem Kind über Augen, Gesicht und Nacken, zog ihm die Kleider ab, bettete es und wartete, bis es einschlief. Georg hatte nach seiner Hand ghascht und hielt sie fest.

Als Ulrich morgens die Augen auftat, stand der Junge schon völlig angekleidet vor ihm, blankäugig den Morgengruß bietend und den Langschläfer neckend. Auf dem Heimweg umsprang er wohlgelaunt den Wandergefährten. Die vortägige Verstimmung, der nächtliche Auftritt, ja der Brief, der die bösen Folgen gezeitigt hatte, alles hätte als vergessen gelten können, hätte Ulrich nicht zuweilen von der Seite oder im Rücken den unsicher forschenden Blick Georgs gefühlt.

Wohl hielt er es für geboten, den Vorfall vor dem Knaben versinken zu lassen. Allein kurz nach der Heimkehr, bedrückt von dem Erlebnis, berichtete er ihn Sophien und Andreas.

Dieser meinte, es offenbare sich in ihm eine Beziehung zur Mutter, die der Junge sonst hinter seinem spröden, ja abwehrenden Wesen verberge. Man sei eben nicht hellichtig genug in solchen Dingen, es müsse zum heftigen Ausbruch kommen, um die Erwachsenen aufmerken zu lassen. Sophia fand, das Vorkommnis dürfe Anna nicht verborgen bleiben. So trug sie es ihr auf ihre sachte Weise vor und erlebte, daß diese sich des tauben Herzens anschuldigte und zu tieferer Wachsamkeit und Hinneigung aufrief.

#### 44

Georg besuchte nun im zweiten Jahr das städtische Gymnasium. Meist freudlos und überkritisch gegen Lehrer und Kameraden nahm er den Lehrstoff nach seinem Behagen auf und verarbeitete oder vernachlässigte ihn, wobei ihn aber Geistesgegenwart und ein außerordentliches Gedächtnis nie im Stiche ließen, so daß er in den nicht beachteten Fächern immerhin noch bestand, während er in den bevorzugten ausgezeichnete Leistungen zeigte. Die Lehrer, meist durch seine Gestalt und Anmut gewonnen und durch die Gewandtheit seines Geistes bezwungen, mäßigten jedoch bald ihre Neigung zu dem ungewöhnlich begabten Schüler, ja selbst in die verdiente Würdigung seiner Leistung mischte sich ein Zweifel, den sie freilich so recht nicht zu begründen wußten.

Von den Gefährten waren Georg manche von seiner ersten Zeit der Volksschule her vertraut, sie hatten meist Gleichgültigkeit oder Ablehnung von ihm erfahren und hielten sich darum von ihm zurück, ja sie schufen ihm einen Ruf von Hochmut und Unberechenbarkeit, der auch die übrigen scheu machte. Er selbst tat nichts, um die Vereinsamung, unter der er durchaus nicht zu leiden schien, zu durchbrechen. Dieser Zustand war Ulrich bekannt, der mit

der Leitung und den Lehrern Föhlung hatte, und blieb Anna nicht verborgen, die dem Sohn manchmal auf dem Schulweg begegnete und ihn ohne Gefährten unter den plaudernden Gruppen der andern sah. So fügte sich notwendig, daß er auch zu Hause keinen Umgang mit Jungen gleichen Alters hatte. Rupert Messerschmied, der einstige Spielkamerad, hatte sich manchmal eingestellt, wenn Georg während der Ferien der Klosterschule im Hause weilte, allmählich aber hielt die gleichgöltige, fast geringschätzige Manier, mit der Georg seiner kaum achtete, auch ihn fern.

Anna litt unter diesen Umständen wie unter einer schleichenden Krankheit, die nicht heftig ausbricht und sich jeder Linderung oder Heilung entwindet.

Der Tod nahm Andreas Renner eines Nachts unvermerkt mit milder Hand von hinnen. Um seine Hinfälligkeit, mit der er das letzte Wegstück wandelte, hatten wohl alle gewußt, und dennoch traf es alle wie der wilde Überfall eines Räubers, als man ihn eines Morgens entschlafen auffand. Er war so leise entwichen, daß ein Wärter im Nebenraum es nicht bemerkt hatte.

Anna war es, als sei mit ihm ein letzter noch flüchtig schwebender Rest von Anselms Wesen geschwunden und ein innerster Bestand ihres eignen flattere nun heimatlos in die Irre. Ihre erfüllten Tage mochten sie darüber wohl hinwegtragen, unausweichlich gegenwärtig wurde es ihr in den Nächten.

Jetzt war auch das Rennersche Haus keine Zuflucht, noch beklemmender umging sie dort die Leere. Sophia, die in den letzten Jahren ein Übermaß an Kraft ausgegeben hatte, um den nun Entschwundenen zu hegen und am Leben zu erhalten, gab sich jetzt, da ihr Mühen kein Ziel mehr hatte, einer dumpfen Trauer hin. Verdunkelt schien das lebendige Licht, das von ihr ausgegangen war und in dem das Haus sich gesonnt hatte. Ludwig war doppelt bedrückt. Wie ein Sohn stützte Ulrich die Trauernden. Anna, die sich im Letzten abschloß, war er dienstbar, soweit sie es eben zuließ.

Bald nach Andreas' Tod brach die stets zehrende Lebenssorge ihr wieder in fühlbarer Bedrängnis auf. Durch Ulrich hatte die Leitung des Gymnasiums

sie wissen lassen, man riete ihr, den Sohn einer anderen Schule zuzuführen, vielleicht auch einer Schule anderer Art, etwa einer solchen in einer kleinen Stadt, wo der Junge als Pensionär der Führung eines erfahrenen Pädagogen unterstünde, der dann alle Sorgfalt an ihn wenden könnte. Diesen Wink, der wohl um des Rennerschen Hauses willen mit viel Schonung erteilt wurde, vermittelte der Überbringer ihr derart, daß Anna sein Bemühen, ihn zu mildern, nicht verkennen konnte.

In der Nacht beschloß sie, die Wolke, mit der die Liebe der Rennersehen Familie sie einzuhüllen pflegte, zu durchstoßen und die Prüfung selbst zu bestehn. Sie gab sich Mühe, vor allem das Vertrauen des Jungen zu gewinnen und ihn zu einer rückhaltlosen Aussprache zu bewegen. Georg bestritt empört, irgendwelchen Anlaß zu solcher Haltung der Schule gegeben zu haben. Auch wenn er nicht eben der ehrenwerten Gattung der Musterknaben angehöre, lägen seine Leistungen über dem Mittelmaß. Der Unterricht langweile ihn in seiner Schwerfälligkeit. Über die Lehrer machte er sich lustig und traf wohl auch gewisse Züge. Anna dachte der Härte Anselms gegen bürgerlich Beschränkte, ängstlich von Vorurteilen Abhängige, allein solche Ablehnung war von einer überlegenen Persönlichkeit gekommen. Georg redete hämisch entstellend über Menschen, die er seiner Art und seinem Alter nach nicht überblicken konnte.

Mehr noch war der Mutter diesmal die Wahrnehmung schmerzlich, daß der Junge ihr auf geschickte Art Fallen stellte, Vorwürfe, die sie zurückhielt, ihr vorwegnahm, und das gewissermaßen in der Luft Erhaschte auf sie zurückschleuderte, um sie in eine Reihe mit den Abgeurteilten zu stellen, deren kleinliche Haltung sie derart auch einnehme. Es sei doch nicht anders, als daß sie ihn heimlich zu verhören suche, ihm ein Schuldbekenntnis abzulisten trachte. Dabei war es in Wahrheit so, als würde sie befragt, was man zu wissen meine und wer etwa gegen ihn zeuge. Anna selbst, im Dunkel tastend, hoffend, der Sohn werde sich ihr anvertrauen, und in ihrer Erwartung enttäuscht, wußte nichts zu erwidern und verharrte im Schweigen, mühsam ihre aufsteigenden Tränen zurückhaltend.



Georg verließ den Raum mit einem seltsam schrägen Blick auf die Sitzende und klinkte die Tür nachdrücklich ein. Einige Augenblicke später hörte Anna ihn das Haustor schließen.

Am Abendtisch schwieg er auf die Frage nach seinem Verbleib. Bekommen sah Anna in sein undurchdringlich abgewandtes Gesicht, fand es unbegreiflich verändert, seiner ursprünglichen Schönheit bar, ja in Augenblicken fast abstoßend.

Am folgenden Tag ließ sie sich bei dem Direktor seiner Schule melden. Ein junger Lehrer stellte sich ihr als Vertreter des Verhinderten vor, und sie begriff sogleich, daß dieser eine Aussprache mit ihr vermeiden wolle. Der Mann sah erstaunt auf die noch mädchenhaft jugendliche Frau, die ihm als Mutter des schwierigen Schülers entgegentrat. Er behauptete, Georg wenig zu kennen, und verwies auf die Einsicht des Direktors, dessen Urteil von Wohlwollen bestimmt sei. Man sei überzeugt, daß der Schüler sich in einer Krisis befinde, wie sie bei hochbegabten Jugendlichen nicht selten sei. Eben in diesem Augenblick komme es auf die Einwirkung eines verständnisvollen Erziehers an, wie sie in einer großen Schule und wohl auch im Elternhaus kaum möglich sei. Es gelte die richtige Bildungsstätte zu finden. Anna verstand, daß man sich einer offenen Aussprache entziehen wolle, und wandte sich zum Gehen, als der Vertreter ihr mit beflissener Höflichkeit sagte, auf keinen Fall habe man beabsichtigt, daß ihr Sohn die Schule so plötzlich verlasse, es habe sich um einen Rat für das kommende Schuljahr gehandelt. So sei man sehr erstaunt gewesen, ihn schon heute zu vermissen.

Der Junge hatte am Morgen zur gewohnten Stunde das Haus verlassen und war mittags ebenso heimgekehrt. Als Anna Sophien aufsuchte, um sich ihr anzuvertrauen und ihren Rat zu erfragen, erwies diese sich als bereits unterrichtet. Sie schalt die Freundin aus, daß sie sich eingemengt habe. Ulrich werde den Jungen bewegen, bis zum Ende des Schuljahrs den Unterricht zu besuchen. Ein gutes Zeugnis beim Abgang habe man Ulrich in Aussicht gestellt. In den Ferien werde er Georg auf eine längere Wanderung mit sich nehmen. Inzwischen fände man einen gangbaren Weg. Anna sah Sophien dankbar in die

Augen. Eigentlich, meinte diese lächelnd, gebühre dieser Blick nicht ihr, sondern Ulrich, hielt aber ein, als Anna traurig fragte, ob sie nicht wisse, wie es sie bedrücke, hier ewige Schuldnerin zu bleiben.

Das sei wieder unnötige Kopfhängerei, scherzte Sophia. Offenbar fühle Ulrich sich durch ihre Nähe belohnt und daß sie ihm Anteil gewähre an ihrer Sorge.

Daß man nun, bekannte Anna, Franz als Vormund belangen müsse, mache sie bange, er habe doch all dies vorausgesehn.

"Auch ihn werden wir gemeinsam bestehn," tröstete Sophia, "wichtig ist nur, daß wir den Jungen auf den rechten Weg leiten."

Eine Lösung und, wie es Anna und dem Rennersehen Haus schien, die beste der möglichen, fand sich rascher als man erhofft hatte.

Wenige Tage später trafen Franz und Bona zu kurzem Aufenthalt bei Anna ein. Noch ehe man den Vormund mit den allzugewohnten Schwierigkeiten um Georg hatte vertraut machen können, berichtete Bona, ihr älterer Sohn, Stefan, würde für die kommenden Schuljahre im Herbst in Christinens Haus übersiedeln, ihr Wohnort sei als die ihnen nächste größere Stadt der gegebene Aufenthalt. Die bisherige Schule in dem Nachbarstädtchen genüge nicht mehr, zudem sei die tägliche Fahrt dorthin im Winter beschwerlich. Voller Freude habe Christina versprochen, die mütterliche Hut für den Neffen zu leisten.

In Franzens Gegenwart verschwieg Bona, daß sie ihn während eines vollen Jahres wie eine Festung habe bestürmen müssen, damit er den Sohn nicht einem geistlichen Internat, sondern einer weltlichen Schule und der Obhut seiner Schwester überlasse. Kaum wäre es ihr jedoch gelungen, ihn umzustimmen, hätte nicht Konrad Urlaub, der auf Franzens Einladung zur Weihnacht Gast des Muracherhauses gewesen war, Bonas Wunsch unterstützt und ihre Gründe gutgeheißen. Daß der Sohn einst das Murachergut zu führen habe und das in wachsend schwieriger Zeit, gebiete doch ihn nicht abseitig zu halten. Auch dürfe ihm nach der erwünschten allgemeinen Bildung der Übergang zu technischer und fachlicher Schulung, wie der vielfältige Besitz sie

gebiete, nicht allzu schwer gemacht werden. Franz gab zu, daß ihn die Geschäfte um seiner geringen Weltläufigkeit willen manchmal hart bedrängten, auch daß die Muracherleute als beharrendes unwendiges Geschlecht, die zum Halten am Gewohnten neigten, in dieser Art nicht zu sehr bestätigt werden sollten.

Während Bona ihren nun gesicherten Plan dem Rennersehen Kreis eröffnete, tauschte Sophia mit Ulrich einen bedeutsamen Blick. Dieser wechselte halblaut ein paar Worte mit ihr, ehe die Männer sich in Ludwigs Arbeitszimmer begaben. Anna wurde von Sophia zurückgehalten sich anzuschließen, obwohl sie vorbrachte, sie wolle nicht immer geschont werden und es sei gerecht, daß sie als Mutter Franz standhielte. Sophia aber nahm ihre Hand und erklärte den beiden Frauen, Ulrich werde vorschlagen, man möge Georg der gleichen Schule wie Stefan und mit diesem Christinens Obhut anvertraun. Da würden sie einen harten Strauß zu bestehen haben, meinte Bona, und vielleicht Franz Stefans wegen noch einmal schwankend machen, obwohl er ihn *an* der Schule für das nächste Jahr bereits gemeldet habe. Man solle dennoch standhaft beharren, fügte sie auf einen erschrockenen Blick Annas hinzu. Übrigens müsse sie ihnen ehrlich Franzens Meinung bekennen. Wie sie ja wohl wüßten, hege er gegen Luzia einen tiefen Vorbehalt. Daß sie Larmeson nicht an seine Wirkungsstätten begleite, trüge seines Erachtens zu einem guten Teil Schuld an ihrer offenkundig schlechten Ehe, viele Monate des Jahres lebe sie ja dem Gatten fern bei der Schwester. Auch die Weise, wie Christina ihre Witwenjahre verbracht habe, stimme ihn bedenklich, er wisse freilich den eigentlichen Grund dieses Mißtrauens nicht zu sagen, aber ihre Auslandsreisen fügten sich nicht in die Sitten ihrer Kreise. Er vermute ein Geheimnis, ihm selbst unenträtselbar. Alte verhängnisvolle Blutmischung der Familie breche da wieder aus. Georg nun gar, die Frucht dieser frühen unverantwortlichen Ehe Annas, an der seine eigene Schwäche ihn habe mitschuldig werden lassen, werde ihm ein gefährlicher Kamerad für den eignen Sohn scheinen. Sie, Bona, halte er für eine Mitverschworene und Mitwisserin aller Dinge, die ihm verhöhlen bleiben sollten. Solcher Wahn verbittre ihn zuweilen gegen sie und dies sei nun, weiß

Gott, so müßig wie ungerecht, denn niemals habe man ihr das Geringste anvertraut, schloß sie lachend. Dies sei nachzuholen, sagte Sophia, in ihr Lachen einstimmend.

Eine Stunde später erschienen die Männer wieder in Sophiens Wohnraum, Franz blaß, aber mit offenem Blick Anna freundlich in die Augen schauend. Ulrich lächelte ihr ermutigend zu, und Ludwig tat nun den Beschluß kund, die beiden Jungen, Georg Gysbrecht und Stefan Muracher, der gleichen Schule und Christinens Fürsorge im Stadthaus anzuvertrauen. Annas und Christinens Einverständnis habe man angenommen.

Als der Kreis sich neu geschlossen hatte, bot man noch einmal Tee und für die Männer Wein an. Bona aber ließ ihre Tasse im Stich, lehnte sich an Franzens Schulter und trank einen Schluck aus seinem Glas. Auf seinem Gesicht ging das seltene Lächeln auf, das alle ergreifend sie so bezwang, daß sie das ihre verbargen.

#### 45

In dem Leiter des Gymnasiums, das Stefan und Georg in der Heimatstadt Annas besuchen sollten, hatte Ulrich Renner einen Jugend- und Studienfreund seines ältesten Bruders gefunden, dem die Umstände aller Familien, die an der Entwicklung der beiden Schulgenossen Anteil nahmen, nicht fremd waren. Er kannte die Renner nach Ursprung und Lebensart sehr wohl, die Geschlechter der Muracher und Schwanold nach ihrem von altersher gefestigten Ruf. Annas Vater war er in seiner Jugend begegnet, und er war geneigt, ihn im Enkel wiederzufinden.

Das Stadthaus stand in seiner häuslichen Führung noch immer unter der Leitung der alten Margret, die nun hochbetagt jeder körperlichen Arbeit entsagen mußte, aber mit Blick und Wort in der ihr eigentümlichen Mischung von Herbigkeit und gerechter Milde die kleine Schar der Dienenden leitete.

Christina hatte zwei nebeneinanderliegende Gasträume im Obergeschoß für die Knaben vorbereiten lassen. Die beiden Mütter begleiteten die Söhne in das neue Heim. Für die Frauen war auf Annas Wunsch deren altes Kinderzimmer eingerichtet worden, wobei Bona Gelegenheit fand, ihrer Leidenschaft für nächtliche Zwiegespräche genugzutun. Als sie in ihrem Nachtgewand mit der gefältelten weißen Spitzenkrause plaudernd in den Kissen lehnte, die Zöpfe glatt eingeflochten zu beiden Seiten des Kopfes, gedachte Anna der ersten gemeinsam verbrachten Nacht, der letzten, in der die tote Murachergroßmutter noch in ihrem Hause geruht hatte. Sie griff nach der Perlenschnur an ihrem Halse, als sie der Gefährtin davon redete. Bona hörte ihr zu, begann dann laut wie allabendlich ihr Gebet zu sprechen und fügte ihm einige Vaterunser zum Gedächtnis der Verstorbenen an.

Nach einer Weile andächtigen Schweigens aber begann sie munter zu plaudern, damit Anna alles erführe, was in der Muracherheimat sich an Bedeutsamem zugetragen hatte. Nicht allzuselten geschah es, daß sie sich schalkhaft rühmte, den Gatten in diesem oder jenem unversehens umgestimmt zu haben, doch mischte sich in ihren kleinen Triumph so viel ehrfürchtige Liebe zu dem Opfer, daß Anna sich manchmal verwundert fragte, wie es wohl zugehe, daß Bona dem Kinderschreck ihrer eignen Jugend, dem sie auch heute noch mit einer unbesiegbaren Scheu und Fremdheit gegenüberstand, so viel Liebenswertes abgewinne. Freilich mußte sie sich gestehen, zuweilen, selten und überraschend hatte auch sie den Verborgenen, der ersichtlich nur von Bona gewußt war, in Blick, Gebärde und Haltung erahnt.

Bona war über ihrem Erzählen und Fragen unvermerkt eingeschlafen, Anna, die sich nur mühsam wach erhalten hatte, war ihr gefolgt.

Nach Mitternacht wurde an der Tür gepocht, die Frauen fuhren aus dem Schlaf. Vor der Tür auf dem Gang meldete sich Stefans ängstliche Stimme, die die Mutter um Gehör bat. Bona warf ein Gewand über und ging zu ihrem Sohn, kam aber sogleich zurück, um Anna aufzurufen. Stefan, berichtete sie, behaupte, Georg spreche laut aus seinem Schlaf, werfe sich ungestüm hin und wider und schlage aufstöhnend um sich. Er, Stefan, habe das Unwesen durch

die geschlossene Tür vernommen, sei zu dem Vetter gegangen, habe ihn aber weder zu wecken noch zu beruhigen vermocht.

Die Frauen eilten zu Georg und erkannten an seinem dunkelgeröteten Gesicht und der Unruhe seiner Glieder, daß der Junge schwer fiebere. Christina, deren Schlaf man hatte schonen wollen, erwachte von den ungewöhnlichen Geräuschen im Haus. So erwarteten die drei Frauen den Arzt, der dem Kranken ein Beruhigungsmittel reichte, jedoch auch am kommenden Morgen die Krankheit nicht zu erkennen vermochte und erst nach mehrtägiger Beobachtung und Beratung mit einem Kollegen sich für die Annahme eines Nervenfiebers<sup>4</sup> entschied.

Die Krankheit währte viele Wochen, bald scheinbar ausklingend, bald wieder aufflackernd. Man bettete den Jungen in einen Raum neben der Mutter, um ihn von dem Gefährten zu scheiden.

Stefan begann sein Schuljahr, ein getreuer kleiner Arbeiter und freundlicher Hausgenosse, manchmal über sein Alter nachdenklich und besonnen, still teilnehmend an dem bedrückten Wesen des Hauses. Bona war abgereist. Christina und Anna teilten sich mit einer Wärterin in die Pflege des Kranken. Nach einem Vierteljahr durfte man Georg als genesen ansehen. Es war Mittwinter, als er blaß und hochaufgeschossen seinen ersten Ausgang auf den vereisten Wegen des Gartens wagen durfte. Die Ärzte verlangten noch eine Erholungspause und widerrieten dem vorzeitigen Besuch der Schule. Von Christina daran gemahnt, dachte Anna jener Zeit ihrer eigenen frühen Kindheit, die sie, in der Entwicklung stockend, in diesem selben düstern Haus verbracht hatte, und fragte sich bange, ob das Leben dem Jungen hier sich noch zum Heil wenden würde. Christina, die ihre Tage in der Fürsorge für die Knaben, ob sie auch Mühe einschloß, mit einem neuen Sinn erfüllt sah, vertröstete die Tochter, das ansteigende Jahr würde Georg die ersehnte Wende nicht nur im Leiblichen bringen. Es schien, als solle ihre Hoffnung sich erfüllen. Langsam zwar, aber sichtbar befestigte sich Georgs Natur, und mit der zunehmenden Kräftigung erschien ein ungewohntes Gleichmaß in seinem Wesen. Die heiter beschlossene

---

<sup>4</sup>Typhus

Art des Veters mochte nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben. Stefan bewarb sich nicht eigentlich um seine Freundschaft, war aber unverdrossen bereit, auf ihn einzugehn und ihm kleine Dienste zu leisten.

Das Jahr brachte frühe Ostern. Man kam überein, erst nach dem Fest mit Georgs Schulbesuch zu beginnen. Die Einbuße an Unterricht gebot nun freilich den Verzicht auf ein Schuljahr, und so trat nun Georg in dieselbe Klasse ein, die Stefan besuchte, obwohl ursprünglich die nächsthöhere ihm angemessen gewesen wäre. Er erhaschte gewissermaßen im Flug, was der jüngere Gefährte sich erarbeiten mußte. Völlig vermochte er die Sprunghaftigkeit nicht zu meistern, auch die hochmütige Starre im Umgang mit den Schulgenossen nicht ganz zu mildern, jedoch hielten sich seine Gewohnheiten in tragbarem Maß, und Stefan schuf immer wieder eine Brücke zur Umwelt, wenn ein Spalt zu klaffen drohte.

Das Verhältnis der beiden ließ selten gegenseitiges Wohlwollen vermissen, steigerte sich aber auch niemals zu vertraulicher Wärme. Stefans eingeborene Ruhe machte es Christina nie schwer, den Frieden des Hauses zu bewahren. So ging das Jahr hin, ohne Anna mit erneuten Zukunftsahnungen um den Sohn zu beladen. Christina freilich war zuweilen von einem Blick Georgs, von einem unbegreiflichen Ausdruck seines schönen Knabengesichts bang betroffen, zuweilen auch von dem unguuten Ton seiner Stimme. Sie konnte dem Eindruck stundenlang nachhängen, ohne zu einer Klarheit über die Erscheinung zu kommen. Die alte Margret brachte ihre Bedenken zwar zuweilen kopfschüttelnd und murmelnd vor, sprach sich jedoch niemals darüber aus. Sie schloß das Kind ihres Lieblings in ihr inständiges Gebet ein. Anna wurde bei ihren Besuchen dieser verhohlenen Sorgen nie gewahr. Georgs Gesundheit schien gefestigt. Seine Leistungen befriedigten die Lehrer. Wenn seine Haltung auch mitunter Anstoß erregte, kam es doch nicht zu ernsthaften Beschwerden. Die Auskunft, die Franz Muracher bei seinen Besuchen von den Lehrern empfing, brauchte weder ihn noch die Mutter zu beunruhigen. Anna mochte gern in der letzten langen Krankheit Krisis und Wandlung sehen. Ulrich, der den Heranwachsenden häufig traf und in den

Freizeiten ihn sich auf Wanderungen gesellte, vermutete eine Art Spaltung der jugendlichen Natur, bei der die eine Hälfte in den Schatten trat, den Mitlebenden nicht erkennbar, vielleicht dem Träger selbst nicht durchaus bewußt. Er blieb wachsam dem Knaben zugewandt.

An einem Spätherbsttag des folgenden Jahres — Anna war früher, als sie vermeint hatte, von einer Fahrt zurückgekommen — traf sie im Wohnzimmer ihrer Mutter zwei ihr fremde Besucher an. Von dem niedrigen Bänckchen in der Ofenecke, das sie als Kind einst eingenommen hatte, erhob sich eine weibliche Gestalt, trat ihr mit lebhaft ausgestreckten Armen entgegen, ließ aber, als sie vor ihr stand, die Hände sinken. Anna sah in ein fremdes Frauengesicht. Allmählich erst erkannte sie an den hellgoldnen Augensternen, die immer noch groß im opalenen Weiß standen, an den braunen Locken, die das erblaßte Antlitz umringelten, Cornelia, die Jugendgefährtin. Nun hob sie die Arme, umschlang die Wiedergefundene, die leise weinend den Kopf auf Annas Schulter legte. In der Fensternische neben Christina stand im einfallenden Dämmerlicht des Abends ein grauhaariger Mann.

Cornelia Hoermann und ihr Vater waren in ihr Haus eingezogen, als in die nun endgültig beschlossene Heimat. Das Haus ihrer Jugenderinnerung fand Anna, als sie zum ersten Mal wieder bei den alten Freunden einkehrte, so völlig verwandelt, daß sie es kaum mehr wieder zu erkennen vermochte. Der Raum, der damals einer großen kostbaren Vase als feierlicher Aufenthalt gedient hatte, öffnete sich jetzt mit breiten Fenstern und Türen dem Garten. Er enthielt außer einem mit Büchern und Schriften bedeckten Arbeitstischbequeme Sessel, ein Bassin mit Fischen, etliche Vogelkäfige und auf den breiten Fenstersimsen blühende Gewächse. Luzia habe ihr, berichtete Cornelia, Knollen und Zwiebeln seltener Pflanzen aus Holland beschert. Cornelia diente ihrem Vater als Gehilfin. Die beiden hatten mit Liebhabereien, Arbeitsgerät und einer bedeutenden Bibliothek sich ungehemmt über das Haus ausgedehnt. Zwei Zimmer enthielten den Nachlaß von Hoermanns verstorbener Schwester, der Gelehrten, die Anna eine mit Scheu gemischte Bewunderung eingeflößt hatte,



Karten, Mappen, Kristalle, einen von innen erleuchteten Globus und manche Rarität. Statt von dem einstigen zierlichen weißgewandeten Stubenmädchen wurde Anna von einer behäbigen Haushälterin empfangen, die sie in der Mundart der Muracherheimat begrüßte und sogleich bekannte, von der alten Margret für ihr Amt geeignet befunden und hierher empfohlen worden zu sein. Welch späte Genugtuung, dachte Anna, mochte es Margret gewährt haben, ihrem Weltbild zumindest in den Wirtschaftsräumen zur Herrschaft verholfen zu haben, just an diesem Ort, der ihr einst so verwerflich erschienen war. Das Haus und Hoermann als sein Mittelpunkt übten alsbald eine mächtige Anziehung auf Georg und Stefan aus, die ihre freien Nachmittage und manchen Sonntag hier verbrachten mit all den Dingen, die ein bewegtes Menschenleben um sich gesammelt hatte. Hoermann hatte eine Art, das was er scherzend die Trümmer seines Schiffbruchs nannte den Jungen vorzuführen, die sie immer aufs neue anzog, vielleicht weil sie eine Absicht zu belehren und zu führen nicht wahrnahmen. Georg vergaß die Querfragen und zweifelnden Seitenblicke, mit denen er Erwachsene gern in Verlegenheit brachte. Stefan war ein ernster Zuhörer, dem zum ersten Mal ein Fenster in die Luft der Weltweite aufgetan wurde. In Cornelia hatte Anna bald die alte Schulfreundin wiedergefunden. Es schien ihr jetzt unbegreiflich, wie sie sie einen Augenblick hatte fremd anmuten können. Etwas in ihrer gegenwärtigen Erscheinung gemahnte flüchtig an die verstorbene Schwester ihres Vaters<sup>5</sup>. Sie war noch höher gewachsen als Anna, aber auch breiter als sie, und hätte ein Fremder erraten müssen, wer von den beiden die Unvermählte, wer Georgs Mutter sei, so hätte er wohl irrig entschieden. Anna hatte ihre Mädchengestalt bewahrt, Cornelia schien die Reifere der beiden. Daß im Ablauf der Zeiten jede mit dem Schicksal der anderen vertraut geblieben war, wenn auch von fern und durch Dritte, schuf, daß sie den Umgang aufnahmen, als wäre er nie unterbrochen worden.

Oftmals traf Anna Hoermann als schweigsamen Gast bei ihrer Mutter, als vermöchten die beiden stundenlang im gleichen Raum zu verweilen, ohne daß

---

<sup>5</sup> die Gelehrte

ein Wort fiel, ja ein Blick gewechselt würde. Es schien ihr, da sie Zeugin solchen gemeinsamen Wesens war, als schwebe durch die Luft ein goldenes Spruchband von dem einen zum andern, wie auf den alten Tafelbildern.

## 46

Seit einer Weile standen nun die Güter des Stromhauses vollzählig unter der Leitung und sinnvollen Planung des jungen Verwalters. Das ältere Ehepaar genoß seinen Ruhesitz und hatte das Gehör der Jüngeren, wo es um Erfahrung und Ratschlag ging. Wilhelmine schwand aus ihrem hohen Alter in einem sanften Erlöschen hin. Ihr Zustand hielt Anna fest. Dierolf war von ihr gerufen worden. Luzia hatte sich zu den beiden gesellt. Ober jedes Vermuten hinaus dauerte der Weg vom Frühherbst bis um die Jahreswende.

Der Ablauf der Zeit schien für die mählich Vergehende in eine wählende Gegenwart zu münden. Alle Geschehnisse ihres Lebens, frühe und späte, spielten sich durch keine Fristen geschieden noch einmal vor ihrem Lager ab. Längst vergangene traten auf die imaginäre Szene, aber auch die Anwesenden, zuweilen in ihrer Wirklichkeit erkannt, zuweilen in fremder Maske aus einer Schlucht der Vergangenheit aufsteigend, so die Pilgerin Helena, die Ahnin, in Luziens Gestalt, so Anna als die Murachergroßmutter. Dierolf redete sie mit zärtlichen Schmeichelworten als einen kleinen Knaben an. Manchmal auch verbrachte sie einen Abend in voller Klarheit, erzählte aus ihrem Leben, besonders gern von einer frühen Neigung, die sie als junges Mädchen in Wien für den Sohn des elterlichen Hausarztes gehegt habe und die von diesem erwidert worden sei. Sein Vater aber habe Einspruch wider die Verbindung erhoben, in der Meinung, daß während einer schweren epidemischen Krankheit, die sie unter seiner Obhut bestanden hatte, ihr Herz derart gelitten habe, daß sie dem Sohn nicht die erwünschte Gefährtin werden könne. Diesem elterlichen Spruch hatten sich die jungen Menschen wohl gebeugt, aber ehelos

waren beide verblieben. In langen Pausen hatten sie einander wiedergesehen. Der Freund hatte als ländlicher Arzt sein Leben vollendet.

Wilhelminens Gesicht war in der letzten Zeitspanne klein geworden – wie eine Kinderfaust, sagte die Verwalterin, die gegen Abend sich Tag um Tag strickend als Wächterin am Fußende des Bettes niederließ. Jetzt, während Wilhelmine von ihrem untauglichen Herzen sprach, röteten sich ihre Wangen, sie klopfte scherzend auf die Bettdecke, an der Stelle, wo das gescholtene Organ zu vermuten war. Aber der tapfere Leib, der lebenslang treue Diener, war so geschwunden, daß er unter den Tüchern kaum noch zu erraten war.

Mit beginnender Nacht, wenn über der Kranken der seichte Schummer sich verdichtet hatte, weilten Anna und Luzia mit Katrin, der Verwaltersfrau, gemeinsam wachend im Raum neben dem Krankenzimmer. Die Wände des großen niedrigen Wohnraums waren mit Familienbildern bedeckt, die aus dem Geschlecht der Murachergroßmutter stammten. Es waren just nicht die Träger der Sippe, es waren Nebenfiguren, vom Leben nicht eben großmütig ausgestattete Gestalten, Sonderlinge, altjüngferlich verdorrte Mädchen, grämliche Witwen. Seinem Ursprung entfremdet, war das Haus lange Zeiten ein Asyl gewesen, in dem die begüterte Familie alle, die schutzbedürftig, abseitig oder verdüstert an ihrem Rande standen, untergebracht hatte. Den nachgedunkelten Ölbildern – das jüngste war Wilhelminens eignes, das sie zwischen den verstorbenen Schwestern als junges lebensfrisches Geschöpf zeigte, so wie die drei Schwestern einst als mäßig begüterte Waisen hier eingezogen waren – hatte sie die Mitlebenden ihrer eigenen Tage zugesellt. Da waren altmodische Lichtbilder, die nicht minder verschollen wirkten. Aber auch die Bilder Annas, Georgs und der Muracherkinder waren zugegen, und eine ganze Galerie um den Schreibkasten der Bewohnerin stellten die Bilder Christof Dierolfs dar. Das erste im spitzenbesetzten Kissen hatte der Photograph des Städtchens geliefert, die späteren stammten aus Wien und aus dem Forsthaus im großen Wald. Der Student und Schüler der Akademie erschien auf Zeichnungen seiner Kameraden und schließlich der Einsiedler der Tiroler Burg in spaßhaft melancholischer Selbstdarstellung. Ausschnitte aus

Kunstzeitschriften, die ihn zeigten, hatte Wilhelmine sorglich aufgezogen und in Umrahmungen gesteckt.

Unter den Ölbildern befand sich eines aus den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts, das Porträt eines Frauenwesens in der Mitte des Lebens. Es mochte ein älteres Mädchen darstellen. Über das bronzegrün schillernde bauschige Kleid war ein kostbarer Schal gebreitet, reicher Schmuck war, wo es anging, darauf angebracht. Auf dem umständlich mit vielen steifen Locken aufgesteckten Haar saß ein Häubchen aus Silberspitze, das Gesicht wies harte Züge und eine messerscharfe lange Nase über schmalen Lippen. Die Finger umklammerten ein Gebetbuch mit goldenen Ecken und Schließen, auf dessen Leder Initialen zu erkennen waren. Katrin war Annas Blick gefolgt, die heute zum ersten Mal das wohlbekannte, aber um seiner geringen Anziehung willen gern übersehene Bild aufmerksam anschaute, um überrascht auszurufen: "Das sind ja Tante Wilhelminens Initialen!"

"Jawohl," fiel Katrin sofort ein, "und es ist ihr Gebetbuch für die hohen Festtage. Drüben liegt es auf dem Wandsims hinter ihrem Bett. Das Fräulein auf dem Bild hat ja auch denselben Namen getragen. Sie war, dünkt mich, eine Schwester von ihrem Großvater und aus dem Geschlecht der seligen Muracherfrau. Als Knabe, hab ich sagen hören, hat mein Vater sie, die Alte, noch wohl gekannt. Der war wie schon sein Vater Verwalter auf dem Stromgut, wie mein Mann nach ihm und sein Neffe jetzt. Und ich besinn mich auch noch an sie aus den Geschichten meiner Großmutter. Absonderliche Leute sind die Insassen unseres Hauses wohl meist gewesen, und seine absonderliche Geschichte hat darum auch jeder gehabt und das alte Fräulein eine gar denkwürdige, die man heut noch in den Nachbardörfern und in den Bürgerhäusern des Städtchens vernehmen kann."

Katrin stand auf und ging, wie sie in Abständen zu tun pflegte, ins Nebenzimmer an das Bett der Schläferin, nahm eine Hand von der Decke auf, um das flüchtige Leben darin zu prüfen, und legte sie behutsam wieder zurück.

Man wußte wohl, sie war in der Geschichte des Hauses nicht minder bewandert als Wilhelmine selbst. Sie ließ sich auch erbitten, über mancherlei Geschehnisse zu berichten, die von jener nicht allzugern preisgegeben wurden. Da nun die Tante von dem Urbild des Porträts nie gehandelt hatte, mochte dieser Lebenslauf eben zu jenen gehören.

Manche Familienüberlieferung, meinte Luzia, würde, sei einmal auch Wilhelmine abgeschieden, nur noch von der Verwalterin gekannt, auch in der Leute Mund in der Umgebung würden diese Geschichten, soweit sie davon noch wüßten, nicht mehr lang leben. Als Katrin jetzt eintrat, bat Luzia sie, ihnen doch die Geschichte nicht vorzuenthalten.

Die Schlafende habe, sagte Katrin, allzeit eine Scheu vor der alten Tante gehabt, deren Namen sie trüge und die ihre Taufpatin gewesen sein mochte. Von ihrer Lebensgeschichte habe sie nie gesprochen.

Die ältere Wilhelmine sei wie die des jüngeren Geschlechtes, die nun auch am Rand ihres Lebens stünde, ehelos geblieben, freilich ungleich dieser, ungeliebt und einsam auf sich selbst verwiesen. Sie habe eine harte und karge Natur gehabt. Von Dienstleuten und Bauern habe sie vollauf ihr Recht auf Arbeit und Zins bezogen und nie mehr als den genau bemeßnen Entgelt gewährt. Bitten habe sie ihr Ohr verschlossen. Wohltat, brachte sie vor, könne dem Empfänger zum Verderb werden, weil sie seine Eigenkräfte lähme, und Krankheit heile kein Arzt so zuverlässig wie der Tod. Sie sei aber nicht minder unbarmherzig gegen sich selber gewesen. Längst hätten ihre Schwestern vermählt das Elternhaus verlassen, ihre Brüder hätten Ämter innegehabt, als sie im Hader mit den Ihren hier eingekehrt sei, um dem Gut vorzustehen. Ihr eignes Vermögen habe sie nie berührt. Werber, die sich ihr genähert hätten, habe sie bekrittelt, eigennützigem Trachtens bezichtigt und von sich gewiesen. Über diesem freudlosen Dasein sei sie alt geworden, und ihre strenge Frömmigkeit sei mit den Jahren zunehmend gewachsen. Weithin habe sie als die beflissenste Kirchgängerin gegolten, kein Prediger konnte ihr an Eifern genugtun. Auf ihrem Bild sei es zu sehen, an das Gebetbuch klammere sie sich als an einen Notanker. Sie habe die Gewohnheit gehabt, sich vor dem ersten

Frühschein zu erheben, um im Haus zu walten und so jeder Versäumnis anderer zu begegnen. Das habe sie einst in einer kalten Winternacht getan, als sie von ihrem hohen Fenster aus die Dorfkirche am Strom hell erleuchtet sah. Sie vermeinte, sie müsse sich beeilen, zur Frühmesse noch zurecht zu kommen. Das Gesinde ruhte noch, die Magd, die ihr persönlich diente, war aus dem Schlaf nicht zu erwecken. Verärgert verzichtete sie auf Geleit und Gefährt, tat ihren Pelz um und eilte auf dem hartgefrorenen Fußpfad der Kirche zu, ohne einem Menschen zu begegnen. Es war in den Zwölf Nächten um die Jahreswende. Am Himmel funkelten noch die nächtigen Sterne. Sie hörte die Orgel sich entgegenbrausen, trat in die übervolle Kirche, kniete, da der kleine Raum bis zur Tür mit Betern besetzt war, auf dem letzten Platz in der letzten Bank nieder und wandte sich fragend ihrer Nachbarin zu. Sie sah einer Unbekannten ins Gesicht und gewahrte bald, daß sie von Fremden umgeben war, Leuten jeden Alters, Männern und Frauen. Auch Kinder waren unter ihnen. Alle verweilten stumm, die Blicke dem Altare und einem Priester zugewandt, einem jungen hellhaarigen Mann, der ihr zwar fremd erschien wie die Beter, sie aber unbegreiflich an Menschen ihrer Vergangenheit gemahnte. Allmählich, indem sie ihre Augen unter der Versammlung schweifen ließ, schienen alle ihr untereinander verwandt, schienen die Züge einer Sippe zu tragen, der auch der Priester angehören mußte.

Sie legte das Gesicht auf die Betbank in ihre Hände, um, wie sie meinte, eine Wirrung der Sinne zu verscheuchen. Die Eiskälte der nächtlichen Kirche machte sie erstarren, durch die halboffene Tür pfiff der Wind, der dem aufgehenden Tag vorausseilt. Sie hob die Augen und fand sich in der dunklen Wölbung allein. Der Luftzug ließ das Licht der Ampel vor dem Altar flackern. Als sie ins Freie stürzte, schlug die Turmuhr die erste Stunde. Auf dem Strom prallten die Eisschollen klirrend aneinander.

Sie eilte geblendet heimwärts, strauchelte, siel, riß sich hoch, blickte um und hinter sich, erreichte die Hoftür, schloß sie auf, öffnete auch das Haus. Noch lag es im Schlaf. Die Hündin im Vorhaus winselte im Traum. Die Frau keuchte die dunkle Treppe aufwärts in ihr hohes Zimmer, ertastete die Kerze

nicht, stieß den Kopf wider die Wand, streckte endlich sich auf ihr Bett in den Kleidern, an denen das Eis schmolz, versuchte zu beten, fand keine Worte und sank endlich in lähmenden Schlaf.

Die Mägde fanden sie am hohen Morgen starr, kalt und mit halboffenen Augen, entkleideten sie, hüllten sie in warme Tücher, gossen ihr heißen Heiltee zwischen die zusammengepreßten Lippen und beredeten sie, nach dem Arzt zu senden. Sie wehrte heftig kopfschüttelnd ab. Am Nachmittag richtete sie sich jäh auf und schickte Knecht und Wagen nach einem uralten Priester im Städtchen, dem sie vordem zuweilen sich in der Beichte eröffnet hatte. Er kam. Unter Fieber- und Frostschauern erzählte sie ihm ihre nächtliche Begegnung. Die Gespenstermesse zeige dem Eindringling, wie man wisse, den Tod an. Sie wolle sich darauf bereiten.

Der Tod gönne ihr noch Weile, sagte der Greis. Nicht Gespenster habe sie angetroffen, vielmehr sieben Generationen ihres eigenen Geschlechtes. Hätte sie nicht in schnöder Verblendung ihrem Weiberlos entsagt, wären sie, in ihrem Schoß gegründet, aus dem Wirbel der Unerschaffenen ins Erdenleben eingegangen.

"Ein wenig milder ist sie hernach gleichwohl geworden, soviel sie sich eben abzuringen vermocht hat", fügte Katrin versöhnlich hinzu. "Manches Mal hat mein Vater dargetan, in vielen Häusern hierzuland stecke ein fremdes Element noch aus jener Zeit her, in der die römischen Kriegsleute an unserm Strom gelagert haben. Wilde Söldner aus fernen Gegenden werden darunter gewesen sein. Manche haben sich mit unserm Volk vermischt und sind hier verblieben. So kommt zuweilen in langen Zeitspannen einer ans Licht, der uns urfremd ist und den wir gar nicht verstehen können. Das Fräulein da," — sie deutete auf das Bild — "die war so eine, wie anders wär die in die Familie der Muracherfrau geraten? Vor dem Tod hat sie ihr Heiratsgut dem Waisenhaus im Städtchen vermacht, und zu Allerseelen bekommen die armen Kinder am Ort aus ihrer Stiftung einen Zuckerweck."

Luzia trat an das dunkle Fenster, ein Lächeln zu verbergen. Von Wilhelminens Bett aus der Schlafkammer aber klang durch die offene Tür ein

leises, klares Lachen. Sie saß, von Dierolf gestützt, der unvermerkt vom Flur her zu ihr getreten war, aufrecht in ihren Kissen.

So schön hätte sie die Geschichte nie vernommen, lobte sie die verlegne Katrin. Jetzt begriffe sie nicht, was sie früher gegen sie gehabt habe. Ihr freilich bliebe nichts für eine Stiftung. Ihr geringes Gut habe sie längst vertan, an den oder die gehängt, die es just zu brauchen schienen.

Frau Katrin wischte sich umständlich das glühende Gesicht, Anna sah mit feuchten Augen vor sich hin, Luzia aber trat ans Bett und legte ihre Hand auf die Dierolfs, der nun Wilhelminen sanft in ihre Kissen bettete.

Zwei Wochen später entschwand, alle Wacht und Fürsorge täuschend, die zärtlich Behütete ihren Pflegern so geheim, daß niemand es gewahr wurde. Man fand sie am frühen Morgen, zur Seite geneigt, als habe sie, zu einem langen Schlaf sich bereitend, wie ein Kind sich zurechtgelegt.

Franz Muracher kam gegen Abend desselben Tages mit Christina, die er auf der Herreise eingeholt hatte.

Am Tage sah man Katrin Knechte und Mägde anhalten, die unter ihrer Leitung die große seit Menschengedenken ungenutzte Halle des Verwalterhauses, die als Vorratsraum diente, räumten, reinigten und lüfteten. Vor Jahrhunderten mochte sie das bischöfliche Gefolge beherbergt haben. Zwei mächtige Kamine zeigten noch steinerne Wappen aus jener Zeit. Man baute Holzklötze auf den Rosten auf, dicker Rauch quoll aus den offenen Fenstern auf den Hof, wo er sich allmählich verzog, ehe die Wärme den kalten Bau wohnlich machte. Franz Muracher fragte, was die Anstalten gerade an diesem Tag bedeuteten, da dem Haus und seinen Bewohnern doch Ruhe anstünde.

Es würde sich zeigen, daß man den Raum gebrauche, beschwichtigte der alte Verwalter, man werde viel Volk aufnehmen und bewirten müssen, die Bauern stromauf- und -abwärts und die aus dem Seitental seien zu erwarten. Die Männer würden es anders nicht halten, denn als ob sie einen von ihnen zu Grab brächten. Das Fräulein habe ihnen ja so viel gegolten als ein Mann.

So standen die Muracherleute unter einer großen Menschenschar an der offenen Gruft, in die man den kleinen leichten Sarg mit der Jungfrauenkrone



senkte. Der Wirtschaftshof des Stromgutes war voll fremder Wagen. In den Ställen betreuten die Knechte die ungebärdigen Pferde der Gäste. Schwer stapften die Bauern mit ihren Weibern vom Grabe weg in den Saal, ließen sich an den beladnen Tischen vor Speis und Trank nieder und gaben mit kargen gewichtigen Worten der Toten die Ehre.

Als die Trauernden spät in der Nacht allein um den Tisch im Gartenzimmer saßen, erhob sich Christina, um mit Katrin noch etliche häusliche Anordnungen zu besprechen, damit die von den Forderungen des Tages erschöpfte Tochter verweilen möge. Jetzt bat Franz die Verbliebenen, Anna, Luzia und Dierolf, sie möchten Christina nicht allein in das Stadthaus zurückkehren lassen, sondern, wie auch er für sich es beschlossen habe, sie dorthin begleiten. In der kommenden Woche schließe sich das Vierteljahrhundert nach dem Tode Georg Schwanolds, ihres Gatten. Den Gedächtnistag solle sie unter den Ihren verleben.

## 47

Anna erwachte am frühen Morgen vom Knistern des Feuers im Ofen ihres einstigen Kinderzimmers, das sie bei jedem Aufenthalt im Elternhaus bewohnte. Es war ihr, als müsse Margret jetzt eintreten, das Trauerkleidchen für das kleine Mädchen überm Arm, mit bleichen Lippen und geröteten Augen, und müsse ihr dann, mit tonloser Stimme betend, die schwarzen Bänder in die Zöpfe flechten. Draußen auf dem Gang huschten indessen Schritte hin und wider, man hörte die Holzscheite in den Ofen stoßen. Da waltete in den Frühstunden der junge Diener, der Nachfolger des alten Josef, wie er ein Sendling der Muracherheimat aus Margrets reichverzweigter Familie.

Kein Lichtstrahl drang durch die Ritzen der verschlossenen Fensterläden ein, aber durch das Messinggitter des Ofens spielte die Glut an den Wänden des Zimmers.

Die Mutter trat ein und ließ sich am Bettrand nieder, wie einst im langen schwarzen Kleid, das Spitzentuch überm Haar. Schweigend hielt sie eine Weile Annas Hand in der ihren. Anna erkannte, auch sie war durch den Schacht der verflossenen Jahre zu jener Nacht und zu jenem Morgengrauen zurückgewandert.

Am frühen Tage fuhren die Murachergeschwister mit Anna, Dierolf und den beiden Jungen zur Kirche, um einer Gedächtnismesse für Georg Schwanold beizuwohnen. Bekannte und von alters her befreundete Familien der Stadt hatten teilnehmende Andächtige abgesandt, die mit den Trauernden und etlichen alten Dienstleuten des Hauses die schwarzverhangene Seitenkapelle füllten. Christina erwiderte, als der Gottesdienst beendet war, die stummen Grüße der Trauernden. Sie verließ als letzte mit den Ihren den Raum. Die kleine Gruppe schritt durch das Kirchenschiff zum Portal. Vor dem Weihbrunnbecken löste eine grauhaarige Frau sich von einem Pfeiler, schwarzgekleidet, das wirre Haar von einem auffallenden schleierumwundenen Hut bedeckt, die Anna bereits in der Kapelle aufgefallen war. Sie hatte seitlich am Altar, von den übrigen geschieden, allein gekniet. Jetzt schob sie sich vor Luzia, sie von den übrigen trennend, um ihr mit bloßer Hand das geweihte Wasser zu reichen. Franz trat stirnrunzelnd zwischen beide. Im selben Augenblick erkannte Anna in der Fremden Frau Manswind.

Von der Kirche fuhr die Familie zum Friedhof. Es war ein düsterer außerordentlich kalter Tag. Anna saß im Wagen der Mutter gegenüber. Sie sah in ihr Gesicht, das schmal und bläulich-blaß entfärbt zwischen dem Pelz des Mantels und dem Schleier des Witwenhutes fast verschwand, und es gemahnte sie an das Leidensgesicht der Mutter ihrer frühen Kindheit.

Als Christina am Grab ihr Gewinde blauer Hyazinthen in das Grün bettete, mit dem man es für diesen Tag bedeckt und umkränzt hatte, gewahrte Anna einen kleinen Strauß im Frost erstarrter Veilchen, die eine fremde Hand vor ihnen hier niedergelegt haben mußte. Als sie sich anschickten, zur Heimfahrt die beiden am Tor wartenden Wagen zu besteigen, bat Luzia, den Weg vom Friedhof nach Hause gehen zu dürfen. Christof Dierolf trat zu ihr, sie

nahm seinen Arm, und die beiden wanderten in den trüben frostigen Morgennebel hinein.

Der Abend fand die Erwachsenen vereint in Christinens Wohnzimmer. Anna hatte ihren alten Sitz, den niedrigen Stuhl am Ofen eingenommen und sah etwas zerstreut und verträumt auf die Gestalten im Raum, betäubt wohl auch ein wenig von den vielen blühenden Hyazinthen auf den Blumentischen, die Christina nicht missen wollte und deren starker Duft auf diese allein keine Wirkung zu haben schien. Sie saß in sich versunken, in ihren großen schwarzen Seidenschal gehüllt, auf einer Ruhebänk zwischen den Fenstern, den Arm um Luzia gelegt, die halb abgewandt durch die Scheiben auf den Platz mit den Platanen niedersah, dessen dünne Schneedecke im Sternenschein glitzerte.

Auf der andern Seite des großen Raums besprach Franz mit Dierolf irgendwelche Bauprojekte vor Entwürfen, die auf einem Tischchen ausgebreitet lagen. Aus einigen halblaut zu ihr dringenden Worten verstand Anna, es ging um Umbauten, die die immer planende Bona im Muracherhaus vorhatte. Unwillkürlich mußte Anna Dierolfs Blick folgen, der, während er zuhörte und erwiderte, auf Luziens geneigtem Antlitz haftete.

Anna sah das gewohnte, aus all den gemeinsamen Zeiten vertraute und doch eigentlich nie geschaute Gesicht wie verzaubert mit neuen Sinnen. Nichts von überwundenen Leiden war in diesen Zügen, sie leuchteten unverstört in der unbeirraren Ruhe ihrer Reife. So vielleicht, mächtiger nur und mütterlicher, mochte die Murachergroßmutter ausgesehen haben, als sie im gleichen Alter stand.

Franz, der mit dem Frühzug heimzureisen gedachte, nahm Abschied. In diesen Tagen hatten alle aus der Milde seiner Haltung den Einfluß von Bonas Wesen auf ihn verspürt, die durch eine Krankheit ihrer kleinen Tochter verhindert worden war, in diesen Wochen leiblich an seiner Seite und unter den Freunden zu weilen.

Anna hatte sich eben an diesem Abend, früher als es ihre Gewohnheit *war*, zur Ruhe gelegt. Vor wenigen Augenblicken erst hatte Margret sie verlassen. Sie hatte ihr wie in Kindertagen die Haare geflochten und dann an ihrem Bett verweilt, erst still die Perlen des Rosenkranzes durch ihre steifen gekrümmten Finger gleiten lassen, ein Seufzer zeigte jeden Absatz an, dann aber hatte sie laut das Abendgebet gesprochen und, indem sie Annas Rechte zwischen ihre gefalteten Hände nahm, der abgeschiedenen Seele gedacht.

Allein verblieben schickte Anna sich an, das kleine Bettlämpchen zu löschen, als die Tür sich aufs neue auftat. Luzia trat leise ein, blendete das Licht mit einem Schirm ab und ließ sich hinter Annas Bett im Schatten vor dem Fenster nieder. Sie verblieb dort eine Weile schweigend.

Anna, von der Erinnerungslast dieses Tages ermüdet, war dem Schlaf nah, als Luziens verhangene Stimme sie wieder zu sich rief.

"Ich will es nicht mehr allein weiter bewahren. Ich will es mit einem Lebenden, mit dir teilen, Anna", sagte sie flüsternd und sprach dann leise aber in der Nachtstille deutlich hörbar weiter. "Wie es damals geschehen ist, weiß außer mir keiner. Keiner hat mich je gefragt, aus Schonung hat man mich verurteilt, schweigend die Bürde ihrer Güte und Fürsorge auf mich zu nehmen. Christof ist vielleicht ahnend der Wahrheit nah gewesen, als er mich in jener Nacht heimlich aus dem Hause und zu Sophia brachte, vielleicht auch meine Mutter.

Wir, dein Vater und ich, an jenem Tag, als ich unter seiner Hut von Sophia heimkehren sollte, verließen den Zug schon an der letzten Haltestelle vor der Stadt. Ein Wagen erwartete uns, der uns in das Jagdhaus eines seiner Freunde bringen sollte. Er hat mich nicht fragen, hat keine Überredung brauchen müssen, er hat an meine Hand gerührt und so bin ich ihm gefolgt. Auch heute meine ich nicht, daß es anders hätte sein können. Ich brachte wohl vor, wir würden in wenigen Stunden von Christina erwartet. Er beschwichtigte meine Sorge, sein Sekretär sei mit dem Gepäck vorausgefahren und werde alles ordnen. Um unsern Verbleib wisse niemand als sein alter Jagdfreund, den er

mitunter aufsuche, heute werde er abwesend sein. Aber das Haus stehe bereit. Diesen einen Tag wolle er mit mir verleben, nur diesen einzigen auf Erden.

Wir fuhren auf hart gefrorenen Wegen – endlos, so schien es mir – durch die stille Gegend. Ein rauher Nebel hüllte das Land ein, Vogelschwärme brachen auf und stiegen flatternd und schreiend in die Luft. Ein stummer, im Fuchspelz verummter bäurischer Mann trieb die Pferde an, ohne sich nach uns umzusehn. Dein Vater schloß mich in seinen Arm, zuweilen raunte er mir leise ein Wort zu. Mir traten Tränen aus den Augen, sie erstarrten an meinen Wimpern. Ich wollte nichts als diese Fahrt mit ihm zu dem unbekanntem Ziel, alles andre war fern versunken.

Wir hielten vor einem langen niedrigen Haus zwischen Tannen, Ebereschen und Wacholderbüschen. Ein Jäger nahm uns die Pelze ab und führte uns in einen Saal. Der Hausherr erhob sich schwerfällig aus einem Lehnstuhl, um uns zur Begrüßung entgegenzugehen. Er sagte, ein Anfall von Gliederschmerzen habe ihn verhindert, in die Stadt zurückzukehren, doch sei er nun glücklich, uns umsorgen und bewirten zu können.

Dein Vater erblaßte und ging auf den lärmenden Wortschwall nicht ein. Der Hausherr war ein plumper, schon bejahrter Mann, sein Aussehn verriet geringe Sorgfalt für seine Person. Der Saal, in dem wir ihn fanden, war von Tabakrauch und Weindunst erfüllt, Felle bedeckten unordentlich die Dielen, am Ofen lagen etliche schöne Hunde. Er überfiel mich mit Schmeicheleien, ich gliche meiner Mutter, die als ferner Stern unerreichbar über seiner Jugend gestanden habe. Ungehemmt schwätzend führte er uns, nun offenbar in keiner Bewegung gehindert, in die beiden Gastzimmer, die er uns hatte vorbereiten lassen. Sie lagen über dem ebenerdigen Saal, zwei niedrige Räume, die durch eine Tür miteinander verbunden waren. Die ausgestreckte Hand konnte die Decke erreichen. Dein Vater stand von mir abgewandt, sein Gesicht sah ich nicht, aber ich spürte ihn unter den Reden unseres Gastgebers vor Zorn und Scham erstarren.

Der Mann gab sich den Anschein, nichts davon wahrzunehmen. Er bat mich, mit der schlechten, meiner unwürdigen Herberge für diesmal

vorliebzunehmen, mein Besuch sei für ihn so unverhofft gekommen, daß er nur etliches Notdürftige aus seiner Stadtwohnung habe herschaffen lassen können. Er wies auf das Bett, das mit feiner Leinenwäsche und seidene Decken ausgestattet war, und auf einen Tisch, der ein silbernes Waschbecken und Kristallflaschen trug. Die Luft im Zimmer war dumpf, der Boden und die Wände nur flüchtig gesäubert.

Wenn ich wiederkäme, was er hoffe und erbitte, würde ich alles so vorfinden wie es mir gebühre. Jetzt verlasse er uns und lade uns ein, später die Mahlzeit mit ihm zu teilen. Freilich müsse ich auch da Nachsicht üben, seine Diener seien ungeschliffene Gesellen und an Damenbesuch nicht gewöhnt.

Ich sank, an allen Gliedern bebend, in den Lehnstuhl am Bett. Das Feuer in dem Ofen, der in der Wand zwischen beiden Zimmern lag, hatte die Winterkälte vieler Monate, die in den Mauern steckte, nicht bezwungen. Dein Vater stand, den Rücken mir zugewendet, am Fenster und starrte in die Dämmerung über dem Moor. Er vermied es, meinem Blick zu begegnen.

Ein Diener bat uns im Namen des Hausherrn zu Tisch. Als dein Vater sich zu mir kehrte, um mich hinunterzuführen, erschrak ich vor seinem entstellten Gesicht, aus dem die Augen funkelnd durch mich hindurch ins Leere blickten. Wir saßen Stunden an dem schweren Eichentisch. Der Jagdfreund vermochte wohl den verhaltenen Grimm deines Vaters nicht mehr unbeachtet zu lassen. Er mäßigte sein lautes Wesen, nötigte uns höflich, zu trinken und uns reichlicher mit den aufgetischten Speisen zu versorgen. Er bemühte sich nun, ein schleppendes Gespräch in Gang zu erhalten. Dein Vater schien wie innerlich gelähmt, außerstande die Gesellschaft aufzuheben. Schließlich erhob ich mich, um mein Zimmer aufzusuchen. Dein Vater führte mich, öffnete mir die Tür, stellte einen mehrarmigen Leuchter, den er vom Eßtisch heraufgebracht hatte, nieder und verließ mich.

Die Tür zwischen unsern Zimmern schloß er hinter sich. Ich verblieb, unfähig mich zu bewegen. Nebenan war es lautlos still.

Die Lichter auf dem Tisch waren fast niedergebrannt, als der Schuß durch das Haus schallte. Mit den drei Männern stand ich vor dem Lager, auf das der

Tote sich hingestreckt hatte. Der Hausherr starrte mich böse an, gebot mir, der Schweigenden, mit unguuten Worten, auch ferner zu schweigen, führte mich hinunter in den ebenerdigen Saal, hieß mich in seinem Lehnstuhl warten und breitete eine Decke auf meine Kniee. Eine Hündin lagerte sich zu meinen Füßen, legte ihre Schnauze darauf und ließ so ihr Leben in meine starren Glieder einströmen.

Das Haus geriet in ungestüme Bewegung, als ob der Sturm durch seine Gänge fege. Die Diener ritten vom Hofe weg und kehrten wieder. Ein Wagen fuhr vor. Nach einer Weile kam ein Arzt, vom Hausherrn geführt, herunter, richtete Fragen an mich, die ich nicht verstand und nicht beantwortete, gab mir aus einem Glas zu trinken, schüttelte den Kopf und ließ mich allein. Später setzte mich der Hausherr in die Ecke eines großen Wagens, hüllte mich in Decken und nahm den Platz neben mir ein. Auf die Sitze uns gegenüber legte man eine reglose Gestalt unter einem dunklen Tuch. Ein berittener Bote eilte uns voran. Wir hielten nach stundenlanger Nachtfahrt vor dem Stadthaus."

Als Anna nach einer Weile des Schweigens sich erhob, um zu der Gefährtin zu treten, fand sie sich allein. Umvermerkt war Luzia weggegangen.

#### 48

Georg stand nun im siebzehnten Lebensjahr. Sein Verhältnis zu Stefan Muracher hatte sich in den letzten Monaten gewandelt. Er hatte sich gegen den Vetter verhärtet, eine Spannung herrschte zwischen den beiden, sie sprachen miteinander kaum mehr als das Nötige, hielten aber vor dritten ihren Umgang in den gewohnten Formen. Stefan schien unter dem Mißverhältnis zu leiden, wußte aber, von Christina befragt, keine Erklärung oder wollte die Ursache nicht preisgeben. Georg erklärte spöttisch, Stefan gehöre, von der Familie aus gesehen, einer älteren Generation an, woraus seine abgeklärte Reife zu verstehen sei, um die er ihn übrigens nicht beneide, er sei bereits als Onkel geboren. Auch Georgs Beziehung zu Hoermann hatte gelitten. Seine zu Beginn

übersteigerte Neigung, das befreundete Haus aufzusuchen, brach jäh ab. Stefan setzte den Verkehr zwar fort, jedoch hatte auch sein Antriebe durch das Ausscheiden des Kameraden eine Trübung erfahren.

Zu Dierolf stand Georg abwehrend, fast feindselig und hielt es nicht für notwendig, aus diesem Gefühl ein Hehl zu machen. Christina war der Ursprung dieser Abneigung durch Christof bekannt. Georg hatte sich während eines Besuches an ihn gewandt, um über manche vergangene Vorfälle in der Familie unterrichtet zu werden. Seine Fragen bewiesen, daß er von unberufener Seite bereits Aufklärung erfahren hatte und nun Bestätigung und Ergänzung in dieser Richtung erhoffte. Die Weise jedoch, in der er sich an den Älteren und Zeugen jener Geschehnisse wandte, bewies eine solche Art dreist vorweggenommener Kritik an den handelnden oder leidenden Personen, daß Christof ihm zwar das sachlich Mitteilbare nicht vorenthielt, ihm aber seine Ehrfurchtslosigkeit ernst verwies. Georg ergab sich durchaus nicht, vielmehr äußerte er, er wolle sich mit diesen verhüllenden und beschönigenden Darstellungen nicht abspeisen lassen und es werde ihm wohl noch gelingen, hinter den Vorhang zu schauen. Ob man nicht bedächte, daß er schließlich in seiner Person diese merkwürdige Reihe seiner Vorfahren fortzusetzen bestimmt sei und daraus das Recht einer klareren Sicht, als man ihm zubillige, ableiten dürfe. Christof, von dieser Wendung betroffen, suchte ihm nahezubringen, es trüge wohl jeder neben dem offenbaren auch dunkles Erbe in sich. Georg senkte den Blick eine gute Weile ironisch in den Christofs, zuckte dann mit den Achseln und verließ ihn ohne Gruß.

Dierolf, nachdem er eine Nacht allein an der Wirkung des Gesprächs gelitten hatte, teilte es Christina mit und bat sie zu überlegen, wer etwa in ihrer Umgebung diese Fragen in dem Enkel aufgerührt haben mochte. Christina meinte nachsinnend, niemand im Hause sei fähig, Georg mit derlei zu beirren. Damals nach dem Tode Schwanolds seien viele Gerüchte in der Stadt umgegangen, nie sei eines deutlich vor sie getreten. Anna jedoch habe als Kind in der Klosterschule manche Bedrängnis daraus erfahren.



Anna trat eben in das Zimmer, in dem Christof mit der Hausfrau am Frühstückstisch saß, und das die beiden Jungen vor einer Weile verlassen hatten. Christina meinte, die Mutter müsse erfahren, was in dem Sohn vorginge, zumal dieser ihnen allen oft rätselhaft aufgestachelt und unzugänglich scheine. So wurde auch Anna mit dem Vorfall bekannt. Sie wisse, entgegnete sie, aus ihrer eignen Jugend, wie grausam die Welt in solchen Dingen Kinder antrete. Schon vor Jahren habe man Georg mit dem Schicksal Anselms bedrängt. Dieser neue Anfall, der sich wohl auf das Ende ihres Vaters beziehe, habe die frühen Eindrücke Georgs wieder aufgerufen. So stelle diese Häufung eine übergroße Last für das junge Gemüt dar. Dierolf würdigte zwar die einsichtige Milde der Mutter, konnte aber die Bedenken über Georgs Art nicht aufgeben.

Er hatte das Haus diesmal nach seiner flüchtigen Einkehr noch nicht lange verlassen, als ein neues Vorkommnis Mutter und Tochter beunruhigte.

Margret hatte von einem Aufenthalt im Muracherhaus, wo sie alljährlich einige Wochen zubrachte, eine junge Dienerin mitgebracht in der Meinung, ihr angenehmes Betragen und eine natürliche Fähigkeit sich anzupassen machten sie geeignet, Christina eine ältere Schwester, die sich verheiraten wollte, zu ersetzen. Das anmutige junge Wesen nahm bald alle Hausgenossen für sich ein, und man freute sich der glücklichen Wahl. Es blieb den Frauen nicht verborgen, daß die kleine Rosina oftmals mit schwärmerischem Blick an Georg hing und, offenbar unbewußt, Arbeit und Auftrag verließ, um in seiner Nähe zu verweilen. Georg schien sich um ihre Gegenwart nicht zu kümmern, ja ihre Bewunderung nicht einmal zu bemerken. Anna konnte sich nicht verhehlen, daß Frauen zuweilen ihm eine Aufmerksamkeit schenkten, die nicht mehr einem unreifen Knaben gelten konnte. Er hatte Stefan fast um eine Kopflänge überwachsen, ein südliches Bluterbe mochte ihn früher gereift haben, manches gemahnte an Georg Schwanold, den Großvater, die edle strenge Form des Hauptes an Anselm. Er redete wenig, der Klang seiner Stimme schien jedoch einen Zauber auszuüben.

Eines Morgens trat die alte Margret, die streng und greisenhaft hager einer unerbittlichen Sibylle glich, zu früher Stunde an Christinens Bett um ihr mitzuteilen, daß die junge Rosina noch am gleichen Tag ins Muracherhaus unter Bonas Obhut zurückkehre. Christina fuhr aus dem Schlaf und fragte verwundert, was geschehen sei. Sie hole, lautete Margrets karger Bescheid, die Erlaubnis der Herrin ein, geschehen sei nichts, es müsse aber so sein, damit eben nichts geschehe. Christina nickte betroffen ihre Zustimmung.

Georg hatte diesen Morgen das Haus früher als gewöhnlich verlassen.

Nach Rosinens Abreise trat eine ältere Gefährtin, ein erprobtes verschlossenes Mädchen an ihre Stelle. Von dem Vorkommnis wurde zwischen den Frauen nicht gehandelt. Anna fand sich erst nach einer Weile und nicht eben leicht damit ab.

Die Mißstimmung zwischen den beiden Jungen hatte sich verschärft und drohte das Dasein der Hausgenossen zu färben, obwohl sie nur in einem hartnäckigen gegenseitigen Schweigen fühlbar wurde. Die beiden Frauen kamen überein, für die nahenden Weihnachtsferien Stefan wie gewohnt die Freizeit im Elternhaus verleben zu lassen. Georg beehrte einer Aufforderung Ulrichs zu folgen, mit ihm eine Schneeschuhwanderung in den südlichen Alpen zu unternehmen, wobei sie für einen Teil der Fahrt auf Annas Bitten Franziskas Haus als Standquartier wählen wollten.

So verblieb Anna allein mit der Mutter im Stadthaus. Luzia war im letzten Jahre bei Larmeson festgehalten, der von einer schweren Krankheit sich nur langsam erholte und die Gegenwart seiner Frau auch nicht für die kürzeste Frist missen wollte.

Am letzten Abend des Jahres stieg Christina mit Anna in das große Zimmer neben der Küche hinunter, um eine Stunde mit ihren Leuten zu verbringen. Noch immer hatte Margret ihren Sitz am obern Ende des Tisches im Lehnstuhl inne, Salome, die schon zu Annas Kinderzeit im Hause gewesen war, *war*, nach kurzer Ehe kinderlos verwitwet, wiedergekehrt und stand der Küche vor, zwei Hausmädchen und der Diener Jakob, ein junger etwas einfältiger Bursche, saßen um den Tisch. Margret hatte vorgebetet, die andern

hatten im Chor eingestimmt, und nun, als die beiden sich zu ihnen gesellten, wurden heißer Wein, Kuchen und Früchte aufgetragen. Salome erzählte Geschichten, Jakob knackte Nüsse und gab Rätsel auf, die die Mädchen sich zu lösen bemühten, Margret war eingeschlafen, wachte jedoch beim mächtigen Glockenläuten um Mitternacht auf. Salome schmolz in einem großen eisernen Schöpflöffel mit hölzernem Griff in der Ofenglut Blei. In eine irdene Wasserschüssel, die mitten auf dem Tisch stand, gossen die Tischgenossen mit erhitzten Wangen und kaum bezähmter Spannung die Bleigebilde, aus denen Margret, nun wieder völlig wach, jedem einzelnen sein Schicksal im kommenden Jahr deutete. Sie schien dies Unterfangen nicht als Aberglauben anzusehn, altes Herkommen mochte es ihr als erlaubt gelten lassen, jedoch verdüsterte sie sich mehr und mehr und gab nach einer Weile kund, die wirren Figuren verrieten ihr eines deutlich, es verspreche das neue Jahr eine reiche Ernte für den großen Schnitter und Heimholer und sie selbst hege Zuversicht, diesmal nicht als vergessene Garbe auf ödem Feld stehen zu bleiben.

## 49

In den ersten Januartagen kam die Nachricht vom Tode Giovanni del Moros. Er war in Franziskas Haus gestorben. Einige Wochen früher war er zu ihr gekommen, die er Schwester nannte, eine Vorahnung des Kommenden hatte ihn ihr zugeführt. Der erste Blick in sein Angesicht schon hatte es ihr verraten. So hatten sie gemeinsam auf den Ruf gewartet.

Ulrich und Georg erfuhren es als Gerücht in einem Wirtshaus am Talschluß, als sie aus einem Nebental kommend eben Franziskas Haus aufsuchen wollten. Den Toten fanden sie nicht mehr. Am Mittag desselben Tags hatten ein Schwager und ein Neffe aus den Familien zweier Schwestern Giovannis die Leiche nach Trient überführt, damit der Verwandte in der Familiengruft bestattet werde. Die kärglich bemessene Höflichkeit, mit der sie Franziska begegnet waren, hatte ihr keinen Zweifel gelassen, daß die alte

Feindseligkeit ungeschwächt die Zeit überdauert habe. Nach den Nachkommen ihres ersten Gatten war keine Frage laut geworden.

Als Georg und Ulrich das Haus erreichten, lag es dunkel im Mond- und Sternenlicht mit geschlossenen Türen und Fensterläden. Das Einhorn ruhte gespenstisch in der Nische über der Tür. Sie meldeten sich im Verwalterhaus, wo man sie erst für den nächsten Tag erwartet hatte. Man sagte ihnen, die Signora habe sich einiges früher als gewohnt zur Ruhe begeben, doch habe sie für den kommenden Tag alles für ihre Unterkunft rüsten lassen. Für diese Nacht bereitete man ihnen Lager in Christof Dierrolfs Zimmer, das im Oberstock des Verwalterhauses lag.

Am andern Morgen fanden sie die Hausfrau freundlich um das Wohl ihrer Gäste besorgt – es war nur als wäre sie ihnen irgendwie entrückt und redete von fernher zu ihnen.

Vom Tode Giovannis sprach sie mit ruhiger Vertrautheit. Es sei, sagte sie, ein guter Abschied gewesen, er sei mit ihrer Hand in der seinen eingeschlafen. Sie ließ sich von ihrer Fahrt erzählen und munterte sie auf, nach so viel strenger Bewegung im winterlichen Höhenfrost es sich im warmen Haus bequem zu machen. Im Ablauf des Tages empfing sie den Dorfpfarrer und die Frauen der Bergbauern, die sie ihrer Teilnahme versichern wollten, sprach mit allen von deren eigenen Anliegen, dem Bauernwesen, den Kindern, Krankheiten und Sorgen und verbrachte die Stunden so ohne zu ermüden. Auf ein Telegramm Annas, die ihre Gegenwart anbot, erwiderte sie, sie erwarte die Enkelin im Frühsommer, dies sei die gute Zeit für ihre Gegend, und auch sie gedenke sie noch einmal zu erleben. Ulrich und Georg verbrachten die späten Abendstunden, als Franziska sie verlassen hatte um zu ruhen, am Kamin der großen Halle. Ulrich hatte alte Bücher, die ihn anzogen, entdeckt und versenkte sich in ihre Lektüre. Georg starrte eine Weile schläfrig in die Glut. Eine Magd brachte einen Krug Wein. Er ermunterte sich und begann Ulrich die Geschichte seines Urgroßvaters del Moro zu erzählen. Ulrich, der durch Sophia nur eine flüchtige Kenntnis von diesem Leben hatte, legte jetzt das Buch zur Seite, um Georg zuzuhören, der seine Erzählung vortrug, wie ein Unbeteiligter

eine Kuriosität halb überlegen halb ablehnend weitergibt. Am Ende meinte er, er verfüge über eine etwas ungewöhnliche Ahnengalerie. Dieser Urgroßvater sei doch ein toller Geselle gewesen, um es gelinde auszudrücken. Ulrich wies ihn zurecht. Franziska Schwanolds Haus sei nicht der Ort solche Dinge vorzubringen und ganz gewiß sei dies nicht der Tag für solche Erinnerungen, die er wohl entstellt aus unwürdigem Mund erfahren habe. Der Junge lachte spöttisch: den Frauen und ihrem Anhang paßten die ungeschminkten Tatsachen schlecht. Diese Biographie stamme von einem alten Faktotum des Stammhauses del Moro, der in den letzten Wochen sich mit Franziska in die Pflege Giovannis geteilt habe und jetzt auf Befehl der Trientiner Verwandten hier nachgelassene Habe sammle und verpacke, denn offenbar nähmen es die Herrschaften damit sehr genau. Er habe dem widerwilligen Alten diese Dinge nur mit großer Mühe und in unzusammenhängenden Einzelheiten entlockt, aber sie fügten sich am Ende doch aneinander und in das, was er in Jahren von Mutter und Großmutter erfahren habe. Dies hier sei eben die nackte Wahrheit, gewiß passe sie der vornehmen Sippe nicht. Ihm aber passe sie, er liebe die heuchlerische Flunkerei nicht — auch müsse man seinen Ursprung kennen, und er käme so allmählich darauf. Manches freilich fehle ihm noch. Er erbat sich eine Zigarette. Ulrich fand keine Entgegnung. Am Tag darauf mußten sie, da beider Ferien zu Ende gingen, nach Hause reisen.

Die Ostern dieses Jahres hatte Anna mit dem Sohn im Muracherhaus verleben wollen, um Bonas Wunsch zu erfüllen, die viele Male um ihren Besuch geworben hatte. Georg schien unlustig, sie zu begleiten. Schließlich fügte es sich, daß sie ihre Absicht aufgeben mußte und den Sohn nach München zu sich rief. Ludwig Renner war vor einigen Wochen erkrankt. Das in seinem Beginn harmlos scheinende Übel nahm während der Karwoche eine Wendung, die keine Hoffnung auf Genesung erlaubte. Anna verbrachte ihre Tage und Nächte bei Sophia und dem Sterbenden. Sophias Wesen schien über sich erhoben, sie glich einer Braut in der Erwartung einer ersehnten Vereinigung. So wanderte sie mit der abscheidenden Seele wach und freudig

durch alle Stationen ihres Kreuzwegs. Zuletzt war es, als ob alle im Haus das große Atemholen mit den beiden teilten. –

Anna und Ulrich saßen am Bett der Frau, die in der Stunde nach dem Begräbnis zum ersten Mal seit Tagen vom Schlummer heimgesucht wurde.

In der kommenden Zeit spürten alle Anwesenden Sophiens ungeminderte Gegenwart und ihre gelassene Herrschaft über das Hauswesen, in dem noch die Verwandten Ludwigs und Ulrichs als Trauergäste weilten. Franz und Bona wohnten wie Christina bei Anna. So kam es zwischen dieser und Bona zur Aussprache über die unbegreiflich hartnäckige Entfremdung der beiden Vettern. Stefan hatte auch dem dringlichen Forschen der Mutter widerstanden, so daß seine Eltern so wenig Klarheit über die Feindschaft hatten wie Anna und ihre Mutter. Bona äußerte in großer Betrübnis, das schwerste an alledem sei Franzens Haltung, der ihr häufig sage, er habe von einer Gemeinschaft der beiden nie Gutes erhofft, aber fast sei diese Spannung ihm lieber, als wenn etwa Vertraulichkeit zwischen den jungen Leuten herrschte, denn dann müßte er um seinen Sohn bangen. Als Bona die Wirkung dieser Worte auf Anna wahrte, hätte sie sie gern zurückgenommen und beeilte sich, die Freundin tröstend zu umarmen und zu versichern, sie hätte ein durchaus anderes Gefühl, ein reines Bedauern darüber, daß die Freundschaft sich so flüchtig erwiesen habe, und habe noch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß sie wieder erstünde. Franzens Neigung, düster zu sehen, sei eben doch nicht völlig erloschen.

Als Anna Ende Mai sich bei Franziska aufhielt – sie erlebte mit bangem Sinn, wie auch die Freude über die Nähe der Enkelin die sinkenden Kräfte der Frau nicht dauernd zu beleben vermochte –, erhielt sie einen Brief Cornelias, der ihr den Tod Hoermanns meldete. Das Ende sei allen unerwartet gekommen, ohne daß eine Krankheit sie gewarnt hätte. Das Herz, das vom Leben wohl in vielen Jahren überlastet worden sei, habe plötzlich seinen Dienst verweigert. Sie, Cornelia, sei auf Christinens Wunsch für einige Wochen in deren Haus übersiedelt, später aber würde sie in ihr eignes zurückkehren. Ihr

Vater sei inmitten einer fast vollendeten Arbeit hingegangen und habe ihr so die Sichtung und Ordnung seines Lebenswerkes hinterlassen. Anna verbarg den Inhalt der Nachricht vor Franziska, vermochte jedoch ihre schmerzliche Bewegtheit nicht völlig zu beherrschen. Sie fürchtete für die Mutter. Den Wunsch zu ihr zu eilen unterdrückte sie im Vertrauen auf Cornelia, hoffend, daß die beiden, so wie sie sie kannte, eine der andern stumme Hilfe sein würden. Um aber Franziskas Ahnung ihre eigne Betroffenheit zu entziehen, kündigte sie für den kommenden Tag ihre Absicht an, den jährlichen Aufstieg zur toten Stadt zu unternehmen. Die Großmutter widersprach nicht, noch bot sie ihr diesmal eine Begleitung an. Anna spürte, sie wußte, daß die Enkelin den einsamen Gang unternehme, um über eine Störung das Gleichgewicht wieder zu finden.

So verließ Anna in der Morgenfrühe das Haus. Noch war das Tal von Nebeln durchwallt, die sie einen Teil des Weges immer flüchtiger werdend geleiteten. Sie fühlte sich bald befreit und sicher. Ihr war, als zögen die abgeschiedenen Seelen des Jahres als Schutzgeister mit ihr zur Höhe. Ohne auf den Weg zu achten, schritt sie sicher aufwärts, gelangte zur Quelle, trank und ließ sich zur ersten Rast nieder, querte die sumpfigen Weiden auf dem Hirtenweg von Steinplatte zu Steinplatte und gelangte zu der Hochfläche mit den Felsblöcken unter den ragenden Türmen. Die klare Mittagsglut glastete um sie, als sie sich in den Schatten eines Blocks ausstreckte und in tiefen Schlaf fiel. Sie sprang auf, am Stand der Sonne die Dauer ihrer Rast messend, und eilte, von dem ängstlichen Schauer des gestrigen Tages befreit, zu Tal. Als sie schon Franziskas Haus neben der kleinen Kapelle unter sich liegen sah, begann sie zu laufen, überwand in wenigen Sprüngen die Wiese über dem Haus, trat ein und schloß die Großmutter, die sie in der Halle wartend antraf, in die Arme. Franziska erwiderte ihre Zärtlichkeit, und zum ersten Mal in diesem Sommer erlebte Anna ihr Lachen, bei dem die schimmernden Zähne noch immer unversehrt in dem welken Gesicht erglänzten.

Abends nach der Mahlzeit saßen sie lange noch am Feuer beisammen. Anna erzählte von Dierolf, der in den letzten Jahren sie öfter aufgesucht habe,

von seiner Arbeit aufgezehrt und befriedigt. Franziska erwähnte die jährlichen Besuche der Luzia Luxander, die immer noch Dierolfs Schmerzenskind sei und, obgleich herangewachsen, unreif und verworren an ihrem Gespinnst Fäden ziehe. Dann sprach sie von Giovanni und seinem Ende. Es sei schmerzlos gewesen, er habe sich gelöst wie ein welkes Blatt vom winterstarrten Baum. Es sei da aber eine Sache, über die man sprechen müsse. Giovanni habe Annas Sohn Georg ein Teil seines Erbes in einem Letzten Willen zugewandt, wie Anna wisse und wovon man auch Franz Muracher als Georgs Vormund Kenntnis gegeben habe. Nun würde diese Verfügung von den andern Erben, den del Moros, bestritten, sie wisse nicht mit welchem Erfolg, sie meine aber, schon um den Willen Giovannis zu ehren, solle man Georgs Recht verfechten. Sie habe freilich Nachricht, Franz Muracher wünsche auf diese Zuwendung für sein Mündel zu verzichten. Anna verhiess mit der Mutter und den Rennersehen Freunden zu Rate zu gehen, Ulrich Renner sei rechtskundig. Eine geheime Regung jedoch ließ sie Franz Murachers Haltung billigen.

Sie sprach nun von dem Verlust, den sie durch den Tod Ludwig Renners erlitten hatten, der ihnen Freund und Beistand gewesen sei und durch seinen Einfluß auf Franz manchen Widerspruch geschlichtet habe. Dann erzählte sie endlich vom Tode Hoermanns, den sie eben gestern erfahren habe. Franziska entsann sich Corneliens. Eine Veränderung in ihren Zügen verriet Anna, daß sie ahne, welches Leid über Christina gekommen sei, obgleich sie nur schweigend und um einen Schein fahler das Antlitz senkte.

Anna bereute gesprochen zu haben. Sie berichtete von der Voraussage der alten Margret, die in der Silvesternacht aus den wirren Gebilden des gegossenen Bleis die häufigen Todesfälle erschaut habe.

Da habe sie, sagte Franziska, wohl nicht nur diese gemeint, sondern ein großes Sterben, das nicht bloß eine Familie und ihren Umkreis treffe. Sie entsinne sich einer Geschichte, die bei ähnlichem Anlaß die Muracherfrau im Stadthaus eines Abends erzählt habe. Anna könne sich gewiß nicht daran erinnern, sie sei damals ein kleines Kind und wohl kaum zugegen gewesen.



Ein Ahn der Großmutter Helena habe als Herr eines Eisenhammers im großen Wald gelebt. Der sei nun durch einen Zufall verspätet in einer der Rauhnächte, der zwölf zwischen Weihnacht und Dreikönig, in der Dunkelheit durchs Holz nach Hause geritten. Da habe er schon von fern die Funken aus seinem Hammer stieben und die Esse hellauf brennen sehen, habe das Dröhnen der Hämmer vernommen, obwohl er wußte, daß die Arbeit ruhte und kein Schmied um diese Stunde wache. Mit stockendem Herzen habe er da sein Tier, das schnaubende, am ganzen Leibe zitternde, an einen Baum gebunden, habe sich bekreuzt und sei eingetreten. Die Esse stob Funken, die Glut flammte hell auf, Bälge bliesen, Hämmer sanken auf das glühende Eisen, die Stäbe fielen zischend in die Wasser — aber es war da kein Arm, der Blasebalg und Hammerwerk in Gang hatte bringen können. Er mußte gebannt auf einem Klotz sitzend ins Feuer starren. Im Feuer aber sah er zwei Heere einander bekämpfen, hörte das Klirren der Schwerter, das Wiehern der Pferde und die Todesschreie der Sinkenden, aber immer brachen neue Haufen aus der Glut hervor und gingen gegeneinander an. Er erstarrte und verlor die Besinnung. Als er sich wiederfand, war alles dunkel und Eiseskälte um ihn. Er kam nach Hause, lag lange krank, das Pferd fanden die Knechte über Nacht im Stall verdorben.

Im Sommer, er war just genesen, kam der große Krieg ins Land, von dem her noch die Steinkugel über der Tür des Muracherhauses steckt, und der nahm dem Hammerherrn drei seiner Söhne. "So hab ich", schloß Franziska, "die Muracherfrau sagen hören. Lange hatte ich es vergessen, und es fiel mir just bei, als du von der alten Margret und ihrer Weissagung sprachst. Auch sie wartet schon im Torgang und schaut nach hüben und nach drüben, und in der doppelten Sicht wird ihr vieles offenbar."

## **Dritter Teil**

## 50

Franziskas schmerzlicher Abschied hatte während der Heimreise Annas wie ein dunkler Schatten auf der Landschaft gelegen, die sie durchfuhr. Ihr Herz war bedrückt von dem Wissen, daß Sophia sie in den Wochen ihrer Abwesenheit vermißt haben mochte, daß Christina sich in der Trauer um den verlorenen Freund einsam abschloß. Sie fand Berichte der Mutter, freundlich gelassen wie je, über Georgs Ergehen und seine in der letzten Zeit erfreulich gleichmäßigen Leistungen in der Schule. Sophien traf sie lebenszugewandter, als sie vermutet hatte, teilnehmend und planend. So hatte sie Ulrich bewogen, sein Quartier im Gartenhaus aufzugeben und sich mit ihr in die Räume der Villa zu teilen. Im Gartenhaus sollten später zwei Söhne seines ältesten Bruders untergebracht werden, die im Herbst als Studenten einziehen würden. Sie wolle, sagte sie, wieder zu Kindern und Muttersorgen kommen. Anna blieb es nicht verhohlen, daß die stolze Frau sich der Last ihres Alters und seiner Beschwerden nicht mehr mit der Spannung erwehrte, die bislang alle an ihr bewundert hatten. Um so wunderbarer empfand sie die Bereitschaft ihres wirkenden Herzens.

Aus dem Stromhaus kamen Meldungen über eine reiche Ernte, die zu erwarten sei. Franz Muracher riet ihr, in diesem Jahr früher als sonst ihren

Sommersitz aufzusuchen, jetzt da Wilhelmine nicht mehr da sei, die trotz ihrer Jahre bis zuletzt das sich stetig vergrößernde Wesen des Gutes noch mit starker Umsicht und Einfühlung regiert habe. Katrin, die schon alternde Verwalterin, habe von je nur einem eingeschränkten Umkreis vorgestanden und sei nun gewiß nicht mehr fähig, ihn zu erweitern. Es werde also notwendig, daß Anna ihre Herrschaft antrete. Er würde wohl immer wieder ein paar freie Tage finden, um beizustehen und sie zu beraten. Auch Konrad Urlaub und seine Schwester böten sich als Helfer an. Er rate den Vorschlag anzunehmen. Sie stammten von einem Landgut und Roswitha könne als Eingeweihte gelten, deren Hände und Augen sich bewähren würden, besonders da man in diesem Jahr einer größeren Schar fremder Erntearbeiter und -arbeiterinnen bedürfe, wie er aus Lukas' Berichten ersehe. Wilhelmine habe in solch schwierigen Umständen die Führung stets mit viel Einsicht und Güte geübt und diese Hilfstruppe ebenso zufrieden wie arbeitswillig zu halten gewußt. Dies sei nun neben vielen andren eine Aufgabe Annas, bei der Roswitha sich hilfreich erweisen würde.

Während Anna nicht ohne Zagen Franzens Weisungen las, hörte sie Wilhelminens helle Stimme wie eine Silberglocke über Garten und Höfe tönen.

Als sie Sophien den Brief vorzeigte, beredete diese sie sogleich, früh auf das Gut zu fahren, um sich dort einzuleben und alles anzuordnen, ehe die große Arbeit und der Zuzug der Helfer anhebe. Roswithens Beistand riet auch sie anzunehmen und versprach für einige Herbstwochen ihre eigne Gegenwart, wenn die Ernte eingebracht sei und man Weile habe, Konrad Urlaubs tiefsinnigen Betrachtungen gebührende Muße in der abendlichen Gemeinschaft zu gewähren. Auch möchte sie ihn noch einmal singen hören, vielleicht fände sich eine Frauenstimme dazu.

Mitte Juni zog Anna im Stromhaus ein, im Juli gesellten Urlaub und Roswitha sich ihr zu. Zur selben Zeit kam zu den hofeigenen Knechten und Mägden eine Schar Erntearbeiter, Männer und Frauen. Viele der Fremden, die meist von jenseits der Landesgrenze aus dem Böhmerwald herwanderten, hatten schon Jahr um Jahr zur Erntezeit im Stromgut gearbeitet und waren mit

Menschen und Obliegenheiten wohlvertraut. Katrin verdoppelte Kraft und Umsicht, Roswitha sprang ein, ehe ein Mangel an Leitung noch fühlbar werden konnte. Anna fand, wie sie meinte, fast zu wenig Gelegenheit sich zu betätigen. Mit Wilhelminens wohlversehenem Verbandskasten ausgerüstet, hatte sie verletzte Hände, an Dornen und Steinen verwundete Füße zu verbinden, einer Magd, die sich einen Sonnenbrand zugezogen hatte, eine Heilsalbe aufzulegen. Lukas und die alten Verwaltersleute ordneten den Ablauf der Arbeit, die mit dem Morgenlicht begann und mit sinkendem Tag endete. In der großen Küche standen Riesenkessel über dem Herdfeuer, mittags fuhren Wagen mit Speisen und Getränken auf die Felder, zu den Zwischenmahlzeiten wurden gefüllte Krüge und Brotkörbe hinausgebracht. Nach Feierabend, wenn die Arbeiterschar heimkehrte, war der große Hof mit Tischen und Bänken für die Mahlzeit bestellt.

In das Geläute der Tiere, die zum Brunnen zogen, mischte sich das Singen der Leute, die müde um die geleerten Tische saßen oder im Rasen des Baumgartens lagerten.

In der Glut der Tage fuhren die hochaufgetürmten Erntewagen über die Höfe, die unter dem Brand der steilen Sonne in einem goldnen Staubnebel lagen.

Anna verbrachte die Abende mit Konrad Urlaub und Roswitha auf der Terrasse vor dem Gartenzimmer. Der Lärm aus den Höfen drang gedämpft noch herüber wie der aus der Küche, wo die Mägde die Arbeit des Tages zu Ende brachten und die des frühen Morgens vorbereiteten. Etliche nahmen den Gesang der böhmischen Arbeiter leise und unsicher auf. Es klang wie Laut von verschlafenen Vögeln. Konrad summt die Melodie vor sich hin, Roswitha und Anna ruhten in ihren Sesseln, matt nach der Tagesmüh, unlustig den Zustand durch eine Bewegung zu unterbrechen. Vom Strom stieg ein silbriger Nebel auf, die Sterne funkelten übergroß, man hörte die Wellen ans Ufer schlagen. Zuweilen zog ein Hauch Kühle herauf, aber noch nistete die Tagesglut zwischen den Bäumen. Neben dem Windlicht stand ein Glaskrug mit schwärzlich rotem Wein für Konrad. Eines Abends zeigte sich Katrin in der

Tür. Anna, die verstand, daß sie nicht wage, sie mit einem Anliegen zu bedrängen, winkte ihr, sich niederzulassen. Die Frau nahm den Sitz neben ihr ein, band sich die Wirtschaftsschürze ab und wickelte sie um ihre von Obstsaft verfärbten Hände. Sie hätten große Schüsseln Beerensaft, der auf Holzkohlenglut ausgesotten werden müsse, wenn er recht geraten solle. Zeitig am Morgen solle es vor sich gehen. Die Beeren seien heuer früher gereift als sonst, und ihrer seien viele und sie brauche auch sonst ihre Mädchen in der Küche, aber da nähmen der Melchior, ihr Mann, und Lukas sie ihr weg und schickten sie zur Feldarbeit, klagte sie. Die Köchin murre unter der Überlast. Während sie redete, erschien Melchior und winkte ihr unwirsch, zu schweigen. Er müsse stören, sagte er, er brauche eine Unterschrift Annas, um in der Stadt eine Summe Geldes auf der Bank zu holen, es sei dies früher vonnöten als sie gemeint hätten. Ein Teil der Arbeiter, die jüngeren, müßten morgen in ihre Heimat zurückkehren, um sich zum Heer zu melden. Es sei da an der Südgrenze Österreichs ein Zwist ausgebrochen, Gott verhöte, daß der sich ausbreite. Er wolle versuchen im Städtchen Leute zur Arbeit anzuwerben.

Während Anna mit Melchior ins Haus ging, seinen Wunsch zu erfüllen, besann sie sich, sie hatte heute in dem Übermaß der Anforderungen einen Brief Franzens nur flüchtig und mit halbem Verständnis gelesen, der ihr gebot, sich für große Wendungen im Leben und seinen Verhältnissen bereit zu halten. Ulrich Renner meldete seinen kurzen Besuch, für wenige Stunden, wie er schrieb, für die er eine Amtsreise, die in ihre Gegend führe, unterbrechen könne. Vielleicht, meinte er, wünsche sie manches Dringliche mit ihm zu beraten. Da war noch Konrad Urlaubs befremdliches Wesen, sie hatte ihn so schweigsam bislang nicht gekannt. Aber auch Melchior und Lukas schienen ihr, erst jetzt wurde sie sich dessen bewußt, noch von etwas anderem als dem schweren Arbeitsgebot dieser Tage belastet.

Anna kehrte zu den Geschwistern zurück, aus der Ruhe der abendlichen Ermattung aufgerufen, wie als drohe aus Fernen eine noch unsichtbare Gefahr. Sie entsann sich, die Arbeiter während ihrer Rast in seltsam fabelnden Wendungen vom Krieg reden gehört zu haben, ohne daß sie vermocht hätte,

die urzeitlich klingenden Gespräche auf eine Gegenwart zu deuten. Aber was konnten Franzens und Ulrichs Briefe anderes meinen? Sie ließ sich neben Konrad Urlaub am Gartentisch nieder.

Das Firmament hatte sich plötzlich in Wolken gehüllt, die Dunkelheit schlang alles ein. Auf den Höfen war es still. Melchior mochte die Leute zur nächtlichen Ruhe gemahnt haben. Urlaub saß schwer und stumm, als habe sich ein Steinbild niedergelassen. Auf Annas Anrede aber brach er aus, unhemmbar wie eine niederstürzende Flut, mit Worten mächtig apokalyptischer Düsterei, als spreche er vom Kommen des Weltgerichts. Roswitha, Annas Hand mit der ihren umschließend, hing am Antlitz des Bruders mit Augen, die in der Dunkelheit wie goldene Lichter funkelten. Er habe, fuhr Konrad fort, die Bauern hinter dem Wirtstisch, als er auf seiner Tageswanderung für Mahlzeit und Trunk eingekehrt sei, von einem dreißigjährigen Krieg, der bevorstünde, schwatzen hören. So leichter Dinge glaubten die Narren es zu bestehen. Nach Jahren werde die Schlacht, die da geschlagen werde, nicht zählen, aber nach Lebenszeiten, und immer wieder werde dazwischen eine Waffenruhe währen, bis ein neues Geschlecht erwachsen sei, um auf dem großen Acker wie die Dahingegangenen weggemäht zu werden. Der Verderber habe die Herrschaft schon angetreten und werde je und je einen Verführer aus seinen Scharen entsenden, der die Menschen in Irrsal und Tod treibe, während sie da vermeinten, das irdische Paradies zu gewinnen. Vieler geheimer Urelemente habe er sich bemächtigt und überlasse sie jeglichem Frevel der Menschen, die sich blindwütig gegenseitig ausrotteten, da doch jeder vermeine, der andere stünde seinem irdischen Heil im Wege. Der ewig Langmütige aber warte derer, die die Weltwende bestünden, mit ausgebreiteten Vaterarmen. Die andern, die vielen, stürzten mit ihrem tausendgesichtigen Dämon in den unterirdischen Schmelzofen.

Konrad hatte, während er seine Vorhersage mit leidenschaftlich schwingender Stimme ausstieß, so Maß und Herrschaft verloren, daß sie über Haus und Garten dröhnte und Wind und Wellenschlag überwältigte. Dann

legte er erschöpft sein Haupt auf den Tisch und gab den Frauen ein Zeichen, sie möchten ihn verlassen.

Als Anna früh am nächsten Morgen das Gartenzimmer betrat, fand sie Ulrich Renner und ihren Sohn Georg, den der Freund in seinem Dienstauto mit hergeführt hatte. Katrin hatte den beiden in der ersten Morgenfrühe Bäder bereiten lassen und ein Frühstück eigenhändig aufgetragen. Ulrich ging der Hausfrau entgegen. Als sie seine Hand ergriff und den Blick zu ihm hob, sah sie in ein nie erlebtes Antlitz, neu und doch vertraut. Es war, als sei der Freund um ein Jahrzehnt vorausgewandert. Er glich den beiden toten Verwandten, Ludwig und Andreas, ja seltsam glich er beiden zugleich. Er aber sah, seiner Verwandlung unbewußt, auf die stumm Befangene vor ihm, die mit sich rang, als müsse sie sich der Verzauberung eines Morgentraums entwinden. Der Sohn schien ihr, während er sie flüchtig umarmte, aufgeräumter, als man es nach einer durchwachten Nacht hätte erwarten mögen.

Sie ließ sich an Ulrichs Seite nieder und fühlte sich von seinem Blick in einem sorgenvollen Ernst umfassen. Durch die offene Tür sah sie Konrad Urlaub über den breiten Mittelweg des Gartens und jetzt durch das große schmiedeeiserne Tor dem Strom zuschreiten. Er trug Stock und Ränzel, wollte also, so vermutete sie, den Tag auf einer Wanderung verbringen und jeder häuslichen Begegnung ausweichen. Roswithens Stimme war vom Hof her im Zwiegespräch mit Katrin zu vernehmen. Anna entsann sich Konrads nächtlichen Ausbruchs und daß ihr Schlaf sie mit der Düsterteit seiner weissagenden Bilder bedrängt hatte. Sie sprach nun Ulrich davon, der ihr ohne sie zu unterbrechen zuhörte, das Haupt vorgebeugt und in die Hand gestützt, so daß sein Gesicht ihr abgewandt war. Nach einer Weile des Schweigens sagte er, Konrad habe da wohl auf seine Art vorgebracht, was auch in andern als Ahnung lebe, daß es nämlich nicht ein Krieg allein sei, ein Krieg wie andre, sondern eine große Wende im Leben der Erdbewohner, wie etwa der Anhub eines neuen Weltalters. In seinen letzten Lebensjahren habe Ludwig Renner, der in der Menschengeschichte bewandert gewesen sei, wie ein anderer seine heimische Landschaft mit Weg und Steg kennt, sich viel und schwer mit



solchen Erwägungen und Schlüssen getragen. Freilich sei es bei ihm nicht aus dem Krater eines Vulkans herausgebrodelt wie aus dem Herzen Konrads, sondern käme aus einer nüchternen Schau. Man könne sich auf solches Geschehen freilich so wenig einrichten wie auf ein Erdbeben. Trotzdem müsse man das Nächste vernünftig bedenken. Nur so ließe sich am Ende leben im Wissen, daß das andre Fügung sei und nur die Treue zum Tagesablauf in unsere Hand gegeben.

Nach diesen Worten aber lachte Ulrich sein altes jungenhaftes Lachen und meinte, zum Prediger taue er nicht, dafür sei Konrads gewaltige Lunge mehr als genug für ihren Hausgebrauch. Sie wollten Georgs nächste Zukunft bedenken, darum sei er hier. Mit Christina habe er bereits erwogen, was geschehen solle. Zu beachten sei der Umstand, daß der Junge staatlich der Nachbarmonarchie angehöre, wie auch sie, Anna, durch ihre Heirat. Man müsse also einer früheren Berufung zum Heer gewärtig sein als bei den Kameraden. Immerhin werde Georg die letzte Klasse des Gymnasiums noch eine Weile besuchen und, was man ermöglichen werde, ein vorzeitiges Abschlußexamen ablegen. Ulrich versprach bei dem hauptstädtischen Konsulat sich über die Bestimmungen Gewißheit zu beschaffen, denn Österreich stünde schon im Kampf.

Anna hörte geneigten Hauptes zu. Zum ersten Mal wurde ihr jetzt recht bewußt, daß sie durch die Verheiratung mit Anselm in einen fremden Lebensbezirk eingetreten war, dessen Gesetze für sie und ihren Sohn Geltung hatten. Georg saß den beiden gegenüber. Er hörte mit einem Ausdruck unverhohlenen spöttischer Überlegenheit dem Gespräch schweigend zu. Endlich sagte er — er sprach mit Bedacht so leise, daß die andern aufhorchen mußten, und ahmte unbewußt eine Gepflogenheit des von ihm angefeindeten Christof Dierolf nach —, zwar sei er unmündig nach dem Recht und das gelte wohl in geläufigen Zeiten, jetzt aber werde sich da etwas ändern. Die Dinge, von denen hier die Rede sei, gingen wohl zu allernächst ihn an und er müsse darum auch vor allem Meinung und Vorhaben äußern. Die Endprüfung des Gymnasiums habe im Licht der Tage, die man zu durchleben gewürdigt sei, etliches von

ihrer Bedeutung eingeübt und, da der Waffengang nur eine kurze Frist dauern werde — darin dächte die Jugend entschieden anders als die Alten und etwa empfindsame Damen und müßige Ekstatiker—, so werde es keinen Verlust für den Einzelnen bedeuten, wenn er die Prüfung ein wenig später nachhole. Für die Bewährung im Feld komme es auf andere Tugenden an als die Beherrschung der lateinischen und griechischen Grammatik. Dem Geschlecht der Väter und Onkel habe es vermutlich an einem gewissen Stahlbad gefehlt. Bequeme Friedenszeiten züchteten eben Bedenkliche und Spintisierer. Er sei wie viele seiner Kameraden gewillt, der Schule den Rücken zu kehren und sich freiwillig zu stellen, falls es zum Kriege käme.

Dazu bedürfe es der Einwilligung der von Georg erwähnten Väter und Onkel, wo es sich um Unmündige handle, bemerkte Ulrich mit nachsichtigem Lächeln.

Georg fuhr unwillig errötend, aber ohne auf den Einwand einzugehen fort, es brauche sich niemand um Erkundung von Bestimmungen oder Verlautbarungen zu bemühen. Er habe dies bereits selbst unternommen, und zwar habe dies die Schwester seines Vaters an der geeigneten Stelle für ihn besorgt. Er habe sich am Geburtsort Anselms zu melden, also in Wien, wo auch dessen Vater als Offizier gestanden habe.

Anna hob erstaunt das Haupt. Ob er Julie Gysbrecht meine, fragte sie im Gedenken an die hintergründigen, ja oft hämisch verletzenden Zuschriften, mit denen die Verwandte sich immer noch zuweilen einstellte.

Jawohl, seine Tante Julie, bestätigte Georg — und sah Anna an, ohne seine Genugtuung zu verbergen, die Mutter so überrascht zu haben —, er stehe seit zwei Jahren im Briefwechsel mit ihr. Sie fühle sich von der Familie ihres Bruders vernachlässigt, er aber verdanke ihr manche Kenntnis von der Jugend und auch von dem späteren Leben seines Vaters, wie von dem Dasein und Wesen seiner väterlichen Großeltern.

Anna schwieg, nachsinnend, ob sie hier etwas versäumt oder verfehlt habe.

Ulrich, dem ihre Verwirrung nicht entging, antwortete Georg, das letzte Wort hätten wohl Mutter und Vormund. Dem sei nicht vorzugreifen. Er aber wolle dem jüngeren Freund nicht verhehlen, daß er Verständnis für die Haltung der Jugend habe. Ungerecht wäre zu erwarten, daß sie das gleiche für die Sicht reiferer Geschlechter aufbringe.

Die Wendung mochte Georg verdrießen. So nahm er das Erscheinen Lukas' im Garten zum Vorwand zu erklären, er wolle sich diesem zu einem Ritt auf die Felder anschließen, um den Weizenschnitt zu betrachten. Es sei eine kuriose Belegschaft gewesen, die er heute bei Tagesanbruch unter der Führung des alten Melchior habe abziehen sehen.

Eine Schar böhmischer Arbeiter habe, von ihrer Heimat her abberufen, die Ernte im Stich lassen müssen, erklärte Anna dem Freund. Melchior habe im Städtchen und auf den Nachbarhöfen neue Kräfte werben müssen und dabei habe es sich gewiesen, daß seine Jahrzehnte bewährte Hilfsbereitschaft in der Not Früchte trage. Er habe nirgends vergeblich angeklopft. Wo kein Junger entbehrt werden konnte, hätten sich ältere Leute bereit gefunden, die ihr Hofgut schon dem Sohn überlassen hatten, manche rüstige Großmutter sei mit aufs Feld gezogen. Die gutseigenen Dienstleute schafften angefeuert doppeltes Werk. Georgs Unverstand mache zu Unrecht sich hier lustig.

Trotz dieser Mißbilligung bat Anna jetzt Ulrich, er möge sie für einen Augenblick entschuldigen, und eilte, als sie Georgs ansichtig wurde, der an Lukas' Seite vom Hof her zum Fluß hinunterritt, den Mittelweg des Gartens hinab, um den Sohn noch zu mahnen, er möge nach der schlaflosen Nacht sich nicht der Mittagshitze auf den Feldern preisgeben. Bald sah Ulrich sie zwischen Wilhelminens unverdrossen blühenden Rosenhecken dem Hause zuschreiten. Bei ihrem Anblick, wie die sandalenbeschuhten Füße sie, das lange leichte Hauskleid vom Wind bewegt, einer Beflügelten gleich durch die Morgenluft dahintrugen, mußte er Andreas' Brautgeschenke, des Marmorfußes im Glasschrein denken. Anders nicht mochte der einst die Götterfrau dahingetragen haben. Unversehens aber stand die Menschenfrau vor ihm und hob den Blick mit einem zuversichtlichen Lächeln. Die Trübung, die Georgs

Wesen hervorgebracht hatte, schien schon verwunden. Konrad Urlaub, so habe ihr Lukas anvertraut, sei nicht auf die Wanderschaft sondern unter die Schnitter aufs Feld gezogen. Da würden sie die Arbeitslast wohl bestehn, fügte sie scherzend hinzu.

Da Ulrich sich zum Abschied anschickte, wehrte Anna erschrocken ab. Ob er denn das Stromhaus schon verlassen wolle, kaum habe er es betreten? Sie hätten doch seit langem schon vorgehabt, daß er es verweilend kennen lerne. Auch habe sie noch manches mit ihm in Ruhe bereden wollen, nicht im Tagestrubel, sondern des Abends, wenn sie Muße fände. Unter ihrem bittenden Blick wurde er schwankend und besann sich eine Frist. Er könne, sagte er dann, es wohl so einrichten, daß er jetzt fahre, um an dem Amt der nächsten Stadt die beratende Aussprache abzuhalten, die für diese Zeit vorbestimmt sei, und hierher zurückkehre, um statt dort die Rast bis zum nächsten Morgen im Stromhaus zu halten. Denn bis zum Ablauf des morgigen Tages habe er nach München zu fahren. Die Dinge drängten und überstürzten sich in der fiebrigen Luft dieser Tage. Auch ihm schiene not, im Gespräch mit Georg noch einiges zu klären, vielleicht daß er zur glücklichen Stunde den Jungen offener und weniger bewehrt fände. Unter der Igelhaut des Märchens<sup>6</sup> litte wohl ein einsames Kind. Anna neigte zustimmend den Kopf. Ulrichs Wort traf ihr uneingestandenes Gefühl. Sie sah ihn mit feuchten Augen dankbar an. Als sie zum Abschied seine Hand festhielt und ihm baldige Rückkehr empfahl, spürte er beschämt, daß nicht die Sorge um den Sohn ihn verlockte den beschwerlichen Umweg zu wählen.

---

<sup>6</sup> *mährchen*: auch für "ein bloßes phantasiegebild, eine einbildung dessen was sein oder geschehen könnte" (Grimm)

## 51

Anna ging mit Roswitha am späten Nachmittag langsam unter den alten Linden, die das große Rechteck des Wirtschaftshofes umsäumten. Im Grasgarten brütete die Hitze unter den Obstbäumen wie im Hausgarten unter den Hecken und auf der Terrasse unter dem blau und orange gestreiften Leinendach. Der Strom wälzte träge gleitend seine Wasser hin. Das Haus schwieg im stillen Licht, die Mägde ruhten zwischen der Tageslast und der Arbeit für die Mahlzeit nach der Heimkehr der Leute vom Feld. Katrin schlief in ihrem Lehnstuhl im Schatten der Laube hinter dem Verwalterhaus. Die Frauen dämpften ihre Stimmen, wenn sie in ihr Bereich kamen, und scheuchten die Insekten, die die Schläferin umsummten. Schließlich erklärte auch Roswitha sich von der Glut besiegt und gab Annas Drängen nach, sie möge im kühlen verdunkelten Gartensaal auf einer Ruhebänk ihren abgebrochenen Mittagsschlaf vollenden. Nach einer Weile fuhr überraschend Ulrichs Wagen ein. Der Gast eilte Anna, die sich ihm zuwandte, freudig entgegen. Es sei eine wohltätige Regung gewesen, die sie ihn zurückrufen hieß, sagte er. Die Stadt, aus der er komme, sei von einer Lähmung befallen, Kriegsgefahr und Hundstage hätten dies wohl vereint bewirkt. Die Herren Räte, die ihn erwarteten, seien unwirsch gewesen, als ob man sie am Jüngsten Tag zu irdischen Geschäften versammelt hätte. So sei er denn nun hier, glücklich, dem trostlosen Steinhaufen entflohen zu sein, als der die schöne, von ihm geliebte Stadt heute sich dargestellt habe.

Anna lud ihn in ihr Wohnzimmer ein, wo der Teetisch noch gedeckt war. Es lag nach Norden, dem Strom ab- und den Waldhügeln zugewandt. Die geschlossenen Fensterläden schufen eine kühle Dämmerung zwischen den gewaltigen Steinwänden. Ein halbwüchsiges Mädchen, Annas Dienerin, ging in ihren geräuschlosen Leinenschuhen ernsthaft und beflissen ab und zu, brachte kaltes Wasser und eine Probe von Katrins frisch eingesottenem Himbeersaft, den die eben Erwachte dem Besucher sandte. Indessen hatte die

Hausfrau den Tee bereitet, zu dem auch Roswitha, nach kurzer Rast erfrischt, wieder erschien, und schließlich unternahm man zu dreien den versprochenen Rundgang durch das Haus vom Dachraum bis in die unterste Kellertiefe.

Es gab Räume, die Anna selten betrat, wie die Mansardenstube, in der Christof Dierolf geboren worden war und die in ihrem jahrzehntealten Schlummer verharrte, oder Wilhelminens Sterbezimmer, wo vor dem Kruzifix Katrin treulich den Blumenkelch füllte, wie die Bewohnerin es bei Lebzeiten gehalten hatte. Auf der weißen gestrickten Bettdecke lag dicht und rund geflochten ein Kranz aus den Strohblumen, die die einstige Schläferin auf einem entlegenen Gartenbeet gezogen hatte, um sie im Winter an den Gedenktagen auf die Gräber der Vorausgegangenen zu tragen. "Tröstlich, wie die Toten hier in ihrer Gemeinschaft verbleiben", meinte Ulrich. "Solange einer von uns lebt, der sie gekannt hat, sind sie unter uns", sagte Anna ernsthaft. Sie wanderten an den Gläser- und an den Steinsammlungen vorüber. Es gäbe wohl ein stattliches Buch, erklärte Anna, wollte man aufzeichnen, was von den Bewohnern und ihrer Art noch in Menschengedenken lebe, wobei ungesagt und ungewußt bleibe, was vordem hier gelebt, gewirkt und gelitten habe, obgleich davon manches wenn auch im Zwielflicht weiter wese. Katrin sei eine Quelle, und auch sie, Anna, wisse manches aus den Berichten Wilhelminens und der Murachergroßmutter. Manches wolle sie noch erfahren. Es gebe da einen alten Priester in einer Dorfkirche im Seitental, halb schon auf der Höhe, sie suche ihn zuweilen heim, manchmal auch kehre er im Stromhaus ein, der habe von einem Vorgänger Aufzeichnungen ererbt, in denen der Stromhof und seine einstigen Insassen vielfach erwähnt seien. Sei sie aber erst eine alte Frau, tüchtig und gewichtig genug, so wolle sie eine leibhafte Chronik werden. Und er, sagte Ulrich, ihr eifrigster Zuhörer, falls sie ihm die Gnade erwiese. Für einen Augenblick vergaßen beide die Schwere, die über Tagen und Nächten lastete, und lachten sich wie Kinder an.

Die kleine Gesellschaft war in der Halle des Erdgeschosses angelangt. Von Hof und Garten her verkündete vielstimmiges Gespräch den Feierabend der Feldarbeiter. Man trat ins Freie und traf im Zug der Heimkehrenden

Konrad Urlaub, mit der Sense über der Schulter, dem aufgeschlagenen Hemdkragen, das Gesicht verbrannt unter dem breitrempigen Hut, wie ein Werkmann als sinnbildliche Gestalt auf einem vergilbten Kalenderblatt. So habe er als Student, erzählte er, auf dem heimischen Hof, auf dem jetzt sein Bruder sitze, sein Teil an der Ernte mitgeschafft, und er freue sich, daß Arme und Rücken heute sich noch brauchbar wiesen, was Lukas kräftig bestätigte, während Roswitha mit nicht geringerer Bewunderung an ihm hing, als wenn sie seinen dunklen Orakelsprüchen lauschte.

Immerhin verließ Urlaub die Tischgesellschaft nach der Abendmahlzeit, da er morgen bei Tagesanbruch mit den Knechten aufs Feld ziehen wolle, und Roswitha, die sich als Katrins Gehilfin nicht minder bewährt hatte, folgte dem Bruder. So blieb Anna mit Ulrich zurück, denn auch Georg verließ sie, undeutlich murmelnd, daß er mit Lukas noch etwas für den kommenden Tag verabreden wolle.

Das unruhige Leben auf den Höfen und in den Wirtschaftshäuser war durch die offene Tür des Gartensaals hörbar, und die aufgespeicherte Schwüle unter den Bäumen drang beladen von inständigen Düften aus Kraut und Blume ein. Anna schlug vor, in ihr Zimmer hinauf zu steigen, in das jetzt der Nachtwind Kühle und den Hauch der Tannen trage. So saßen sie sich wie am Nachmittag gegenüber. Ulrich sah sich eine Weile schweigend im Raume um, während Anna einer Dienerin mit halblauter Stimme häusliche Weisungen gab. Da war ein eingebauter Schreibkasten in der tiefen Wand eingelassen, dessen Platte aufgeklappt als Arbeitstisch diente. Er mochte noch aus der ältesten Zeit stammen, in der das Haus als geistlicher Sitz gedient hatte. Ein kleiner Tisch daneben trug landwirtschaftliche Literatur und Mappen mit Briefen. Rings um die vier Wände aber lief in Augenhöhe ein verstellbarer Rahmen, in den eine Folge griechischer Landschaften eingeschoben war. Anna, die das Mädchen nun entlassen hatte, gewährte Ulrichs Blick und erzählte ihm, die Einrichtung, die er betrachte, sei Luziens Werk und erlaube ihr jeweils einen Teil ihrer Münchener Mappenwerke sommerlang sich vor Augen zu halten. So würde sie dieser Welt nicht völlig entfremdet.

Ulrich atmete auf, wie um eine Vorstellung abzutun. Es klang wie ein Seufzer. Er mochte es selbst empfinden, und so fragte er, ablenkend, wen das Bild über ihrem Schreibtisch darstelle. Es sei, sagte Anna, das Bild einer Ahnin der Murachergroßmutter, jener Helena, von der die Rede ging, sie sei die Bringerin des Kreuzpartikels, der in der gotischen Hauskapelle in seinem Silbergefäß auf dem Altar stand.

Sie sei die zweite Helena in der Familienüberlieferung. Es gebe da noch eine erste, die sagenhafte Urahnin der beiden, wie er ja wisse, weitläufig verwandten und gleichnamigen Geschlechter, des großväterlichen und des großmütterlichen.

Die Geschichte der ersten Helena habe ihr die Großmutter erzählt, an dem Tage von ihres Vaters Begräbnis, als sie fiebernd an einer Kinderkrankheit darnieder lag. Ein Märchen sei die Erzählung, und nie könne sie vergessen, wie es damals aus dem Wesen der Muracherfrau aufgeblüht sei und das leidvolle Kind süß eingewiegt habe. Sie müsse nachforschen, ob Bona es kenne, daß die es den Muracherkindern erzähle, ihrer Tochter vor allem, der vierten des Namens.

Die Geschichte der zweiten Helena, der auf dem Bilde an der Wand, habe Anna von Wilhelminen empfangen, die sie in der Familie allein bewahrt wissen wollte, denn außer dem gottgefälligen Unternehmen, das dieser ein herrliches Heilsgut einbrachte, gebe es im Leben der Ahnin auch Umstände, die nach der Meinung des alten Fräuleins lediglich im Gedächtnis der Abkömmlinge und auch da nur als ernste Warnung leben dürften.

Durch Sophia habe er davon gehört, sagte Ulrich. Aber die Frau, die hier als Pilgerin dargestellt sei, passe ihm nicht so recht zu der frommen Legende. Ob es Anna nicht auch schiene, daß Lebensfülle und Sinnenfreude unter dem strengen Gewand wie eine Flamme lodere? Die ungestüme Üppigkeit der Locken, die aus dem Pilgerhut hervordrängen, ja selbst die Muscheln an ihrer Kapuze mit ihrer rosenfarbenen Höhlung wetteiferten mit der verhaltenen Glut der Augen. Nun, sagte Anna scherzend, da er so viel errate, wolle sie ihm die



Geschichte nicht vorenthalten. Die gute Tante Wilhelmine werde ihr in ihrem seligen Genügen, in das sie eingegangen sei, den Verrat nicht allzusehr verargen.

Die junge Helena habe man als Landedelfräulein einem wohlbestallten Wiener Herrn sehr jung als Gattin angetraut, und sie sei bald Mutter zweier Söhne geworden. Es habe sich aber vordem in ihrer Waldheimat zwischen ihr und einem etwas älteren Vetter eine zärtliche Freundschaft angesponnen, die jedoch zu keinem ernsteren Ziel führen durfte, schon wegen der nahen Blutsverwandtschaft der beiden als Geschwisterkinder, und überdies, als tieferes Hindernis, war der Verwandte dem geistlichen Stande geweiht. In ihren ersten Ehejahren, in ihrer frühen Mutterschaft schien die Frau ihrem Jugendtraum nicht mehr allzusehr nachzusinnen. Doch hatte der Mann, den man ihr gegeben hatte, sie nie ganz einzunehmen vermocht. Die Kinder entwachsen allmählich ihrer Fürsorge und gerieten nach väterlichem Willen in die strenge Obhut eines Hauslehrers. So lebte Helena müßig hin, weder von den geistlichen Übungen noch von den weltlichen Vergnügungen recht erfüllt. Die Erinnerung an die Jugendliebe erwachte in dem leeren Herzen. Glanz und Tiefe der einstigen Neigung, traumhaft gesteigert, schwellten es, sie suchte die Einsamkeit, um ihr nachzuhängen. Der alternde Mann, der sie wie ein Kleinod hielt, geriet in Sorge um ihre Gesundheit. Unverhofft traf sie eines Tages die Nachricht, ihr Vetter werde in einer ehrenvollen Stellung an einer der Kirchen der Hauptstadt erwartet. Ihr Gatte selbst führte ihn ihr zu. Er sah die Trauernde aufleben und segnete im stillen die Begegnung der beiden, vermeinend, heimatliche Vertrautheit der Geschwisterkinder hätte die Wandlung bewirkt. Indessen hatten die Wiedervereinten, jeder nach seinem Stand, ein Gelübde gebrochen, das er vor dem Altar geleistet hatte. Aus der Jugendschwärmerei war die Leidenschaft wie ein unbewachtes Feuer aufgelodert. So gingen mehrere Jahre hin. Ein Diener des Priesters barg die beiden gewandt und listig vor jedem Verdacht. Da geschah, daß der Freund erkaltete. Er mußte den Schmerz der liebenden Frau fürchten, wenn er sich von ihr löste. Sie kannte keine Schranken und würde, sähe sie sich verlassen, sich

und ihn preisgeben. Er aber, der eine zwar heftige aber lieblose Natur war, die Aufstieg und Macht mehr als alles begehrte, fand in einer Wendung seines Schicksals einen glücklichen Ausweg. Er wurde ausersehen, im Gefolge einer fürstlichen Person als geistlicher Berater in Rom Amt und Sitz zu nehmen, ein Ruf, dem er folgen mußte – eine Trennung, der sie nicht widersprechen konnte. Auch ließ er sie glauben, seine Abwesenheit werde von kurzer Dauer sein. Bald wurde die Verlassene von ihrer alten Schwermut heimgesucht. Eine langwierige Krankheit ihres Mannes half ihr, ihre veränderte Stimmung natürlich erscheinen zu lassen. Als der Gatte in Jahresfrist nach dem Besuch eines Heilbades Besserung fühlte, erklärte ihm die Frau, diese sei wohl einem Gelübde zu danken, das sie der Gottesmutter getan, als *er* in großer Gefahr schwebte, nämlich nach Rom zu wallfahren, um an den Apostelgräbern Andacht zu verrichten. Der arglose Mann empfand tiefe Rührung, daß die Verwöhnte um sinetwillen den schweren Opfergang tun wolle, doch durfte er ihr nicht widerraten, den Verspruch zu halten. Nur wollte er, da er ihre Gegenwart für Monate entbehren sollte, ihr Bild vor Augen haben. So ließ er sie vom besten Maler, der sich fand, in ihrem Pilgerkleid malen. Durch eine seltsame Fügung kam in dieser Zeit aus Rom ein Porträt des geistlichen Verwandten, das Werk eines italienischen Malers, als ein Geschenk dem Ehepaar zu. Es sollte wohl Helena heimlich seines Gedenkens versichern und sie zu geduldigem Ausharren mahnen, aber es feuerte sie noch dringender zu ihrem Vorhaben an. In jenen Tagen begab sich unter der Führung eines alten Geistlichen eine kleine Gruppe Gläubiger aus einer Wiener Vorstadt auf eine Pilgerfahrt nach Rom. Es waren bescheidene, einfältige Leute, die ihr Arbeitsleben um eines frommen Anliegens willen durch die Mühsal der harten Wanderschaft unterbrachen. Ihnen schloß als eine Unbekannte Helena sich an, die nur dem ehrwürdigen Führer Namen und Stand entdeckt hatte. Die Schar zog über Venedig und Loreto nach Rom. Wie kleine Leute pflegen, nächtigten sie in geistlichen Asylen und Pilgerherbergen; die Gattin des Wiener Herrn ging wie eine ihresgleichen und gönnte sich keinen Vorzug und keine Erleichterung. Es mochte wohl so sein, daß sie insgeheim schwer an ihrem

Verfehlen litt, auch war List und Verstellung, zu der die Liebesleidenschaft sie antrieb, ihrem Wesen eigentlich widerwärtig. So opferte sie die Mühsal des Wegs und den Verzicht auf die Vorrechte ihres Standes als eine geringe Buße und war den Wanderern unerkannt eine demütige Gefährtin und liebevolle Trösterin.

Sie kamen nach Rom und kehrten in einer klösterlichen Herberge ein. Obgleich es spät am Tag war, mietete Helena einen Führer, den ihr die Nonnen, als sie ihr Ziel nannte, empfahlen, und ließ sich nach der Villa führen, in der der Freund bei seinem fürstlichen Herrn wohnte. Das Haus lag entfernt auf einem der Hügel, inmitten weiter Gärten. Man wies sie nach einem Gebäude, etwas abseits zwischen Büschen und Springbrunnen. Ein paar mächtige Pinien standen davor. Die Frau war erschöpft, der letzte Tagesweg war sehr lang gewesen, die Sonne hatte wie eine unerbittliche Rächerin auf die steinige Staubwüste, die sie hinwanderten, niedergebrannt, todmüde war sie in die Stadt eingezogen und hatte, kaum erfrischt, sich wieder auf den Weg gemacht. Sie hatte etliche Botschaften an den Freund gesandt und durfte sich erwartet wähnen. Der Ort dünkte sie lieblich. Sie ließ sich, um ein wenig zu veratmen, am Rand des Springbrunnens nieder und entlohnte den Führer, der die überreiche Gabe verwundert entgegennahm und rasch verschwand, als fürchte er, sie möchte die Geberin gereuen. Endlich bewegte sie den erzenen Türklopfer. Das Haus lag seltsam still und dunkel. Nach einer Weile wurde die Tür entriegelt und zögernd nur eben aufgetan. Eine männliche Gestalt, halb weltlich halb geistlich angetan, mit der Hand eine Kerze vor dem Luftzug schützend, gab ihr auf ihre Frage nach dem Hausherrn in der Landessprache, in der sie ihn angeredet hatte, Bescheid, sein Herr sei schon seit etlichen Wochen verreist. Er habe den Fürsten auf eine Fahrt nach Sizilien begleitet, der Termin der Rückkehr sei ungewiß. Dabei hielt der Diener sich im Schatten, während Helena, die alles Leben aus sich entweichen fühlte, verharrte, unfähig die Botschaft in sich eingehen zu lassen. Nach einer Weile tastete sie sich nach einem Steinsitz neben der Tür. Ihre Hand fand einen Eisenring in der Mauer, an dem man die Zügel eines Pferdes befestigen mochte. So saß sie im Dunkel,

in ohnmächtigem Bemühn, die Wirrnis in sich zu bewältigen. Die Dauer ihres Verweilens ermaß sie nicht. Allmählich lichtete sich das Schwarz um sie, Vögel erwachten rings in den Bäumen, die Wipfel einer Zypressenallee wurden sichtbar. Der Mann, der zu ihr geredet hatte, trat neben sie, berührte beschwörend den weiten Ärmel ihres Kleides und redete zu ihr jetzt in der heimischen Mundart. Die gnädige Frau könne unmöglich so verbleiben. Mit Tagesanbruch kämen die Gärtner, Dienstleute aus der Heimat schliefen im Haus, Bittsteller und Bettelvolk, auch Landsleute unter ihnen, drängten sich vor der Villa. Gar leicht möchte da einer sie erkennen. Auch sei der Morgen frisch, Tau falle, er könne sie nicht einladen einzutreten, drinnen sei ihre Person nicht zu verheimlichen. Er legte einen dunklen Mantel um ihre Schultern und forderte sie auf ihm zu folgen. Helena erriet jetzt, er war der Beschützer ihrer heimlichen Liebe. In Wien hatte sie ihn von Angesicht nie erblickt, ihm aber waren ihre Person und ihre Umstände bekannt. Sie nannte ihm ihre Herberge. Er wies ihr die Wegrichtung und folgte ihr, um etliche Schritte entfernt, seitlich, ehrerbietig wie in ihrer Heimat ein Diener die Herrin begleitete, ihr nur jeweils aufzeigend, wohin sie sich zu wenden habe.

In dem klösterlichen Pilgerhaus lag sie etliche Wochen krank und völlig abgestumpft gegen ihre Umwelt. Genesend erfuhr sie, die Gefährten ihrer Pilgerfahrt hatten rückkehrend sich nach der Heimat gewandt. Während ihrer Krankheit hatte sie Pflege und Hilfe von einer Frau erfahren, die, aus den bergamaskischen Alpen stammend, sich strenge Bußübungen auferlegte und offenbar schwere Gewissenslast trug. Sie war nicht eigentlich alt, jedoch von einem inneren Feuer versengt, hager und fahl. Allmählich lernte Helena ihre Mundart verstehn und erfuhr nun das Anliegen der Büsserin. Diese bezichtigte sich, die erste Ehefrau ihres verstorbenen Mannes durch Gift im Wochenbett getötet zu haben, um den Verbliebenen, zu dem sie seit früher Jugend eine verzehrende Liebe hegte, für sich zu gewinnen. Sie pflegte sein Kind und diente ihm wie eine Magd. Er schien in seiner Trauer sie kaum zu gewahren. Nach Jahren aber war sie, die ihn wie die Luft umgab, ihm unentbehrlich geworden, und er nahm sie zur Frau. Doch gewann sie ihn nicht, und er starb

bald jener ersten und einzig Geliebten nach. Die rauhe Frau schwor, ein Engel sei er gewesen, für sie und diese schlechte Welt zu gut. Peinigen wolle sie sich, werden wie er, und drüben im himmlischen Reich, eine Entsühnte und Verklärte, würde sie ihn noch jener abgewinnen. Heiser flüsternd eröffnete sie sich nächtlich Helena, die auf dem harten Bett schlaflos lag, und schwor, hier in Rom gebe es keine Macht, ihr die Schuld abzunehmen. Zu gelind seien sie alle, weil selbst verstrickt in irdische Süchte. Es sei aber ein Ort, das Grab des Heilands, darin könne jede Seele, sei sie noch so teuflisch verworfen, ihre Sündenlast einsenken, erhebe sich neu erschaffen, und beflügelt könne sie von da aufsteigen ins Paradies. Es sei dies ihr Ziel, doch mangle es ihr an Geld, die Schiffsreise zu bezahlen, denn sie sei, arm und bloß, von den Verwandten ihres Mannes ausgetrieben worden. Helena, kaum noch genesen, hörte das Raunen der Besessenen glühend in ihr Ohr eingehen, denn die Bergamaskin hatte das Haupt neben das ihre auf das Kissen ihres Lagers gedrückt. So geschah Nacht um Nacht. Allmählich fielen die wirren Worte als Samenkörner in das brache Herz der verstoßenen Helena, die in all der Zeit ohne Wort und Zeichen ihres Freundes geblieben war. Eines Morgens ließ sie sich ihre Kleider ans Bett bringen und entnahm ihrem Mantel einen Brief, der mit etlichen wertvollen Steinen in einen Saum eingenäht war. Der Brief, den ihr Mann ihr mitgegeben hatte, war an einen ihm lang befreundeten Bankherrn gerichtet und gebot diesem, der Frau in allem zu dienen und ihr jede verlangte Geldsumme zu überlassen. Sie sandte den Brief an den römischen Herrn und sah ihn etliche Stunden später mit seiner Frau, einer schönen Matrone, an ihrem Lager. Beide überboten sich in Freundschaftsbezeugungen und Vorwürfen, daß sie nicht bei ihrer Ankunft sich gemeldet habe. Sie wollten sie sogleich in einem Wagen mit sich in ihr Haus führen. Als sie ihnen ihren Plan entdeckte, nämlich nach Jerusalem ans Heilige Grab zu ziehen und die Bergamaskin als ihre Dienerin mit sich zu nehmen, rieten beide ihr aufs dringendste, von dem Vorhaben abzustehen. Ermelinda, die Frau des Bankherrn, legte die Arme um sie und beschwor sie mit den zärtlichsten Worten. Sie fände in Rom geistliche Berater und Hilfe für ihre bedrängte Seele, wenn sie solcher bedürfe, auch Heiligtümer

und mächtige Gnadenquellen. Vittorio, der Mann, fügte hinzu, in dem Brief ihres Gatten sei die Anwesenheit eines geistlichen Verwandten ihrer Familie erwähnt. Sie möge dessen Rat einholen, er werde seine und seines Weibes Warnung bestätigen.

Helena erbleichte bei der Erwähnung ihres einstigen Freundes so sehr, daß Ermelinda, von einer ungewissen Ahnung erfaßt, dem Manne durch einen Wink ihrer Augen Schweigen gebot. Jedoch gelang es dem wohlgesinnten Zuspruch der beiden weder Helena zum Verlassen der ärmlichen Herberge, noch zu einem Verzicht auf ihre Pilgerfahrt nach Jerusalem zu bewegen. Auch auf den Vorschlag einer Verzögerung ging sie nicht ein, als Vittorio ihr vorstellte, sie möge eine Gelegenheit abwarten, die sich in gewissen Fristen bot, daß nämlich eine Fahrt in jene Gegend von angesehenen Kaufleuten gerüstet würde, unter deren Schutz sie vor den vielen bedenklichen Zufällen eines solchen Unterfangens einigermaßen bewahrt bleiben möchte.

Da die beiden an diesem und den kommenden Tagen erkannten, daß Helena in ihrer Hartnäckigkeit unerschütterlich verblieb, geleitete Vittorio sie und die Bergamaskin, die von ihren ungezähmten Ausbrüchen ganz abgelassen hatte und der Führerin still und ergeben folgte, nach Bari. Von dort sollte in diesen Tagen ein Schiff nach Jaffa abgehen. Der Name des Kapitäns war ihm bekannt, und auch daß etliche Ordensbrüder auf dem Segler die Überfahrt machen würden.

Helena verließ Rom, von dem sie mehr nicht kannte als die nächtlichen Wege zum und vom Hause des Freundes. In den griechischen Gewässern geriet das Schiff in schwere Herbststürme. Gegen Allerheiligen wurden sie in Jaffa viele Tage zwischen den Klippen umherschleudert, ehe die Landung gelang. An einem Morgen, während sie noch vor der Stadt in den empörten Wassern umtrieben, ging ein Gewitter nieder, Meer und Wolke schienen sich zu vereinigen, das falbe Firmament tat sich für einen Augenblick auf, eine Feuergarbe entstürzte ihm. Die Bergamaskin warf sich in Verzückung zu Boden und stammelte, ihr toter Mann sei in dem offenen Himmelstor gestanden, mit ausgebreiteten Armen ihrer wartend, und deutlich habe sie in

dem Toben seine Stimme vernommen, die ihr gebot, sich zu ihm zu erheben. Die Schiffsleute sahen sie als eine Wahnsinnige an, banden sie und legten sie in eine Kammer. Schon auf der Fahrt hatten sie sie als eine Unheilbringerin auszusetzen gedroht. An Land wurde sie ruhig. In Jerusalem verbrachte sie ihre Tage am Heiligen Grabe. Helena mußte sie mit Zuspruch entfernen, damit sie esse und ruhe. Sie währte sich ihrer Sünde ledig. Eines Morgens fand man sie entschlafen.

Helena verlebte einige Monate in einem Kloster italienischer Nonnen. Der römische Freund ihres Mannes hatte sie dem Schutz der Oberin, die ihm verwandt war, empfohlen. Die Frau verhalf ihr auch zu der kostbaren Reliquie, die sie aus dem Besitz eines alten Priesters empfing, der die Spätzeit seines Lebens in einer Höhle verlebt hatte und, als heiligmäÙig erachtet, um diese Zeit im Hospital der Nonnen abschied. Helena opferte ihre verborgenen Edelsteine, die so in den Schatz des Klosters gingen. Sie verbarg den Splitter, der in einer Kapsel aus Olivenholz verwahrt war, in ihren Kleidern und trat die Heimreise an. Ihr vergangenes Leben galt ihr als ausgelöscht, die Leidenschaft zu dem geistlichen Vetter so getilgt, daß sie ihrer kaum noch als einer langverwehten Irrung gedachte. In matter Ferne wußte sie den Gatten und die Söhne. Ihre Wanderung vollbrachte sie allein und wie im Traum, so die Schiffsreise, so den Landweg. Sie verspürte keine Ermüdung, fand überall das rechte Obdach und freundwillige Hilfe. Etliche Tagereisen von Wien berichtete ihr ein Wanderer in einer Herberge, daß ihr Gatte und ihr jüngerer Sohn an einer Seuche verstorben seien. Ihr schien, sie habe es bereits gewußt.

Ihr Gatte mußte vor seinem Tode Zweifel an ihrer Führung gehegt haben, manches mochte er geahnt oder auch als gewiß erfahren haben. Ein Letzter Wille entzog ihr seine Güter und setzte ihren älteren Sohn unter der Leitung eines Bruders des Verstorbenen zum Erben ein. Sie sah sich ausgeschlossen und auf das Stromhaus als ihren Witwensitz verwiesen. Dort fand sie ihr Bild als Pilgerin und das ihres Freundes in gleicher Umrahmung vor. Der Verstorbene hatte es vor seinem Tode hinbringen lassen. Sonst hatte er keinen

Gruß, kein Wort an sie gewendet, auch für den Sohn blieb sie eine Verschollene bis an ihr Ende.

Die Hauskapelle, die halbvergessen durch viele Jahre mit Gerümpel verstellt und ungeehrt verblieben war, ließ sie reinigen und ausschmücken und setzte auf den Altar den Splitter des Kreuzes in einem silbernen Behälter.

"Am Tage der Kreuzauffindung", unterbrach Anna ihre Erzählung, "kommt ein Priester aus einem benachbarten Dorf die Messe lesen, dann finden sich die Leute aus den Höfen der Umgegend, aus den Dörfern und aus dem Städtchen immer noch zur Andacht ein, und oft sind es so viele, daß die Kapelle sie nicht faßt, und sie füllen die Gänge, das Treppenhaus und die Eingangshalle."

Anna hatte selbstvergessen erzählt. Ulrich sah, nicht minder selbstvergessen, im Schatten sitzend in ihr Gesicht, auf das das Licht des holzgeschnitzten kerzentragenden Deckenleuchters fiel. Die Tür wurde jetzt behutsam geöffnet, Georg trat ein und setzte sich in eine Ecke Ulrich gegenüber. Er hatte eben noch die letzten Worte Annas vernommen und sagte lachend: "Und auf das fromme Fest folgte zu Wilhelminens Lebzeiten ein weltliches Putzfest, das den Bewohnern das Dasein verleidete. Alle Mägde, deren sie sich bemächtigen konnte, mußten, von Katrin als General befehligt, das Haus fegen, um die Spuren der Andächtigen nebst dem Geruch der Heiligkeit auszutilgen."

"Aber die Geschichte der Pilgerin ist noch nicht zu Ende", meinte Ulrich.

"Nein, noch nicht zu Ende", gab Anna zu. "Die Pilgerin Helena erlebte — eine alte Frau schon — Kriegszeiten. Panduren überzogen die Gegend, plünderten die Schlösser und Städte. Die Frau floh und barg sich in einem Bauernhaus hoch oben am Waldrand des Seitentals. Als die Kriegsleute abgezogen waren, kehrte sie heim. Manches Gut hatte man vergraben und holte es wieder. Den Kreuzpartikel auf dem Altar hatte man unantastbar gewährt. Er war aber mit seinem silbernen Gefäß verschwunden. In der Karfreitagnacht erwachte Helena. Sie fühlte die Fehle ihres einstigen Lebens ihr Herz bedrängen, stand auf und ging den Weg durch die Galerie zur



Kapelle. Es war eine finstere und bitter kalte Nacht. Helena warf sich vor dem beraubten Altar nieder und empfahl sich der lebendigen Gnade. Es war ihr, als blicke das dornengekrönte Antlitz des Heilands von dem Kreuze, das von der Wölbung über dem Altar niederhängt, mit Milde auf sie, ja als sie scheidend an dem Weihbrunnen sich umkehrte, schienen seine Augen voll Huld ihr zu folgen. Sie ging getröstet über den langen eisig kalten Gang durch das schlafende Haus nach ihrem Zimmer. Da traf aus der Tiefe des mächtigen Grabens, der damals drei Seiten des Gartens und der Höfe umzog — die vierte war dem Strom zugewandt —, ein lichter Schein ihr Auge, der, wie lange auch sie gebannt auf ihn blickte, nicht erlosch. Sie weckte Veronika, die alte Magd, die ihre Kindheit gehegt hatte, ihr aus dem Elternhaus in die Ehe und aus Wien der Verstoßenen ins Haus am Strom gefolgt war, und führte sie an das Fenster, ihr das Licht in der sumpfigen Tiefe zu weisen. ‚Der Morgenstern hat den Himmelsplan verlassen und ist auf die Erde gesunken‘, stammelte die Alte. Helena nahm sie an der Hand und leitete sie hinaus und an den Graben. Veronika betete schluchzend laut, die Pilgerin aber stieg in den feuchten Morast. Sie verstrickte sich in den Dornsträuchern, ihr Kleid hing in Fetzen an ihr nieder, einer ihrer Schuhe versank im Moder, sie blutete an Händen und Füßen, eine Rißwunde querte ihre Wange, endlich drang sie zu dem Leuchtenden vor. Sie streckte die Hände darnach aus. Ein kaltes schlüpfriges Tier huschte über ihren nackten Fuß, der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken, da lag neben den Trümmern des großen eisernen Leuchters, zerrissenen Folianten und den Stücken eines Meßgewandes der heilige Kreuzesspan. Der volle Ostermond trat jetzt aus den Wolken. Wie von unsichtbaren Armen empfangen und getragen entstieg die Frau dem Graben, in den blutenden Händen das heilige Holz.

So kam die Reliquie an ihren alten Platz."

"Fauls Holz leuchtet im Dunkel", bemerkte Georg. Da aber niemand seine Herausforderung annahm, ging er an den Tisch, goß sich ein Glas Wein ein, um sein Erröten zu verbergen, und setzte sich, die Mutter und Ulrich wechselweise beobachtend, in eine halbdunkle Ecke.

"Hier endet", unterbrach Anna ihre Rede, "Wilhelminens Bericht. Das wenige, was ich darüber hinaus noch weiß, hat mir Katrin erzählt. Helena muß sehr alt geworden sein. All ihre Zeit hat sie hier abgelebt. Die Leute im Umkreis ehrten sie. Tage- und nächtelang schweiften sie am Ufer und in den Wäldern. Wo sie erschien, meinten die Bauern, bringe sie Glück den Häusern und Segen den Fluren. Sie hieß ihnen die milde Frau im Sonnenhaar. Sie hätten sie, meint Katrin, der heiligen Walpurg gleichgesetzt, die an ihrem Tag über die Felder wandelt und die schweren Halme sprießen läßt."

"Wie Sie die Ahnin lieben", sagte Ulrich. "Ich werde des Nachts von der Frau im Sonnenhaar träumen."

## 52

Georg war seit einem Jahr in dem Regiment, dem einst sein Großvater Gysbrecht angehört hatte, und das nun in einem kleinen Städtchen an der russischen Grenze lag. Seine Mutter empfing von ihm in langen Zeitspannen nur karge Nachrichten. Häufiger als die Briefe des Sohnes trafen sie Gerüchte, die von einem Auftauchen der Gruppe an anderer Stelle wissen wollten, von harten Kämpfen und schweren Verlusten. Wenn Anna einen der spärlichen Briefe Georgs in Händen hielt, wurden diese Vermutungen widerlegt, doch gewann sie ein Bild seines persönlichen Lebens so wenig wie eine Vorstellung seiner äußeren Umstände. Oft erwiderte er ihre Briefe durch Monate nicht und erklärte nachträglich sein Schweigen durch ein Verbot zu korrespondieren.

Anna ging stumm unter der Last, fügte sich jeweils dem Anspruch des Tages und versuchte Fragen auszuweichen. So verließ sie selten den Umkreis des Gutes, um teilnehmende Ansprachen zu vermeiden. Im Hause wußte man, wenn Nachrichten ausblieben, litt mit ihr und ehrte schonend ihr Schweigen.

Christina, die nun wieder einsam im Stadthaus weilte — denn nach Georg war auch Stefan Muracher mit seinen Kameraden in den Krieg gezogen und Cornelia, die wie eine Tochter in ihrer Nähe gelebt hatte, war als Pflegerin

mit einem Lazarett im Kampfbereich in Frankreich —, die vereinsamte Christina gesellte sich für Monate Anna im Stromhaus. Sie mochte Franz Muracher von Georgs Kargheit und Unlust im Briefaustausch mit der Mutter und von der Prüfung, die Anna aus diesem Wesen erwuchs, Kenntnis gegeben haben. Er konnte sich von den Kriegsämtern die Erlaubnis zu einem Besuch des Mündels verschaffen und nahm die beschwerliche Fahrt an die Grenze der Monarchie auf sich. Er traf den Jungen verschlossen und wenig erfreut über den unerwarteten Gast.

Auf der Heimreise kehrte Franz bei Anna ein, die durch ihn jetzt erst von seinem Besuch bei Georg erfuhr. Er wehrte ihrer dankbaren Rührung verlegen ab. Daß Georg seinem Vorwurf, er lege der Mutter durch sein Schweigen ein Übermaß von Sorge auf, unzugänglich geblieben war, durfte er Anna nicht verraten. So konnte er ihr nur berichten, der Sohn sei bei guter Gesundheit und von seinen Oberen wohlgeleitet.

Wenige Wochen nach seiner Heimkehr ins Muracherhaus empfingen Franz und Bona die Nachricht vom Tode ihres Sohnes Stefan.

Im Herbst erschien Georg unangemeldet im Stromhaus. Es sei ihm, wie er sagte, eine kurze Freizeit zugebilligt, es sei die Rede von einem Aufbruch in ein südliches Kampfgebiet. Der Mutter schien er gewachsen, in den Schultern breiter, dabei schlank und geschmeidig. Im ersten Augenblick war bei seinem Anblick all ihr Leben dem Herzen zugeströmt. Sie meinte, Anselm stünde vor ihr. Seine Weise den Kopf zu tragen, die Haltung der Schultern, die Stimme, all dies schuf ein Scheinbild, das aber bald schwand, als sie in Georgs Gesicht sah. Gleichgültigkeit hing wie ein Schleier über den schönen Zügen, die zur Einheit sich noch nicht verdichtet hatten. Georg gab sich, als habe er sie vor Stunden verlassen und sei von einem kurzen Ausgang heimgekehrt.

Im Hofe hatte er Lukas getroffen, der in Frankreich im Felde stand, aber zur Erntearbeit für einen Monat in die Heimat entlassen worden war. Nachdem er die Mutter flüchtig begrüßt hatte — das Aufwallen ihrer Zärtlichkeit erwiderte er nicht —, fragte er sie ironisch, wie Lukas sein Heldentum an der Dreschmaschine bewähre.

Lukas hatte in derselben Gruppe im Gefecht gestanden, in der Stefan Muracher den Tod gefunden hatte. Er hatte die letzten Augenblicke des Sterbenden erlebt und den Toten geborgen. Bona, die vor einigen Tagen gekommen war, um aus Lukas' Munde das Zeugnis über die letzten Augenblicke ihres Kindes zu empfangen, trat jetzt ins Zimmer. Anna war fast bestürzt, der schmerzreichen Mutter die Schicksalsgunst, die ihr in dem Wiedersehen mit dem Sohn geworden war, nicht verbergen zu können. Bona begrüßte Georg mit freudiger Überraschung. Ihre eigne Trauer wurde in Wort und Miene nicht fühlbar. Georg entzog sich rasch ihrer Gegenwart. Er sei, sagte er, von der langen unbequemen Fahrt übermüdet und wolle schlafen.

Anna geleitete ihn in ein Gastzimmer, das immer für Besucher bereit war. Indessen aber war Katrin mit zwei Mägden herbeigeeilt, jammernd, daß nichts für den Empfang des Haussohnes gerichtet sei. Sie begann sein Zimmer zu lüften, zu reinigen und mit Grün und Blumen zu schmücken. Es waren die Spätlinge des Gartens. Zwischendurch entsandte sie die Köchin ins Städtchen, damit gewisse seltene Zutaten zu Georgs Lieblingsgerichten herbeigeschafft würden. Auch verlangte sie, daß ein alter Knecht, der zu keiner schweren Arbeit tauglich im Ruhestand auf dem Gute lebte, Georgs Hündin, die Gespielin seiner Kindheit, bürste und säubere, man habe sie im Drange der Erntearbeit etwas vernachlässigt. Das Tier hatte den heimgekehrten Herrn gewittert und meldete sich mit ungeduldigem Gebell am Haustor. Anna trat ein, das Leinenzeug für das Bett über den Armen. Bona, die ihr gefolgt war, nahm es ihr ab und machte sich ans Werk, bittend, daß die Mutter ihr gönne, das Lager zu richten. Anna ging still fort, als sie sah, daß verstohlene Tränen aus Bonas Augen auf die Kissen tropften.

Gegen Abend trat sie an Georgs Bett. Er schlief nun seit acht Stunden ohne zu erwachen. Die Kissen hatte er ins Zimmer geschleudert und den Kopf auf einen Arm gebettet. Jetzt, da der Schlaf die Spannung seiner Mienen gelöst hatte, glich er völlig dem kleinen widerspenstigen Jungen, den Sabina des Morgens zur Schule geleitet hatte. Tee und Milch, die Anna fürsorglich an sein Lager getragen hatte, standen unberührt.

Sie kehrte zu Bona zurück, die sie erwartend im Gartensaal unter der Lampe an dem runden Tisch saß. Im Kamin waren die Buchenscheite am Verglimmen. Bona erinnerte sie an den Regensommer, den sie mit allen Kindern hier verbracht hatte, an die Überschwemmung, an den Tumult über ihren Köpfen in dem großen Speicher. Nachsinnend schwieg sie ein Weilchen. Anna wagte sie nicht aus ihrem Hinträumen zu wecken und horchte in das Haus hinein, ob sie etwa Georgs Schritt auf der Treppe vernähme.

Indessen erschien Katrin und meldete, sie habe die Köchin schlafen gehen heißen. Die Gerichte, die man so sorgfältig für den jungen Herrn bereitet habe, hätten nun freilich an Ansehn und Geschmack eingebüßt, aber sie hielte sie doch warm, der kleine Ecktisch sei gedeckt und der Wein eingekühlt. Melchior und Lukas, berichtete sie weiter, säßen im Kontor mit großen Plänen vor sich und Proben von allen Feldfrüchten. Man habe die Ernte sozusagen schon am Halm verkauft. Sie meine aber, man solle Vorräte zurückhalten. Eigentlich wollten sie auch die Gutsfrau bei ihren Plänen haben. Lukas dränge alles zu ordnen, da er doch wieder ins Feld gehen müsse, aber sie, Katrin, habe geboten, diesen Tag müsse man die Frau verschonen, es sei ihr Fest- und Freudentag. Jetzt machten sie die Voranschläge für die Frühjahrsbestellung und redeten sich gegenseitig zu, ja nichts zu versäumen, und gäben sich Ratschläge. Sie habe es nicht mehr anhören mögen. Man wisse nicht, welcher von beiden sein Testament mache.

Als Katrin gegangen war, sagte Bona, sie sei seit einer Weile von dem Gedanken bewegt, wie seltsam es doch mit erfüllten Wünschen zugehe. Einer sei doch nun auch ihr erfüllt worden. Ihren Sohn Anselm dürfe sie in ihrer Welt behalten. Franz habe ihn — wie Anna wohl wisse — von Geburt an für das Ordensleben bestimmt. Nun aber gehöre er, auch nach Franzens Einsicht, der Welt. Der Junge habe weder Eignung noch Sinn für das ihm Vorbestimmte gehabt. So bedeute nun der Tod des Bruders für ihn gewissermaßen das Leben. Zu dem Schmerz über den Hingang des Sohnes käme für Franz noch der Verzicht auf den Wunsch, den zweiten Sohn der Kirche zu geben. Beides trüge er so, daß er ihr Vorbild und Halt sei. Jetzt erst trete der Verborgene ans Licht,

den sie in Franz unbewußt geliebt habe, zu jener Zeit auch, da sie so sehr unter ihm litt.

Als Anna die Freundin anzusehn wagte, wurde sie sich der Veränderung bewußt, die mit dieser geschehen war. Ihr Gesicht war klein geworden, die Züge hatten sich nicht verhärtet, aber gleichsam verdichtet, die Augen lagen groß umrandet, braune Sterne von einem eigentümlichen Schmelz. Einmal vor vielen Jahren hatte sie diese Bona schon gekannt, jünger freilich und ohne den Silberstreif im dunklen Haar. Es war nach dem Tode ihres ersten Kindes, des kleinen Sebastian, gewesen, damals ehe Georg noch geboren war.

Über ihrem Nachsinnen hatte Anna den ersehnten Schall der Schritte überhört. Georg stand plötzlich in der Tür. Er sah, nun ausgeruht, nicht mehr wie im Schlaf dem Kind von einst ähnlich, und die Mutter stellte aufs neue betroffen die rätselhafte Anziehung seiner Erscheinung fest. Dabei schien ihr sein Gesicht stets ein anderes und doch irgendwie vertrautes. "Viele Elemente", hatte Franz damals ahnend gesagt. Auch Bona mochte von seinem Anblick betroffen sein. Sie hatte sich belebt und blickte mit einer Art mütterlichen Stolzes auf ihn, die Wehmut der vergangenen Stunde war ausgelöscht. Lächelnd bemerkte sie, die Uniform, die Georg trüge, sei nun doch um vieles kleidsamer und eleganter als die unserer Leute, und sie stünde ihm ausnehmend gut. Georg verbeugte sich lachend.

Nun erschien Katrin mit einem Mädchen und deckte auf dem kleinen Tisch ein reiches Mahl von vielen Gängen, das Georg wahllos durcheinander verschlang, ohne den Feinheiten Ehre anzutun. Ob es dort knapp zuginge, wollte Anna wissen, aber Georg wehrte ab, er äße am Offizierstisch und es fehle da an nichts. Zudem bekäme er doch ihre Zuwendungen. Sie stünden bisher ja auch nicht im Feindesland. Auf der Reise habe er nicht Zeit gefunden sich zu versorgen, das hole er nun nach. Anna fragte einiges über seine Fahrt, er ging nicht darauf ein. Auch die Frage nach den Vettern tat er mit einigen abfälligen Bemerkungen ab. Daß er Julie Gysbrecht während seiner Ausbildungszeit in Wien gesehen habe, erzählte er aus eigenem Antrieb und konnte sich nicht genug tun, sie lächerlich und abstoßend darzustellen. Sie

habe seinen Koffer durchwühlt und alles bekrittelt, es viel zu viel und viel zu kostbar gefunden. Bona erinnerte an Juliens Gegenwart bei Annas Hochzeit, sie sei sich wohl gleich geblieben. Anna aber war trotz der Erinnerung von Georgs Worten verstimmt. Immerhin, schloß dieser, habe sie ihm einige Kinderbilder seines Vaters gebracht. Hingegen habe sie ihm wieder wunderliche Andeutungen über dessen späteres Schicksal gemacht. Es käme ihm so vor, als ob sie da mit allerlei hinter dem Berge halte. So stelle er sich die Furien vor.

Als das Mädchen den Eßtisch abgedeckt hatte, erhob sich Bona, um Mutter und Sohn allein zu lassen. Anna hatte es seit Georgs Ankunft quälend empfunden, daß er des Todes Stefans nicht gedacht hatte. Bonas Haltung, ihre Güte, ihr freundliches Gleichmaß lasteten, wenn sie Georgs kalte Gleichgültigkeit gewahren mußte, beschämend auf ihr. So fragte sie, als Bona den Raum verlassen hatte, ob er denn um Stefans Tod nicht wisse, da er für dessen Mutter kein Wort der Liebe und des Gedenkens gefunden habe. Er habe es durch Annas letzten Brief wohl erfahren, entgegnete Georg, aber sie verhehle sich doch nicht, daß Stefan ihm wenig gewesen sei. Es sei zudem ein so allgemeines Los, das hier die Eltern träfe, daß er es wohl unterlassen dürfe, ein unaufrichtiges Bedauern zu äußern.

Anna schwieg verwirrt. Um einer andern Sache willen hatte sie Georg sogleich nach seiner Ankunft gefragt, ob er ihren letzten, eben diesen Brief noch empfangen habe. Er hatte es damals verneint.

Annas Betroffenheit — sie war jäh erblaßt — mochte ihn auf den Widerspruch seiner Aussagen gebracht haben. Er wandte sich zum Gehen, indem er sagte, er sehne sich nach Luft und wolle in den Garten. Es wehe kalt und feucht vom Wasser herauf, bemerkte Anna, er möge seinen Mantel nehmen. Sie erschrak vor ihrer Stimme.

## 53

Georg hatte das Stromhaus früher verlassen, als die Mutter nach seiner ersten Verheißung erwartet hatte. Bona war schon am Tage nach seiner Ankunft abgereist. Sie wolle Franz nicht länger einsam lassen, hatte sie vorgebracht. Anna aber schien es, sie wolle ihr die Gegenwart des Sohnes nicht schmälern.

Als letzter verließ Lukas das Stromhaus, der Abschied mochte ihm schwer fallen. Er hatte in den verflossenen Tagen einige Unterredungen von Anna erbeten, ihr alle seine Pläne und Vorhaben nahe gebracht und ihr zum Schluß eine Art Kalender übergeben, in dem sie alles verzeichnet vorfand, was in der mutmaßlichen Zeitspanne seiner Abwesenheit zu verrichten sei. Zur Frühjahrsbestellung hoffe er zugegen zu sein, käme es anders, so fände sie auch für diesen Fall die notwendigen Anweisungen. Übrigens sei Melchior wohl rüstiger als vor etlichen Jahren, nur habe er eine große Scheu vor den neuen Maschinen. Sie möge darauf bestehen, daß man nicht auf die alte Weise wirtschaftete, die Geräte sparten Zeit und Kräfte und das sei jetzt vonnöten.

Anna legte ihm beim Abschied die Hand auf die Schulter und sagte ihm, wie sie dankbar seiner treuen Hilfe bewußt sei, ja eigentlich nicht ausdenken könne, wie sie ohne ihn das Gutswesen bewältigen könnte. Er nahm ihre Hand, legte sie einen Augenblick auf seine Brust und ging dann wortlos, gesenkten Hauptes.

In diesen Tagen erreichte sie ein Brief Ulrich Renners aus einem Lazarett des Westens, wo er an einer leichten Verwundung am rechten Bein für eine Weile festgehalten war. Er habe dort Cornelia Hoermann als Schwester angetroffen, die ihn versorge, und gewissermaßen sei nicht nur sie sondern auch ihre Jugendfreundin, der Klosterzögling Anna Schwanold zugegen. Er erlebe jetzt eine Epoche aus ihrem Leben, die ihm das Schicksal vorenthalten habe, in den Erzählungen Corneliens, und dies sei die wesentlichste und heilsamste Pflege und erleichtere ihm das Stillhalten ungemein. Übrigens sei



Cornelia auch sonst ein trefflicher Mensch und von allen geschätzt. Anna war ein wenig verdrießlich und für die Freundin gekränkt wegen der Sachlichkeit dieser Anerkennung.

Der Brief zeigte ihr auch Ulrichs Sorge um Sophia. Beide Söhne seines Bruders seien, wie sie wisse, zu Beginn des Krieges gefallen, und Sophia sei um die Aussicht gebracht, wieder Jugend um sich zu hegen — freilich nur für eine Weile, denn von den sechs Söhnen seines Bruders werde der Krieg wohl die übrigen verschonen, die dann, er hoffe so, wohl unter Sophiens Obhut kämen. Er bat Anna, vor Beginn des Winters in München um die alte Freundin zu sein. Der November sei ihr fataler Monat. Sie lebe dann mit ihren Toten wie eben mit Toten, während sie sie im übrigen Jahr aus ihrer Sphäre erlöse und gleichsam in ihre eigene erhebe und dies auf eine so natürliche Weise, daß man es in ihrer Gegenwart nicht befremdlich empfinde. Im Frühling aber möge sie Sophien bewegen, ihr Leben im Stromhaus zu teilen.

Wenige Tage später fand Anna unter ihrer Post einen Brief Corneliens, die sie über die Verwundung und Genesung Ulrichs beruhigen wollte und sie bat, dies Ulrichs Verwandten zu vermitteln. Sie schien dabei besonders an Sophia zu denken. Anna las zwischen den Zeilen eine Anteilnahme der Schreiberin am Leben und Wesen des Pfleglings, die sehr von dem freundlichen Gleichmut Ulrichs abstach und die Empfängerin des Briefes nachdenklich stimmte. Könnte sie, Anna, doch Ulrich mit ihren Augen die wirkliche Cornelia sehen lehren, diesen unerschöpflichen Born der Liebeskraft, sann sie, und der Wunsch blieb ihr lebendig.

Konrad Urlaub kam flüchtig für einige Stunden, auf einer Abweichung seines Weges vom Muracherhaus nach München. Er hatte auf Franzens Bitte eine Weile bei ihm und Bona verbracht und kehrte bei Anna ein, um sie an die Heimkehr nach München zu mahnen. Er habe Sophia vor seiner Reise zum Muracherhaus sehr vereinsamt mit den alten Dienstleuten gefunden. Es bedürfe eines Antriebs, um sie ihrer gewohnten Lebensführung zurückzugeben. Christina, die nach Jahren wieder auf einige Wochen in die

Muracherheimat eingekehrt war, habe ihm versprochen, die Wintermonate bei Sophia zu verleben.

Ohne zu fragen schien er Annas Bedrängnis um den Sohn zu verspüren, der seit seiner Rückkehr zu seiner Truppe keine Nachricht gegeben hatte. Sie möge ihre Sorge bannen, sagte er beim Abschied. Er sei gewiß, Georg würde aus den Bedrohungen des Krieges leiblich unversehrt ihr wiederkehren, hier läge Gefahr nicht vor. Seine Augen waren hart und wie nach innen gekehrt, als er sprach. Seine Worte waren ohne Trost. Als er aber den Wagen bestieg, der ihn zum Städtchen führen sollte, wandte er sich zu Anna, die im Tor stand, und umfing ihre Gestalt mit einem Aufleuchten, als ob eine Flamme aus einem Erdsplatt breche und verborgenes Gestein offenbare. Sie mußte seines Hochzeitsgeschenks denken, jenes dunklen Kristalls, der die hohle Hand, in der er geruht hatte, blutrot färbte. Er lag in der Lade eines Schrankes. Wenn sie sie in seltenen Fällen aufzog, brach der dunkle Glanz hervor.

Als sie in den letzten Oktobertagen in ihr Münchener Haus einzog, fand sie die Stadt in dem alle Dinge verzaubernden Spätschein des Herbstes, der in diesem Jahr noch nicht dem Regen und Nebel gewichen war. Im Hause überkam sie Anselms währende Gegenwart. Sie bezichtigte sich ihres Fernseins aus seinem Bereich wie einer Untreue.

Sabina verbarg ungeschickt eine Trübung hinter der Wiedersehensfreude. Auf Annas drängendes Fragen nach dem Ursprung dieser Verstimmung gestand sie, Georg sei vor einiger Zeit in der Stadt gesehen worden, ohne daß er sich zu Hause gezeigt habe. Sie habe es von Ruperts Mutter erfahren, wie auch von dem alten Diener Sophiens. In beiden Fällen habe er den Gruß zu vermeiden gewußt. Zwischen den Begegnungen hätten mehrere Tage gelegen. Frau von Renner habe erfolglos nach ihm forschen lassen und ihr verboten davon zu reden.

Anna dachte Georgs vorzeitiger Abreise. Hier mußte er sich also in den letzten Tagen seines Urlaubs verweilt haben. Weshalb aber hatte er sich verborgen gehalten? Da Sophia, die sie am Abend noch aufsuchte, den Vorfall nicht berührte, schwieg auch sie. Die Freundin trat wie aus einer dämmernden

Ferne hervor und fand sich erst im Laufe des Abends in ihr altes Wesen. Lange saß sie schweigsam neben Anna und hielt ihre Hand fest. Sie ließ sich von den Monaten im Stromhaus erzählen, von den Menschen, von der Arbeit, von Georgs Besuch, von Bona und Franz. Ihre Fragen verrieten, daß sie in ihrer Einsamkeit das Leben der Freunde geteilt hatte, mit einem Herzen, das wie ein empfindlicher Apparat in den fernen Erschütterungen mitschwang. Es war fast, als halte nur diese Teilnahme sie noch hier, so sehr schien ein Teil ihres Seins entrückt. Anna dachte der Worte Ulrichs und des Gebots, die Entschwebende noch einmal zurückzurufen.

Als sie am Morgen des Tages Allerseelen bei der Freundin eintrat, fand sie diese schon wegberaubt, und wieder gestand sie sich, wie sehr Sophia dennoch und immer die gleiche auch in dieser späten Lebensspanne blieb. In ihren schwarzen Gewändern, von Schleiern verhüllt, die in weichen Falten ungebrochen an ihr niederflossen, wirkte die Trauernde, als ob der Schlag ihres Herzens auch den leblosen Stoff regiere. Als sie den Wagen bestieg und als sie ihn vor dem Friedhofsportal verließ und die Wege zu ihren Gräbern durchschritt, folgten ihr die bewundernden Blicke der Ginger wie einst und mancher, dessen ehrfürchtigen Gruß sie erwiderte, dünkte sich unvermutet beschenkt. Eine schwarze Marmortafel deckte die Stelle, darunter die Brüder Ludwig und Andreas Renner und Sophiens früh verstorbene Tochter ruhten. Ein Dienerehepaar des Hauses und einige Mitarbeiter Ludwigs erwarteten sie. Rötlich leuchtender Schein aus zwei schmiedeeisernen Laternen durchdrang den dünnen Morgennebel. Sophia legte ein Gewinde weißer Chrysanthemen nieder und versank für eine lange Weile in stummes Beten. Als sie, die Anwesenden durch ein Neigen des Hauptes grüßend, schon Annas Arm nahm und sich zum Gehen wenden wollte, erschien Konrad Urlaub. Er nahm aus den weiten Falten seines Mantels zwei rosenfarbene lilienartige Blumenkelche. Roswitha zog sie Jahr um Jahr zwischen den Scheiben ihrer Fenster aus einer Knolle. Dank ihrer Sorgfalt öffneten sie sich stets zu dieser Zeit, um die Ruhestätte der Jungverblichenen zu schmücken und früh wie sie im rauhen Novemberfrost hinzusterben. Sophia grüßte den treuen Freund ihres Kindes

mit einem Aufstrahlen der Augen und lud ihn durch eine Handbewegung ein, ihnen zu folgen. Sie fuhren zu dreien nach der Stadt zurück. Sophia schien nach ihrem Opfergang aufgehellt und wieder mehr nach dem Künftigen gerichtet als in der Zeit vordem.

So verblieb sie in den folgenden Wintermonaten. Sie war es, die Anna zu Spaziergängen und Besorgungen aufforderte, Dinge ersann, die Georg oder Ulrich fehlen mochten, und die häufigen Schwierigkeiten sie zu beschaffen überwand, Briefe schrieb und Sendungen zusammenstellte, Bedürftige oder Verlassene in den Tagen wachsender Schwere und Trauer aufspürte, denen Hilfe oder Zuspruch not tat, und Anna zu ständiger Tätigkeit antrieb. Sie erkannte, daß wie in früheren Zeiten ihres Lebens die Freundin in ein Traumreich zu entgleiten drohte, aus dem sie sie heimlocken mußte. Wohl reichte ihr vorsorgliches Trachten aus, um Anna in den lichten Tagesstunden in eine Gegenwart zu bannen, doch verblieben die langen Abende des absinkenden Jahres, die Nebelwelt der Morgen, die die Einsame in ihre Schächte verführten.

Georgs Schweigen verwandelte Wochen in einen Abgrund von Schwermut. Kam eine dürftige Nachricht, so vermochte sie die Unrast nur kurze Frist zu stillen. Eine unvermutete Schau in das Leben des Sohnes brachte ein Brief Franziskas. Die alte Frau hatte den vereinten Bitten Annas und Christinens widerstanden, ihr kriegsbedrohtes Bergasyl zu verlassen, um bei ihnen zu verweilen. Sie fände, hatte sie berichtet, in einem nahen hochgelegenen Frauenkloster Schutz, sollte die Gefahr sich nähern. Ihr Haus könne die Herrin nicht missen. In ihrer Gegend würden Straßen, Brücken und Befestigungen gebaut, Truppen kämen durch und besetzten die beherrschenden Punkte, und sie habe wechselnden Gästen Obdach zu gewähren. Ihr letztes Schreiben nun enthielt die Botschaft, Georgs Regiment sei durch ihre Gegend gezogen, habe etliche Tage dort gelagert und der Enkel habe diese Zeit bei ihr verbringen können. Er habe der Begleitung eines älteren Offiziers angehört, der bei ihr Unterkunft gefunden habe. Sie habe in diesem einen vornehmen, gebildeten, freilich unsoldatischen Menschen kennen

gelernt, was nicht verwunderlich sei, denn offenbar habe er Jahrzehnte im Ausland verbracht und sei bei Kriegsausbruch in die Heimat zurückgekehrt. Georg behandle er mit fast väterlicher Fürsorge. Er habe sich von ihm vieles von seiner Familie erzählen lassen. Sogar von Anselms Schicksal wisse er und scheine davon tief berührt zu sein. Annas Bilder aus ihren verschiedenen Lebenszeiten, die in Franziskas Zimmer hingen und standen, betrachte er immer wieder und frage sie, wie die Enkelin ihr Dasein lebe. Es sei doch eine recht seltsam glückliche Fügung, die Georg in seine Nähe gebracht habe.

Anna wünschte, die Großmutter Schwanold hätte ihr ausführlicher von dem Sohn berichtet, dessen unüberwindbare Hemmung ihr zu schreiben und sie, wenn auch mit den knappsten Worten, seines Lebens zu versichern, ihre Tage verdüsterte. Es milderte ihre Sorge, daß er in dem Hauptmann einen Beschützer gewonnen hatte. Daß dieser an Georg Gefallen gefunden hatte, dünkte sie nicht eben verwunderlich. An seine Person wendete sie kein sonderliches Nachdenken.

Zu dieser Zeit stellten Franz und Bona sich zu ihren winterlichen Festvorbereitungen in Annas Haus ein. Der Tod des Sohnes hatte sie enger als je zusammengeschlossen, sie lebten jeder in zärtlicher Bemühung um den andern. Bona war wie je und noch mehr erfüllt von dem Wunsch, die Weihnacht jedem zum Fest zu machen, jedem erspürbaren Wunsch zu genügen, denen daheim wie den andern im Feld. Sophia beriet und lenkte wie immer. Den Abend nach der Ankunft verbrachte Anna mit den Muracherleuten allein. Sie erzählte von Franziskas Brief, der ihr nach langer Erwartung Nachricht von Georg gebracht hatte, und erwähnte flüchtig den Offizier, in dessen Begleitung der Sohn im Haus der Großmutter erschienen war. Sie sprach von ihrer Sorge um Franziska, die jede Bitte, sie möge das Leben der Enkelin teilen und ihr einsames Asyl, das sie den Zufällen des Krieges preisgab, verlassen, jedes Anerbieten sie abzuholen und herzugeleiten abwies, freilich mit jener heiteren Zuversicht der Alten, die, der Vollendung nahe, die irdischen Möglichkeiten mit Gleichmut betrachten. Diese Zuversicht übertrage sich auf die Warner, meinte Anna. Bona hörte ihr anteilnehmend zu,

Franz jedoch unterbrach, gegen seine Gepflogenheit, sie mehrmals, um sie ungeduldig und gespannt nach der Person des Beschützers zu fragen, nach seiner Herkunft, nach seinem Alter, nach seinem Namen, seinem Aussehen. Anna vermochte diesem Anliegen nur wenig gerecht zu werden. Franz verblieb nachdenklich und erbat sich, ehe sie sich zur Nacht trennten, Franziskas Brief. Er vergaß offenbar ihn zurückzugeben und Anna wurde dieses Versehens erst gewahr, als sie das Schreiben um einer Einzelheit willen, die Georg betraf, Wochen nach der Abreise der Gäste wieder einsehen wollte.

Einige Zeit später empfing sie einen Brief Georgs, aus dem sie ersah, daß er das Haus Franziskas vor einer Weile verlassen hatte. Sein Standort war nicht angegeben, noch sonst zu erraten, nur schien ihr, nach den Dingen zu schließen, die er erbat, daß seine Abteilung fern von menschlicher Ansiedlung in großer Kälte auf irgendeiner Höhe der südlichen Alpen stehen müsse. Franziska und seinen Aufenthalt erwähnte er flüchtig, von dem wohlgesinnten Hauptmann schwieg er, wie auch über seinen Zustand und seine Stimmung. Nur dies betonte er, daß er, des dauernden Zu-wartens müde, hoffe, endlich Bewegung und Kampf kennen zu lernen.

Ulrich war seit einer Woche bei Sophia, die in seiner Gegenwart auflebte. Er hatte die kurze Zeit, die ihm für den Besuch der Heimat vergönnt war, zwischen dem Stammhause der Renner, das der Bruder inne hatte, der um die gefallenen Söhne trauerte, und dem Sophiens geteilt. Man hatte für den nächsten Tag, falls trockene Kälte und Sonnengunst andauerten, eine Schlittenfahrt ins Isartal beschlossen, nach der Sophia Verlangen trug, während Anna und Ulrich ihre Bedenken, die alte Frau der Anstrengung und der rauhen Luft auszusetzen, unter allerhand schonenden Ausflüchten verbargen. Sie beharrte jedoch auf ihrem Wunsch, hatte das Landhaus öffnen und beheizen lassen und sagte scherzend, es stehe ihr nun einmal der Sinn danach. Früher sei man jeweils um diese Zeit in die Berge gefahren, nun aber, da der getreue Silbernagel und seine Tante Sidonie im letzten Jahr verschieden seien, bleibe nur noch das Haus im Isartal als Winterparadies. In Silbernagels Schlößchen hause eine steife Beamensippe, dem Bergrat weitläufig verwandt

und von ihm zeitlebens gemieden, schnöde Erben. Sidoniens Sitz sei glücklicherweise samt dem vertrauten Hausgesind Frau von Seybold zugefallen, die so mit ihrem Sohn ein sicheres Asyl gefunden habe. Sie, Sophia, wolle aber nicht stückweise absterben, sondern lebend sich Gottes Gaben erfreuen, solange das Herz poche, die Beine keiner Krücken bedürften und die Augen sich an Himmel, Rauhreif und grünem Fluß erfreuten. Mit heimlicher Bangigkeit beschlossen die beiden sich dem Willen der Unwiderstehlichen zu beugen.

Eine unerwartete Fügung jedoch vereitelte das Vorhaben. Ein Anruf Sophiens am zeitigen Morgen gab Anna von dem Umstand Kenntnis, daß Ulrich ohne Verzug zu seiner Truppe befohlen sei. Es gebe durch diese Überraschung allerlei dringliche Geschäfte für sie, sie müßten also auf die Landfahrt verzichten, die ihnen ohne Ulrichs Teilnahme doch nicht die rechte Freude gewähren würde. Ulrich lasse ihr bestellen, er käme vor Mittag zu ihr, um Abschied zu nehmen. "Gib ihm das gute Wort auf die Fahrt", fügte Sophia hinzu und brach das Gespräch ab, ehe Anna antworten konnte.

Diese blieb, von Schrecken überstürzt, den Hörer in der Hand, eine Weile reglos am Apparat stehen. Ulrichs Blick hatte in diesen Tagen zuweilen eigentümlich heischend den ihren gesucht, zuweilen war seine Stimme, die frohmütige und sichere, in ein ungewohntes Schwanken geraten, und oft war es gewesen, als dränge es ihn etwas auszusprechen, vor dem er doch Scheu trug, es laut werden zu lassen.

Sie erwartete seinen Besuch in Anselms Arbeitszimmer, wo sie sich jetzt oft tagsüber und bis in die tiefe Nacht aufhielt, seinen Spuren folgend bis in seine Jugendjahre zurück, in denen sie ihn nicht gekannt hatte. Aus Andreas' Vermächtnis waren ihr Schriften, seine Briefe, die an diesen von ersten Reisen gerichtet waren, frühe Versuche eigenständiger Arbeit überkommen, in denen sie jetzt lebte, oft alles andere zurückdrängend und wie berauscht von dem neuen Besitz.

Sabina hatte diesem Wandel in Annas Gewohnheiten in schweigender Besorgnis zugesehn, war aber eines Tages nach der Morgenmesse doch an

Sophia Renner herangetreten, hatte ihr die Befürchtung gestanden, die Herrin könnte wieder in die einstigen Anwandlungen verfallen, und hatte ihren Beistand erbeten. Sophia lobte Sabinens Fürsorge. Sie habe selbst, gestand sie, derartiges aus anderen Zeichen befürchtet, und versprach darüber mit sich zu Rate zu gehn. Sie hatte es Ulrich nicht zu verschweigen vermocht. Anna bat nun die verwunderte Sabina, den Gast ihr eben hier zuzuführen. Dieser fand sie eintretend an Anselms Schreibtisch sitzend, die Hand mit den beiden Goldreifen auf einem verblichenen Lichtbild, das den jugendlichen Anselm auf einem Ausgrabungsfeld Kleinasiens zeigte. Sie sah mit dem Versuch eines Lächelns auf erbleichten Lippen zu dem Gast auf und bot ihm den Platz ihr gegenüber an. Ulrich senkte den Kopf, und eine Weile schwiegen beide. Abschiednehmend empfahl er mit etwas tonloser Stimme Sophia ihrer Obhut und bat sie um häufige Nachrichten. Man lebe draußen von diesen Nachrichten, sagte er. Sie trat zu ihm. Eine Weile standen beide vor dem breiten Fenster und sahen in den schneebedeckten Garten hinaus. Ulrich schien ein letztes Wort, um das er sich mühte, nicht zu finden. Sie spürte zitternden Herzens seinen Kampf. Am Stamm der Buche draußen vor dem Fenster hackte ein rotbemützter Specht, seltene Heimsuchung, von der Grausamkeit des Frostes in Menschnähe getrieben.

Während Anna dem Vogel lauschte, schien ihr, ihr eigener Puls schlug in einem Takt mit dem Hämmern des Vogelschnabels. Der schwarze Gast entflog. Allmählich war ihr, als hülle eine goldne Wolke sie wie in einen Mantel ein. Ein behutsames Schließen der Tür hieß sie sich umwenden. Ulrich hatte sie verlassen.

Gegen Ende des Februar erkrankte Sophia. Weder den Vorstellungen des langjährigen Hausarztes noch den Bitten Annas, die beide ihr den frühmorgendlichen Kirchgang in diesen bitterkalten stürmischen Zeiten



widerrieten, hatte sie Gehör schenken wollen. So hatte eines Tages eine Erkältung mit Schüttelfrost und Fieber eingesetzt und sie ins Bett gezwungen. Die Kranke war nicht teilnahmslos noch in ihrer Stimmung gemindert. Sie scherzte über ihre heisere Stimme und ihre fahle Gesichtsfarbe. Sie duldete nicht, daß Anna im Nebenzimmer schlief. Man brachte dort, obgleich sie auch dem zuwider war, eine Pflegerin unter.

Wenn Anna sich am frühen Vormittag einstellte, fand sie die Patientin gerüstet, Besuch zu empfangen, mit wie immer wohlgeordnetem Haar, in einer schönen Hülle aus Spitzen und Bändern, die beringten Hände auf der seidnen Decke, auf der schon die geöffneten Briefe lagen, die sie Anna bat für sie zu beantworten. Im Ofen brannte ein helles Feuer, in der reinen Luft schwebte ein Hauch des Duftes aus Andreas' Phiolen, die sie Jahr um Jahr, offenbar auf Geheiß des Verstorbenen, von unbekannter Hand zu ihrem Geburtstag empfing. Durch das Fenster, dessen Vorhänge weit zurückgezogen waren, glitzerten die bereiften Bäume des Parks.

Der Arzt, der um diese Zeit täglich erschien, gab Anna zu, er habe Grund mit dem günstigen Ablauf des Übels zufrieden zu sein, machte ihr aber zur Pflicht, Sophia noch für eine Weile zur Ruhe zu überreden und sie von Ausgängen und unvorsichtigen Unternehmungen zurückzuhalten.

Christina war, als sie von Sophiens Krankheit erfuhr, leicht zu bewegen gewesen, sich früher als vorgesehen zu ihrem gewohnten Winteraufenthalt in München zu entschließen. Seit die beiden Pflegesöhne sie verlassen hatten, seit Margret am Silvestertag des ersten Kriegsjahres verschieden war, bedrückte sie das Leben mit den wenigen Menschen ihres Hausstandes in dem alten allzu still gewordenen Heim. Trostbesuche in den Familien ihres Umgangs, die vom Verlust der Gatten und Söhne betroffen waren, führten sie in weitere Kreise, und vor allem die Fürsorge für bedürftige Frauen und Kinder, die sie die Fragwürdigkeit und Flüchtigkeit solch zufälliger Hilfe erkennen lehrte. All dies vertiefte die Schwermut ihrer im Grunde doch einsamen Tage.

Sophia bat, Christina möchte dieses Mal nicht bei der Tochter, sondern bei ihr wohnen. So wußte also Anna die Freundin in dauernder Hut und

mußte nicht befürchten, sie möchte aus irgendeinem Antrieb ihres Temperaments die ärztliche Weisung übertreten.

Sie war nun sich wieder zurückgegeben — nur die frühen Abende brachte sie im Rennersehen Hause zu. Sophia hatte für etliche Tagesstunden das Lager verlassen, und so saßen die drei Frauen nach der Abendmahlzeit noch eine Weile wie einst in Sophiens rundem Erkerraum. Wenn Anna sich verabschiedete, begleitete die Mutter sie über die Treppe bis an die Tür, um ihr dort flüsternd noch einigen Bericht über Sophiens Befinden während des Tagesablaufs zu geben. Der Anblick der Mutter, in ihren dunklen Schal gehüllt, bleich, groß, den Kopf unter der Schwere der leicht ergrauenden Flechten etwas gesenkt, berührte Anna schmerzlich. Es war, als sei Christina jetzt erst in die Schattenwelt der Witwenschaft getreten.

Einmal, als Anna, nach ihrem gemeinsamen Abend langsam durch die vorzeitige Milde der stillgewordenen Straßen gehend, vor ihrem Hause angelangt war und zögernd den Torschlüssel ihrer Tasche entnahm, spürte sie in sich einen jähen Widerstand einzutreten. Die Fensterläden waren geschlossen, kein Lichtschimmer drang durch die Ritzen der hölzernen Laden aus Sabinens Zimmer, sie mochte sich gegen ihre Gewohnheit — sie hatte am Morgen über Gliederschmerzen geklagt — früher zur Ruhe begeben haben. Anna kannte Sabinens Härte gegen ihre eigne Person, vermutlich hatte sie eines ihrer heimischen Gewaltmittel angewendet, um morgen noch im nächtlichen Dunkel zur Frühmesse gehen zu können. Unwiderstehlich fühlte sich Anna versucht, in der ungewohnt lauen Luft noch einen Gang durch die ausgestorbenen Straßen der Stadt zu tun, die in Lähmung verharrte. Fernher lockte der Ruf. Sie atmete schwer.

Sabina würde ihr Ausbleiben nicht gewahren, und geschähe es dennoch, sie im Rennersehen Haus vermuten. Ziellos durchwanderte Anna die Stadt, die ihren dumpfen Schlaf schlief. Kaum ein Verspäteter, selten ein Wagen mit verdunkelter Laterne kreuzte die Straße. Gewölk stob über den Himmel, Mond und Gestirn verhüllend.

Seit einer Weile verdüsterte eine schwere Wolke ihren Weg. Am Rauschen der Wasser neben ihr erkannte Anna, daß sie ihren Fuß auf eine Brücke setzte. Die Brücke aber schien unter ihrem Tritt zu schwanken. Es mochte leichter Schwindel sein, der sie trog, der das seltsame Geräusch in ihrem Ohr schuf, das sie vor sich zu vernehmen glaubte. Über dem Fluß pfiß der Wind und jagte die Wolke über ihrem Kopf vor sich her. Jetzt im Sternenschein sah Anna die Wasser grünlich leuchtend dahinrollen. Vor ihr wanderten zwei Gestalten, die eine hüpfte von einem Geländer zum andern auf Krücken, ihr Schatten wiederholte dies grausige Spiel, die andere schlich, die Hände auf dem Rücken, neben der ersten her. Anna versuchte eilig das sonderbare Paar zu überholen. Ein scheuer Seitenblick wies ihr des einen schaurig verstümmeltes Gesicht, der Kopf war noch von Binden verhüllt. Der andre schwang seine Stümpfe, um die leere Kleider schlotterten.

Als Anna am Ende der Brücke sich wandte, sah sie die beiden, über das Geländer geneigt, nebeneinander stehen. Eine Kirchenglocke schlug eben die elfte Stunde. Allmählich erkannte sie die Gegend, durch die sie, müde schon, langsam hinging. Sie fand sich vor Meister Magnus' niedrigem langhingestreckten Haus. Die Rosenbäumchen im Garten steckten in Schilfhüllen, der Brunnen war mit Stroh umflochten. Aus einem Ladenspalt des Wohnzimmers schimmerte ein schwaches Licht. Anna legte zögernd die Hand auf die Klinke der Holztür, die zum Garten führte. Sie öffnete sich knarrend und fast gegen ihre Absicht, und noch unschlüssig tat sie etliche Schritte auf den Steinplatten des Mittelwegs dem Hause zu. Jetzt stürzte der Hund bellend und kettenklirrend aus seiner Hütte. Die Stimme der Frau fragte hinter dem Fenster, wer Einlaß begehre. Anna gab sich zu erkennen. Ein halberstickter Laut antwortete. Die Eisenstange, die die Tür versicherte, wurde zurückgezogen. Ein zinnernes Öllämpchen in der einen Hand, mit der andern die Flamme vorm Luftzug schützend, matt bestrahlt vom dürftigen Licht, stand die Frau, jetzt sehr bleich, vor Anna im düstern Flur.

Sie fürchte zu so später Stunde zu stören, sagte Anna. Sie sei nur eben an dem Haus vorbeigegangen und habe Licht gesehen, da sei ihr in den Sinn

gekommen, für einen Augenblick einzutreten und nach dem Ergehen der lange nicht gesehenen Bewohner zu fragen. Die Frau schüttelte den Kopf, bewegte eine Weile die Lippen ohne ein Wort hervorzubringen und stammelte endlich, sie wüßte in aller Welt keinen lieberen Gast. Dabei öffnete sie die Stubentür und bat Anna einzutreten. Grün beschirmt warf eine Lampe ihr Licht auf die helle Platte des langen Mitteltischs. In einer Ecke lag eine kleine Näherei, die die Frau rasch beiseite räumte. Sie rückte für Anna einen bequemen Polsterstuhl herbei und schob ihr ein Kissen unter die Füße. Sie war wohl schon im Begriff gewesen zur Ruhe zu gehen, die Zöpfe hingen ihr glatt geflochten den Rücken nieder. Über dem häuslichen Wollkleid trug sie eine gestrickte weiße Jacke. Sehr blaß schien sie Anna immer noch und wie erschreckt um Fassung ringend. Außer ihnen beiden war niemand zugegen. Anna fragte nach Meister Magnus. Er sei im Felde, sagte die Frau, er käme jedoch bald für kurze Frist in die Heimat. Sie sprach sehr leise, fast flüsternd. Anna erzählte ihr von Bona und Franz und von dem Tode Stefans, für den der Meister damals vor Jahren die schöne Arche geschnitzt habe. Ob sie sich entsinne? Die Frau nickte seufzend, holte sich einen Schemel und rückte ihn neben Anna, mit den Augen an ihrem Munde hängend, als erwarte sie eine Botschaft. Anna, von dem Wesen der Frau verwirrt, erhob sich bald um zu gehen. Die Meisterin hielt sie fest, beugte sich über Annas Hände und preßte das kalte Gesicht leise aufstöhnend in ihre Höhlung. Die Abschiedsworte Annas wiederholte sie stammelnd einige Male, und als diese schon die Gartentür schließend sich noch einmal dem Haus zuwandte, sah sie die Frau in dem dunklen Tor unbeweglich stehen, hinter sich die Finsternis, mit der Hand das kleine Flämmchen der Zinnlampe schützend.

Die Begegnung holte Anna aus der Spannung ihrer Nachtwanderung in klare Nüchternheit. Sie empfand beschämt, daß sie einer Verlockung erlegen war, der sie abgeschworen, die sie nun überwunden vermeint hatte. Sie fühlte sich ermüdet vom Weg und wußte noch die lange Strecke zu ihrem Haus vor sich. Sie bedachte die Wandlung der Frau, die sie verlassen hatte. Die Trennung von Magnus und die Gefahr, in der sie ihn wußte, mochte sie nicht

ertragen, was Anna verwunderlich dünkte, wenn sie sich des gefaßten in sich beschlossenen Wesens entsann, als das sie sie einst gesehen hatte.

Als sie am nächsten Morgen verspätet erwachte, stand Sabina vor ihr. Sie hielt die von der nächtlichen Wanderung bestaubten Schuhe Annas in der Hand und trug sie kopfschüttelnd aber wortlos hinaus. Die späte Heimkehr schien sie jedoch überhört zu haben.

In Anna ging die Erinnerung an die Nacht mit ihren Zufällen, als ob sie sie geträumt hätte, in der Bewegtheit der folgenden Tage unter. Als sie einige Wochen später Konrad Urlaub bei Sophia antraf, wurde die Begegnung mit der Meisterin ihr wieder gegenwärtig. Sie erzählte Konrad von einem Besuch bei der Frau — die nächtliche Zeit verschwieg sie —, und wie sie sie so unbegreiflich verändert angetroffen habe. Urlaub sah Anna überrascht an, schwieg nachsinnend und antwortete dann, er habe von seiner Schwester dergleichen gehört. Magnus sei einige Tage in der Stadt gewesen, doch habe er ihn bei etlichen Versuchen ihn zu sehen stets verfehlt, was ihn schmerze. Angela, die Frau, sei bald nach Magnus' Abreise zu ihrer älteren Schwester nach Franken in ihre und Urlaubs Heimat gezogen. Er wisse nicht, für wie lange. Das Haus hüte Magnus' alter Gehilfe. Konrad verblieb in sich gekehrt, wenig geneigt über den Gegenstand zu reden, und verließ die Gesellschaft früher als es seiner Gewohnheit entsprach.

Sophia erholte sich nur langsam, es gab kleine Rückfälle, erst zu Ende März konnte man einen Ausgang wagen. Anna durfte dieses Jahr nicht länger in der Stadt verbleiben, die Lage des Stromhauses, zunehmend erschwert durch den Mangel an Landarbeitern, heischte ihre Gegenwart. Melchior hatte einige Tage in München verbracht, um für die Wirtschaft Nötiges zu erwerben. Die Schwierigkeiten, die ihm allenthalben bei seinem Vorhaben begegneten, entmutigten ihn nicht. Er besann sich nicht ungern verjährter Methoden, wo die modernen Einrichtungen versagten, weil Menschen fehlten, die sie zu bedienen wußten. Die Knechte waren bis auf die älteren Leute allmählich vom Krieg abgezogen worden. Ein Trupp Gefangener mußte sie, so gut es sich eben tun ließ, für die Frühjahrsbestellung ersetzen. Man würde diese, versicherte

Melchior, trotz aller Hindernisse bewältigen. Lukas, eben von einer Verwundung genesen und aus dem Lazarett entlassen, würde ihm kurze Zeit zur Seite stehen können. Katrin freilich klage sehr, sei er doch gezwungen ihr die Frauen, die er für die Arbeit draußen brauche, zu entziehn, wodurch die häuslichen Geschäfte litten. Sei Anna zugegen, so fasse sie Mut, sie fühlte sich dann mancher Verantwortung ledig. Früher habe Wilhelminens Gegenwart sie gestützt.

Anna, die den Winter über in Anselms entrückter Sphäre wie in einer Unterwelt gehaust hatte, denn auch Sophiens Haus mit seinem gedämpften Wesen hatte sie diesem Leben im Dämmerlicht der Vergangenheit nicht zu entwinden vermocht, kämpfte nun schwer, als begehe sie eine Untreue an Anselm, um den Entschluß, wieder in die Helle des Tages zu treten. Christina versprach ihr, den Frühling über bei Sophia zu verbleiben. Dann hofften beide sich zu Anna im Stromhaus zu gesellen. Selbst Sophia in der Abgeschlossenheit ihres Hauses fühlte sich von der zukunftsbangen Dumpfheit der Stadt bedrückt und bereit ihr zu entfliehen.

Georgs Nachrichten waren spärlich und knapp, Ulrichs zahlreich und von dem Bemühen erfüllt, den Frauen Besorgnisse fern zu halten, allein das Bemühen war spürbar. An einem Tag im frühen April war Anna reisebereit. Die in vergangener Zeit einfache Bahnfahrt war nun fast ein Abenteuer geworden. Christina, Sabina und ein Diener Sophiens geleiteten sie in dem Rennersehen Wagen zur Bahn. Der Zug fuhr mit großer Verspätung und überfüllt ab. Sophiens erfahrener Diener wußte Anna einen erträglichen Platz zu verschaffen, er sollte ihr in einem der nächsten Züge mit ihrem Gepäck folgen. Auf einer Zwischenstation jedoch wurden die Reisenden aufgefordert auszusteigen – der Grund der Maßnahme wurde nicht bekannt gegeben – und einen nachfolgenden Zug zu erwarten, der sie weiterführen sollte. Vor dem ländlichen Bahnhof wartete schon eine ungeduldige Menge, Bauersfrauen mit Körben und Säcken, alte Männer, meist schwer beladen, und Halbwüchsige mit ländlichen Geräten, von denen sich manche ungebärdig

vorschoben. Ein Zug fuhr ein, die Wartenden stürzten in hemmungsloser Hast auf die bereits besetzten Wagen, wichen jedoch schreiend zurück. Die meisten Wagen waren von Soldaten eingenommen, die verstaubt auf den Bänken und auf dem Boden lagerten und schliefen. Aus jeder Tür schoben etliche Wächter unter ihnen die blanken Bajonette und streckten sie den Vordringenden entgegen, um die eigne Ruhe zu sichern.

Ein Soldat, den Anna schon früher in ihrer Nähe wahrgenommen hatte, nahm ihr den kleinen Koffer ab und zog sie rasch mit sich nach einem der letzten Wagen des langen Zuges, die schon außerhalb der Haltestelle standen, hob sie hinauf, folgte ihr und eroberte in einem großen vollen Wagen noch einen Platz auf einer Holzbank am Fenster für sie. Sie sah erstaunt und dankend auf, er grüßte und gab sich als einen ihr wohlbekannten jungen Handwerker des Städtchens zu erkennen, der auf Urlaub nach Hause fuhr. Sie hatte den Meisterssohn mit dem mädchenzarten Gesicht, der oft im Stromhaus in seinem Gewerbe gearbeitet hatte, in dem verbrannten bärtigen und staubigen Burschen nicht erkannt. Er bedauerte, ihr in dem Abteil nicht den Platz, der ihr zukäme, verschaffen zu können, er meinte aber, sie werde wohl zufrieden sein, überhaupt ans Ziel zu gelangen. Das gab sie lachend zu und sah sich unter ihren Reisegefährten um. Ihr gegenüber saß eine breite alternde Bauersfrau mit freundlichen Augen und einem Gesicht voll zahlloser kleiner Fältchen unter dem schwarzseidenen Kopftuch. Sie hatte zu ihren Füßen einen wohlversehenen Korb mit Reiseproviant und auf den Knien ein hübsches etwa fünfjähriges Mädchen, das das Gesicht an die Schulter der Frau gedrückt schlief. Die weißblonden, festgeflochtenen Zöpfchen waren rot bebandert, die derben Stiefelchen mit Nägeln versehen. Eine andre Frau hielt eine Holzkiste mit Tauben, weshalb ein langohriger Hund von Zeit zu Zeit bellend unter einer Bank hervorschoß. Deren Nachbar, ein weißbärtiger Alter, hatte seine angeschwollene Backe mit einem bunten Schnupftuch verbunden und gestand, er wolle im nächsten Städtchen das Krankenhaus der Barmherzigen Brüder aufsuchen, wo der berühmte Bruder Gabriel ein Meister im Zahnziehen sei. Er verließ, allseits von guten Wünschen begleitet, an der nächsten Haltestelle den

Wagen. Ein Priester, ein großer hagerer Mann, der an der Anna gegenüberliegenden Tür gestanden hatte, abgewandt lesend, wurde von den Mitreisenden aufgefordert, den frei gewordenen Platz einzunehmen. Er tat es zögernd und vertiefte sich weiterhin in sein Buch. Das kleine Mädchen erwachte und überfiel seine Hüterin mit wilden Liebkosungen, biß sie dabei in den Hals, riß ihr das Tuch vom Kopf und wühlte ihr Gesicht in die grauen Flechten. Die Frau, halb von der Zärtlichkeit erfreut, halb von dem Ungestüm vor den Zeugen beschämt, nannte die Kleine eine junge Wölfin und beteuerte, sie wolle das Mädchen schon zähmen, wäre es erst bei ihr im Hause. Es sei ihr Patenkind, die Mutter habe früher als brave Magd bei ihr gedient. Jetzt aber sei der Vater gefallen. Die Frau habe nur ein kleines Anwesen und das Häuschen voller Kinder, die sich das Brot vom Munde rissen. Da habe sie ihr die Kleine überlassen, sie selbst und ihr Mann hätten keine Kinder und sähen gern was Junges bei sich aufwachsen. Mit Gottes Hilfe wolle sie aus dem Wildling schon was Rechtes machen.

Die Mitreisenden nahmen die Rede der behäbigen Frau beifällig auf. Sie bückte sich nach ihrem Korb, steckte der Kleinen eine Brotscheibe mit einem ebenso dicken Schinkenstück in das Händchen und bot auch den Gefährten von ihren Vorräten an. Das Mädchen biß vergnügt hinein, aß zuerst den Schinken, dann ein Stückchen Brot, warf den Rest auf den Boden, sprang von den Knien der Patin und stampfte mit ihren Stiefelchen darauf. Die Frau verwies es ihr zürnend, etliche Leute murrten. Nach einer kleinen Weile, während die Reisenden im Halbschlaf hindämmerten oder in die Gegend hinaussahen oder sich ihr vielfältiges Unglück klagten, stand der Geistliche still auf, nahm das Brot vom Boden auf, küßte das mißbrauchte entschuldigend und legte es neben sich auf die Bank. Die Bäuerin hatte vordem beschämt, mit verdunkeltem Gesicht den Rosenkranz aus der Schürzentasche gezogen und betete ihn halblaut. Sie unterbrach sich jetzt und befahl der Kleinen, die nach ihrer Untat, das Näschen an der Scheibe plattgedrückt, stumm aus dem Fenster gestarrt hatte, sie möge sogleich dem hochwürdigen Herrn die Hand küssen. Das Kind stürzte sich auf den Priester, zog seine Hände, die er verlegen barg,



hervor und bedeckte sie mit schallenden Küssen. Er streichelte den Blondkopf unter freundlichen Mahnungen, worauf die Kleine erfreut auf seine Kniee kletterte. Die Mitreisenden betrachteten den Vorfall mit Billigung. Die frühere Mißstimmung löste sich in allgemeines Wohlwollen.

Anna saß müde in dem träg hinschleichenden Wagen. Die Luft, von Menschenatem, den Dünsten der Tiere, den Gerüchen der Säcke, Tonnen und Körbe, dem Tabaksrauch unerträglich erfüllt, betäubte sie beinah. Ihr Vorschlag, ein Fenster zu öffnen, fand allgemeine Ablehnung mit dem Hinweis auf die Wirkung der scharfen Frühjahrsluft auf die zahlreichen Leiden und Gebrechen der Mitreisenden. Aufmerksamere als vordem blickte sie auf die Gestalt des freundlichen Geistlichen, der die kleine Frevlerin wieder der Pflegemutter übergeben hatte. Sie begegnete seinem Blick. Er verbeugte sich grüßend gegen sie, indes sein blasses, mageres Gesicht sich tief färbte, und neigte sich wieder über sein Buch. Während Anna den Gruß erwiderte, sah sie sich um Jahrzehnte zurückversetzt. An jenem kalten Samstag, da sie auf der Donaubrücke mit Vater und Luzien dem Eisgang zugesehen hatte, hatte sie zum ersten Mal den Sohn der Frau Manswind erblickt, den sie jetzt in dem Priester wiedererkannte, und so wie heute war er auch damals errötet. Stunden verrannen, der Zug stand lange an jedem Dorf und verweilte zuweilen auf freiem Felde. Es dunkelte schon eine Weile, die Nachtkälte wurde fühlbar, und mehrere Stunden waren über den Zeitpunkt hingegangen, da Anna in dem Städtchen hätte ankommen sollen. Melchior mochte sie vergeblich erwartet haben.

Manche Mitreisende hatten den Zug unterwegs verlassen, an den kleinen verdunkelten Bahnhöfen waren etliche zugestiegen. Ein kleines Lämpchen erhellte trübselig den Raum. Nun stieg auch die freundliche Bäuerin mit ihrem wilden Patenkind aus, von guten Wünschen und Ratschlägen begleitet. Der Priester saß Anna noch gegenüber, und zuweilen erschien der hilfreiche Handwerker, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er hatte in einem Soldatenabteil Unterkunft gefunden. Einmal brachte er Anna einen Becher heiße Milch, den er auf einer Station erobert hatte. Als sie nach Mitternacht an

ihrem Ziel anlangten, stellte sich der Helfer wieder ein, trug Annas Gepäck und erforschte auf dem Bahnhof, daß der Wagen des Stromhauses schon vor Stunden zurückgefahren sei, denn der Hilfszug war damals noch nicht gemeldet und keine Aussicht auf Annas Ankunft in der Nacht gewesen.

Der Beamte erkannte sie und bot ihr seinen Dienstraum als Aufenthalt an, bis er das Stromhaus telefonisch verständigt hätte, ihr einen Wagen zu senden.

Während der Heimfahrt in der Morgendämmerung erfuhr Anna von Melchior, daß der Pfarrer Manswind seit kurzem an eine Kirche des Städtchens berufen sei und die Seelsorge des Krankenhauses und Lazarets versehe. Die Leute seien von ihm und der Art, wie er sein Amt führe, sehr eingenommen. Seine Mutter stünde seinem Hause vor.

## 55

Nach wenigen Wochen, die Anna im Stromhaus verbrachte, während deren sie den veränderten Verhältnissen gerecht zu werden suchte — Franz Muracher war einige Tage bei ihr gewesen und sein Rat hatte sie in manchem Vorhaben gefördert, zumal Lukas' Ankunft sich verzögert hatte —, fühlte sie sich auf eine fremde Weise in ihrem Befinden gestört. Sie wurde tagsüber oft von einer sonst ungekannten Müdigkeit befallen, konnte aber, wenn sie sich ihr ergab, keine Rast finden. Ihr Kopf, dumpf benommen, weigerte sich die notwendigen Dinge zu verarbeiten, die Aufgaben des Tages dünkten sie unlösbar, es kam vor, daß sie bei geringfügigen Anlässen in Tränen ausbrach, die sie nicht erleichterten, sondern bestürzten und mit Beschämung erfüllten.

Melchior und Katrin betrachteten sie heimlich mit sorgenvollen Blicken.

In der dritten Woche vermochte sie Übelbefinden und Schwäche nicht mehr zu beherrschen und gestand sich, daß sie fiebere. Während sie tags zuvor eine solche Vermutung Katrins zurückgewiesen und es abgelehnt hatte einen Arzt zu rufen, mußte sie sich nun ergeben, konnte nach einer wirren Nacht des Morgens das Lager nicht verlassen und war genötigt zu erlauben, daß man den

Arzt des Städtchens rufe, der in Krankheitsfällen die Bewohner des Stromhauses betreute. Es zeigte sich, daß auch er, der bisher als unabkömmlich gegolten hatte, vor einigen Wochen zum Heeresdienst in ein Lazarett hinter der Front berufen worden war. Die Kranken versah sein Vater, ein alter schwerfälliger Herr, an dessen Stelle seit fast zwei Jahrzehnten der jetzt abwesende Sohn getreten war. Er ließ sich berichten, untersuchte, fragte, Katrin und Annas junge Dienerin gaben widersprechende Auskünfte, die Patientin selbst fieberte stark und war abgeneigt zu reden. Schließlich meinte er, es müsse ein Fall von Grippe sein, die Krankheit herrsche allenthalben, es gebe schwierige Fälle mit ungewöhnlichen Symptomen. Er kam täglich. In Annas Zustand aber trat keine Änderung, kein Anzeichen einer Besserung ein. Katrin und die Dienerin teilten sich in ihre Pflege.

An einem Morgen erkannte Anna in der Frau, die ihr die fieberverbrannten Lippen feuchtete und ihr dann behutsam Tee einflößte, ihre Mutter. Im Hintergrunde des Zimmers gewahrte sie Sabinens ängstlich herbes Gesicht. Sie flüsterte, es sei noch zu früh, und wunderte sich, daß Christina traurig leise den Kopf bewegte. Sie meinte, sie läge als Kind in ihrem Zimmer im Stadthaus zu Bett, es sei noch früh am Tag, die Mutter komme sie wecken und Sabina stehe bereit, sie zur Klosterschule zu begleiten. Dann kehrte sie sich zur Wand und begehrte unwillig murmelnd, man möge sie noch schlafen lassen.

Am Vormittag erwachte sie zu völliger Klarheit. Christina erklärte ihr auf ihren Vorwurf, wie sie Sophia habe verlassen können, diese habe mit Entschiedenheit verlangt, daß sie zu Anna eile, und Sabina habe sie begleitet, damit sie Hilfe habe. In Annas Münchener Heim sei Rupert Messerschmieds Mutter als Hüterin während ihrer Abwesenheit eingezogen neben Sabinens Gehilfin, da das junge Mädchen allein allzu ängstlich sei. Sie habe heute schon mit dem Arzt gesprochen. Er sei über den Charakter von Annas Krankheit nicht im klaren. Es gebe jetzt aus anderen Gegenden eingeschleppte ungewöhnliche Fälle. Er habe gebeten, den Leiter des Lazarets, das in den geräumigen Gebäuden des Krankenhauses im Städtchen eingerichtet sei, am

Nachmittag mitbringen zu dürfen, um sich mit ihm zu beraten. Dies sei ein erfahrener Arzt, der in seiner frühen Jugend nach kaum beendetem Studium an einem Krieg im fernen Osten als Mediziner teilgenommen habe. Er sei erst in mittleren Jahren und habe einen großen Ruf unter den Kollegen.

Als die Ärzte an Annas Lager standen, kam sie für kurze Zeit aus ihrem Halbschlaf zu sich und beantwortete einige Fragen, die der Fremde an sie richtete, während er ihre Hand hielt und sie mit seinen großen dunklen Augen forschend ansah. Seine Aussprache des Deutschen erinnerte sie plötzlich an die von Anselms Großmutter in Wien. So fragte sie unvermittelt, ob er etwa Balte sei. Er bestätigte dies lächelnd und lobte ihre Beobachtungsschärfe, die offenbar von der hohen Temperatur nicht getrübt sei.

Die Ärzte zogen sich zurück, Anna fand sich in ihrem großen gartenseitigen Schlafzimmer allein. Draußen dämmerte es, im Raum brannten zwei Lampen mild hinter ihren Milchglaskugeln. Die eine auf ihrem Bett-Tisch hatte der Fremde gehalten, um sie zu beleuchten. Sie hatte dabei auf sein braunes gewelltes Haar gesehen und wie es an seinem Kopf anlag wie das Anselms. Jetzt trat Christina durch eine Seitentür ein, die Augen noch tränenfeucht. Sie trat an Annas Bett und berichtete, bemüht das Zittern ihrer Stimme zu beherrschen, der Arzt habe geraten, Anna in das Krankenhaus zu bringen, es würde ihm, der sehr beansprucht sei, die Behandlung ermöglichen. Er vermute in ihrer Krankheit Typhus. Anna nickte. Aus dem Nebenzimmer vernahm man Katrins Schluchzen und das Kinderweinen der kleinen Dienerin.

Es war schon völlig dunkel, als zwei Wärter eine Tragbahre vor Annas Bett stellten. Sabina kleidete die Kranke in ein Morgengewand und verhüllte ihr Kopf und Augen mit einem Schleier. Anna legte sich ohne Hilfe auf die Bahre. Christina hüllte sie in die Decken. Katrin besprengte sie mit Weihwasser, das sie in einem kleinen Kristallbecken trug. Ihre Hände zitterten so sehr, daß die Mutter es ihr abnahm. Dann machte sie das Kreuzeszeichen über die Kranke. Die Wärter traten wieder ein und trugen die Bahre über die breite steinerne Treppe nach unten, wo vor dem Hause ein Krankenwagen sie

aufnahm. Vor der Tür standen mit stumm gesenktem Haupte die Hausleute versammelt.

Anna fand sich in einer großen Halle. Man hatte ihre Bahre zwischen zwei mächtigen Säulen niedergesetzt. Von den Kapitälern grinsten ungefüge Tier- und Menschenköpfe auf sie nieder. Es schien ihr, sie bewegten sich, ja ein schlangenleibiges Ungetüm wand seinen Körper geschmeidig heruntergleitend um den Säulenschaft, um sich ihr zu nähern. Sie fühlte sich, schreckgelähmt, unfähig sich zu erheben und seufzte bang auf. Da beugte ein blasses Gesicht unter einer weißen Flügelhaube sich über sie. Die Nonne schlug Annas Schleier zurück, strich ihr sanft über Stirn und Haar und sagte nach rückwärts gewandt: "Die junge Frau vom Stromgut. Das Eckzimmer im ersten Stock ist bereit. Meldet es dem Doktor."

Anna meinte, eine lange Weile tief geschlafen zu haben. Sie erwachte in einem großen kahlen Raum, dem ein flacher Erker vorgelagert war. Grüne Vorhänge in reichen Falten trennten ihn von dem Zimmer und milderten das helle Licht des frühen Tages. In einer halbdunklen Ecke hing ein geschnitztes Kruzifix aus altersschwarzem Holz. Über den Wänden wölbte sich die Decke mit einem Netz aus Rippen und Sternen. Annas Blick heftete sich an sie, rätselnd, als gelte es, ihr ein tröstliches Geheimnis abzugewinnen. Außer dem eisernen Tisch auf Rollen neben ihrem Lager fanden sich noch zwei Stühle. In einer entfernten Ecke stand ein urnenförmiger weißer Ofen, dessen Messingbänder golden blinkten, wie die Hähne des Waschbeckens an der Wand und die Klinke an der Tür.

Der weite Raum war niedrig, und niedrig waren die vielen kleinen Fenster, die die ganze Außenwand des Erkers einnahmen.

Eine Schwester trat an Annas Bett. Das Geräusch, das die harten Falten ihres steifleinen Kleides verursachten, rief Anna aus ihrem Hindämmern auf. Die Nonne beugte sich über sie, redete zu ihr sacht wie zu einem kranken Kinde, wusch sie, kämmte und flocht ihr Haar, sehr behutsam, um ihr nicht weh zu tun, strich zärtlich lächelnd über Annas feine Wäsche, bot ihr zu trinken und wies ihr einen Klingelzug neben ihrem Kopfkissen, damit sie, falls

sie etwas brauche, sie rufen könne. Als sie sich entfernt hatte, versank Anna wieder in ihren Halbschlaf. Zuweilen nahm sie Gestalten wahr, die an ihr Bett traten oder sich im Raum bewegten, einmal den Arzt, der einen Begleiter neben sich hatte, später eine große stattliche Schwester mit gebieterischen Zügen, die von einer jungen kindlich zarten Nonne begleitet war. Sie sah alles wie durch ein trübes Glas. An den Mundbewegungen der Besucher nahm sie wahr, daß sie miteinander sprachen, doch drangen nur undeutliche Laute in ihr Ohr.

In der Abenddämmerung wieder erwachend, von Durst gequält, bat Anna um Wasser. Die Pflegerin fragte sie, warum sie es nicht schon ihrer Mutter gesagt habe, die doch noch vor einigen Minuten bei ihr geweilt und mit ihr geredet habe. Anna erwiderte erstaunt, sie habe ihre Mutter seit Tagen nicht gesehen, vielleicht kenne sie ihren Aufenthalt nicht, man möge sie verständigen. Die Schwester lächelte traurig-wissend, versprach es, bettete die Kranke, verschleierte die kleine Lampe und zog die Vorhänge vor den Erker. Später brachte man einen bequemen Sessel und ein Tischchen, und nach einer Weile erschien die kleine zarte Nonne und ließ sich in einer Ecke des Zimmers nieder.

Einige Male während der Nacht kam Anna für Augenblicke zu Bewußtsein. Jedesmal hielt die junge Schwester ihren Arm, den Puls zählend, mit ängstlich verzogenem Kindergesicht. Einmal mochte sie beunruhigt eine alte Klosterfrau herbeigerufen haben, die ihr halb unwillig halb mütterlich belehrend die überflüssige Störung der Kranken verwies und sie anhielt, noch einmal unter ihrer Leitung die Probe zu machen.

Gegen Morgen bat Anna die Pflegerin, sie möge die Vorhänge aufziehen, es sei doch schon heller Tag. Sie wunderte sich, daß sie ihre Worte selbst nicht vernahm, während die Angeredete sich sogleich erhob und ihren Wunsch erfüllte. Es war jedoch nicht Tageshelle, die jetzt durch die Scheiben einfiel, sondern ein greller, bläulich violetter Schein von großer Intensität. Anna richtete sich mühevoll halb auf, um nach dem Ursprung der Erscheinung zu forschen. Sie sah in einiger Entfernung ein Haus, in das ein riesiges Fenster wie

in ein Atelier eingelassen war. Große elektrische Lampen an der Decke des Raumes erwiesen sich als die Quelle der bestürzenden Helligkeit. Anna sank zurück, und die Schwester zog auf ihre Bitte die Vorhänge wieder halb zu, so daß in dem Rahmen nur eine junge belaubte Birke des Gartens, vom Morgenwind bewegt, grell beleuchtet verblieb. Auf Annas Frage nach der Bewandnis der übergroßen Helligkeit näherte Schwester Annunziata sich ihrem Bett und redete ihr ins Ohr, weil, wie sie Anna anvertraute, bei dieser Krankheit der Patient zeitweise schwerhörig sei. Das Licht käme aus dem Operationssaal, den man in dem Getreidespeicher des Klosters eingebaut habe.

Heute nacht, erzählte die Schwester, habe man unerwartet viele Kranke und Verwundete gebracht. Ärzte und Schwestern hätten ihre Nachtruhe geopfert. Für die Kranken habe man Raum schaffen müssen, und schwere Eingriffe hätten sich bei vielen als unmittelbar notwendig erwiesen. Es sei da auch unvermeidbar viel Bewegung und Lärm im Hof, auf den Treppen und Gängen gewesen. Sie habe befürchtet, dies möchte etwa die ihr anvertraute Patientin gestörthaben. Anna schüttelte beruhigend das Haupt und ließ, schon halb wieder entrückt, die morgendliche Waschung und Pflege der zarten zaghaften Hände über sich ergehen. Das Ergebnis der Messung trug die kleine Schwester mit einem Seufzer in eine auf dem Bett-Tisch liegende Tabelle ein. Dann verließ *sie* Anna mit der Verheißung, abends wieder ihren Dienst anzutreten.

Die Vorhänge taten sich neben der Wand spaltweit auf. Anna warf einen Blick in die Öffnung und sah in das ovale Eßzimmer mit den dunkelglänzenden Mahagonimöbeln, in dem sie bei Anselms Großmutter in Wien gespeist hatten.

Eine Dienerin in schwarzem Kleid mit gekreuztem weißen Wolltuch um Brust und Schultern führte jetzt Frau von Bechtold hervor gegen Annas Lager. Die alte Dame war in graue Seide gekleidet und stützte sich auf ein Stöckchen aus Ebenholz, dessen Griff eine elfenbeinerne Sphinx darstellte. Halbwegs blieb sie stehen. Ihr Antlitz war verschleiert, so schien es der Enkelin, aber die Augen funkelten hinter dem Gewebe wie glühende Kohlen. Die Großmutter

zog ungeduldig die Hand aus dem Arm der Dienerin und wischte sich über das Gesicht. Da sah Anna, es waren Spinnwebfetzen, die sie entfernte, und Spinnwebschleier war auch die graue Seide des Gewands. Das Gesicht war fleischlos und wie aus Elfenbein, aber die Lippen waren brennend rot, die jetzt Anna zuflüsterten, ein Geheimnis, das sie den Kindern vorenthalten habe, störe ihren Schlaf, aber in Bälde würde sie es offenbar machen. Jetzt erschien im Hintergrunde die Gestalt Franz Murachers, der der alten Frau ehrerbietig den Arm bot und sie in den Falten des Vorhangs barg. Die Dienerin war in die Luft zerflossen.

Erwachend fand Anna den Arzt an ihrem Lager. Er hatte den Kopf über ihre Brust geneigt und lauschte durch ein Hörrohr auf den Schlag ihres Herzens. Sie sah seinen Kopf und das Haar. Der Arzt richtete sich auf, und ihr abgewandt wechselte er, so schien ihr, einige Worte mit jener großen Nonne mit dem beherrschenden Gebaren, die sie schon einmal an ihrem Bett gesehen hatte und die mit Wort und Wink die Jüngeren zu leiten schien. Sie verließen gemeinsam den Raum, aber kaum daß die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, öffnete sich der Vorhang neben der Wand und Anselm trat hervor.

Er trug das Gewand, in dem er damals die Reise angetreten hatte, von der er nicht wiedergekehrt war. Lächelnd stand er neben ihrem Bett und bot ihr die Hand. Mühelos erhob sie sich und folgte ihm. Als der Vorhang sich hinter ihnen schloß, fand sie sich in einer südlichen Landschaft am Meeresstrand, der als schmaler Streifen die tiefe Bläue grenzte. Sie ging neben ihrem Begleiter einen steinigen Pfad bergauf. Die Scheu, in sein Gesicht zu schauen und das Wort an ihn zu richten, fiel von ihr ab. Die Wanderung ermüdete sie nicht. Bald kamen sie auf eine weite Fläche über dem Meer.

Vor ihnen stand ein kleiner Rundtempel. Die Stufen, die zu ihm führten, waren für einen Menschenfuß zu hoch, hölzerne Bänke dazwischen geschoben ermöglichten den Aufstieg. Anna schritt an Anselms Hand hinauf und erblickte nun vor sich das weite Meer veilchenblau sich dehnend. Sie wandte sich um und sah zwischen den schlanken Säulen eine Ebene, übersät von Säulenstümpfen, Quadern und Platten, dazwischen aufrecht stehend einzelne



Säulen, die ein Gesimse trugen, Stücke marmorner Menschen- und Tierleiber. Gestrüpp, frühlinggrün noch, wuchs dazwischen, Eidechsen liefen im Gestein, Fledermäuse zu Beuteln gefaltet hingen an den Balken der Decke. Vögel flatterten auf. Fern am Rand der Ebene erhob sich als mächtiges Rechteck ein anderer Tempel.

Jetzt aber fiel Annas Auge auf einige kubische Blöcke zwischen den Ruinen, kleine Steinhäuser, niedrig, mit flachem Dach und einem säulengetragenen Vorbau. Anselm schritt auf dem Pfad voran, der zwischen den Blöcken zu ihrem Hause führte. Akanthusstauden säumten ihn, Anemonen wuchsen zwischen den Steinen und wilde Reseden ohne Duft. Zwischen einer Schafherde lagerte ein weißer Esel an der Zisterne vor dem Haus. Um die Säulen des Vorbaus rankte junges Weinlaub.

Die Tür sprang auf, Georg, zehnjährig, gebräunt, strahlenäugig hing an Annas Hals. Anselm hielt sich hinter ihr und nahm den kleineren Knaben, der schüchtern herantrat, auf seinen Arm. Es war Otfried, Annas zweiter Sohn, der jetzt die Mutter rief und die Hände ausstreckend zu ihr strebte.<sup>7</sup> Sie nahm ihn aus Anselms Armen entgegen. In seinen Händchen hielt das Kind ein rundes dichtes Kranzgewinde aus dunklen Veilchen.

Eine gebückte Alte, den Kopf von einem safranfarbenen Tuch umwunden, das sie tief über die Stirn gezogen hatte, im geschürzten Leinenkittel, die dunkelbraunen Füße mit Zehen wie Adlerklauen in Sandalen, hob ihr die Schale mit einem funkelnden Trank an den Mund. Bittersüß löschte er augenblicklich ihren brennenden Durst. Die Frau zeigte ihr Gesicht. Es war die schwarze Maria an der Linde im Garten des Stromhauses. Nein — Anna lächelte über die Täuschung —, war es doch die alte Margret ihrer Kindheit. Sie stieß, um die unvermutet Gefundene zu umarmen, heftig an die Schale, und nur für einen Augenblick sah sie das bestürzte Gesicht der Nonne, ihrer nächtlichen Hüterin, der sie die Tasse aus der Hand gestoßen hatte. Sie entschwand sogleich.

---

<sup>7</sup> Otfried Schafferath, Schulfreund Georgs, der als Kind starb.

Anna stand am Fenster. Ein Alter, die weißen Leinenhosen um die Knöchel gebunden, barfuß, im ärmellosen Schafpelz über dem Hemd, wand in einem Kupfergefäß Wasser aus dem Brunnen, schöpfte ein zweites, hing sich beide an ein Joch über seine Schulter und kehrte sich dem Hause zu. Es war der alte Josef. Er schnitt Anna zum Gruß eine seiner Grimassen, die ihn in einen Alraun verwandelten, zog aus seiner Tasche ein holzgeschnitztes Teufelchen, zeigte es neckend vor und barg es wieder in seinen Kleidern. Die Kinder stürzten sich mit Jubelrufen auf ihn und entrissen ihm das Spielzeug.

Später brachte Anna den kleinen Otfried zur Nachtruhe. Sie legte ihn in einen großen ovalen Korb, der in einer Mauernische stand. Das Bettehen war mit Blumenblättern gefüllt. So nach Lavendel und welken Rosen hatten die Schränke der Murachergroßmutter geduftet. Das Bett war nicht aus Weidenruten geflochten, sondern war aus hartem, kühlem weißen Marmorstein. Anselm entzifferte ihr eine Inschrift. Vor mehr als zweitausend Jahren hatte schon ein toter Knabe darin geschlafen. Otfried trug eine Kette aus Muscheln um den Hals. Anna nahm sie ihm ab, daß sie seinen Schlaf nicht störe, und hielt sie in der Hand. Sie wandte sich nach Anselm um. Er hatte den Raum verlassen. Sie rief nach ihm, rief laut seinen Namen, dringend und angstvoll. Er aber blieb verschwunden. Sie wollte ihn suchen gehen, doch trugen ihre Füße sie nicht. Ein Schwindel befiel sie.

Die junge Nachtschwester beugte sich besorgt über sie. Sie war aus Annas angstvollem Rufen nicht klar geworden, was die Kranke etwa wünsche oder bedürfe. Es schien ihr, sie rief einen Namen. Er klang ihr fremd, auch verstand sie ihn nicht deutlich. Aus dem Bericht der Tagpflegerin, die sie ablöste, hatte sie erfahren, die Kranke habe die Stunden in benommenem Halbschlaf verbracht, zuweilen habe sie wohl geträumt. An den Geschehnissen um sie habe sie keinen Anteil genommen. Die Mutter sei eine Weile am Bett der Kranken gestanden, vergeblich ein Zeichen des Erkennens erwartend, und sei nach der erlaubten kurzen Besuchsfrist sehr niedergeschlagen fortgegangen. Der Arzt habe mit seinem Assistenten am Vormittag lange am Krankenbett verweilt. Er scheine ungewöhnlichen Anteil an der Patientin zu nehmen, habe

sehr genaue Anweisungen für ihre Behandlung erteilt und sei am Nachmittag noch einmal allein erschienen, um sie zu beobachten. Sie habe aber auch seine Gegenwart nicht beachtet.

Anna tat jetzt die Augen auf und sah in das blasse überwachte Kinderantlitz der Nonne. Sie schüttelte auf die Frage, ob sie einen Wunsch habe, lächelnd den Kopf und ließ sich willig einen Trank einflößen. Heimlich aber suchten ihre Hände die Muschelkette, die sie eben noch festgehalten hatten, und bald war sie wieder, des Bewußtseins ledig, entrückt.

Anselm öffnete den Vorhang und winkte ihr, ihm zu folgen. Sie gingen mit den beiden Knaben einen Weg, den Strand entlang. Die Kinder liefen voraus und blieben bisweilen zurück, liefen mit bloßen Füßen im seichten Wasser, das bei seinem Zurückweichen jeweils kleine Geschenke hinterließ, Muscheln, Steine, seltsam geformte Stücke Holzes, und manchmal waren es Dinge, die von gestrandeten Seglern herrühren mochten.

In einer Bucht, an die sie auf ihrer Wanderung kamen, lagen Boote. Die Kinder betrachteten die bunten Segel und ihre Zeichen. Anselm schien sie alle nach Herkunft und Fahrt zu kennen und erklärte es ihnen. Männer gingen im Hafen ab und zu, keiner war zu erkennen, sie hielten sich abseits und verbargen ihre Gesichter. Etwas abgesondert war ein großer Segler, auf dem Menschen hin und wider gingen, die, so meinte Anna, zu ihnen herüber blickten. Sie mochte sich nicht getäuscht haben, denn Anselm machte fast unmerklich ihnen ein Zeichen. Das Boot glitt langsam weg. Anna sah jetzt das silberne Bild auf dem schwarzen Segel. Es war der fliehende Hirsch, der auf Anselms Siegelring eingraviert war. Sie folgte dem Schiff mit den Augen, wie es langsam, die Segel vom leichten Wind gebläht, ins Meer hinauszog. Am Horizont stieg ein fremdes bläulich violette Licht auf. Es nahm an Ausdehnung und Kraft zu. Die Sonne, die vordem mild strahlend über ihnen gestanden hatte, verblich, und Anna hörte sich rufen, man möge die Vorhänge schließen, das Licht aus dem Operationssaal schmerze sie in den Augen. Im Garten unter ihren Fenstern sangen überlaut die vorzeitig vom Schein geweckten Anseln ihr Morgenlied in den trügerischen Tag.

Die Nachtschwester wusch und kämmte Anna mit zaghaften Händen. Der Duft einer Essenz, die Christina am Tag vorher gebracht hatte, vermochte die scharfen chemischen Gerüche des Hospitals nicht zu übertäuben. Vor den beiden Mittelfenstern des Erkers stand ein länglicher Tisch, den Anna tags vorher noch nicht wahrgenommen hatte. Er trug eine Last von Blumentöpfen: Alpenveilchen, bronzefarbene und rosa Tulpen und viele Farren. Grüne Rankpflanzen hingen wie ein Schleier zur Erde nieder. Es war, als sei im geschlossenen Raum ein Gartenbeet hervorgezaubert. Anna wies mit fragendem Blick darauf. "Man hat sie vom Stromhaus hergeschickt," sagte die Schwester, "und auch aus der Stadt sind viele Blumen angekommen, und viele Leute haben an der Pforte nach dem Ergehen der Frau Gysbrecht gefragt. Die Frau Mutter hat die Blumen angeordnet, aber alle duftenden hat sie in die Kapelle geschickt." Anna versuchte sich aufzurichten, um den Flor zu überblicken, doch es gelang ihr nicht.

Der grelle Schein vor dem Fenster erlosch. Draußen war ein grauer verhangener Morgen. Es mußte geregnet haben, von der Birke, die ins Fenster mit ihren Ästen schlug, fielen Tropfen.

Anna lag wach. Sie sah den Arzt mit seinem Gefolge erscheinen. Er beugte sich an ihr Ohr und stellte ihr Fragen, die sie meist nur mit einem Nicken oder einem verneinenden Kopfschütteln beantwortete. Er hielt ihre Hand und heftete den Blick lange auf ihr Gesicht. Der Schlaf überfiel sie unter seinem Anschauen. Nach einer Weile erwachte sie und fand Christina an ihrem Lager stehend. Die Tagschwester Ursula wachte darüber, daß sie sich ihr nicht näherte. Die beiden redeten abgewandt leise miteinander und Anna sah die Mutter weinen. Die Schwester geleitete sie aus dem Zimmer.

Schon schlug der Vorhang auseinander. Die beiden Knaben, Georg und Otfried, stürzten hervor. Otfrieds Seidenspitz rannte heftig bellend umher. Anna erschrak bei der Vorstellung, daß die Schwester augenblicks das Zimmer betreten könnte. Aber schon legte Georg seine kindlichen Arme um sie und half ihr aufstehen. Sie blickte beschämt an sich nieder, erkannte aber an sich das türkisfarbene Gewand, das sie als Braut getragen hatte, und getrost folgte

sie den Kindern, die sie jauchzend entführten. In der Öffnung des Vorhangs umfing Anselm sie mit einem Arm. Sie fand sich unter dem weinlaubbehängenen Vorbau ihres Hauses. Margret saß auf einem niedrigen Stuhl, eine rote Tonschüssel auf den Knien, und wusch Kräuter im Wasser der Zisterne. Die Bignonia, die an den eisernen Bögen, die den Brunnen überwölbten, hochkletterte, hatte heute zum ersten Mal etliche feuerfarbene Kelche geöffnet. Auf dem Steinrand des Brunnens spielten Eidechsen, und in den Olivenbäumen, deren uralte-zerrissene Stämme zwischen den Blöcken verstreut standen, schrillten die Zikaden so durchdringend, daß Anna es schmerzhaft in den Ohren verspürte.

Um einen Steintisch standen etliche Stühle. Sie ließ neben Anselm sich nieder. Vor ihm lagen Lichtbilder von Platten mit Inschriften, über die gebeugt er arbeitete, halblaut vor sich hinsprechend. Zuweilen unterbrach er sich und trug in fremden Schriftzeichen die Ergebnisse seines Bemühens in ein großes Heft ein. Es hatte zuletzt vor Annas Abreise auf seinem Arbeitstisch in München gelegen. Anna erkannte es an dem eigentümlichen Ledereinband und dem purpurfarbenen Schnitt, wie an den schmalen Riemen, mit denen es verschlossen war.

Während sie sich darüber wunderte, sank eine plötzliche Dunkelheit über das Haus und die Landschaft ringsum und verschlang Menschen und Dinge. Anna fand sich auf ihrem Bett. Die Nachtpflegerin, Schwester Annunziata, hatte eine Gehilfin herbeigerufen, um Anna, die Unverständliches vor sich hinhinmurmelt auf der linken Seite lag, den Kopf in dem Leinentuch vergraben, zu wenden und auf den Rücken zu betten, damit sie ihr den Fleischsaft, den sie in einer Krankentasse bereit hielt, einflößen könne. Sie habe den ganzen Tag schlafend gelegen und im Fieber jede Nahrungsaufnahme verweigert, klagte die kleine Schwester. Der Arzt sei gegen Abend noch einmal erschienen und habe sie verpflichtet zu sorgen, daß die Kranke etwas zu sich nähme, und sich später Bericht erbeten, ob es gelungen sei.

Anna lachte und winkte der Schwester mit ihrem Trank näher zu treten. Sie ließ sich den Saft, gegen den sie einen starken Widerwillen empfand,

einflößen und nahm eine Stunde später ein Gebräu, das die Schwester als Schlaftrunk empfahl, ebenso willig an, um die junge Pflegerin zu erfreuen, die sie im ersten Augenblick schon liebgewonnen hatte.

Schwester Annunziata verließ sie, um dem Arzt Mitteilung von ihrem Erfolg zu machen. Als sie zurückkehrte, schlief die Kranke bereits ruhig. Sie fand später auch den Puls und das Fieber dünkte sie gesunken.

Der Arzt aber schien bei seinem Morgenbesuch, da schon Schwester Ursula die Kranke betreute, von dem Befinden der Patientin nicht durchaus zufriedengestellt. Christina gab er jedenfalls nicht die erwünschte Beruhigung, nahm ihr freilich auch nicht die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Krankheit. Doch war sie heute gehobener Stimmung und nicht allzu leicht zu entmutigen. Sie konnte einen Brief Georgs überbringen, der wohl nicht reich an Nachrichten noch an Gefühlsbezeugung, aber immerhin ein Beweis seines Daseins und Wohlbefindens war. Er verlangte vielfältige Zuwendungen, Bücher, Schreibzeug und Lebensmittel, und schloß mit der Mitteilung, noch immer stünde er nicht im Gefecht.

Anna hörte aufmerksam zu, ließ sich manches wiederholen und Christina mußte die Stimme erheben, damit sie sie verstünde. Aber Anna ging sehr klar auf alles ein und riet auch, wie man die Sendung gestalten solle. Katrin werde für alles Eßbare sorgen, Bücher müsse man sogleich aus München bestellen. Christina fand sich durch das teilnehmende Wesen der Kranken beruhigt und ging getröstet fort. Am Abend jedoch, als Schwester Annunziata Anna zu den guten Nachrichten, die sie durch ihre Mutter empfangen habe, beglückwünschte, war sowohl Christinens Besuch als auch Georgs Brief ihrem Gedächtnis entschwunden.

Noch ehe die Pflegerin die große Lampe aus- und das kleine rote Nachtlämpchen einschaltete, ging Anna mit Anselm über die Hochfläche zwischen den Tempeln hin. Er hielt sie an der Hand wie damals in den ersten Wochen nach ihrer Heirat, wenn er sie, die ihm verhaßten Besuche bei den wohlbestallten Würdenträgern abschwörend, durch die Wege des noch winterlichen Parks führte und von ihrer gemeinsamen Reise nach dem Ziel

redete, an das sie nun doch gelangt war. Als sie von einem langen Rundgang heimkehrten, tummelten sich die beiden Knaben vor dem Haus, Georg auf dem weißen Esel reitend, den er zu halsbrecherischen Sprüngen zwischen den Steinblöcken antrieb. Anna sank müde in einen der Stühle der Pergola. Anselm aber hob den kleinen Otfried jetzt in den Sattel und wies Georg an, das Tier mit dem Reiter sachte zu leiten. Josef zündete die dreiflammige Öllampe auf dem Steintisch an, brachte einen Krug mit schwarzem Wein, der dick wie Öl floß, flache Brotkuchen und eine verdeckte Tonschüssel, die er auf den Steintisch mit Tellern, Gläsern und Besteck setzte. Anna verspürte einen noch nie gekannten Heißhunger und schaute ungeduldig nach Anselm aus. Aber die Dämmerung verdichtete sich rasch zu völligem Dunkel, und Anselm und die Kinder, der Tisch mit den Speisen, Josef, der eben noch, wie er zu tun pflegte, mit weggewandtem Gesicht ab und zu gegangen war, alles war in die Finsternis verschwunden. Fern nur leuchtete ein kleiner roter Punkt, den Anna nach einer Weile als das kleine Nachtlämpchen ihrer Krankenstube erkannte.

Auf dem Gang vor ihrem Zimmer, auf den Treppen, über der Decke war jetzt Lärm, wie Rücken von schweren Gegenständen. Plumpe Schritte und gedämpftes Reden waren hörbar. Vor ihrer Tür setzte man eine Kiste mit Gepolter nieder. Stimmen raunten im offenbaren aber vergeblichen Bemühen sich unhörbar zu machen. Eine verhaltene Frauenstimme schalt und gebot Eile und Ruhe.

Schwester Annunziata hatte den Sessel, in dem sie geduckt zusammengesunken rastete, verlassen, hob beschwörend die gefalteten Hände und flatterte wie ein aufgescheuchter Vogel ratlos im Raum umher. Anna fragte, was der Lärm bedeute. Annunziata hielt ein, starrte die Fragerin entsetzt an, schluckte verlegen und brachte endlich hervor, offenbar bringe man Kranke in tiefer gelegene Räume, um anderen Platz zu schaffen, die größerer Sorgfalt bedürften. Die Rede kostete sie Anstrengung, auch mied sie Annas Blick. "Man bringt die Toten des Tages in die Halle neben der Kapelle," sagte Anna mit ruhiger Stimme, "jeden zu seiner Zeit, keiner wird vergessen." Die Schwester schlug die Hände vors Gesicht. Anna aber waren im selben

Augenblick schon ihre Worte entfallen, und sie schlief inmitten des Tumults traumlos in den Morgen hinein.

## 56

Am nächsten Abend fand Anna an ihrem Bett an Stelle der Schwester Annunziata eine ältere Frau in einem weiten Leinenkittel über ihrer weltlichen Tracht. Das weiße Kopftuch hatte sie tief in die Stirn gezogen, aber seitlich kamen wirre graue Haarsträhnen hervor. Die Nonne mit der stolzen Haltung und den gebieterischen Zügen hatte sie eingeführt und ihr mit knappen, klaren Worten ihre Pflicht angewiesen. Anna las die Rede mehr vom Munde ab, als sie sie hörte. Von der Antwort der Pflegerin verstand sie nur, daß sie die Schwester als Ehrwürdige Mutter ansprach und sich ihr gegenüber fast demütig hielt. Die Oberin ließ sich auf einen Stuhl neben Annas Bett nieder, feuchtete ihr die fieberwunden Lippen mit Rosenwasser, erwiderte Annas dankbaren Blick mit Lächeln, strich ihr das Haar aus der Stirn und redete langsam und überdeutlich in ihr Ohr.

Schwester Annunziata sei an anderer Stelle der Tagesdienst zugewiesen, damit sie sich durch Nachtschlaf wieder stärke. Sie hätten Mangel an pflegenden Schwestern. Der operierende Arzt beanspruche sichere Hände als Hilfe. Bei den Soldaten täten schon ältere geübte Männer aus der Stadt Dienst, auch für die Kranken hätten sie geeignete weibliche Kräfte zu ihrer Hilfe anwerben müssen. Nun gelte die Frau Josefa als ausnehmend geschickt und pflichttreu. Sie habe sich dringend um die Pflege bei Frau Gysbrecht beworben, zu deren Familie sie seit langem in Dankesschuld stünde. Anna verstand nicht viel mehr, als daß die plumpe, bejahrte Frau, deren Züge sie bislang nicht geschaut hatte, da das Kopftuch sie verbarg, sie nachts versorgen sollte, und daß sie die zarte Annunziata, ihre liebenswürdige Nachtgefährtin, von nun an missen würde.



Etwas später erschien auch der Arzt. Er betrachtete Anna aufmerksam, hielt ihren Puls lange beobachtend in seiner Hand, musterte die neue Pflegerin – nicht eben allzu freundlich, schien es Anna – und gab ihr dann Anweisungen, strenger und trockener als im Verkehr mit den Nonnen. Die Kranke glaubte, die Worte Krisis und ernster Fall zu hören und daß die Frau in befehlendem Ton aufgefordert wurde ihn wecken zu lassen, falls sie sich unsicher fühle oder einer Veränderung an der Patientin inne werde.

Anna vernahm ein kurzes Auflachen der Pflegerin, als die Tür sich hinter dem Arzt geschlossen hatte. Dann begann die Frau den Raum zu mustern, trat hinter die Vorhänge des Erkers, sah eine Weile in den Garten hinunter, betrachtete dann abfällig murmelnd den Blumentisch, dessen Bestand sich in der Luft des Krankenzimmers zu großer Blütenfülle entwickelt hatte, und kam zuletzt an Annas Bett. Sie mischte bedächtig aus verschiedenen Fläschchen tropfenzählend einen Trank, hob dann mit sicherer Hand Annas Kopf und flößte ihn ihr ein. Anna fühlte die geschickte, überlegene Art, mit der die Frau sie behandelte, und sehnte sich nach den zaghaften Fingern Annunziatas. Sie spürte jetzt das Fieber in ihren Adern sieden, und flüchtig ahnte sie, daß ihre Krankheit sie an einen Rand geführt haben mochte. Sie lag ohne zu schlafen, aber doch ihrer nicht mächtig, und als ob etwas an dem gewohnten Untersinken in die Tiefe des Schlummers sie hindere. Ihre Augen, von den müden Lidern halb bedeckt, folgten den Bewegungen ihrer Wärterin. Die Frau richtete ihren Lehnstuhl bequem mit etlichen Kissen, die sie von einer dienenden Nonne erbeten hatte, auch ein Fußbänkchen hatte sie gefordert. Ein Glas mit einem Getränk wurde ihr bereitgestellt. Sie entnahm einer Tasche Bücher und Zeitungen und legte sie zurecht, ließ sich nach allen Vorbereitungen aber keineswegs nieder, sondern begann aufs neue ihren Rundgang im Zimmer. Ihr ruheloses Gehaben war der Kranken empfindlich.

Frau Josefa setzte sich nun einen Stuhl an das Kopfende des Krankenbettes. Anna zuckte zusammen, als die Pflegerin einen ihrer Zöpfe, der vom Kissen abgleitend aus dem Lager hing, in ihre runde kurzfingerige Hand nahm und darüber strich. "Das schöne Haar der Muracherfrauen," sagte sie,

"blond wie das des Fräulein Luzia. Das der Frau Schwanold freilich war dunkel." Sie seufzte ein wenig, lächelte aus glitzernden Augen, die vollen Lippen waren bleich. Sie feuchtete sie mit der Zungenspitze, die wie ein rotes Schlänglein aus dem Munde glitt. Jetzt erkannte Anna, ihre Pflegerin war Frau Manswind. "Die gnädige Frau", sagte diese schmeichlerisch, "ist jung geblieben, sie gleicht der Luzia Muracher von einst. Freilich gleicht sie auch ihrem Vater. Entsinnt sie sich denn seiner noch?" Anna nickte wider ihren Willen. "Also auch sie denkt seiner noch, mehr wohl als die Frau Mutter, die eine Weltdame geworden ist. Mir freilich vergeht kein Tag, da ich seiner nicht denke", flüsterte Frau Manswind. Sie barg eine Weile den Kopf in ihren Armen, die sie auf die Lehne des Stuhls gelegt hatte. "Ich kannte ihn lange," fuhr sie fort, "ehe er die schöne Murachertochter heiratete. Er kam damals als junger Beamter in unsere Stadt. Mein Mann hatte eine kleine Stellung in seinem Amt, und der Vorgänger des Herrn Schwanold hatte in den beiden Vorderstuben gewohnt, die wir in unserm hübschen Häuschen vermieten mußten, um mit dem Gehalt meines Mannes bestehen zu können. Der frühere Mieter empfahl sie seinem Nachfolger, und so zog der Herr Schwanold in unser Haus. Freilich, ungleich dem früheren Mieter hatte er, wie man zu sagen pflegt, keine Augen für mich, und Manswind, mein Mann, war darum schon besorgt, denn wir brauchten, fand er, einen Gönner, damit er im Amt vorwärtskäme. Nun, es fügte sich doch nach seinem Sinn. Ich hatte eine jüngere Schwester bei mir, ein halbes Kind und mir unähnlich, aus einer zweiten Ehe meines Vaters und Waise. Sie zauberte aus ihren schmalen Fingern die schönsten Blumen aus Seide, Samt und Flor, war in der Stadt um dieser Kunst willen schon bekannt und von den reichen Damen gesucht und mit Aufträgen bedacht. Ich sah, es erging ihr wie mir, sie war vom ersten Tag an von dem Herrn Schwanold bezwungen, und es erging ihr doch wiederum anders als mir, denn er verwirrte sich, als er sie sah, er mied und suchte sie, und es kam bald, wie es kommen mußte. Mein Mann war es zufrieden und gebot mir, die beiden in ihrer Neigung nicht zu stören. Mir mußte seine Gegenwart genug tun, und bald war mir, als könnte ich sie nimmer missen.

Meiner Schwester, der Josefa, geschah es nicht anders, sie hatte sich ganz und gar an ihn verloren. Freilich, ihr hatte er sich zugewendet, und zwei lange Jahre durfte sie für ihn leben, wenn sie auch wußte, es mußte der Tag kommen, da er sich abwenden würde. Einmal erschien die Mutter des Herrn Georg bei uns, die Welsche, wie man sie in der Stadt nannte. Sie war noch schön genug und glich ihrem Sohn recht sehr. Sie soll, sagt man, heut noch in einem Alpental im Süden leben, aber die gnädige Frau weiß da besser Bescheid als unsereiner vom Hörensagen. Nun, jedenfalls sah sie wohl gleich, was sich zwischen ihrem Sohn und meiner Schwester spann, wie Frauen eben einen eignen Sinn für solche Dinge haben. Sie ließ sich die Blumen, die meine Schwester machte, zeigen, lobte sie, gab ihr guten Rat, legte ihr den Arm um die Schultern und meinte, es wäre das beste, sie ginge in die Hauptstadt, wo mehr Schätzung wäre für solch erlesene kleine Kunstwerke, wie sie aus ihren Händen hervorgingen. Man könne sie da wohl fördern. Der Sohn — er war indessen schon in eine höhere Stellung aufgestiegen — müsse, fand sie an einem der nächsten Tage, nun eine eigne Wohnung bekommen, seinem Amtsgebäude näher gelegen. Wir würden nicht in Verlegenheit geraten, für das angenehme kleine Quartier einen Mieter zu finden. Nun, wir hatten wohl von je gewußt, so mußte es geschehen, und anders war es gar nicht zu denken. Damals begann die Josefa zu kränkeln. Es war dasselbe Leiden, dem auch ihre Mutter erlegen war. Es ging vom Rückenmark aus. Eine Übersiedlung in die Hauptstadt, das brauchte uns keine Sorgen mehr zu machen, die kam nicht in Frage, aber etliche Jahre später kam die Josefa zu liegen. Ihre Blumen machte sie noch immer, sie wurden immer schöner, ich meine, sie sagten all das, was das arme Kind verschwieg, und die Leute spürten davon wohl auch etwas. Der Herr Georg zog bald in sein eignes Heim, das die Mutter ihm bereitete, und ein Jahr danach verband er sich mit der Mutter der gnädigen Frau. Das junge Paar zog in eine andere Stadt, kam aber nach einigen Jahren wieder in die unsere. Seine Freundschaft erhielt er uns, zuweilen kam er für eine Stunde und saß an Josefas Bett. Sie fand, so wie es kam sei es recht und es sei Glücks genug für sie gewesen. Ich konnte mich mit dem Schicksal, das ihn aus meiner Nähe

gerissen hatte, nicht so leicht abfinden und haderte in mir. Mein Mann erriet, was in mir vorging, und verhöhnte mich, und ich begann ihn zu hassen. Der Wicht starb bald darauf und zur rechten Zeit. Herr Schwanold wurde der Vormund meiner beiden Söhne und tat für uns, was er an Josefa nicht tun konnte, sie brauchte nichts mehr als manchmal für ein Weilchen seine Gegenwart. Mein älterer Sohn hat schon als Kind manches gewußt, das Wesen seines Vaters und was in mir vorging und mich trieb. Er hat sich damals meiner geschämt, er ist aber trotz allem mir immer ein guter treuer Sohn gewesen."

Anna lag starr. Sie konnte nicht reden, nicht Einhalt gebieten. Unter ihren halbgeschlossenen Lidern drangen Tränen hervor und trockneten auf ihren glühenden Wangen. Die Frau sah sie mit einem gespannten Ausdruck ihres vollen weißen Gesichts an.

"Nun, genug für jetzt", sagte sie wie zu sich selbst. "Es ist gerecht, daß Sie auch mal durch unsere Fenster die Welt betrachten." Sie hatte sich schon abgewendet, kehrte jedoch wieder um, flößte Anna etwas Tee ein und strich ihr Salbe auf die zerrissenen Lippen. Dann schob sie sich behaglich in ihrem Lehnstuhl zurecht.

Halb betäubt, fieberversengt und ruhlos lag Anna die Nacht bis in den Morgen. Das Licht des Operationssaals zauberte einen vorzeitigen Tag herbei, der durch die Vorhänge des Zimmers drang und unten im Garten die Amseln aufrief. Frau Manswind war eingeschlafen, erwachte verspätet, sprang auf, und gähnend und augenreibend stürzte sie erschrocken an Annas Bett, um nach dem Puls der Kranken zu fühlen. Dann führte sie die Morgentoilette eilig und geschickt aus. Beim sorgsamem Kämmen und Flechten der Haare überkam sie eine zärtliche Rührung, sie beschwichtigte Anna, die sich glühend und rastlos wandte und vergeblich die Arme zu bewegen versuchte, mit Koseworten, als rede sie zu einem unmündigen Kind. Während sie dann Annas Lager und das Zimmer eilig ordnete, kehrte der alte boshafte und lauernde Ausdruck in ihre Züge zurück.

Als der Arzt, gefolgt von der Tagpflegerin Schwester Ursula außerhalb seiner Morgenrunde eilig eintrat, um sich von Frau Manswind Bericht über die Nacht geben zu lassen, hielt sie mit freundlichem Gesicht einen kleinen Vortrag, den der Arzt anhörte, ohne seine Zurückhaltung aufzugeben. Er prüfte die Tabelle auf dem Tisch und nahm selbst noch einmal die Temperatur. Der Eintrag der Pflegerin zeigte annähernd das gleiche Ergebnis, obwohl sie ihn nach ihrem Gutdünken in der Eile geschrieben hatte, ohne zu messen. Er untersuchte die Kranke rasch, schob den Arm unter ihre Schultern und hob ihren Kopf so, daß das Tageslicht, das nun schon durch die zurückgezogenen Vorhänge auf sie fiel, ihr Gesicht beleuchtete. Sie schlug die Augen auf und sah ihn an. Er lächelte ihr ermutigend zu und hielt ihre Hand eine Weile nachdenklich, wie selbstvergessen, in der seinen. Frau Manswind nahm ihre Tasche um zu gehen. Schwester Ursula war dem Arzt gefolgt. Ehe sie zurückkehrte, trat Josefa rasch an das Bett und flüsterte Anna scharf ins Ohr: "Wieder ein Vogel ins Netz gegangen. Der schönen Muracherin werden hier Altäre errichtet." Sie lachte, auf den Blumentischweisend.

Der Tag verlief, ohne daß Anna sich der nächtlichen Beklemmung völlig entwinden konnte. Sie meinte geträumt zu haben. Es wurde ihr nicht ganz klar, war die Pflegerin Frau Josefa wirklich die Frau Manswind von der Donaubrücke, oder war sie im Halbschlaf einer Täuschung verfallen? Christina fand ihre Tochter schlafend. Sabina, die sie gebeten hatte, sie begleiten zu dürfen, saß still betend am Krankenlager. Auf der Heimfahrt verriet sie der Herrin, sie sei völlig sicher, daß Anna genesen und leben würde. Margret habe sie gelehrt, in den Gesichtern der Schwerkranken zu unterscheiden, ob der Tod ihnen ihr Zeichen ins Gesicht gegraben habe oder ob sie sich dem Leben wieder zuwendeten. Es sei dies nicht anders als bei den Waldbäumen, unter denen die zum Fällen bestimmten vom Förster mit Farbe angemerkte würden. Christina ließ sich gläubig gern von den magischen Malen der alten Margret überzeugen, um so mehr als auch der Arzt ihr heute zuversichtlicher erschienen war und offenbar der Kranken seine besondere Fürsorge zuwandte.

Als Christina ins Stromhaus zurückkehrte, fand sie Katrin mit geheimnisvoller Miene am Tor, flüsternd, ein lieber und selten gewordener Gast erwarte sie. Christof Dierolf trat ihr schon in der Eingangshalle entgegen. Sie hatte ihn etliche Jahre nicht gesehen, und er kam ihr auf den ersten Blick nicht verändert vor. Er habe, sagte er, während seines Aufenthalts in München Sophia Renner aufgesucht und von ihr erfahren, daß Anna schwer krank liege, da sei er gekommen, früher als er beabsichtigt habe, denn eigentlich habe er erst im Sommer dem Stromhaus seinen Besuch zgedacht. Er wolle aber, wenn die Hausfrau einverstanden sei, dieses Mal länger bleiben. Er bat, wie er gewohnt war, in der großen Dachstube hausen zu dürfen. Sie sei seine Geburtsstätte, sagte er, und Wilhelmine habe sie ihm eingerichtet. Es fänden sich da wohl auch noch allerlei Requisiten, die er hinterlassen habe, Bücher und Zeichengerät und dergleichen mehr. Christina erinnerte sich Wilhelminens abendlicher Erzählung von Christofs Geburt. Er selbst hatte bisher niemals davon gesprochen. Seine Gegenwart tat ihr wohl.

Sie verbrachten nun die langen Abende gemeinsam. Er geleitete sie die Nachmittage auf Wegen den Strom entlang und in die Hügel, und die Zeit zwischen den kurzen täglichen Fristen am Krankenbett der Tochter, die sonst nur ein langes angstvolles Warten zwischen den Mauern des verlassenem großen Hauses gewesen war, verlor viel von ihrer Last. Sie kamen überein, daß Christina die Tochter erst, wenn diese den Gipfel der Krankheit überschritten habe, auf Dierolfs Besuch vorbereiten solle.

Es hatte nun das Ansehn, als ob die Kranke eben den letzten steilen Anstieg zum Höhepunkt gehen müsse. Die Mutter traf sie jetzt immer teilnahmslos, zuweilen als ob sie mit offenen Augen nicht sähe. Wieder schien sie Christina nicht zu erkennen, ihre Worte nicht zu verstehen, ihr Kommen und Gehen nicht wahrzunehmen. Die Pflegerin verwechselte sie zuweilen mit Personen aus entlegenen Zeiten ihres Lebens.

Wenn sie sich allein wähnte, tat der Vorhang sich auf, Anselm und die Kinder kamen ins Zimmer und entführten sie in ihr Haus zwischen den

Tempeln. Zuweilen vermochten sie sich kaum hinter den Falten zu bergen, ehe die Schwestern oder die Ärzte das Zimmer betraten.

Einige Abende hatte Frau Josefa zwar Anna kundig und aufmerksam betreut, jedoch kein Wort an sie gerichtet, das überflüssig gewesen wäre, hatte sich zeitig in ihrem Lehnstuhl niedergelassen und war mehrmals während der Nacht um die Kranke bemüht gewesen. Auch der Arzt schien nun mit dem Wesen und der Leistung der Pflegerin einverstanden, ohne ihr freilich ein größeres Wohlwollen zu bezeigen. Man hatte die Kranke in der letzten Zeit mehrfach in ein kaltes Bad gelegt, um die Temperatur zu senken. Sie war wie ein lebloser Körper auf eine fahrbare Bahre, dann in das Wasser und wieder in ihr Bett gehoben worden, und manchmal wurde sie sich für Augenblicke schauernd ihres hilflosen Zustands bewußt.

An einem Abend jedoch fühlte sie sich freier, bewegte den Klingelzug, um sich Wasser zu erbitten, nahm etwas Nahrung zu sich, die ihr nicht eingeflößt werden mußte, und fragte nach dem Spender einer großen Calla, deren schöner Kelch die Blumen überragte, und ob ihre Mutter etwa dagewesen sei, während sie geschlafen habe.

Schwester Ursula ging freudig auf ihre Fragen ein, knüpfte ihr eine bunte Bandschleife in ihr Nachtkleid, stellte einen blühenden Kirschzweig aus dem Klostergarten auf ihren Bett-Tisch und überantwortete die Patientin mit hoffnungsvollen Worten der Nachtpflegerin.

Diese trat, als sie allein mit der Kranken verblieben war, zu ihr, beugte sich über sie, und mit einer Stimme voll Süßigkeit und Schärfe hauchte sie: "Mein Liebling, wir haben uns also wieder dem fragwürdigen Abenteuer des Lebens zugewendet, und ich dachte in den letzten Tagen schon, es könnte anders kommen. Nach Ruhe sehnen wir uns also noch nicht. Wir wollen nur nicht zu früh triumphieren, es gibt da noch kleine Rück- und Zwischenfälle, das sind tückische Klippen, die wir noch umschiffen müssen. Zu denken, daß das schwache Flämmchen in den letzten Nächten der Manswind anvertraut war, der grundschlechten Person, der der strenge Herr Onkel gar zu gern die Tür gezeigt hätte, als sie den Toten noch einmal sehen wollte, und hat doch von

dem Bild ihr bißchen armseliges Leben gespeist in den Jahren vorher und nachher bis zum heutigen Tag. Über die Wunde an der Stirn war ein Tuch gelegt, hat das kleine Fräulein das damals vielleicht wahrgenommen? Nun, es wurde ja alles sehr geschickt vertuscht und verschwiegen, aber es gab da doch mancherlei Rede in der Stadt. Ein Jagdunfall, hieß es. Das schöne stolze Fräulein hat ihn wohl in den Tod getrieben, und die Frau Mutter hat sie versteckt gehalten. So redete man. Und der Gatte der gnädigen Frau Gysbrecht ist, so heißt es, auch geheimnisvoll verschollen— mir scheint, sie hatten alle kein rechtes Glück, die Gefährten der schönen Damen aus dem Muracherhaus. Von meiner Schwester aber hat man nicht viel Aufhebens gemacht, wie sie so langsam verlosch wie eine niedergebrannte Kerze am hellen Tag. Und wer hat sich schon um die Frau Manswind gekümmert — hat doch er selbst keinen Blick für mich gehabt. Wie war er empört, als ich einmal die Blumen meiner Schwester den Damen in sein Haus brachte. Ich log damals und sagte, sie kämen aus Paris." Sie lachte und schüttelte sich wie im Krampf. Anna wurde von Mitleid erfaßt. Sie streckte erschöpft die Hand aus wie um einen Halt zu suchen. Sie fühlte sie von einer andern sanft umfaßt. Anselm leitete sie einen Pfad zwischen hohen Disteln, den Arm um sie gelegt, dem Hause zu. An der Rebe hingen nun schon kleine harte Beeren, aber auf dem Feld zwischen den Ruinen war Grün und Blüte dahin, fahl dehnte es sich, vom Grau der spärlichen zerrissenen Oliven kaum beschattet. Heute war das Haus menschenleer. Alle Türen standen auf. Anna sah durch sie in nie betretene Räume. In dem fernsten am Ende der Reihe standen Marmorgestalten, Männer und Frauen im bläulich violetten Licht. Unter Annas Hinschaun begannen sie, ganz langsam erst, dann rascher und rascher, nach den wenigen Tönen einer Flöte sich im Reigen zu drehn. Schwindelnd wandte Anna den Kopf ab.

Anselm zeigte mit einem seltsamen Lächeln in den Mundwinkeln auf einen Mann, der unbeweglich an einem Pfeiler der Pergola lehnte, fremdartig gewandet im dunklen, goldbetreßten Rock, einen Degen an der Seite, den Zweispitz tief in die Stirn gedrückt. Anselm führte ihn an den Tisch, bot ihm die steinerne Bank davor und nahm ihm Hut und Degen ab. Der Fremde setzte



sich mit abgewandtem Kopf. Anselm goß ihm aus einem Krug dunklen harzigen Wein, schwerflüssigen, in einen Becher. Der Fremde kehrte Anna sein Gesicht zu, neigte es über den Becher, das Haar fiel ihm wie eine dunkle Lohe über das Gesicht. Er trank. Aus einer kleinen Wunde in der rechten Schläfe fielen blaß-rote Tropfen in den Wein. Er warf das Haar mit einer jähen Bewegung zurück, die Hand bot Anna den Becher, sie erkannte die blasse, schmale, mit den elfenbeinernen Fingern, denen das Kreuz entglitten war, und schrie auf.

Sie erwachte, sah Frau Manswind dicht über sich gebeugt und stieß sie mit beiden Händen zurück. "Nun, nun, wir kommen schnell zu Kräften, man schiebt sie ab, die Manswind, wie das in der vornehmen Sippe so üblich ist, nicht wahr, mein Engel?", flüsterte die Pflegerin in ihr Ohr. "Aber warte, du bist vielleicht durstig, sollst von meinem guten Schlaftrunk haben." Sie goß Anna aus einem Glas, das sie für sich selbst zurecht gebraut hatte, einen Schluck zwischen die abwehrend zusammengepreßten Lippen und lachte, als sich die Kranke wie angewidert schüttelte.

Anna schlief wieder. Sie ruhte unangefochten und traumlos in den Morgen. Die zufriedene Miene des Arztes und die zuversichtlichen Ausrufe der Schwester Ursula bewirkten, daß sie beide heiter anlächelte. Wie viele Tage sie wohl hier sei, wollte sie wissen, und wann sie heimkehren könne. Sie fühle sich wesentlich besser. Sie sei schon einige Wochen hier, sagte der Arzt, und ein Weilchen müsse der Doktor sie noch festhalten.

Die Mutter fand sie bei hellem Bewußtsein. Sie fragte nach mancherlei, was Christina ihr erzählt und was ihr Gedächtnis nicht bewahrt hatte. Jetzt berichtete Christina von Dierolfs Besuch, von mancherlei häuslichen Vorfällen, von Briefen Ulrichs und Sophiens, die nach Annas völliger Genesung sich einstellen wolle, und daß Bona zu kommen vorhabe und sich von Franz kaum zurückhalten lasse. Nach einer Weile schlief Anna vom Hören und Fragen ermattet ein. Die Mutter sah jetzt das abgezehrte Gesicht, die hageren Schultern und Arme der Tochter, das glanzlose Haar, das geneigte Haupt und die leblos niederhängenden Hände. Allen Schmelz der Jugend hatte das Fieber

versehrt. Sie weinte leise vor sich hin, und es bedurfte des Trostes und der Verheißung der erfahrenen Schwester, um sie an eine Wiedergeburt glauben zu lassen.

Nach etlichen ruhigen Tagen von großer Mattigkeit, die aber Anna einer sicheren Genesung entgegenzuführen schienen, wurde sie noch einmal von einer Fieberwelle erfaßt.

Sie fand sich in dem Haus über dem Meer auf einer Bank der Vorhalle ruhend. Dämmerung wob schon Schleier um Bäume, Blöcke und Steine der Landschaft. An ihr vorüberziehend trat aus dem Haus eine lange Menschenreihe. Ihnen voran schritt Anselm, in ein fremdes Gewand gekleidet, das aus bunten Rauten zusammengesetzt war. In der Hand trug er einen Stab, von dem eine lange schwarze Fahne über ihn und sein Gefolge wehte. Die Gestalten des Zuges waren durchsichtig, als seien sie dem abendlichen Dunst verwandt. Sie erkannte Georg Schwanold unter ihnen. Er hielt den kleinen Otfried an der Hand. Andreas Renner sah sie lächelnd aus seinem letzten befriedeten Antlitz an. Sie sah einen, der trug die Züge dessen, den Franziska ihr im Bilde gewiesen hatte. Viele grüßten sie, bevor sie in das dunkle Schweigen wanderten. Ehe er schwand, kehrte Anselm sich ihr zu. Das bunte Kleid hatte sich in eine silberfarbene Hülle gewandelt, ihm verwachsen wie die Rinde eines Baumes oder das Schuppenkleid einer Schlange. Es war der Graue. Er sandte ihr einen letzten Blick, der sie bis ins Innerste durchglühte und umschmolz.

Am kommenden Tag war das Fieber von Anna endgültig gewichen.

Wenige Wochen später kehrte Anna in das Stromhaus zurück. Sie war schmal und leicht geworden, ein Teil ihrer langen Haare war ausgefallen, aber kurzes Gelock fiel ihr schon in Fülle über Wangen und Schultern, und wenn ihr auch die noch geminderten Kräfte häufige Ruhe auferlegten und allzu

lebhafteste Bewegung nicht erlaubten, so hatte doch die aufgezwungene Rast der Genesungswochen den Wunsch nach Tätigkeit geweckt und mancherlei Pläne gereift, die das Haus und die Gutswirtschaft anlangten. Sie mußte allerdings bald gewahr werden, die Umstände schränkten ihre Erneuerungswünsche ein und legten ihrem Willen mancherlei Fesseln an.

Der Arzt hatte die Heimkunft nur unter der Bedingung gewährt, daß Christina die Tochter noch viele Stunden des Tages auf dem Lager festhalte; Treppensteigen und vor allem Gartenpromenaden, wozu Anna große Lust verspürte, sollten erst allmählich erlaubt werden. Er versprach, sooft es ihm sein Dienst am Lazarett möglich mache, nach der Patientin zu sehn. Sie sei, sagte er beim Abschied, ihm schon ein weites Stück fortgewandert gewesen, ehe es ihm gelungen sei, sie doch noch zur Umkehr zu bewegen. Er geleitete sie zu dem Krankenwagen, der sie heimfuhr, und stellte sich schon am Abend des nächsten Tages ein, um sich ihres Wohlseins zu versichern.

Dierolf teilte sich mit Christina in die Sorge um sie. An einem Morgen, als er den sehnsüchtigen Blicken der Genesenden folgte, die sie von ihrem Schlafzimmer aus in den nun überschwenglich blühenden Garten sandte — man hatte ihr Lager auf ihre Bitte an das Fenster gerückt —, fragte er sie, ob sie sich noch jener Kinderkrankheit entsinne, nach der er sie aus der Krankenstube in ihr Zimmer getragen habe und später in den Vorfrühlingsgarten? Er lächelte sie an, sie sah wie als Kind auf seine schiefen Zähne, die damals so unwiderstehlich sie zu ungestüme Heiterkeit verleitet hatten, und sah das Haar, das immer noch wie eine Bürste hoch stand, nur war es nicht graues Blond mehr, sondern ein echtes Grau, und so waren auch die buschigen Brauen grau wie die tiefliegenden Augen. Aber die stille und unstillbare Traurigkeit auf ihrem Grund, die hatte sie damals als Kind wohl so nicht gesehen.

Sie sagte, sie dächte noch seines Pflögeramtes mit ungemindertem Vergnügen.

Wenn dies so sei, meinte er, so stünde dem wohl nichts im Wege, daß man, seiner guten Dienste eingedenk, ihn wieder in sein Amt einsetze. Und er

besprach mit der eben eintretenden Christina, man möge für Anna auf der Terrasse unter dem Leinendach ein Lager bereiten. Er wolle sie hinuntertragen und, sei sie der freien Luft müde, wieder heraufbringen.

Die Frauen waren für den Vorschlag eingenommen. In den kommenden Tagen lag nun Anna tagsüber mehrere Stunden im Garten und sah mit Andacht auf die jährliche Auferstehung der alten Stauden. Manche von ihnen hatte Wilhelmine vor Jahrzehnten hier eingesiedelt, manche, deren erstes spärliches Blühen von der alten Gärtnerin als kleines Fest begangen worden war, bildeten jetzt mächtige farbige Inseln im Grün.

Vom Wirtschaftshof her sandte das blühende Lindengeviert die Wogen seines Duftes. Als nächsten erwünschten Aufenthalt schlug Anna den eisernen Gartenpavillon vor, der auf einem kleinen Hügel des Geländes stand. Zwischen seinen schöngeschmiedeten Stäben, Ranken und Distelköpfen würden ihre Augen, fabelte sie schwärmend, weit stromauf- und abwärts schweifen. Da der Arzt gegen den Plan nichts einwandte, wurde für den nächsten Morgen das Gartenhaus mit Vorhängen, einem Ruhebett, Tisch und Stühlen ausgestattet, und Anna bezog ihr neues Tagesquartier. Christina hatte just für diesen Tag eine Fahrt in die Stadt ansetzen müssen, um Besorgungen zu erledigen und gemeinsam mit Dierolf Bona abzuholen, die man überzeugt hatte, ihr Besuch würde die Genesende mehr erfreuen als die Schwerkranke, und daß sie daher ihre Fahrt bis zur Heimkehr Annas aufschieben solle. Sabina versprach zu wachen, daß es der Ruhenden an nichts mangle und diese, der Verlockung des Gartens erliegend, nicht umherwandre und sich unvorsichtig übermüde. Indessen war Sabina auch mit Vorbereitungen für Bonas Ankunft beladen, deren Anmeldung die Post mit großer Verspätung erst am Morgen überbracht hatte. Bei den üblichen Hindernissen des Bahnverkehrs mußte man fürchten, daß Christina, Dierolf und der Gast mit längerer Verzögerung im Stromhaus einträfen. So war der Hausstand in Unruhe versetzt. Sabina war erfreut, als Katrin sich anbot, die Wache für ein Weilchen zu übernehmen, und überließ ihr ihren Platz an einem Tisch im Schatten des Baums mit der schwarzen Maria, wo sie sich mit ihrer Näherei niedergelassen hatte. Katrin hatte den Sitz kaum

eingenommen, als eine Magd erschien um einen Besuch zu melden. Sie sann nach, wie sie diesen mit Entschuldigungen abwehren könne, als schon ein junges Mädchen mit entschiedenen Schritten auf dem Kiesweg knirschend der Botin folgte. Sie ließ sich auch sogleich an Katrins Seite nieder, ohne auf die Abwehr, die diese in Miene und Bewegung äußerte, im geringsten acht zu haben. Es war eine große gutgewachsene Person von jugendlicher Frische mit etwas derben, aber nicht unschönen Zügen und lebhaften braunen Augen. Minder einnehmend mochte ihre etwas harte Stimme wirken, mit der sie sogleich auf Katrin einredete, die vergeblich versuchte den Redefluß der Besucherin zu hemmen. Es gelang ihr auch nicht dieser klar zu machen, daß sie sich nicht in ihrem eignen sondern im Bezirk ihrer Herrin befände. Sie sei bitter enttäuscht, erklärte die Junge, daß Lukas während seines letzten Aufenthalts ihr Elternhaus in der Stadt gemieden und ihr bei einem zufälligen Treffen kaum Rede gestanden habe. Sie brauche Katrin ja nicht mehr zu sagen, wie sie an Lukas hänge, daß er ihren Eltern als Schwiegersohn angenehm wäre und daß ihr Heiratsgut dem Freier ein gutes Leben auf eignem Grund und Boden zu schaffen vermöge. Obzwar ihre Eltern in der Stadt lebten, besäßen sie genügend ländliche Liegenschaften, andres ließe sich durch Kauf oder Tausch dazu gewinnen, daß es ein ansehnliches Gut ergäbe, auf dem sein Herr nach eigenem Wunsch frei wirtschaften könne, während Lukas jetzt sich in zwar auskömmlicher aber doch abhängiger Stellung befände. Es sei doch gar nicht einzusehen, daß er nicht nach Besserem strebe, und wie er ihr lieb sei, müsse er wissen, sie habe es ihm fast mehr gezeigt, als es einem Mädchen anstehe. Daß sie unter den reichen Bürgersöhnen der Stadt wählen könne, wisse übrigens außer dem Lukas jeder.

Katrin kam endlich zu Wort und sagte trocken: "Gertraud, der Lukas wird das wohl auch wissen, und wenn er sich bislang nicht erklärt hat, so ist es wohl, weil ihm der Sinn nicht nach dir steht, und nach deinem Gut allein wird er als ehrlicher Mann nicht trachten. Übrigens haben der Melchior und ich uns in dergleichen abhängiger Stellung, in der er ist, unser Lebtage wohl befunden."

Wonach dem Lukas der Sinn stünde, das wisse sie freilich ganz gut, fuhr das Mädchen jetzt heftig auf, die gnädige Frau habe ihn behext. Als sie ihn vor etlichen Wochen in der Stadt getroffen habe, habe er sie kaum erkannt und von nichts anderem geredet als von der Krankheit der Frau und in welcher Gefahr sie schwebe. Und er selbst sei ganz bleich und verzagt gewesen.

"Dir hat die Leidenschaft den Kopf verwirrt, Gertraud, ich rate dir, laß niemand andern als mich den Unsinn hören, der dir eben entfahren ist", sagte Katrin leise und bestimmt. Sie war vor Zorn blutrot und ihre Augen funkelten das Mädchen an, das unterwürfig um Vergebung bat, bange auch vor ihrer eignen Mutter, die sich am Eingang des Gartens zeigte und mit der gleichen unbefangenen überheblichen Weise wie die Tochter sich Katrin näherte, die in ihrer wachsenden Verlegenheit nicht wußte, wie sie die Störenfriede beiseite bringe. Die Ältere, ein vergrößertes bejahrtes Ebenbild der Tochter, überschüttete Katrin mit Berichten über die Erfolge Gertrauds, auf anderen Wegen offenbar dem gleichen Ziel zustrebend wie diese. Sie erzählte, wie dringend sich der Notar der Stadt um sie bewerbe und wie die gediegene Ausbildung, die Gertraud in dem Klosterinternat empfangen habe, neben ihrer ansehnlichen Mitgift sie just für eine solche Stellung befähige. Sie schien eine Äußerung Katrins zu erwarten, und da eine solche unterblieb, richtete sie einige höfliche Fragen über das Befinden der Hausfrau an die Schweigende, die diese knapp beantwortete in der Hoffnung, die Besucherinnen von dem Gegenstand abzubringen. Nun erging die Mutter sich in allgemeinen Betrachtungen über Annas Schicksal, wollte wissen, was man vom Verbleib oder Tod des Gatten wisse, und knüpfte eine Reihe abwegiger Vermutungen daran. Katrin wurde in der Folge immer unzugänglicher, die Frau jedoch immer ausgreifender und gesprächiger. Sie führte eine Reihe von Fällen von verschwundenen Personen an, von denen die meisten verloren blieben, wenige aber unter seltsamen Umständen wiederkehrten. Von einer meeralten Frau habe sie in ihrer Jugend eine Geschichte gehört von einem Mann, der sei in der Johannismacht durch den Wald gegangen, da habe ein besonderes Farrenkraut just geblüht — sie nannten es den gelben Fönich — und das geschehe nur um diese Stunde im Jahr und

dem nächtlichen Gänger sei ein Samenkorn in den Schuh gefallen. Da habe er irre gehen müssen, Jahr um Jahr von Land zu Land, bis er den zerrissenen Schuh von sich geworfen habe und mit ihm das verborgene Samenkorn. Da aber habe er sich an eben der Stelle wiedergefunden, an der der Zauber auf ihn gefallen sei. Das sei ein albernes Gefasel, fuhr die Tochter ärgerlich dazwischen, und ein ganz ähnliches habe vor kurzem ihre Flickerin zum besten gegeben. Es wachse da im Wald auf einsamen Pfaden eine Pflanze, wenn einer auf die Wurzel trete, so müsse er in die Irre gehen Tag um Tag und ohne Rast, bis er ganz ermattet zusammenbreche, und dann fände er sich an der gleichen Stelle neben der Teufelswurzel. Aber sie möchte wissen, was solle das hier besagen? Der Herr Gysbrecht werde wohl längst vermodert sein, und es sei doch ganz unbegreiflich, daß die Frau ihm so nachtraure. Warum habe sie nicht längst eine neue Ehe geschlossen? An Bewerbern in ihrem Stand habe es ihr gewiß nicht gefehlt. Das wäre ehrlicher gehandelt als den Leuten die Köpfe zu verdrehen – und daherzugehen wie eine Kirchenheilige. Die Mutter suchte die Ausfällige verlegen zum Schweigen zu bringen. Katrin war empört aufgesprungen. Aus dem Haus tretend, wurde Sabina sichtbar, die sich näherte und mit vorwurfsvollem Blick auf das Gartenhaus deutete. Katrin verließ die lästigen Besucherinnen und eilte die Stufen hinauf, um nach der Ruhenden zu schauen. Mutter und Tochter, von Sabinens nicht zu übersehendem Mißfallen in die Flucht geschlagen, gingen langsam unter ständigem Rückblicken den Weg zum Verwalterhaus, um Katrin an dessen Tür zu erwarten.

Katrin hatte sich indessen Annas Lager genähert. Sie fand sie still mit geschlossenen Augen liegend. Ein aufgeschlagenes Buch war ihrer Hand entfallen. Aber der Atem der Ruhenden schien der Erfahrenen nicht der einer Schläferin, vielmehr rascher als gewöhnlich, auch auf dem vom Schatten des Vorhangs ins Halbdunkel geborgenen Gesicht dünkte sie die Röte einer Erregung sichtbar. Schuldbewußt und unschlüssig stand sie eine Weile neben dem Lager. Als ihr Blick auf die Füße Annas fiel, die außerhalb der Decke gekreuzt lagen, beugte sie sich nieder und drückte sie leise an ihr Herz. So verharrte sie ein Weilchen, ehe sie vor Sabina zu treten wagte.

Sie fand den Platz unter der Eiche leer. Die Besucherinnen, die sie in der Tür erwarteten, verabschiedete sie gemessen, ohne sie einzuladen, ins Haus zu treten, um sie zu bewirten.

Als sie Anna verlassen hatte, richtete diese sich auf, die Worte der Verschmähten noch im Ohr, und sah mit nassen Augen in die Wipfel. Sie erhob sich, streifte die Schuhe über, stieg die Stufen nieder, spähte den Weg zum Haus hinauf. Niemand zeigte sich. Sie eilte zum Strom hinunter. Das Eisentor bewegte sich schwer ächzend in den Angeln. Das Haus lag still, auf den Höfen regte sich nichts. Aus den Ställen drangen dumpf tierische Laute.

Anna erreichte den schmalen Pfad und folgte ihm stromabwärts. Ihre zaghaften Schritte wurden rascher, und bald eilte sie hin, als seien ihr Flügel gewachsen. Der Nachklang der hämischen Worte ging in dem sachten Anschlag des Wassers gegen das Ufer unter. Einmal als Kind war sie abends den Weg mit den Eltern gegangen. Der Vater hatte die ermüdete Kleine auf seinem Arm heimgebracht. Sie fühlte sich wunderbar auch jetzt hingetragen. An einer Stelle schnellten wie silberne Pfeile kleine Fische aus dem Wasser in die Luft. Weit vor ihr setzte eine Fähre über den Strom. Ihre Füße in den dünnen Seidenschuhen waren naß geworden. Das kurze Haar, das zu beiden Seiten des Gesichts sich aus dem Knoten löste, fiel ihr in Ringeln auf Wangen und Hals. Sie schüttelte es aus dem Gesicht. Von einem Dorf klang das Mittagsläuten über das Wasser, von der Landstraße her scholl die schwermütige slavische Melodie, mit der die kriegsgefangenen fremden Arbeiter sich auf den Heimweg zur Mahlzeit ermunterten. Hineilend gestand Anna sich, ihre Flucht mußte entdeckt worden sein und die Hausgenossen in Unruhe versetzt haben. Doch hatte der Gang trotz der Mittagshitze ihre Lebensgeister so sehr erfrischt, daß sie sich fühlte, als sei sie ihrer Krankheit wie einem Gefängnis entsprungen.

Zu Hause nahm Sabina sie mit Tränen in den Augen in Empfang. Katrin stand stumm und schuldbewußt da. Aber in kurzer Zeit hatte Annas Heiterkeit und ihr sichtbares Wohlbefinden alle beruhigt. Sabinen, die mit den nassen Schuhen in der Hand vor ihr stand, bereit ihr trotz alledem einige Vorwürfe



nicht zu ersparen, mahnte sie, ihr schnell andre zu bringen, denn jeden Augenblick könne die Mutter mit Frau Bona ins Haus treten.

Sie fand jedoch noch überreichlich Zeit auszuruhen. Erst am späten Nachmittag brachte Melchior die Heimkehrenden mit dem Gast in sachtem Trott in Wilhelminens Kutsche mit den bejahrten Schimmeln, deren jüngere Nachfolger der Krieg in Dienst genommen hatte. Bona warf sich in einer bei ihr ungewohnten Wallung an Annas Hals, zwischen Lachen und Weinen eine zärtliche Begrüßung stammelnd. Christina, die in all der Zeit während Annas Krankheit und Genesung ihren Gefühlen, Beklemmung, Angst und endlicher Befreiung, nicht Lauf gelassen hatte, verbarg abgewandt ihr nasses Gesicht, während Katrin die Aufregung, die ihr der Tag gebracht hatte, und ihre Reue in kräftigem Schluchzen abtat.

Christof, verlegener Zeuge des weiblichen Gefühlüberschwangs, sah eine Weile durch das Fenster in den abendlichen Garten hinaus, kehrte sich schließlich den Frauen zu und bemerkte, der Krankheit, die Anna überstanden habe, sei es eigentümlich, daß sie Sterben und Wiedergeburt darstelle. Nun sei Anna ein besonders glücklicher Fall dieser Erneuerung, und er schlage vor, man möge sich jetzt der Freude darüber hingeben und der Beweinung ein Ende machen. Die Genesene strahle heute, wie er eben wahrnehme, heller als je. Bona sandte ihm einen dankbaren Blick.

Sie hatte ihr Lager in einem Raum, der neben Annas Zimmer gelegen war und den diese für den Gast bestimmt hatte. Christina verließ die beiden mit der Mahnung, nicht nach ihrer Gepflogenheit eine Nachtwache zu halten, es gäbe noch Tage genug, wie sie freundlich spottend sagte, alles anzuvertraun, wovon das Herz überfließe – in diesem Belang seien sie wie Klosterzöglinge, die die Aufsicht betrügen. Bona erklärte sich allein schuldig und versprach Besserung.

Die Nacht war mondhell, und das Licht schien durch die geschlossenen Vorhänge auf Annas Bett. Sie fand sich nach dem bewegten Tag nicht so bald in den Schlummer. Bona schien es ähnlich zu ergehn. Sie kam zaghaft, fast unhörbar, an das Lager geschlichen und lauschte auf Annas Atemzüge, bis diese lächelnd sich als wach bekannte. Nun wollte Bona manches über die

bestandene Krankheit von ihr wissen und hörte eifrig hingeben ihrem Bericht zu. Dann erzählte sie von vielem Leid und mancher Not unter den Menschen im weiteren Umkreis des Muracherhauses, über die die Großmutter vorsorgend gewaltet habe, und wie sie und Franz gemeinsam es kaum zustande brächten, dies Vermächtnis zu erfüllen. Anna hielt Bonas Hand zwischen den ihren. Sie bewundere, sagte sie, die Freundin, die ihrem eignen Kummer nicht nachhänge, sondern ihn so in Segen für ihre Umgebung umzuschmelzen vermöge. Bona unterbrach sie. Es sei kein Verdienst, sagte sie, den Sohn fühle sie nicht eigentlich verloren, sie trage ihn in sich, als ob der einmal von ihr Geborne wieder in sie eingekehrt sei. Nur zu Anna vermöge sie derart zu reden, weil nur sie dies geheimnisvolle Geschehen verstehe. Am Tage nach Stefans Geburt, es war in der Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr, da zwischen Hüben und Drüben die Schranken fielen, da sei am Morgen — sie habe damals vermeint wach zu liegen — Sebastian, ihr erstes totes Söhnlein, zu ihr gekommen. Er habe in der halboffenen Tür gestanden, im triefenden Kleidchen, so wie man ihn damals aus dem Loch im zugefrorenen Bach geholt habe, und habe dem Kind in der Wiege neben ihr gewinkt, und der kleine Stefan, der noch Ungetaufte, sei dem Bettchen entstiegen und auf seinen kleinen Füßen aufrecht zu dem Bruder gegangen, der ihm die Händchen entgegenstreckte, ihn mit sich fortzuführen. Angstvoll habe sie den älteren Sohn gebeten, ihr den Neugeborenen nicht zu nehmen. In unendlicher Mühsal hätten ihre Lippen, ihr selbst unvernehmbar, die Worte geformt. Das Kind habe ihr zugelächelt und gesagt, sie solle den Bruder noch ein Weilchen behalten, aber später wolle es ihn zu sich holen.

Man habe sie zu Tode erschöpft damals aufgefunden mit dem kleinen Stefan im Arm, den sie aus der Wiege zu sich ins Bett genommen hatte. Geredet habe sie zu keinem darüber, aber niemals habe sie die Erscheinung vergessen. Nun seien die Kinder vereint und ihr beide unverloren in ihrem Herzen.

Am Morgen bat Christof Anna und Christina um eine Unterredung. Er hatte bei seiner Rückkehr aus der Stadt gestern einen Brief vorgefunden, der,

den verschiedenen Stationen seiner Reise folgend, ihn jetzt verspätet erreicht habe und ihm nun einen eiligen Entschluß abverlange. Die Nachricht kam von der einstigen Erzieherin der Luxanderschen Töchter. Diese lebte als Gattin eines Beamten seit Jahren in einer österreichischen Provinzstadt in gesicherten Umständen und hatte dauernd die Verbindung mit ihren Pfleglingen aufrecht erhalten, immer rat- und hilfebereit, wenn man sie aufrief. Die Tochter, unstet und unberechenbar, in wirren Verhältnissen lebend, hatten nicht selten von dieser unerschöpflichen Herzensgüte Gebrauch gemacht. Christof pflegte seine Anerkennung für die Frau unter dem Scherz zu verbergen, sie könne den aufgescheuchten Wespenschwarm, der sie umkreise, offenbar nicht missen, wie man an einer schlechten, aber liebgewordenen Gewohnheit eben hinge. Nun aber schrieb sie ihm, Luzia Luxander sei unangemeldet bei ihr erschienen. Sie habe nach einem Streit mit der Haushälterin Christofs das väterliche Haus heimlich verlassen und bei ihr Zuflucht gesucht. Es stünde aber so, daß bei näherkommender Kriegsgefahr das Amt ihres Gatten verlegt werden könne und auch sie ihren Wohnort verlassen müsse. Sie wolle Luzia auch dann gern bei sich halten, doch möchte sie seinen Rat und sein Einverständnis. Christof, der wohl wußte, daß seine friedfertige und gutmütige Dienerin den Anlaß zu Luziens Flucht nicht gegeben habe, konnte sich der Sorge nicht erwehren, der reizbare Nervenzustand des Mädchens möchte sich krankhaft gesteigert haben, wozu die Bedrängnisse der Zeit wohl beigetragen hatten. Einer Flucht unter dem Zwang einer feindlichen Besetzung durfte sie nicht ausgesetzt werden und ihre freundliche Gastgeberin unter erschwerten Umständen nicht noch mehr belasten. Also, meinte Dierolf, wolle er sie von dort holen.

Er solle sie hierher bringen, sagte Anna sogleich lebhaft, vor Kriegszufällen lebe sie hier sicher, und sie wollten sie hegen und beruhigen. Christina stimmte herzlich bei. Als Dierolf sie verlassen hatte, um sogleich die Vorbereitungen für eine kurze Reise zu treffen, gestand Anna der Mutter, die Anwesenheit Luzia Luxanders würde für alle im Hause eine Belastung bedeuten. Man werde Mühe haben, das Mädchen zu gewinnen und ein tiefes

Mißtrauen in ihr zu besiegen. Das Gefühl, daß es um Christofs willen geschehe, werde ihnen helfen.

Sie berichtete nun Christinen, die das Mädchen nur aus Erzählungen Dritter kannte, von den Erlebnissen mit ihr im Hause Franziskas, die sich mit wenig Erfolg um das arme Geschöpf bemüht habe.

Als Dierolf einige Tage später mit seiner Tochter zurückkehrte, war Anna von der Wandlung betroffen, die sie an dieser wahrnahm. Ob ihre Mienen Enttäuschung oder Feindseligkeit ausdrückten, mußte ungewiß bleiben. Sicher war, daß die mädchenhafte Frische, die ihrem Alter eigentümlich sein mußte, aus ihnen geschwunden war.

Christof schien den Frauen im Umgang mit seiner Tochter fast sich selbst entfremdet. Er, der von schonungsloser Härte gegen sich war, umgab das Mädchen mit übertriebener Fürsorge, als ob es sich um ein hilfloses Kind handle, während sie seine Zärtlichkeit unerwidert ließ. Sie bedrängte ihn mit Gesundheitsstörungen, deren Ursprung nach ärztlichem Urteil meist unauffindbar blieb, mit düsteren Ahnungen und launischen Wünschen. Christof ging auf alle ihre Stimmungen und Ansprüche mit hingebendem Ernst ein und suchte Erklärung und Entschuldigung für alle Absonderlichkeiten, mit denen sie ihn quälte. Wenige Stunden nach ihrer Ankunft fand Anna in dem Zimmer, das man dem Gast bereitet hatte, den kleinen Altar wieder, den Luzia einst bei Franziska dem Hauptmann Luxander aufgerichtet hatte, und vor seinem Bild einige der schönsten Rosenblüten des Gartens.

Bona war schon vor der Ankunft der neuen Hausgenossin ins Muracherhaus heimgekehrt. Man war jedoch übereingekommen, es sei nun an der Zeit, Sophiens Übersiedlung ins Stromhaus ins Werk zu setzen. Man bereitete die beiden nach dem Garten gelegnen Räume, die sonst Christinen Schwester Luzia bewohnte, für sie vor.

Dierolf bot sich an, die Freundin abzuholen und durch alle Fährlichkeiten des schwierigen Verkehrs herzubringen. Als Mutter und Tochter sie einige Tage später am Bahnhof des Städtchens empfingen, trat sie ihnen nach vielstündiger

Bahnfahrt frisch und wohlgelaunt entgegen, nur besorgt um ihre alte Dienerin, die an Atemnot litt und das Abenteuer minder glimpflich bestanden hatte. Sie selbst hatte die Fahrt mit ihren mannigfachen Zwischenfällen wie ein Schauspiel genossen und erzählte auf dem Weg ins Stromhaus von ihren Erlebnissen. Mit Annas Aussehen nach der überstandenen Krankheit war sie zufrieden und lobte Christofs Obhut, unter der sie sich noch ans Ende der Welt zu ziehen getraue.

Vom ersten Augenblick ihrer Gegenwart schien sie die stille Regentin des Hauses, um die die Gestalten sich bewegten wie Planeten um eine Sonne. Da sie ihrer Dienerin einige Tage Bettruhe diktierte, war es natürlich, daß Christina und Anna sich in den Dienst um sie teilten. Luzia Luxander, die sich zu den Hausgenossen höflich aber verschlossen hielt, beobachtete Sophien verstohlen und wie durch ihre Erscheinung beunruhigt. Sie wagte jedoch nicht ihr Erstaunen zu zeigen, als Sophia ihr schon am ersten Abend lächelnd und scherzend das Stillesitzen verwies, während Anna und Christina wechselnd sich erhoben und um die mütterliche Freundin bemühten. Vielmehr stand sie sogleich auf, um das Nötige herbeizuholen. Es hatte nur dieser einzigen Mahnung bedurft, um sie über die Pflicht der Jüngsten zu belehren. Es wollte fast erscheinen, als erriete sie nunmehr Sophiens Wünsche.

## 58

An einem Tag des frühen Juni – die Hausgemeinschaft hatte sich nach einem warmen Nachmittag auf der Terrasse vor dem Gartensaal gefunden – brachte Anna, die aus der Stadt von notwendigen Erledigungen häuslicher Geschäfte zurückkam, einen Brief Corneliens, in dem ihr diese ihre bevorstehende Vermählung mit Ulrich Renner meldete. Der Brief schien von einer merkwürdigen Scheu eingegeben. Es war, als sei sie von der Erfüllung ihres Wunsches, den Anna schon aus früheren Nachrichten erraten hatte, nun geängstet. Anna verbarg ihre Freude über die Fügung nicht.

Sophia erklärte überraschend, sie kenne schon seit etlichen Tagen durch einen Brief Ulrichs diesen seinen Entschluß und sei sicher, daß er sein Geschick in treue Hände gegeben habe, wie sie auch wisse, daß er ihr in Corneliens eine liebenswerte Hausgefährtin zuführe. Das Paar werde das Heim mit ihr teilen. Über Sophiens Wesen lag eine ungewohnte Zurückhaltung, aus der eine nicht leicht errungene Resignation zu erraten war. Sie ließ ihren Blick eine Weile auf Anna ruhn und erwiderte deren fragendes Aufschauen mit einem wehmütigen Lächeln.

Aber schon am nächsten Morgen bedauerte sie, daß die Trauung Ulrichs und Corneliens in einem kleinen Städtchen nahe ihrem Standort vollzogen würde, weil beide ihren Pflichtbereich nur kurz verlassen könnten, und daß sie ihnen den Tag nicht durch eine noch so kleine Feier zu verschönen vermöchte. Worauf Dierolf freundlich spottend meinte, das Paar werde die Huldigung weit weniger entbehren als die gute Fee, daß sie ihre Gaben nicht über sie ausschütten könne. Sophia gab belustigt zu, er habe sie durchschaut. Das gegenseitige Wohlwollen der beiden wuchs, je näher sie sich in der Gemeinschaft dieses Sommers kamen.

Ulrichs und Corneliens Verbindung hatte kaum etliche Tage den Stoff für Gespräche und Pläne geliefert, als Sabina die Nachricht empfing, Rupert Messerschmied sei aus dem Kriege zu seiner Mutter heimgekommen, der er lange hatte verheimlichen können, daß er nach einer schweren Verwundung den linken Arm eingebüßt habe. Die Frau möchte wohl wieder in ihre eigne Behausung zu dem Sohn ziehen, folgerte Sabina, und da sie selber durch Annas völlige Genesung hier entbehrt werden könne, wolle sie nach München zurückkehren und wieder ihr Amt als Haushüterin üben.

Es stieg nun wohl kaum je ein heller Sommertag auf, den nicht von nah oder fernher ein Schatten solcher Art verdüsterte. Die Hausgenossen empfanden um so tiefer den Trost, der jedem von ihnen aus der freundwilligen Nähe der andern erwuchs.

An einem Nachmittag erschien Katrin am Teetisch und bat mit geheimnisvoller Miene die Frauen, die plaudernd beisammen saßen, ihr zu

folgen, es gäbe eine Überraschung. Sie führte sie in die Laube des Verwalterhauses, die von einer Fülle blühender Topfgewächse umstanden war, und zog aus einer Ecke einen Kübel, in dem ein großes kugelförmiges, mit Flaum bedecktes und mit langen Stacheln bewehrtes Gewächs stand, einem großen Igel ähnlicher als einer Pflanze. Es sandte aus seinem Panzer einen Arm aus, der bei genauem Zusehen sich als eine längliche gefaltete Blütenknospe von zartestem Gelbrosa erkennen ließ. Jahrzehnte lang habe Wilhelmine, so erzählte Katrin, das unförmige Ding, das jeden, der sich näherte, tückisch stach, am Fenster ihres Zimmers gehegt, gedüngt, gegossen und bebraust und auf die Wunderblume gewartet, die ihr die Freundin damals verheißen habe, als sie ihr ein winziges grünes Bällchen von ihrer Reise aus Sizilien mitbrachte. Das Unding, berichtete Katrin, sei gewachsen, die Stacheln seien immer härter und spitzer geworden, aber die sehnsüchtig erwartete Blüte sei ausgeblieben. Sie habe es nach Wilhelminens Tod aus dem Haus verbannt und in eine Ecke geschoben, im Sommer eben hierher, im Winter in den warmen Kellergang unter der Küche. Und das alles sei auch dem Fräulein allein zuliebe geschehen. Nur der Regen habe es begossen. Für die grobe Mißachtung nun aber danke das Gewächs mit der herrlichsten Blüte. Und Katrin lachte vergnügt über ihren Spaß. Sie wolle den Kübel nun aber vorsichtig auf die Terrasse tragen lassen, damit man sich des verspäteten Wunders freue. Es kündige sich aus der Knospe schon ein fremdartiger starker Duft an, und man sehe auch, dieser Knospe wollten noch viele folgen.

Anna gewahrte, zufällig um sich blickend, Melchior unter den Linden des großen Wirtschaftshofes, wie er sich zögernd näherte. Es war, als müsse er jeden Fuß mühselig vom Grunde lösen, ehe er ihn vor den andern setzte. Er machte ihr ein Zeichen, und sie verstand, er wolle sie allein sprechen. Sie löste sich aus der Gruppe, die in den Garten zurückging, während Katrin in ihrem Haus verschwand. Melchior kam nun schwerfällig auf Anna zu. Er reichte ihr stumm ein Schriftstück. Es trug das Zeichen des Roten Kreuzes und besagte, Lukas sei in Gefangenschaft geraten, leicht verwundet und sende Grüße.

Die Nachricht könnte schlimmer lauten, tröstete Anna, der Krieg ginge wohl bald zu Ende, ein ungutes Ende freilich und eine Prüfung für alle. Der Lukas aber werde heil wiederkehren, das sei nun ein lichter Punkt in der Finsternis. Er dächte wie die Frau, meinte Melchior, nur stände die Ernte bevor, die ohnedies nichts Gutes verspreche. Die Gefangenen, die bei ihnen arbeiteten, witterten das Kommende wohl auch und würden darum täglich lässiger, es fehle auch an der Verpflegung, so daß man von ihnen billigerweise nicht mehr verlangen dürfe. Er habe sehr auf Ulrichs Urlaub und seine Hilfe gerechnet und daß sie die Maschinen nutzen könnten. Als er Anna nachdenklich sorgend vor sich sah, meinte nun er aufmunternd, er wolle es schon schaffen. Soweit man selbst vorwärtsstrebe, werde einem von oben Hilfe entgegengesandt, habe das verstorbene Fräulein Wilhelmine gesagt und immer recht behalten. Er fühle sich oft müde und verzagt, das werde sich auch wieder bessern. Nur sei da noch eins. Er scheue sich, Katrin die Nachricht zu bringen, sie werde laut jammern und Lärm schlagen, das sei so ihre Art. Er habe Angst davor, obgleich er wisse, habe sie sich erst wieder gefaßt, so sei sie tüchtig und umsichtig wie keine zweite.

Das wolle sie ihm abnehmen, beruhigte Anna. Er solle seine Kleider holen, anspannen lassen und ins Städtchen fahren, es gäbe sicherlich manches dort auszurichten, und wenn er nach Hause komme, habe sich die Katrin ins Unabänderliche geschickt und werde ihn friedlich empfangen. Das Leben mit der jüngeren Luzia ließ sich besser an, als Anna zu hoffen gewagt hatte. Schon am zweiten Tag gab sie kund, daß man sie zu Hause bei Mutter und Geschwistern nicht Luzia gerufen habe sondern Luz, und sie bäte auch hier so heißen zu dürfen. Sie nannte Christof nicht Vater sondern schlechthin Dierolf, so sprach sie von ihm und so redete sie ihn an. Sie hatte sich der Jagdflinte Georgs bemächtigt, die sie in seinem Zimmer aufgestöbert hatte, und trug sie auf ihren Streifzügen mit sich. Gelegentlich brachte sie einen abgeschossenen Habicht nach Hause und gab sich an Regentagen Schießübungen auf dem Speicher hin, wo noch die Scheibe hing, die Lukas einst für die Jungen gefertigt hatte. Melchior hatte für Schrot zu sorgen, die Flinte säuberte und ölte sie



selbst fachkundig. Schwieriger war es, ihr die Zigaretten zu verschaffen, die sie fast pausenlos rauchte. Katrin beschwerte sich, daß der Gast die Bett- und die Tischdecke ihres Zimmers bereits angesengt habe. Zur Verwunderung aller bestellte Sophia sie zu ihrer Vorleserin. Christina war über die Wahl der Lektüre erstaunt, die Sophia sich von dem ungeübten Mädchen vortragen ließ, und äußerte dies, als sie sich mit der Freundin allein fand. Sophia sagte lachend, sie wundre sich, daß Christina nicht erraten habe, daß es sich dabei nicht eben um ihre Unterhaltung, sondern um einen dürftigen Versuch handle, der vernachlässigten Bildung der armen Luz ein wenig aufzuhelfen. Dierolfs Vaterschaft sei eine schmerzliche Sache. Sie zweifle nicht, daß das Mädchen um ihre Herkunft wisse und in ihrem Gebaren nur die rachsüchtigen Anwandlungen der Mutter fortsetze.

Sie ließ sich von Luz auf ihren Ausgängen begleiten, und es gelang ihr, ohne daß die Spröde die Absicht merkte, Dierolf der Tochter zu zeigen, wie sie und die andern im Hause ihn seit langem sahen und kannten. Schließlich verschwand eines Tages die Kultstätte des Hauptmanns Luxander mit allem Prunk aus Luzens Zimmer. Sie begleitete Anna in Dierolfs Mansarde und bestaunte mit ihr die winzigen Flechten, die Schmetterlingsflügel und Heuschreckenbeine unter der Lupe und ließ sich die Entwürfe zu Geweben und Gegenständen zeigen, die von solchen Motiven abgeleitet waren. Als Sophia sie später bat, ihren Vater zu rufen, redete sie ihn zum ersten Mal und allen hörbar mit dem Worte Vater an. Dierolf erblaßte.

Nach einer Weile wies sich Luzens Anteilnahme an Georgs Ergehen, dessen Nachrichten so selten wie je bei der Mutter eintrafen. Hingegen gingen oft Briefe und Sendungen an ihn ab, die meist unbestätigt blieben. Das Mädchen fragte häufig, ob Botschaft von ihm angelangt sei, während alle andern im stillen Einverständnis die Mutter nicht an ihre stete Sorge erinnerten. Das Mädchen stand oft vor seinem Bild im Gartenzimmer, das ihn zeigte, wie er vor drei Jahren in seiner ersten Uniform ausgezogen war mit dem verschlossenen Knabengesicht und dem jungenhaft schmalen Körper.

Als eines Tages die Nachricht kam — sie war von seiner eignen Hand —, er liege in einem Lazarett mit Kugelsplittern in der linken Schulter, die man nur zum Teil habe entfernen können, der Rest würde umherwandern, bis man ihn später gelegentlich herausnehmen könne, doch befände er sich schon wohl, würde bald entlassen und könne vielleicht für kurze Zeit nach Hause, fühlte sich Anna von einer drückenden Last befreit.

Luz erging sich in trüben Vermutungen, die ihr schließlich von Sophia verwiesen wurden, beschloß aber jedenfalls, dem Genesenden einen ausführlichen Bericht über das Leben im Stromhaus zu geben, wozu sich, wie sie meinte, außer ihr wohl niemand genügend Zeit nähme und worin sie niemand hindern mochte. Als Anna aus der Ferienbibliothek in Georgs Zimmer die von ihm gewünschte Büchersendung zusammenstellte, bat Luz, ihr die Sache anzuvertrauen, so drängend, daß Anna nicht widerstand. Sie fand sie später in die Bände vertieft, als müsse sie sich den Inhalt aneignen, ehe sie abgingen.

Die Bewohner des Stromhauses schlossen sich enger aneinander als in andern Zeiten, da jeder in das Netz des Eigenlebens tiefer versponnen seine Tage hingebracht hatte. So blieben die Frauen die Tagesstunden über vereint. Anna, durch die Anliegen der Wirtschaft und bisher unbekannte Sorgen, die ihr jetzt daraus erwachsen, oft abgezogen, gesellte sich, war sie von dem Wesen des Gutes entlassen, wieder zu ihnen. Die Abende kam Dierolf zu der Gesellschaft ins Wohnzimmer. Er war, hatte er sich erst einmal aus seiner Verkapselung gelöst, ein großer Erzähler und entführte die Frauen aus der Trübsal der nächtlichen Stunden in ein lichtereres Reich.

Denn das Jahr schien dem Stromhof glücklos zu verrinnen. Im Frühsommer hatte Krankheit die Ställe heimgesucht und den stolzen Bestand an schönen Tieren, den Melchior und Lukas herangezogen und erhalten hatten, sehr gemindert. Die Futtervorräte waren gering, so daß es Melchior nicht geraten schien, die Tierhaltung jetzt zu vermehren. Die Ernte verhieß keinen Segen, wohl aber mancherlei Schwierigkeiten, die erste Mahd war verregnet, die Gartenfrüchte hatten gelitten, da die Bekämpfung der

Schädlinge nicht gelungen war. Melchior empfand jeden Mangel, als habe er selber versagt.

In Stallungen und Vorratshäusern hatte man wiederholt Einbrüche und Diebstähle erlebt, Dinge, die vordem kaum vorgekommen waren. Einen Wachhund fand man eines Morgens tot.

In der Stadt, auf den Dörfern und Höfen erzählte man sich von Scharen verwilderter und halbverhungelter Menschen, die sich in den Wäldern bargen, Flüchtlinge aus den Heeren, entlaufene Kriegsgefangene, man redete von verwegenen Übeltätern, die sich der Vergeltung so entzogen.

Um welchen Wahrheitskern sich diese Fabeln rankten, war nicht zu ergründen. Wenn man auch die Urheber der nächtlichen Missetaten nie faßte, die sehr gewandt und mit Hilfe von Spähern ausgeübt wurden, so konnte man doch tagsüber auf allen Straßen und Wegen ungewöhnlichen Gestalten begegnen, halb bürgerlich, halb kriegerisch angetan, meist abgerissen und abgezehrt, denen sich Gewaltsamkeiten wohl zutrauen ließen. Häufig kamen solche Gänger in den Hof des Stromgutes, durchwanderten unbekümmert die Liegenschaften, drangen wohl auch in den Garten und an die Tür des Wohnhauses vor. Melchior hatte bestimmt, es sei jeder, der vorsprach, so reichlich zu bewirten, als die Vorräte es noch erlaubten, und Katrin ließ jedem Gast an einem Tisch in der Küche ein Gedeck auflegen und ihm auftragen wie einem gerngesehenen Besucher. Manche sandten forschende Blicke in alle Ecken und Winkel, brauchten wohl auch herausfordernde Redensarten und richteten freche Sprüche an die jungen Mägde, die von der alten Köchin dann mit irgendwelchen Aufträgen ins Haus gewiesen wurden. Meist aber ließen sie sich den Teller zwei- oder dreimal füllen, aßen gierig und steckten das Brotviertel, das ihnen zum Abschied gereicht wurde, Dank murmelnd ein.

Die Frauen verließen selten das Gebiet des Gutes. Anna, nach Bewegung verlangend, lief zuweilen eine Strecke stromentlang, um bei der Heimkehr von Dierolfs Vorwürfen empfangen zu werden, der sie in der entgegengesetzten Richtung vergeblich gesucht hatte. Selten gingen in seiner Begleitung Anna und

Luz einen Morgen in die waldigen Hügel des Seitentales. Dumpfe Beklemmung hatte eine Fessel um das Leben des Hauses geschmiedet.

Ende September war die Ernte unter Dach. Was in der Erde stak, wurde allmählich unter vielen Hindernissen, Unlust der Arbeiter und Ungunst des Wetters ans Licht geschafft. Solange der Tag ihn beschien, war Melchior unterwegs, mit sinkendem Abend ließ er an einer Ecke des Tisches sich von Katrin ein Mahl auftragen, das einzige, das er sich gönnte. Er war fahl im Gesicht, ob er gleich die Tage in Wetter und Sonnenglut verbrachte, und so abgemagert, daß die Kleider an ihm wie an einem Knochengüst hingen. Katrin umsorgte ihn schweigend, er mochte nicht angeredet werden, die unberührten Speisen trug sie weg.

Eines Nachts, es war mondhell und trocken, hörte Anna, aus dem Schlaf auftauchend, Reden und Hufschlag vom Hof her. Sie unterschied Katrins und Dierolfs gedämpfte Stimmen, stand auf, trat ans Fenster und sah sich vorbeugend den kleinen Wagen mit einem Pferd bespannt den Hof verlassen. Sie warf ein Kleid über, ging hinunter und traf Dierolf in der Halle. Melchior sei erkrankt, erklärte er ihr. Man habe nach einem Arzt und dem Pfarrer in die Stadt geschickt.

Dierolf, der, seit die Unsicherheit um das Stromhaus gewachsen war, in einem kleinen Raum neben dem Eingang schlief, um Wache zu halten, erklärte, im Gartenzimmer warten zu wollen, bis der Wagen zurückkäme. Katrin habe mit einer Magd im Verwalterhaus alles vorbereitet. Anna möge zur Ruhe gehen, der Morgen würde sie wohl hart anfordern. Anna schüttelte den Kopf, ging voraus und ließ sich in einem Sessel am Fenster nieder. Dierolf kam mit einem Tuch, das er um ihre Schultern legte, und breitete eine Decke über ihre Kniee. Sie fragte ihn, ob er sich der Fahrt erinnere, auf der er den Klosterzögling ins Leben geleitet habe. Er sah sie lächelnd aus seinen traurigen Augen an.

Der alte Doktor, der den Kranken in seinen seltenen Unpäßlichkeiten ein Leben lang verarztet hatte, vermochte nichts mehr für ihn zu tun, der Pfarrer Manswind fand den Sterbenden noch bei klaren Sinnen und waltete seines

Amtes. Katrin ging den Gang des Mannes mit bis an sein Ende, mit ihm betend, und sagte er, ihn aufrichtend, indem sie seine Treue und sein Werk erhob, und tief aus dem Herzen voll Scham und Glut die nie geredeten Liebesworte als Wegzehrung für den abscheidenden Gefährten heraufholend, und zuletzt trocken Auges, die kalte Hand in der ihren, an seinem Lager harrend.

Der Wagen war mit Arzt und Priester abgefahren, als die Hausgenossen von dem Gast erfuhren, der in der Nacht einen von ihnen mit sich genommen hatte. Gesinde und Arbeiter umstanden scheu das Verwalterhaus. Bald kamen aus der Nachbarschaft und aus der Stadt Besucher, den Abgeschiedenen zu beklagen, die Frau zu trösten und betend die Totenwache zu halten. In den Nächten verweilten die Frauen des Hauses sich ablösend bei Katrin, die sich tagsüber kaum eine kurze Zeit überreden ließ zu ruhn.

In der letzten Nacht vor dem Begräbnis, es war schon gegen Mitternacht, saß Anna bei Katrin auf der harten lederbespannten Bank des ländlichen Wohnraums neben dem Zimmer, in dem der Tote in seinem Sarge lag. Einige Nachbarn wachten bei ihm. Als einer der Wächter sich bekreuzend mit einem Blick auf die Witwe das Zimmer verließ, richtete sich Katrin auf und sagte leise: "Der Markus war als mein Trauzeuge bei unsrer Hochzeit, er wird sich noch besinnen, wie es dazumal war." Sie versank eine Weile in sich und begann dann zu Anna gewandt zu erzählen. Ihre Mutter habe es nicht leiden wollen, daß sie den Melchior nähme, doch habe sie nicht von ihm gelassen, der Vater aber, der ihn und seine Art kannte, sei für ihn gewesen und habe sie gestützt. Etliche Jahre habe darum Unfrieden im Hause geherrscht. Die Mutter hätte einem andern Bewerber den Vorzug gegeben, der habe hartnäckig geworben, ein rechter Mann sei er wohl auch gewesen und auf einem großen Hof wollte der sie zur Frau machen. Sie aber habe dem Melchior auf Tod und Leben angehangen und er ihr. Der Vater wollte ihn gern als seinen Nachfolger auf dem Stromgut sehen — es sei damals wie heut alles unter einer Hand gewesen und er habe schon sein Alter gespürt. Am Ende habe die Mutter aufgehört zu eifern und habe, ungerne freilich, in die Heirat gewilligt.

Nun aber sei die Heimat des Melchior ein Hofwesen seines Bruders auf der andern Stromseite. Die Trauung sollte in einer nahen Dorfkirche sein, wo ein Vetter der Mutter der Pfarrherr war. So habe sie also mit den Ihren dort den Bräutigam erwartet, der vom andern Ufer her mit den Seinigen habe kommen sollen. Es war ein harter Winter und der Strom tags vorher noch zugefroren. In der Nacht aber habe es sich gewendet, der Eisstoß sei eingetreten, unheimlich habe das Bersten der Schollen heraufgeklungen und das Gurgeln des gefesselten Wassers im Grunde. Ihr Herz habe gestockt. Ingrimig habe die Mutter ihr zugeraunt, sie könne nun erfahren, wie unser Herrgott selbst dawider sei. Der Melchior mit seinen Brüdern und seiner Sippe aber sei ohne Zaudern auf das morsche Eis niedergestiegen, und alle hätten heil das Ufer erreicht, an dem sie und ihre Leute mit gefalteten Händen laut betend gewartet hätten.

Anna hatte Katrins Hände in die ihren genommen und fühlte die schweren Tropfen auf ihnen, die ersten, die ihren Augen entfielen.

Ein großer graubärtiger Mann war hinter die Erzählerin getreten und hatte unbemerkt still zugehört. Er legte ihr, als sie geendet hatte, die Hand auf die Schulter und sagte: "Katrina, es gab noch einen, der den Weg über das berstende Eis um dich gewagt hätte." Sie senkte erlöst weinend den Kopf.

Franz Muracher war für einige Tage gekommen, dem Begräbnis Melchiors beizuwohnen. Ein schweigsames Gefolge von Frauen und alten Männern gab das letzte Geleit.

Franz besprach mit Anna, Katrin und einem alten Knecht, der als Knabe unter deren Vater schon auf dem Gut gearbeitet hatte und helläugig noch das Getriebe übersah, was in den nächsten Wochen zu geschehen habe.

Der Tag war regenschwer verhangen, schon am Nachmittag hatte man das Licht entzündet. Ein helles Holzfeuer wärmte das Gartenzimmer, wo die Frauen lesend und strickend um den Tisch saßen. Anna hatte am Vormittag mit zwei jungen Mägden die Staudenbeete im Garten zurückgeschnitten und gesäubert. Sie sah jetzt durch die Glastür zufrieden auf ihr Werk. Ein feiner Staubregen war während der Arbeit auf sie niedergegangen, ohne sie zu behindern. Das welke feuchte Laub der Nußbäume hatte streng und angenehm geduftet. Ein paar vorwitzige Primein hatten in den warmen Tagen der vergangenen Woche den Frühling vermutet und mit Blüten begonnen. Mittags hatte sie Sophien einen kleinen Strauß neben den Teller gelegt.

Katrin trat ein. Ein fremder Soldat in österreichischer Uniform wolle die Hausfrau sprechen. Er sei bleich und wohl müde. Eine Nachricht vom jungen Herrn bringe er nicht, danach habe sie ihn gleich gefragt. Er habe die Manieren eines gebildeten Menschen, und darum habe sie ihn in das Empfangszimmer nebenan geführt.

Anna sah eintretend einen ernsten jungen Mann vor sich, der sich verbeugend seinen Namen nannte. Der Oberst seines Regiments habe ihm ein Schreiben für die gnädige Frau anvertraut, da er auf seiner Heimfahrt diese Gegend berühren mußte. Der Brief stamme jedoch nicht von dem Oberst, sondern von einem von dessen Freunden, einem Hauptmann, der von einer andern Truppe kommend nur kurze Zeit der seinen angehört habe und in den letzten Kämpfen im Süden gefallen sei. Sein Regiment habe sich aufgelöst, es habe aus Angehörigen mehrerer Kronländer bestanden, die einander nun befeindeten.

Über Anna war, als sie den versiegelten Umschlag in der Hand hielt, eine große Erregung gekommen. Sie hörte sich sagen, es werde bald völlig dunkel, und wenn der Gast keine Unterkunft in der Gegend habe, könne man ihn im Hause beherbergen. Er lehnte ab, ein Kamerad erwarte ihn in einem Wagen vor

der Tür, sie hofften in der Stadt Anschluß an einen Zug zu bekommen. Er lebe in einem nahen Ort, den er nannte.

Anna fand sich allein, erbrach die Siegel und las.

*"Zu Händen von Frau Anna Gysbrecht.*

*Dem Zeugnis über das Schicksal und das verborgene Leben Anselm Gysbrechts muß ich einen Bericht über die Person des Schreibers und sein Verhältnis zu ihm vorausschicken. Ich bin ein Sohn Maria Bechtolds, Jahre nach der Trennung von ihrem Gatten geheim geboren, ein Halbbruder also der Juliane Gysbrecht, der Mutter Anselms. Mein Vater hat mich anerkannt und mir das Recht erwirkt, den Namen eines seiner Besitztümer zu tragen. Daß die Mutter seines Sohnes nach einer rasch erloschenen Leidenschaft sich von ihm löste, hat ihn offenbar im Kern seines Lebens verwundet und unfähig gemacht, dein Kinde mehr von sich zu geben, als die Vaterpflicht forderte. Bei seinem Tode hinterließ er mir die dalmatinischen Güter, deren Namen ich trage, und ein Vermögen, das mich unabhängig machte.*

*Damals rief mich meine Mutter, die mir bis zu jener Frist eine Unbekannte war, zu sich nach Wien. Nach Ablauf der wenigen Tage, die ich in ihrer Nähe verlebte, nahm sie beim Abschied mir das Versprechen ab, meine Abkunft von ihr zu verschweigen und niemals den Lebensweg meiner Schwester zu kreuzen. Damit hat sie auf mein Verhältnis zur Mitwelt verhängnisvoll eingewirkt.*

*Den Hang, die Länder der Erde zu durchschweifen, mag ich von ihr ererbt haben. Die Pausen zwischen meinen Wanderungen verbarg ich mich, Studien ergeben, auf einem abgelegenen Gut. Meine geistigen Neigungen berührten sich mit der Ideenwelt Anselm Gysbrechts, dem ich unter Berufsgenossen als jungem Mann flüchtig auf einer Reise in Griechenland begegnete. Er konnte in dem schweigsamen Gefährten, der eine Woche am Rande des großen Kreises verlebte, einen Verwandten nicht vermuten. Ich hielt mich an mein Schweigegebot. Jahre später traf ich ihn ein zweites Mal auf Kreta. Er lebte damals, von den Fachgenossen gesondert, in einem Gasthof, der über wenige Herbergräume verfügte und in dem auch ich Unterkunft gefunden hatte.*



*In anfangs zufälligen Begegnungen erwies er sich mir zugänglicher als den sonstigen Gefährten, bei denen er neben wissenschaftlicher Anerkennung im Rufe hochmütiger Verschlossenheit stand. Er eröffnete sich mir im Ablaufe weniger Wochen immer unmittelbarer, wie wohl sonst nur seinem Führer und Freunde Andreas Renner. Die Fügung hatte mich in entscheidender Schicksalsstunde in seine Nähe gebracht.*

*Was einem andern Manne solchen Ausmaßes nur grundlegende Forschereinsicht in eine Vorwelt urtümlicher Kulte geworden wäre, hatte für Anselms elementverwandten Geist ein während gegenwärtiges Leben gewonnen. Versunkene Mächte sprengten ihre Grüfte und westen mit ihm, bis ihn die Sucht befahl, in den Schoß der mächtigen Muttergottheit einzugehen.<sup>8</sup> Ich wurde Zeuge, wie er den drohenden inneren Zerfall in sich verspürte, und nahm teil an seinem vergeblichen Ringen um die schwindende Klarheit. Aus manchem Zeichen erriet ich den Entschluß, sein Leben freiwillig zu beenden, noch ehe die Wirrnis unabwendbar ihn befiele.*

*Ich schlug ihm vor, mit mir die Insel zu verlassen, um in einer Stadt einen mir als bewährt bekannten Arzt zu Rate zu ziehn. Ich hatte erkannt, daß die Landschaft, die uns umgab, ihn immer neu erregte, als träte ihn aus ihren Schlüften jenes beängstigende und verführende Geheimnis wieder und wieder an. Ich hoffte, eine nüchterne Welt würde ihn von der alphaften Verfolgerin befreien und ihm die Genesung bringen.*

*Er war damals nicht zu bewegen sich von dem Orte zu trennen, noch einem Dritten sich anzuvertraun.*

*Die Waffe, die er in einer Nacht gegen sich erhob, ist durch meine Wachsamkeit von ihrem Ziele abgelenkt worden. Das Versprechen, das ich am folgenden Morgen dem wieder Geistesmächtigen gab und das mir zur Fessel werden sollte, gebot mir, der Frau die Gewißheit seines Abscheidens zu geben. Ich leistete es, weil ich sah, wie der Gedanke, als unselig Geschlagener die Frau noch an sich zu binden, seine Todbegier stärkte.*

---

<sup>8</sup> Des bezieht sich wohl auf die minoische "Schlangengöttin" aus der Ruine des Palastes von Knossos (Kreta)..

*Ich erfuhr den Tod meiner Mutter, die Geburt des Kindes Anselms; ich bekam Nachricht von den Bemühungen seiner Freunde, sich Klarheit über sein Schicksal zu verschaffen. Mit großer Mühe konnte ich seine Spur auf Kreta verwischen. Zwar mußte das Suchen der Freunde ergebnislos bleiben, Andreas Renner jedoch mag bis zu seinem Tode in seinen Gedanken in immer engeren Zirkeln die Wahrheit umkreist haben.*

*Mir war aufgegeben, in die Hände des alten Freundes für die Frau als Zeichen des Abschieds den Ring Anselms und das Bild zu legen, so wie ich sie aus den Händen Anselms empfangen habe, und mich selbst den Nachforschungen zu entziehn.*

*Auf einer Insel der Adria, unfern meinem Wohnsitz, hat Anselm im Hause eines Arztes, von ihm gehegt, noch zwei Jahrzehnte gelebt. Sein Pfleger, ein Weltflüchtiger wie er und ich, hatte einst mit meiner Hilfe auf der Insel ein Asyl gefunden und lebte dort unter der spärlichen armen Bevölkerung, ein selbstloser Helfer und wie sie fast völlig von der menschlichen Gesellschaft des Festlands abgeschieden.*

*Nichts, was Anselms Los erleichtern konnte, ist versäumt worden. Er konnte auf dem meerumspülten Stück Erde sich frei bewegen. Die Umwelt war ihm freundlich zugetan. Immer wieder hat den Kranken in seinem Wahn die Frau heimgesucht, die Frau auf den Marmorfüßen, die vom Giebel niederstieg, um im Staub auf die Wanderschaft zu gehn.*

*Die letzten Jahre — ehe die Erlösung kam — vergingen ihm in fast ununterbrochener Finsternis. Ich habe oftmals für Wochen und zuweilen für Monate sein Leben geteilt und er verblieb mir vertrauend zugewandt. Das war, was das Leben mir an Nähe und Blutsgemeinschaft gewährt hat. Manchesmal hat mir scheinen wollen, als hätte ich dem Sinn zuwidergehandelt, da ich den Mann, der dem dunklen Ausgang des Labyrinths nahe war, in seine Wandelgänge zurückstieß, aus denen für ihn kein Weg mehr ans Licht führte. Habe ich also geirrt, so möge mir vergeben werden.*

*Den Sohn Anselms hat ein Zufall für eine Weile in meine Nähe geführt. Was mich an ihn schloß, hat er nicht vermuten können. Mit diesem Vermächtnis will ich sein noch jugendlich schwankendes Gemüt nicht belasten.*

*Sollte der Schreiber den Krieg nicht überleben und diese Botschaft nicht, wie es ihn drängt, selbst der Frau überbringen können, so wird ein zuverlässiger Kamerad diese Zeilen zu ihr gelangen lassen.“*

Dem Umschlag entnahm Anna noch ein verblichenes Bild, das einen Mann zeigte, der, in sich zusammengesunken, an einem Ufer auf einem umgestürzten Boot sitzend, wie aus geblendeten Augen in die Ferne schaute. In mühevолlem Suchen nur fand sie in dem, den es darstellte, den Gefährten ihrer Tage.

Ein Totenschein, vor wenigen Monaten in einem kleinen Ort Dalmatiens ausgestellt, lag bei.

Als Dierolf eintrat — er hatte dem Gast ein Glas Wein gereicht und ihn zum Wagen geleitet —, hielt Anna, an ihre Stelle festgebannt, das Bild in der Hand, Brief und Schein aber waren zu Boden gefallen. Er hob beides auf, legte es auf einen Wandtisch und verließ nach einem Blick auf die reglos Verharrende den Raum.

Nach einer Weile erlosch das Licht. Der heftig anhebende Sturm hatte die Leitung unterbrochen. Das Haus lag im Dunkel.

Christina trat, eine Kerze in der Hand, zaghaft ein. Sie setzte nach einem scheuen Blick auf die Tochter den Leuchter auf das Tischchen und schickte sich an wegzugehen, als sie das Dokument gewahrte. Sie konnte einen Aufschrei nicht unterdrücken. Sie trat neben Anna, die abgewandt in den Garten hinaussah. Die Baumwipfel standen in ziehenden Wolken. Man vernahm die erregten Wasser gegen die Ufer schlagen. Ein Blick Annas bat die Mutter sie zu verlassen.

Spät in der Nacht ging Anna aus dem verstummten Haus durch den Garten zum Strom und wanderte uferlang mit seinen Wellen im gesänftigten Rieseln des Regens. Auflichtend kündete im Osten fahles Grau den nahen Tag.

Sie wandte sich zur Heimkehr. Die Tür des Hauses fand sie unverschlossen. Als sie die Klinke bewegte, erlosch das matte Licht in Dierolfs Dachkammer.

In ihrem Zimmer ließ sie den nassen Mantel zu Boden fallen, warf sich auf ihr Lager und schlief sogleich ein. Von dem aufgelösten feuchten Haar, das über den Bettrand hing, fielen tränengleich die Wassertropfen nieder.

## 60

Christinen hatte Anna in einem kurzen Gespräch am Morgen nach der Einkehr des Fremden die Nachricht, die das Schreiben gebracht hatte, mitgeteilt.

Sophia verließ seit dem Abend, an dem die Botschaft das Stromhaus erreicht hatte, ihr Lager nicht. Anna fand sie oft mit Spuren des Weinens auf den Wangen, in sich verschlossen, und zum ersten Mal seit sie sie kannte sichtlich ohnmächtig, einer Erschütterung Herr zu werden.

Christina bekannte der Tochter, Sophia messe sich die Verantwortung bei an der Trauer, die Annas Leben beschattet habe, denn sie habe die Werbung Anselms, der ihr wie ein Sohn teuer war, gewünscht und gefördert; zugleich leide sie um das Martyrium seines Wegs. Doch meinte Christina, sie würde bald in das glückliche Gleichmaß ihrer Natur zurückfinden und in ihrer selbstgewählten Sonderung alles in sich ordnen und zur Ruhe bringen.

Bald kam auch Nachricht von Sabina. Georg sei im Hause angelangt, erschöpft von dem Rückzug über die Alpen, den er mit seiner Truppe in Hast und unter Entbehrungen bestanden habe, jedoch unbeschädigt und gesund. Von ihm selbst empfing Anna einige Tage später einen Zettel, den ein unbekannter Wanderer abgab. Er brachte Anna die Kunde von Franziska Schwanolds Tod. Georg schrieb — offenbar eilig —, ein Priester, dem er auf seinem Marsch begegnete, habe ihm erzählt, die Signora sei in ihrem Heim in Frieden und unbehelligt von dem Kriegsgeschehn dahingegangen; sie sei in der letzten Zeit schon sehr geschwächt gewesen und wohl ihrem hohen Alter

und den Ansprüchen der rauhen Zeit erlegen. Franziskas Haus habe er, Georg, in der Eile der Bewegung nicht aufsuchen können.

An einem der nächsten Tage kündigte Dierolf seine Heimfahrt nach Wien an. Es biete sich eine günstige Reisegelegenheit, Luz sei unruhig und begehre, nach Hause zu kommen.

Unvermutet trat eines Abends Franz Muracher ins Haus. Christina hatte ihn von den Geschehnissen verständigen können. Er kam Anna unsicher entgegen, doch löste sich seine Haltung unter dem Eindruck ihrer klaren Miene rasch zu väterlichem Wohlwollen. Er erzählte ihr von dem Fund in Maria Bechtolds Nachlaß, der ihn auf die Spur des verheimlichten Sohnes gelenkt habe, von Andreas' Kenntnis dieser Umstände und der Ahnung, die ihm selber Franziskas letzter Brief mit ihrer Erwähnung von Georgs Freund und Beschützer brachte.

Vor etlichen Jahren habe Konrad Urlaub ihm eine Nachricht gebracht, die freilich erst jetzt ihre rechte Bedeutsamkeit gewonnen habe. In einem klösterlichen Hospiz der Alpen habe ein älterer Bruder des Meister Magnus schwer krank gelegen, wie dieser ein Jugendfreund Konrad Urlaus. Die beiden hätten nun gemeinsam die Reise in die Berge angetreten, um den Bruder und Freund nach langer Trennung noch einmal zu sehen. Dieser hatte viele Jahre in einem griechischen Kloster auf Kreta gelebt und Anselm, der zuweilen die geistliche Herberge auf seinen Fahrten aufgesucht habe, wohl gekannt. Von Anselms rätselhaftem Verschwinden habe er zu jener Zeit nichts gehört, da er sich kurz zuvor auf eine Reise nach einer Mission im fernen Osten begeben habe, von der er erst nach langer Zeit wieder in sein heimisches Inselkloster berufen wurde. Wohl aber habe er auf jener Reise in einem Hafen des griechischen Festlands Anselm mit einem Begleiter ein Schiff besteigen sehen, das nach Norden abging.

Erst nach seiner Rückkehr habe er durch einen Zufall von Anselms Verschwinden erfahren und sich der Begegnung entsonnen. Durch einen nach Deutschland fahrenden Bruder habe er an Konrad Urlaub die Frage gelangen lassen, ob Anselms Schicksal Aufklärung gefunden habe. Der Bruder sei nicht

mehr nach Kreta zurückgekehrt und die Frage sei bis zu Konrads Einkehr in dem Tiroler Kloster ohne Antwort geblieben.

"Ich", fügte Franz hinzu, "hörte erst viel später von diesem Geschehnis, als der Krieg bereits ausgebrochen und ein Nachforschen nach dem verjährten und dürftigen Anhalt schon unmöglich war.

Konrad hat seine eigene Schau auf Anselms Leben. Er sieht die Prüfung, die über ihn verhängt wurde, als eine Art Vorhölle oder Fegefeuer an; als eine Gnadenschwelle der Läuterung vor dem Aufstieg in eine höhere Welt."

Welche Veränderungen in Annas und ihres Sohnes äußerer Lage durch die neuen Verhältnisse<sup>9</sup> eintreten würden, lasse sich bei dem allgemeinen verworrenen Zustand nicht absehen, allmählich erst würden die Dinge sich klären. Bona habe ihn begleiten wollen, aber obgleich er ihren Wunsch mitempfunden habe, habe er sie bitten müssen zurückzubleiben, wisse er doch selbst nicht, wann und wie die Heimfahrt ihm gelinge, und beide könnten sie Haus und Kinder in diesen Tagen sich nicht überlassen.

Er hielt Annas Hände fest in den seinen, und wie er den Blick auf ihr Antlitz heftete, hob sie den ihren zu ihm und sah an ihm die Verwandlung der letzten Jahre. Das Haar war nun völlig ergraut, in das Gesicht hatten Leid und Verzicht ihre Schrift geätzt, aber aus den Augen brach ein warmer Strahl, der Anna wohlütig einhüllte. Ein Lächeln ging über ihre Züge, und sie beichtete ihm, wie sie als Kind unter seiner Nähe ängstlich erstarrt sei.

Er käme nun, sagte er, auf einen Gegenstand, der zwischen ihm und Bona just in den letzten Tagen Anlaß zu Erwägungen und Gesprächen gegeben habe. Sie seien beide der Meinung, daß die drei Frauen die rauhe Jahreszeit nicht in der Abgeschiedenheit des Stromhauses verleben dürften. Sophiens Alter und Christinens zarte Gesundheit litten nicht, daß sie in dem einsamen Haus verblieben, dem nun auch der Schutz der jüngeren Männer ebenso fehle wie die zuverlässige Verbindung mit der Welt. Er und Bona rieten nicht zur Rückkehr nach München, dem anscheinend eine sturmbelegte Zeit bevorstünde, sondern für alle zu einem stillen Winter in Christinens ruhigem gesichertem

---

<sup>9</sup> Novemberrevolution 1918/19

Stadthaus, wo, wie er wisse, für einen genügenden Vorrat an Brennholz vorgesorgt sei und zulänglich Nahrungsmittel beschafft werden könnten.

Anna gab zu, daß sie für die beiden anderen einen ähnlichen Plan geheckt habe, ohne ihn schon vorzuschlagen. Sie selber meine freilich, das Stromgut nicht verlassen zu sollen.

Franz überzeugte sie, daß sie sich von den andern nicht trennen dürfe. Die Hauptarbeit des Jahres sei, so gut es die Umstände erlaubten, getan, Katrin mit ihrem alten Berater und Helfer würde das Verbleibende bewältigen. Auf die Bereitschaft der Nachbarhöfe sei Verlaß, und allmählich kämen die meisten Arbeiter aus dem Krieg zurück. Auch Lukas' Heimkehr sei gewiß, wenn sie sich auch verzögern könne. Was etwa versäumt werde, wiege nicht schwer, wenn sie alle die kommende düstere Zeit unversehrt überständen.

Franzens Vorschlag gewann die beiden andern schneller, als Anna vermutet hatte. Sophia beteiligte sich angeregt an dem Gespräch. Sie war aufgelebt und geneigt, sich einer neuen Lebensform einzufügen.

Man beschleunigte die Vorbereitungen zur Abreise. Franz wollte die Frauen in die Stadt geleiten und von dort den Heimweg gewinnen. Es gelang, ehe der große Strom der heimkehrenden Soldaten das Land überflutete.

Katrin blieb zuversichtlich in dem von ihrer Geburt an gewohnten Lebensbereich als an dem Ort, an dem ihrer Meinung nach jede Störung gering zu werten sei.

Die Frauen hatten sich nun schon etliche Wochen in Annas Elternhaus eingelebt. Sophia war von dem Ungewohnten eingenommen, begierig, an hellen Tagen im Wagen in die Stadt zu fahren, zufrieden, die lange Dämmerung der Winternachmittage in Christinens hyazinthendurchduftetem Wohnraum zu verplaudern.

Eines Tages erschienen unangemeldet Ulrich Renner und Cornelia. Ulrich wollte die Fahrt nach München fortsetzen, Cornelien jedoch den Freunden anvertrauen. Sie war nicht geneigt, ihn allein ziehen zu lassen, fügte sich schließlich seinem Wunsch und den Bitten der Frauen, die sie in ihrem Kreis

festhalten wollten. Mit den beiden und ihren Erzählungen von den durchlebten Tagen hatte der Sturm, der die Umwelt erschütterte, an dem Tor des Hauses gerüttelt, das nach Ulrichs Fortgang wieder in seinen Frieden zurückfand. Cornelia schien nunmehr das Vergangene gern in Vergessen sinken zu lassen.

Wochenlang lebten die Gefährtinnen ohne Nachricht von außen. Das Muracherhaus schwieg, aus München blieben die Botschaften Ulrichs aus, von Georg war von je selten Nachricht gekommen, nun vermißte man auch Sabinens Berichte. So ging eine Zeit in Beklommenheit hin, die einer dem andern zu verbergen trachtete, bis eines Tages das Stromhaus sich meldete. Ein junger Knecht, vom Krieg heimgekehrt, war als Bote abgesandt worden. Lukas sei zurückgekommen. Er sei aus dem französischen Gefangenenlager entwichen, habe in Nachtwanderungen mit einem Gefährten die neutrale Grenze und schließlich die Heimat erreicht. Er ließ Anna bitten, sobald sie es vermöchte, für eine Weile ins Stromhaus einzukehren.

Manches habe sich ereignet, was sie wissen solle, vieles sei zu erwägen und vorzubereiten, woran die Frau teilnehmen müsse.

Anna trat die Reise an. Cornelia, die sie gern begleitet hätte, bat sie zu verweilen, um mit Christina Sophien zu betreuen.

Der Wagen des Stromhauses mit zwei stattlichen neuen Pferden, die freilich einem ländlichen Arbeitsfuhrwerk besser angestanden hätten, erwartete sie an der Bahn. Lukas lenkte ihn selbst.

Auf Annas Fragen antwortete er ziemlich einsilbig. Alles Erzählenswerte sei vor seiner Ankunft geschehen, das überlasse er Katrin, die ohnedies längst darauf brenne, ihre Neuigkeiten an die Frau los zu werden. Ihn gehe das Zukünftige an. Etliche Vorkehrungen habe er eigenmächtig getroffen, ihrer Billigung sei er sicher. Er sah sie dabei freudig an. Sie fand ihn hager, gebräunt und reifer geworden. Er müsse von seiner Flucht berichten, sagte Anna. Katrin habe den Vorrang, erwiderte er, zuerst müsse sie zu Wort kommen.

Katrin kam nun nicht so rasch zu Wort, sondern brach bei Annas Anblick in Tränen aus, die sie eine gute Weile nicht zu hemmen vermochte. Erst



nachdem sie die Frau in ihre vorbereiteten Wohnräume geführt, Anna sich eingerichtet und Katrin ihr eine Abendmahlzeit aufgetischt hatte, begann sie, zuweilen noch von Aufschluchzen unterbrochen, ihre Erzählung.

Etliche Wochen, nachdem das Haus verschlossen und unbewohnt war, sei der Herr Georg gekommen und mit ihm eine Schar junger Leute, zwölf oder vierzehn, sie habe es nie recht wahrnehmen können, es seien ihr manchmal mehr, dann wieder weniger erschienen. Auch einige Mädchen waren unter ihnen. Eines, ein schönes, blondes, stolzes, sei wohl die Anführerin gewesen. Man habe sie Regine gerufen. Sie, Katrin, habe aus dem Reden vernommen, das Mädchen habe eine Stellung als Sekretärin in einem Kriegsamt innegehabt und stammte aus dem Norden des Reiches. Die Sprechweise habe fremd geklungen. Unter den jungen Menschen habe sie die Herrschaft gehabt. Der Herr Georg habe ihr so blindlings angehangen, daß ihr, Katrin, weh ums Herz gewesen sei.

Die Regine habe von ihm verlangt, daß er die Dienstleute entlasse, denn es sei unwürdig, daß man andere bediene. Der junge Herr habe denn auch — er sei dabei freilich sehr verlegen gewesen — die Köchin und Annas junge Dienerin weggeschickt. Um die Mägde und Arbeiter in der Gutswirtschaft hätten sie sich nicht bekümmert. Im Wohnhaus aber hätten sie sich eingerichtet und ihr Wesen getrieben und sie hätte dagegen nichts vermocht — eben weil der Herr Georg es anordnete, wenn auch nicht aus eigenem Willen, sondern unter dem Gebot der Regine. Sie hätten sich im Haus ausgebreitet, überall eingenistet, alles in Unordnung gebracht und alle Vorräte aufgezehrt, soweit sie ihrer habhaft wurden. Jeder habe gewissermaßen ein Amt gehabt. Einer sei der Lichtwart gewesen — sie hätten nur Kerzen gebrannt, auch den Schatz an Wachskerzen, der von dem Fräulein Wilhelmine her für die Kapelle verwahrt gewesen sei, hätten sie verbraucht. Der andere habe das Feuer in den Öfen versorgt, ein dritter habe das Tor geöffnet und geschlossen. Jedem habe die Regine seine Arbeit angewiesen. Der Herr Georg habe an ihrem Munde gehangen und ihre Befehle befolgt wie jeder andre. Es sei unter den Mädchen aber eine gewesen, eine Schwester der Regine, die hätten sie Jutta gerufen. Die

hätte ein zartes Gesicht gehabt und sonderbare verhangene Augen, klein sei sie gewesen und ihre Füße plump und mißgestaltet. Die habe mit dem Blick den jungen Herrn nicht losgelassen und sei ihm überall hin nachgegangen wie eine Schlafwandlerin. Ihm sei sie sichtbar lästig gewesen, er habe sich ihrer kaum erwehrt. Die Regine aber habe gelacht und die Schwester manchmal weggewiesen.

Gekocht hätten sie selten, meist hätten sie die Dinge roh verzehrt. Der junge Herr habe sich zuweilen bei ihr etwas ausgebeten.

Im Garten hätten sie etliche Beete umgegraben, weil es Frevel sei den Raum an Blumen zu vergeuden. Zu einer Bepflanzung aber mit Gemüse, wie sie vorhatten, sei es nicht gekommen.

Einmal kehrte die Regine von einem Weg in die Hügel zurück und befahl ihren Leuten für den nächsten Tag, den großen Saal zu heizen, in dem vom Begräbnismahl des Melchior noch die Tische und Bänke standen. Es sollte auf dem Stromgut eine Versammlung der Landfahrer stattfinden, in der sie ihre Rechte festsetzen wollten, die Abgaben, die man ihnen schulde, und was die Bauern zu ihrer Verpflegung leisten sollten.

"Sie sind dann auch gekommen", erzählte Katrin. "In der Dämmerung sind sie über den Hof in den Saal eingezogen. An Essen und Trinken hatte die Regine hinschleppen lassen, was ich nicht vor ihr verbarg, und das Reden und Schreien der Eindringlinge scholl bis zum Morgen herüber. Den Hauptsitz nahm die Regine ein, und neben ihr saß ein breitschultriger Mann mit großem Gesicht und blitzenden Augen. Er redete wenig, lachte oft vor sich hin und verließ als erster den Stromhof, und die Regine ging mit ihm. Am Morgen waren alle Landfahrer wie Gespenster im Nebel aufgegangen. Der Saal war verwüstet zurückgeblieben. In den nächsten Tagen verschwanden auch die jungen Leute, einer folgte dem andern, heimlich schlichen sie weg. Nur die Jutta war zurückgeblieben und unser junger Herr, der mir auswich. Eines frühen Morgens befahl er einem Knecht, ihn zur Bahn zu fahren.

Das Mädchen, die Jutta, erfuhr beim Erwachen, der Herr Georg habe das Haus verlassen.

Ich sah sie durch den Garten fortgehen. Am Nachmittag meldete einer, daß unser Hausboot am andern Ufer treibe. Die Leiche des Mädchens haben Kinder, die im nächsten Dorf die Gänse hüteten, stromabwärts am Ufer im Schilf gefunden."

Katrin schwieg und weinte nun leise vor sich hin. "Ich konnte es nicht ändern", sagte sie endlich. Anna hatte den Kopf auf die Hände gelegt, die sich an die Tischkante stützten.

## 61

Im Frühsommer des Jahres kehrte Anna für einige Wochen in ihr Münchener Heim ein. Sie traf dort ihren Sohn, der verschlossen und abweisend, wo es ihm möglich war, ihre Gegenwart mied. Die Ereignisse im Stromhaus ließ sie unerwähnt. Sie ahnte hinter Georgs Abwehr eine hilflose Bangigkeit.

Am dritten Tage ihrer Anwesenheit rief sie ihn zu sich in Anselms Arbeitszimmer und sprach ihm vom Leben und Tode seines Vaters, wie man zu einem Menschen gleicher Lebensreife redet und ohne Vorbehalt.

Er verblieb stumm mit gesenktem Kopf, als sie lange schon geendet hatte. Im Garten vor dem Fenster dämmerte der Abend zwischen den Bäumen, und allmählich wurde es völlig dunkel um Mutter und Sohn.

Georg sank neben ihr in die Kniee. Ein stoßhaftes Schluchzen erschütterte seinen Körper. Sie zog ihn an sich. Er legte seinen Kopf in ihren Schoß.

Durch Ulrich erfuhr sie von den Studienplänen des Sohns. Er habe bei seiner Heimkehr, erzählte er, den jungen Freund verstört und unzugänglich vorgefunden. Er sei der erste gewesen, der Georg vom Tode seines Vaters berichtete. Georg habe ihm in undurchdringlicher Starre zugehört. Späterhin aber habe er beobachtet, daß er sich mit Anselms Schriften, mit dessen

Bibliothek, mit Andreas' Sammlungen befaßte. Er habe den Eindruck gehabt, daß diese Anteilnahme wachse und ihn schon ernsthaft anfordere. Endlich erklärte ihm Georg, er wolle diesem Fach sein künftiges Studium widmen. Er fürchte Widerstände in der Familie und noch mehr, daß seine Vorbildung sich als lückenhaft erweise, woran wohl sein Leichtsinn und der vorzeitige Abschluß seiner Schulzeit Schuld trügen.

Als er später selber Anna sein Vorhaben eröffnete, ermutigte sie ihn sich Franz Muracher anzuvertrauen, sie werde seinen Wunsch unterstützen.

Es verlangte Anna, in das Stromhaus zurückzukehren, wo eine Fülle neuer Aufgaben auf sie wartete. Sie wollte vor ihrer Abreise noch Konrad und Roswitha sehen und stieg auf einem Gang in die Stadt, von dem Wunsch nach einer freundschaftlichen Begrüßung angewandelt, in die turmhohe Behausung der beiden hinauf, fand aber die Wohnung verschlossen. Ein angehefteter Zettel besagte, wohin Nachrichten zu senden seien. Von Ulrich erfuhr sie, sie befänden sich seit Monaten in ihrer fränkischen Heimat, wie auch, daß Meister Magnus kurz vor dem Ende des Krieges gefallen und die Frau nach der Geburt eines Kindes gestorben sei.

Den Sommer und den kommenden Herbst bis in den Winter verbrachte Anna allein im Stromhaus. Lukas war unersättlich im Erneuern und Umgestalten. Er wußte sie zu überzeugen, daß sein Bestreben sinnvoll sei, konnte es in kurzer Zeit durch manchen Erfolg beweisen und fesselte selbst Franz Muracher zuweilen über die vorgesezte Besuchszeit, der nun behauptete, bei dem Jüngeren in die Lehre zu gehen und den eignen Geist des Beharrens wanken zu fühlen.

Als er zum ersten Male mit Bona und seiner Tochter Helena wieder für etliche Tage bei Anna einkehrte, brachte sie Georgs Wunsch vor, sich dem Fach Anselms zuzuwenden. Den Eindruck, den ihre Rede auf Franz machen würde, hatte sie nicht ermessen. Er erbleichte und verdüsterte sich, schwieg, stand auf, wanderte im Zimmer auf und nieder und verließ es schließlich ohne Erwiderung. Selbst Bona, die beschwichtigend Annas Hand ergriff, war erschüttert. Am kommenden Morgen begegnete er Anna zugänglicher. Er

begann selbst von ihrem Anliegen zu sprechen und bat sie, ihm seine Schroffheit zu vergeben. Es wies sich, er hatte von dem Unwesen im Stromhaus erfahren, als dessen Anstifter ihm Georg erschien, und von dem Tod des jungen Mädchens. Er sprach von der Schwierigkeit und Unstetheit der Schuljahre, von dem verhängnisvollen Einfluß der Kriegszeit auf ein so ungefestigtes Gemüt. Er habe, sagte er, für Georg von einer gewissen Beschränkung, einem begrenzten Wirken eine Heilkraft erhofft, ein eindämmendes Bett für diesen gärenden Lauf, der aus so vielen dunklen Quellen gespeist sei.

Anna schwieg. Nach einer Weile fügte Franz hinzu, habe der Sohn die Kraft in seinem Plan auszuhalten, so würde sein Widerstand nichts ausrichten. Er gedenke also die kurze Frist, in der sein Einspruch noch eine Hemmung sei, nicht zu nutzen.

Im Winter fand Anna Ulrich und Cornelia im Rennersehen Haus, das aus einem langsam sich erweiternden Menschenkreis um die beiden neues Leben empfing, dem auch Sophia sich nicht entzog. In die Mansardenräume des Gartenhauses waren zwei Neffen Ulrichs eingezogen. Sophia hatte Dierolfs Tochter für den Winter eingeladen und eine freudige Zusage von Luz empfangen.

Schon im März zog Anna in das Stromhaus. Für den Sommer hatten die Freunde ihren Besuch in Aussicht gestellt. Seit einem Jahr hatte Christina um einen gemeinsamen Sommer mit ihrer Schwester Luzia geworben, deren Nähe sie während der Kriegsjahre hatte entbehren müssen. Luzia hatte vor dem Ausbruch des Krieges ihren Gatten auf eine Reise in die Kolonien begleitet. Eine Erkrankung Larmesons hatte dann unter schwierigen Verhältnissen die Heimkehr nach Holland geboten. Das Leiden, eines der nicht vollkommen erforschten Übel jener Zonen, hatte in der Heimat die erhoffte Besserung nicht erfahren können. Larmeson ergab sich nicht in sein Schicksal und lehnte sich mit allen Kräften, die ihm verblieben, gegen die Krankheit auf. Er war ein widersetzlicher, schwieriger Pflegling. Sein Verhältnis zu Luzia hatte sich gewandelt. Während er sonst lange Fristen seines Lebens von ihr abgewandt in

wechselnden Bindungen an andere Frauen gelebt hatte und gleichgültig ihrer Nähe entsagte, verlangte er nun ihre ununterbrochene Gegenwart und wurde unruhig, wenn sie ihm diese auch nur für kurze Zeit entzog. Er verfolgte jede ihrer Entfernungen mit selbstquälerischem Mißtrauen. Eine Anzahl kleiner Pflegedienste, die er von keiner Wärterin annahm, zogen sich wie kultische Riten über den Tag hin und bannten sie in seine Nähe. Er mochte vor seiner Erkrankung eine schwere Enttäuschung erlitten haben, vielleicht das Scheitern eines lang gehegten Wunsches, und hatte so, ein innerlich Gebrochener, dem Angriff des Übels nicht widerstehen können. Von dem Geheimnis seines Lebens gab er nichts preis, als er Luziens ganzes Leben anforderte.

Als sie in einer Zeit, da der Zwang des Leidens sich etwas zu lockern schien, ihm von ihrer Sehnsucht, für eine Weile mit ihren Geschwistern in der Heimat zu verbringen, sprach, verfiel er in Verzweiflung, erlitt Rückfälle, drohte ihr mit seinem Tode, der sie befreien würde, und machte sie verstummen.

Ihr schweigend-ergebener Verzicht schien ihn dennoch zu bedrücken, und schließlich schlug er ihr vor, sie auf einer Fahrt zu den Ihren zu begleiten. Bei genügender Vorsorge sei für ihn die Reise möglich.

Anna ließ ebenerdige Zimmer des Stromhauses vorbereiten, aus denen der gelähmte Kranke leicht auf die Terrasse und in den Garten gebracht werden konnte. Luzia zog mit Larmeson und einem Pfleger ein.

Die neue Umgebung und die Teilnahme der Frauen, die sich um ihn bemühten, schienen ihn wohltätig zu beeinflussen. Etwas von der alten Anziehung, die er einst auf alle, auch auf die Widerstrebenden, geübt hatte, bewährte sich aufs neue. Und da alle wetteiferten, ihm Dienste zu leisten und ihm gefällig zu sein, trat auch für Luzia eine erleichternde Entspannung ein, die ihr gewährte, die Gemeinschaft mit den Ihren zu genießen.

Nie hatte das Stromhaus gleichzeitig so viele Gäste beherbergt. Franz und Bona kehrten für einige Wochen ein, Ulrich kam mit Cornelian, die zurückblieb, als er, von seinem Amt beansprucht, wieder abreiste.

Georg hatte Annas Aufforderung, die Ferien bei ihr zu verbringen, widerstanden. Er war mit Ulrichs Neffen auf eine Bergwanderung gezogen.

Die Mitte des Sommers brachte Konrad Urlaub und seine Schwester, die, ehe sie aus ihrer fränkischen Heimat nach München zurückkehrten, für eine Weile im Stromhaus verweilen wollten. Anna vermochte sich des Gefühls nicht zu erwehren, als stünde ein Fremdes zwischen ihr und den Freunden, nicht eine Minderung der Zuneigung, aber etwas, für das sie keinen Namen kannte und doch einen suchen mußte.

Eines Abends saß sie mit den beiden unter dem Marienbild in der Eiche. Die andern hatten der Abendkühle wegen sich in den Gartensaal begeben. Annas Blick fiel auf die beiden Beete, die von den wilden Gästen umgegraben worden waren, damit die Blumen, die winterlich darunter schlummerten, ausgerottet würden und Kohl oder Rüben Platz machten. Hoch und üppig standen die Stauden in ihrem bunten Flor. Die Eiferer hatten ihr Geschäft so leichtfertig und obenhin getan, daß die Verbannten aus den verbliebenen Wurzelstöcken mit verdoppelter Kraft hervorgebrochen waren. Anna lächelte heimlich und fühlte Urlaubs Blick auf sich.

Sie verweilten eine Weile stumm nebeneinander. Anna erinnerte sich unvermittelt ihres nächtlichen Besuchs im Haus des Meister Magnus, und das Bild der Frau stand vor ihr. "Wie war es möglich," fragte sie, "daß die Meisterin, die junge starke Frau, die Geburt ihres Kindes nicht überstand? War sie in schlechter Hut?"

Während einer langen Stille sah Roswitha den Bruder fordernd an.

Endlich sagte Urlaub widerwillig: "Es war wohl so, daß die Angela sich hat sterben lassen, als sie den Sohn des Georg Gysbrecht zur Welt bringen mußte. Er weiß nicht darum, wohl aber hat nach ihrem Willen Magnus darum gewußt. Der hat aus seiner Stellung irgendwo im Land, er war ja nicht mehr jung, an die Front begehrt, wo er gefallen ist."

"Das Kind", sagte Roswitha nach einer Weile, "lebt bei einer Schwester des Magnus, einem verbitterten alten Mädchen, das nie Liebe erfahren hat. Sie hält es, wie es gerecht ist, und das Kind ist leiblich gediehen, aber Liebe erfährt es nicht. Es fremdet sie an, sagt sie."

Anna kam aus dem Wirbel, der sie eingeschlungen hielt, zu sich, als Cornelia, aus dem Haus tretend, den Platz neben ihr einnahm.

Etliche Tage später kehrte Anna von einer kleinen Reise zurück, auf der Roswitha sie begleitet hatte. Sie verließ mit ihr den Wagen, als sie noch ein Stück vom Ziel entfernt waren, um das Haus auf einem Feldweg zu erreichen. Sie trug einen kleinen Knaben in einem bäurisch bunten Röckchen in den Armen, der, das Köpfchen an sie gelehnt, schlief. Sein weißblondes Haar mischte sich mit dem ihren, daran er sich mit einem Händchen festhielt. Roswitha folgte in einiger Entfernung mit Annas Hut und Mantel.

Als Anna die Tür zum Baumgarten auftrat, traf sie auf den alten Knecht, Katrins Helfer. "Ich hab vermeint, da käm unsre liebe Frau im Sonnenhaar, die unsre Flur segne", sagte der Alte. Er verstummte, als er das Kind in Annas Armen erblickte, und trat zu ihr, es ihr abzunehmen.

"Nein, Ambros," erwiderte Anna lachend, "der wird mir nicht schwer." Sie trug ihn ins Haus.

"Ein Waisenkind," erklärte Roswitha der Katrin, "die Mutter ist bei der Geburt gestorben."

Der Knabe war von dem Augenblick, da Anna ihn ins Haus trug, in ihm heimisch. Er bewegte sich unbefangen auf seinen kleinen Beinen, hing den Frauen an den Rücken, kannte keine Scheu vor Mensch oder Tier und erfand sich Spielzeug selbst, wo er sich aufhielt. Larmeson war von dem Kind, das ihm zuerst als Störenfried erschienen war, allmählich so eingenommen, daß er es nie lange missen wollte, es auf die Decke seines Lagers setzte und mit ihm scherzte und sich alter Kinderlieder besann, die er ihm vorsummte.



Im Spätsommer stellte sich Christof Dierolf ein. An einem milden Nachmittag saß er neben Larmesons Fahrstuhl auf der Terrasse. Er hatte die einstige Distanz zu dem Berufsgefährten vermindert. Sie führten häufig lange Gespräche über Dinge, die sie beide angingen.

Der kleine Stefan hatte sich auf dem Schemel von Larmesons Stuhl neben dessen Füßen niedergelassen und legte spielend bunte Steinchen auf seinem Sitz aus.

Larmeson sah ihm zu und sagte zu Dierolf : "Mit ihrem Findling hat unsere Anna dem Haus ein kleines Freudenlicht angesteckt."

"Ja," erwiderte Dierolf, "die Schöpfung ist noch nicht vollendet."



## Personenverzeichnis<sup>10</sup>

Anna Gysbrecht geb. Schwanold  
 Anselm Gysbrecht  
 Georg (Andreas) Gysbrecht, beider Sohn  
 Georg Schwanold (del Moro), Annas Vater  
 Christina Schwanold geb. Muracher, Annas Mutter

### ANNAS MÜTTERLICHE FAMILIE (Bayern)

Helena Muracher geb. Muracher [sic!], die Großmutter  
 Deren Kinder:  
 Franz Muracher  
 Christine  
 Luzia  
 Sebastian (als Kind ertrunken)  
 Drei weitere Kinder Helenas (früh gestorben)  
 Paul (als Student gestorben)  
 Schwester Ricardis, Oberin (Schwester der ersten Frau Franz Murachers)  
 Bona<sup>11</sup>, Franz Murachers zweite Gattin (Nichte seiner ersten Frau)  
 Sebastian (früh gestorben), Stefan, Anselm, Helena, ihre gemeinsamen Kinder  
 Jan Larmeson, Luziens Gatte  
 - Benedikta  
 - Justine *die Alten im Stromhaus (an der Donau, wohl Österreich),*  
 - Wilhelmine *Verwandte der Familie Muracher*  
 - Lambert  
 Christof Dierolf  
 Mechthild Dierolf, Christofs Mutter (Nichte oder Base Helena Murachers)  
 Faustina von Luxander, später Dierolfs Gattin  
 Rosalba, Bettina sowie ein Sohn, Faustinas (eheliche) Kinder  
 Luzia (Luz) von Luxander, Faustinas Tochter (von Dierolf)

<sup>10</sup> Einige Personen sowie Hinweise wurden für die Neuausgabe hinzugefügt. (Manche der ergänzten Figuren treten im Buch nicht auf, für das Panorama dieses "Familienromans" ist ihre Existenz jedoch nicht unwichtig.)

<sup>11</sup> Vermutlich Kurzform von Bonadea (Gute Göttin = römische Göttin der Fruchtbarkeit, Heilung, Jungfräulichkeit und der Frauen). In Robert Musils MANN OHNE EIGENSCHAFTEN eine Hauptfigur den Vornamen Bonadea.

## ANNAS VÄTERLICHE FAMILIE

Franziska Schwanold, Annas Großmutter  
(in erster Ehe mit Amadeo del Moro vermählt)  
Giovanni del Moro, Bruder Amadeos

## DIE FAMILIE GYSBRECHT (Österreich)

Otto Gysbrecht, Anselms Vater  
Juliane Gysbrecht geb. von Bechtold, Anselms Mutter  
Maria von Bechtold, Julianen Mutter  
Der Hauptmann, Frau von Bechtolds heimlicher Sohn  
Brigitte Gysbrecht, Anselms Stiefmutter  
Julia (Julie) Gysbrecht, Anselms Stielschwester  
Drei weitere Stiefgeschwister  
Brigitte Gysbrechts Mutter und drei Schwestern  
Rudolf Gysbrecht, ein Vetter Otto Gysbrechts

## FREUNDE UND BEKANNTE DER HÄUSER MURACHER UND GYSBRECHT

Sophia von Renner  
Ludwig von Renner, ihr Gatte  
Andreas Renner, dessen Bruder  
Oswald Renner, weiterer Bruder  
Aline, Ehefrau Oswalds  
Ulrich Renner, deren Sohn (dazu etliche Geschwister)  
Lorenz Silbernegel, Bergrat, Freund der Brüder Renner  
Sidonia Rabendinger, Tante (oder Base) Silbernegels  
Frau von Seybold, eine Verwandte beider  
Oswald von Seybold, ihr Sohn  
Konrad Urlaub, Freund der Familien Renner und Muracher  
Roswitha Urlaub, seine Schwester  
Cornelia Hoermann, Jugendfreundin. Annas  
Carl (Rudolf) Hoermann, ihr Vater  
Therese Hoermann, ihre Tante  
Meister Magnus der Bildschnitzer, Urlaubs Freund  
Angela Magnus, seine Gattin

DIE DIENER UND HELFER

*Im Schwandoldschen Haus:*

Die alte Margret  
Der alte Josef  
Sabina, später in Annas Stadthaus  
Salome

*Im Stromhaus:*

Melchior, der Verwalter  
Katrin, seine Frau  
Lukas, ihr Neffe

FREUNDE GEORG GYSBRECHTS

Otfried Schaffenrath  
Rupert Messerschmied  
Regina  
Jutta, ihre Schwester

ANDERE

Frau Josefa Manswind, Witwe  
Der Pfarrer Manswind, einer ihrer beiden Söhne  
Rosina Mansfeld, ihre jüngere (Halb-)Schwester (krank, dann gestorben)<sup>12</sup>  
Dr. Alisa Mautner  
Maria und Renate van Loon (Schwestern)  
Eine Mutter mit drei Töchtern (Yvonne, Madeleine, Ludwina)  
Gertraud und deren Mutter

---

<sup>12</sup> Im Original gehen die Vornamen Josefa und Rosina mehrmals durcheinander. Dies wurde vereinheitlicht.



Besuch in der Casa Trüb, Schweiz (1948)  
Paula und Martin Buber, Ernst Michel, Hans Trüb<sup>13</sup>  
(NL Goldschmidt; Quelle: Dissertation Baur)

---

<sup>13</sup> Ernst Michel (1889-1964) war ein linkskatholischer Journalist, Sozial- und Kulturphilosoph und Psychotherapeut. Hans Trüb (1889-1949) war Arzt und Psychotherapeut. Er stand in engem freundschaftlichen und fachlichen Kontakt mit Martin Buber, insbesondere zur Entwicklung einer dialogisch orientierten Psychotherapie. In diesem Zusammenhang entstand auch der Kontakt zwischen Ernst Michel und Martin Buber (sowie auch der umfassende Kontakt mit dem amerikanischen Psychotherapeuten Maurice S. Friedman, 1921-2012, der in etlichen neueren Veröffentlichungen Bubers Dialogisches Prinzip eingebracht hat in aktuelle Entwicklungen der Psychotherapie). Siehe zu diesem Umfeld Hans Trüb: HEILUNG AUS DER BEGEGNUNG. ÜBERLEGUNG ZU EINER DIALOGISCHEN PSYCHOTHERAPIE (Bergisch Gladbach 2015: EHP), sowie im weiteren mein Vorwort zu: IN-DER-WELT-SEIN. JOOHANNA HERZOG-DÜRCKS PERSONALE PSYCHOTHERAPIE ALS ELEMENT INTEGRATIVER TRAUMATHERAPIE. (Leipzig 2020: A+C)

## Eine wertkonservative Utopie

Nachwort zur Neuauflage (2024)

[Die Vergangenheit] eilt in die Zukunft hinüber, sie zu befruchten; das ist Gegenwart, das eigentliche Leben; jeder Moment, der nicht von ihr durchdrungen in die Zukunft hineinwächst, ist verlorne Zeit, von der wir Rechenschaft zu geben haben. Rechenschaft ist nichts anders als Zurückholen des Vergangenen, ein Mittel, das Verlorne wieder einzubringen, denn mit dem Erkennen des Versäumten fällt der Tau auf den vernachlässigten Acker der Vergangenheit und belebt die Keime, noch in die Zukunft zu wachsen.

*Bettine v. Arnim: DIE GÜNDERODE, hrsg. von E. Bronfen (München 1982, S. 365)*

Pro captu lectoris habent sua fata libelli –  
*Terentianus Maurus*

Die folgende Rezension von Wolfgang Grözinger erschien 1952.<sup>14</sup>

Keine Flucht, eher ein gelassenes Sich-Abschließen von der Öffentlichkeit sehen wir in einem gewichtigen Familienroman von Georg Munk: AM LEBENDIGEN WASSER. Das Buch führt in eine matriarchalische Welt, in deren Mitte bedeutende Frauengestalten wirken. Das Phänomen Familie wird am Beispiel einer süddeutschen Großfamilie bürgerlicher Prägung als ein Werk bergender mütterlicher Kräfte sichtbar gemacht, als ein Lebenskreis des Erhaltens und Weitergebens. Nicht Aufstieg und Verfall werden gezeigt, sondern die Bewährung des Frauentums im Wechsel der Generationen. Aus dieser Konzeption ergibt sich auch die eigenartige Rolle der Männer: entweder dienen sie als bescheidene Randfiguren, oder aber sie brechen aus dieser Ordnung aus, ohne sie jedoch in ihrem Kern erschüttern zu können. So führen, wie bei den bekannten Kinderbildchen, auf denen durch wirre Striche ein Grundbild plötzlich sichtbar wird, die unruhigen männlichen Lebenswege dazu, das ruhende Urbild der weiblichen Welt zu enthüllen. Eine solche Welt ist nun freilich nicht nur unzeitgemäß, sondern aufs stärkste von der virilen Ordnung der Politik und der Wirtschaft bedroht, von einer Zeit, die nicht im geheimen Wirken verborgener Wesenheiten, sondern im scheulos Rationalen und im vergesellschafteten Leben ihre Erfüllung sieht. Keine Soziologie und Wirtschaftslehre kann zum Beispiel die Urfähigkeit der Frau, vom Mann erworbenes Gut in Familienbesitz zu verwandeln

---

<sup>14</sup> Wolfgang Grözinger: Vom Familien- zum Existenzroman; in: HOCHLAND 45, 1952/3, Heft 6 - Später in: H. Ehrke-Rotermund/E. Rothermund: WOLFGANG GRÖZINGER. PANORAMA DES INTERNATIONALEN GEGENWARTSROMANS: GESAMMELTE HOCHLAND-KRITIKEN 1952-1965 (2004).

Grözinger war ein wichtiger Literaturrezensent, der zugleich durch profilierte Veröffentlichungen zu unterschiedlichsten Themen hervorgetreten ist. [https://de.wikipedia.org/wiki/Wolfgang\\_Gr%C3%B6zinger](https://de.wikipedia.org/wiki/Wolfgang_Gr%C3%B6zinger)

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

und so zu binden, mit Zahlen belegen – die klaren Konturen, in denen hier kurz vor Ausbruch des Gewitters des ersten Weltkrieges die Struktur einer Familie transparent wird, zeigen jedoch, daß mit der Umschichtung der Vermögen sehr viel mehr Verlorengang als materieller Besitz. Sie zeigen ferner, daß das, was man gemeinhin als bürgerliches Zeitalter bezeichnet, zu einem großen Teil eine Schöpfung der Frau war. Obwohl das Buch der Gefahr des Zerfließens in eine Familienchronik nicht immer entgeht, wird es im ganzen seiner hohen Zielsetzung gerecht, das "lebendige Wasser" in der Wüste der Zeit zu zeigen. Man kann den Titel christlich interpretieren – die Leidenschaft dieser Frauen wurzelt im religiösen Bereich –, man kann aber auch daran denken, daß Quellnympfen in der Antike die Stifterinnen der Frauenkulte und Hüterinnen der Familie waren. Beide Deutungen sind wohl richtig.

Soweit Wolfgang Grözinger. –

Paula Winkler, geboren 1877, stammte aus einer gutbürgerlichen katholischen Beamtenfamilie in München. Nach dem Besuch eines Klosterpensionats absolvierte sie eine Ausbildung als Lehrerin.

1899 lernte sie beim Germanistikstudium in Zürich den ein Jahr jüngeren Kommilitonen Martin Buber kennen. Da sie als Nichtjüdin nicht nach jüdischem Ritus getraut werden konnte, wurden ihre Kinder Rafael (1900–1990) und Eva (1901–1992) unehelich geboren. 1901 trat sie aus der katholischen Kirche aus. 1906 zog die Familie Buber nach Berlin. Dort konvertierte Paula im Januar 1907 zum Judentum, was die Heirat mit Martin Buber ermöglichte. (In diesem Zusammenhang nahm sie den zusätzlichen Vornamen Judith an.) 1912 veröffentlichte sie unter dem Pseudonym Georg Munk ihr erstes Buch, die Novellensammlung DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. 1916 zog die Familie von Berlin nach Heppenheim (unweit von Heidelberg).

1935 wurde Paula Buber wegen "jüdischer Versippung" aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Im März 1938 emigrierte die Familie Buber nach Palästina, wo Martin Buber einen Lehrstuhl an der Hebräischen Universität Jerusalem übernahm. In den folgenden Jahren wurde ihr Roman AM LEBENDIGEN WASSER abgeschlossen, an dem die Autorin seit etwa 1925 gearbeitet hatte.

Paula Judith Buber starb 1958 in Venedig.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau



AM LEBENDIGEN WASSER erschien erst 1952 in einer einzigen Auflage von 5000 Exemplaren im Insel-Verlag (Wiesbaden). Ein kurzer Auszug daraus war (unter dem Titel *Haus am Strom*) bereits 1926 im Insel Almanach des ursprünglichen Insel-Verlags Leipzig erschienen.<sup>15</sup>

Der Roman imaginiert eine sozial und kulturell sehr anspruchsvolle Familienwelt, wobei ich vermute, daß es derlei in dieser Vollkommenheit, dieser Hochgestimmtheit nur selten gegeben hat. In gewisser Weise ist es eine Gegenwelt zu derjenigen, in der es geschrieben wurde. Einmal werden "umständliche Worte von verschollener Herzlichkeit" erwähnt. In ihrem Sensorium für derartige mitmenschliche Empfindungen und Begegnungen ist Paula Buber der Dichterin Irene Forbes-Mosse nahe, die ebenfalls Frauen in den Mittelpunkt eines menschengemäßen Lebens stellt, allerdings beschwingt, rhapsodisch, nie mit Paula Bubers fast übermenschlichem Ernst<sup>16</sup>. AM LEBENDIGEN WASSER ist die Utopie einer menschengemäßen familiären Gemeinschaft über die Generationen, in der seelische (und soziale) Entfremdung einen sehr geringen Stellenwert hat. Aber ist das überhaupt vorstellbar? Sind wir doch alle eingesponnen in vielfältige Selbstverständlichkeiten von Entfremdung (Verdinglichung) – Begriffe, die hier nicht soziologisch, sozialphilosophisch, nach Maßgabe bestimmter Theorien genutzt werden. Zugrunde gelegt wird von Paula Buber dieser Utopie die Annahme einer wesentlich durch Frauen getragenen zivilisatorischen Wirkmächtigkeit, wie sie heutzutage im Rahmen von Anthropologie und Gendertheorie eher infrage gestellt wird.<sup>17</sup>

In jedemfall erinnert uns die Autorin an Schätze, die Menschen einander schenken können: immaterielle (Achtsamkeit, Liebe, Geduld, Rücksichtnahme) – aber auch materielle, die wiederum immaterielle Werte bewahren können (Erinnerungen, Dankbarkeit, Schönheit, Bindung, Trost). Aber materielle Schätze werden zerstört durch Kriege und das Gewinnstreben von Erben, die die entsprechenden Dinge

---

<sup>15</sup> Dieser Text ist hier im Anhang dokumentiert.

<sup>16</sup> Thomas Bernhard prägte (in seinem Stück *Ritter, Dene, Voss*) den Begriff "Katafalkismus", den ich irgendwann in Paula Bubers Buch geschrieben habe (mit zwei Ausrufezeichen). Das war nur ein Augenblick des Überdresses, aber er bezeichnet doch ein Moment dieses Buches.

<sup>17</sup> Bekannt ist, daß Paula Buber sich auf Johann Jakob Bachofens Grundlagenwerk DAS MUTTERRECHT (1861) bezog, dies noch im Jahr 1928 (Brief Adolf v. Grolmans an sie vom 17.2.1928; Quelle: Dissertation Baur, a.a.O., im Anhang S. 50).



*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

verkaufen. Immaterielle Werte werden zerstört durch seelische Entfremdung, Schicksalsschläge, Trägheit des Herzens.

Der Roman beginnt etwa 1875 und endet mit der Revolution 1919. Vererbte Immobilien, Familienschmuck, in der traditionelle Alltagsrituale und ehrwürdige Möbel sind bedeutsame Symbole des familiären Zusammenhalts – seit Generationen. Situative finanzielle Probleme werden innerhalb der Familie ausgeglichen. Offensichtlich tiefe Aversionen der Autorin gegenüber einer direkt oder indirekt meist aus dem aufsteigenden Kleinbürgertum stammenden sozial unsensiblen Mentalität entfaltet sich in pointierten Beschreibungen von entsprechenden Personen und deren Verhaltensweisen. Ohne jeden Zweifel ist die polarisierte Abgrenzung von im positiven wie negativen Sinn idealtypisch ausgemalten sozialen Sphären gewollt. Die Hilflosigkeit, mit der die allzeit an Harmonie und gutem Willen orientierte Familie solchen als aufdringlich, impertinent, unsensibel und bedenkenlos eigensüchtigen Personen gegenübersteht, erinnert, kaum zufällig, an die (zukünftige) hilflose Erstarrung vieler Vertreter\*innen der gehobenen Mittelschicht gegenüber NS-Aktivist\*innen und -Schergen.

Aus unterschiedlichen Blickwinkeln einzelner Familienmitglieder werden im Verlauf des Buchs Lebensverläufe skizziert, wodurch das vitale Geflecht der "Sippe" vorstellbar wird. Nachfühlbar wird das Mitleben, Fortleben und Weiterleben zwischen Familienmitgliedern aufeinander folgender Generationen. Dabei gibt es auch in dieser exzeptionell humanisierten Großfamilie erhebliche zwischenmenschliche Unvereinbarkeiten, ideologische Fremdheiten, seelische Verletzungen, Konflikte, auch Kindheits-Traumatisierungen. Innerhalb der Großfamilie werden etwa ebensoviele uneheliche Verbindungen (einschließlich "Ehebruch" und Dreiecksbeziehungen) wie eheliche dargestellt. – Jedoch wird mit all dem anders umgegangen, als wir es wohl zumeist erleben! Schicksalsschläge werden in der von Buber imaginierten familiären Gemeinschaftlichkeit offenbar generell nicht explizit, gemeinschaftlich verarbeitet – vielmehr tragen alle ihre persönliche Last inklusive ihrer Trauer in einsamer Größe allein für sich.<sup>18</sup> ("In das Netz des Eigenlebens versponnen", heißt es einmal.) Gleichwohl werden Informationen über Schicksalsschläge unter den jeweils anderen Familienmitgliedern ausgetauscht, jedoch bleiben sie nicht auf der Klatsch-Ebene,

---

<sup>18</sup> Meine Formulierung ist nicht ironisch, sondern ernst gemeint.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

vielmehr tragen sie zur Sensibilisierung der Familie für ihre jeweils belasteten Mitglieder bei.

Selbst bei zumindest damals noch sozial extrem anstößigen Lebensumständen (Ehebruch, uneheliche Kinder, ihre Kinder verlassende Mütter, die Familie verlassende Männer) wird kein Moralisieren im bürgerlichen Sinn dargestellt. Problematisch wird allerdings wenn ein Familienmitglied sich über "Standessitten" und "das Empfinden ihrer Kreise" (O-Ton) hinwegsetzt; aber selbst solche strukturkonservativen Störnisse werden zwar mit Betrübtheit aufgenommen, jedoch letztlich akzeptiert.

Im Vordergrund steht immer die konkrete Aufgabe, mit der gegebenen Situation in möglichst menschenwürdiger Weise umzugehen. Das selbstverständliche Annehmen schwieriger, auch tragischer Lebensumstände einschließlich aller damit verbundener Entsaugungen zugunsten von als übergeordnet verstandener ethischer (moralischer) Werte, darunter auch die familiäre Gemeinschaft im erweiterten Sinn, hat einen hohen Stellenwert im Leben der Personen. Diese Werte werden niemals explizit proklamiert, um sie wird nicht rhetorisch gerungen: sie sind, was sie sind.<sup>19</sup>

Relevante Informationen werden hier also nicht im verbalen Austausch "verwurstet" (bzw. rationalisiert), sondern in der seelischen Verdichtung des Einzelnen bewahrt, wodurch – zumindest in Paula Bubers Vorstellung – diese Einzelnen mit in der Tiefe ihrer Persönlichkeit fundierter Sensibilität miteinander umgehen können. – – Aber sind wir Menschen so?

"Niemand war jemand in ihrem Umkreis in den Bereich eines Mitlebenden eingedrungen." – "Ehrfurcht vor dem Dasein des Mitlebenden" – Diese Haltung kann allerdings auch zur Folge haben, daß an ihrem Schicksal leidende Menschen alleingelassen werden von den ihnen verbundenen Angehörigen, bei denen sie gerade in solchen Situationen eine offene Tür zu deren Herzen erhofft haben; so jedenfalls wäre heutzutage das Grundverständnis. Auch dieses Problem wird deutlich in Bubers Buch.<sup>20</sup> Möglicherweise aber ist die Begabung, innere Konflikte mit anderen zu teilen, eine zivilisatorische Errungenschaft, die erst den folgenden Generationen, in unserer Gegenwart, selbstverständlicher werden konnte: in der es eine kompensatorisch oder

---

<sup>19</sup> Dies erinnert an Martin Bubers zeitweise intensive Beschäftigung mit der taoistischen Lebenshaltung: REDEN UND GLEICHNISSE DES TSCHUANG TSE (Leipzig 1922). Die Veröffentlichung enthält ein wichtiges Nachwort Martin Bubers. (Neuausgabe bei Manesse.)

<sup>20</sup> Angesichts einer innerfamiliäre Beziehungskatastrophe sagt die Leidtragende Jahre später: "Wie es damals geschehen ist, weiß außer mir keiner. Keiner hat mich je gefragt, aus Schonung hat man mich verurteilt, schweigend die Bürde ihrer Güte und Fürsorge auf mich zu nehmen."

Nachwort: Eine wertkonservative Utopie  
Mondrian Graf v. Lüttichau

gar heilsam wirkende Gebundenheit, ein Getragenwerden von Familie und Tradition nicht mehr gibt, in der (gewissermaßen im "Prozeß der Zivilisation", Norbert Elias) eine neue Form von reflexiv bewußter Individualisierung sich entwickelt hat.<sup>21</sup>

Die traditionellen Geschlechtsrollen und die ihnen entsprechenden weiblichen bzw. männlichen "Welten" bleiben in der Familie konsequent gewahrt und werden im Zweifelsfall auch bewußt verfestigt, individuelle Ausbruchsversuche werden mit subtilem Befremden beantwortet. Die meisten der für das Geschehen bedeutsamen Frauen wurden in Klosterschulen aufgezogen, wobei deutlich wird, daß sie sich Allgemeinbildung erst im Erwachsenenleben selbstverantwortlich erringen mußten. Auch bei Jungen wird die Erziehung in einem "Geistlichen Institut" bevorzugt; diese allerdings befinden sich auf einem selbstverständlichen Bildungsweg, der in Beruf und "Stellung" hineinführt. – Allerdings zeigen sich in Bubers Familienbuch die meisten relevanten männlichen Figuren mehr oder weniger ausgeprägt als "Sonderlinge". Die auch für das Bildungsbürgertum übliche Karriereorientiertheit von Männern kommt hier nicht vor.<sup>22</sup>

Die Orientierung der Autorin an der traditionellen Geschlechtsrollendichotomie ist nicht einfach konservativ, vielmehr versucht sie, die traditionelle Erstarrung dieser Rollenvorgaben *aus sich heraus* zu überwinden: sie so sehr mit individuellem Leben zu füllen, daß sie sich wandeln zu neuer zwischenmenschlicher Authentizität!<sup>23</sup> Ihre Darstellung von sozialen Verhaltensweisen und Haltungen bei Frauen innerhalb der neuen Normalität in den 20er Jahren (Orientierung an sozialer Ungebundenheit und Freiheitlichkeit im äußeren Sinn, frauenrechtliche Intentionen, Frauenstudium u.dgl.) macht deutlich, daß sie diese Tendenzen eher als Flucht vor den Anstrengungen eines erfüllten Lebens deutet. – Darin allerdings steht Paula Bubers Buch diametral zur gesellschaftlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>24</sup>

---

<sup>21</sup> Zu all dem gibt es zweifellos eine Fülle von Literatur. Mir geht es nur darum, auf Grundlage meiner Lektüre Aspekte dieses verblüffenden Buches zu skizzieren.

<sup>22</sup> Was auch durch die offenbar wirtschaftlich weitgehende Unabhängigkeit der Familienmitglieder begünstigt wird. Explizit dargestellt wird dazu wenig. (*Über Geld spricht man nicht, Geld hat man.*)

<sup>23</sup> Ein analoges Bemühen bestimmte auch Martin Bubers Arbeiten zur Wiederentdeckung der chassidischen Überlieferungen, bei denen Paula entscheidend mitwirkte.

<sup>24</sup> 1983 versuchte ich, eine Wiederveröffentlichung beim Verlag Lambert Schneider anzuregen, leider vergebens. – Bei Lambert Schneider war 1953 Paula Bubers Roman MUCKENSTURM erschienen, im übrigen war es Martin Bubers Stammverlag in Deutschland.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

In vielen Facetten zeigt sich bei einzelnen Personen das Beharren auf individuellen Eigenheiten, Ideologemen, Idiosynkrasien, die von anderen Familienmitgliedern abgelehnt werden, wobei diese wiederum in anderen Aspekten ungewöhnlich sind. So ist es zwar auch bei uns, aber es zeigt sich meist weniger deutlich, weil heutzutage das allermeiste Abweichende reflexhaft kaschiert wird mit konsensuellen Meinungen oder Verhaltensweisen bzw. mit Rückzug. Bei Paula Buber zeigt sich das soziale Leben innerhalb des Familienverbandes als Geflecht von "Abweichungen" voneinander, die immer neu geklärt, harmonisiert oder bewußt ausgehalten werden. Trotz des Beharens auf konventionellen Geschlechtsrollen sehe ich so, wie die Familie dies praktiziert, ein geringeres Maß an Entfremdung, als sich in unserer gesellschaftlichen Zwangsnormalität zeigt.

Eine Nebenfigur, Oswald v. Seybold, wird achtungsvoll als mystisch-schamanisch begabt vorgestellt. Zwar wird von den Angehörigen eine psychotische Erkrankung angenommen, jedoch wird Oswald in seiner Eigenart geachtet und geschützt, sogar von der Dorfbevölkerung (dies vielleicht allzu unrealistisch). Oswalds erratische Lebenswahrheit findet auch in diesem Buch seinen Platz: als Mahnung, daß wir mit manchem eben umgehen sollten, ohne es uns erklären zu können: ein Grundtopos der Autorin in allen Werken.

Gelegentlich zeremoniell ausgebreitete Versatzstücke der katholischen Tradition haben möglicherweise eher kulturelle als religiöse Bedeutung; Religiosität ist ja mehr als institutionalisierter Gottesdienst. (Paula Buber war 1901 aus der katholischen Kirche ausgetreten und 1907 zum Judentum übergetreten.)<sup>25</sup> Eine subtile Affinität zu "Heidnischem" meine ich überall im vorliegenden Buch zu spüren (vor allem in Andeutungen heidnischer Elemente in der altbairischen Volkskultur), aber auch in ihren Novellen. – Kaum lassen sich alle Nuancen dieses Buches bei einmaliger Lektüre wahrnehmen. Dazu gehören auch die unterschiedlichen Nuancen des Verhältnisses

---

<sup>25</sup> Zugleich erzählt der Sohn Rafael Buber 1982 in einem Vortrag, daß die jüdischen Alltagszeremonien und Rituale in seinem Elternhaus kaum eingehalten wurden. Die (prinzipielle und persönliche) Distanz Martin Bubers (immerhin ein bedeutender jüdischer Religionswissenschaftler) gegenüber den alttestamentlichen Gesetzen, der Theologie sowie gegenüber dem Besuch des Gottesdienstes in der Synagoge wird von Rafael, aber auch von Schalom Ben-Chorin (ZWIESPRACHE MIT MARTIN BUBER; Gerlingen 1978, S. 31f., 67ff.) betont.

Vortrag Rafael Buber auf Audio-Disk erhältlich: *Vater Martin*". *Sohn Rafael Buber (1900 – 1990) erzählt über die Buber-Familie. Eine Live-Aufnahme von 1982 im Martin-Buber-Haus in Heppenheim.* – Anfrage über Martin Buber-Haus Heppenheim, oder: <http://www.imdialog-shop.org/bp317>

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

zum (christlichen) Glauben bei den verschiedenen Figuren, bzw. ihre unterschiedliche Nähe zu nichtchristlichen ("heidnischen") Traditionen und Symbolen.

Die grundlegende mitmenschliche Gebundenheit aneinander, die im Buch für viele Generationen der Familie ("Sippe") imaginiert wird, ist bei den wenigen Angehörigen der jüngsten Generation (geboren etwa 1896, orientiert am Hinweis auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs) kaum mehr vorhanden. Dies wird als signifikant folgenscher dargestellt. Die Vertreter\*innen dieser "neuen Zeit" werden im Buch zumeist leider ziemlich unterkomplex präsentiert; nur von Georg, Sohn der Protagonistin Anna, wird auf den letzten Seiten des Buches eine möglicherweise im Sinne der Großfamilie hoffnungsvolle Entwicklung angedeutet. Ein das ganze Buch durchziehendes diffuses Bedrohungsgefühl bei Anna wird durch die immer wieder schimärisch auftauchenden Schwestern Manswind bewirkt, deren reale Verbindung mit der Familie erst am Schluß offenbart wird. Vorrangig stehen sie (und auch andere Randfiguren) für grobsensible, zumeist kleinbürgerlich-ärmliche Lebensweisen. Wie erwähnt, karikiert die Autorin Personen dieser Schicht mit verächtlichen, fast schon haßerfüllt wirkenden Vorurteilen und Verallgemeinerungen. Zu erklären ist dies vermutlich auch mit traumatischen Erfahrungen im NS-Deutschland bzw. dem Wissen um das mörderische Geschehen im NS, das vermutlich auch von der Autorin eher mit den für sie unangenehmen kleinbürgerlichen und proletarischen Schichten in Verbindung gebracht wird.<sup>26</sup> Von manchen der prima vista unfreundlich dargestellten "einfachen Leute" werden im Fluß des Erzählens an kleinen Hinweisen auch deren schwieriges Schicksal deutlich, das mitverantwortlich sein dürfte für grenzüberschreitende, egoistische, asoziale Verhaltensweisen. "Es ist gerecht daß Sie auch mal durch unsere Fenster die Welt betrachten", sagt eine (nicht als sympathisch geschilderte) Frau aus der Unterschicht zur Protagonistin – einziges Moment einer Begegnung zwischen den beiden sozialen Sphären; jedoch bleiben beide Frauen einander fremd. In einer anderen Szene verführt ihre Aversion gegen eklatante Momente der zwischenmenschlichen "Kälte" (Adorno) die Autorin zunächst zu dümmlicher Kolportage. Dann kommentiert sie: "Was nur hatte diese wohlgeschaffenen Menschen so eigensüchtig und boshaft gemacht?"

---

<sup>26</sup> Vgl. hierzu ihr Roman MUCKENSTURM. Das von Hilflosigkeit und Verdrängung bestimmten Umgang von Angehörigen der großbürgerlichen Schicht mit dem Alltag im NS-Deutschland wird deutlich u.a. auch in den bei A+C wiederveröffentlichten Erinnerungen von Erna Saenger (1876-1978): GEÖFFNETE TÜREN (Berlin 2023).

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Dies wohl eine der subtilen Botschaften der Autorin: nicht stehenzubleiben bei spontanen Verurteilungen eines Mitmenschen, sondern offen zu bleiben für neue Erfahrungen mit ihnen – auch wenn's schwerfällt.

Bei der Protagonistin Anna wird die Entscheidung zur Ehe gezeigt als innerfamiliärer Initiationsprozeß, bei dem die jungen Menschen durch ihre symbolische Unterordnung unter die Zustimmung der älteren Generation (durchaus auch der männlichen) dem existentiellen Ernst dieser Lebensentscheidung nahegebracht werden. Dies gilt auch für den jungen Mann (Anselm). Onkel Franz (Annas Vormund) tritt mehrfach als durchgängig letztlich wohlmeinender Vertreter von strukturkonservativen und biologistisch-rassistischen Bedenken auf, die die Autorin zweifellos nicht teilt bzw. mit denen sie einen anderen, menschenfreundlicheren Umgang vorschlägt.<sup>27</sup>

Von "matriarchalischen" Tendenzen zu sprechen, gilt für Paula Bubers Ansatz wohl nur sehr bedingt. Jedenfalls geht es ihr nicht um Herrschaft<sup>28</sup> der Frauen, vielmehr um eine (von ihr angenommene) stärker ausgeprägte Fähigkeit von Frauen, menschenwürdige Umgangsweisen, (Ver-)Bindungen zwischen Mensch(en) und Welt anzuregen, – sicherlich ein bekannter und in der aktuellen Gender-Diskussion verworfener Topos, der jedoch bei Paula Buber in ihrem Gesamtwerk eine eigene Dimension hat. Frühere Werke Paula Bubers lassen dies noch deutlicher erkennen. Ihr Mann Martin Buber schreibt einleitend zu einer von ihm initiierten Sammlung von Erzählungen seiner Frau (erschienen drei Jahre nach deren Tod):

Paula Winkler hat das Verborgene, das ich meine, schon in ihrer Jugend, und besonders in der Landschaft Südtirols, in die Schau bekommen; es scheinen auch Kindheitserinnerungen aus dem Bayrischen Wald mitgewirkt zu haben. Daß sie aber das Unheimliche, uns Unheimische, das ihr entgegentrat, ohne Scheu aufnahm, kam aus der Urbeschaffenheit ihres Wesens. Sie wußte um das Elementarische von ihrem eigenen Grunde aus. Dort war sie selber 'die salige Frau', die sich in die Brüchigkeit des Menschenhauses gewagt hat. Ihr Aufnehmen des Elementarischen aber war eben ein Gestaltendes: nicht hinterher, nicht in einer willentlichen Bearbeitung des Erlebten, auch

---

<sup>27</sup> Auch Franzens Gewordensein wird im Buch deutlich und macht seine Starrheit nachvollziehbar. Daß Menschen mit derart durchgängiger strukturkonservativer, gelegentlich bornierter Haltung im Alltag meist wesentlich weniger einsichtig sind als Franz sich letztlich doch zeigt, steht auf einem anderen Blatt.

<sup>28</sup> ἀρχία [archía] heißt "Herrschaft".

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

nicht einmal in jener unwillkürlichen Tätigkeit des fommenden Gedächtnisses verleiht sie dem Gestaltlosen die Gestalt: sie sah, sie erfuhr es gestalthaft.  
(...) Auch wo nur von Menschen erzählt wird, tut sich uns die Sphäre der Verbundenheit auf."<sup>29</sup>

Als die Großmutter Helena Muracher jüngeren Frauen der Familie von der Geschichte alter Hausschätze erzählt, wird dies als eine Art "Frauenchronik der Muracher" verstanden. Die Großmutter sagt feierlich: "Alle die da vor uns waren, haben kraftvoll gelebt, keine hat sich vorenthalten oder eigensüchtig aufgespart. Da war wohl Irrtum und vielleicht auch Fehlgang, aber seicht oder unnütz war keine. Auch dies ist euch überantwortet, ihr verantwortet, was ihr daraus ans Licht hebt." – "Dies ist unser Brautbecher. Die Frauen, die von uns ausgehen oder bei uns einziehen, trinken mit ihrem Ehemann den ersten Trunk unter unserem Dache aus ihm." In manchem hat die imaginierte pseudo-matriachale Welt dieser Großfamilie dieselben sozial normierten Begrenzungen individueller Entwicklungsmöglichkeiten wie die konventionelle patriarchale Welt bis nach dem Ersten Weltkrieges: sie ist eine Insel der Frauen inmitten einer sie umgebenden weitgehend von Männern dominierten Gesellschaft. Die traditionellen Geschlechtsrollen (Genderrollen) sind hier wie dort identisch – jedoch liegt das Gewicht der Aufmerksamkeit, das mitmenschliche Klima in Bubers literarischer Konzeption auf einer sozialen Wirkmächtigkeit von Frauen, die unter konventionelleren Umständen damals allenfalls im zwischenmenschlichen Untergrund praktiziert wurde.<sup>30</sup> –

Wir dürfen uns fragen: gab es solche von Frauen durch die Generationen weitergeleiteten Bezüge, ein solches Selbst- und Weltbild? Zweifellos; wengleich ein solches Wirken kaum je idealtypisch wie in diesem Roman sich entfalten konnte. – Aber vielleicht könnte mehr davon gelebt werden, hat sicher Paula Buber gehofft. Und gerade in unserer Zeit, in der (jedenfalls in den Gesellschaften der europäisch-

<sup>29</sup> Martin Buber: Vorwort (in: Georg Munk: GEISTER UND MENSCHEN. EIN SAGENBUCH; München 1961, S. 7f.)

<sup>30</sup> Paula Buber hatte durch ihre jüdische Heirat offenbar ihre katholischen Angehörigen "verloren", ihre Mutter war bereits in der Jugendzeit gestorben. Möglicherweise hat ihre Neigung zu ausufernden familiären Geflechten (mehr oder weniger stark in allen ihren Werken zu finden) mit diesem Verlust familiärer Geborgenheit zu tun? – Übrigens wuchs ihr Mann Martin Buber als Scheidungskind bei den Großeltern auf. Den Kontakt zur Mutter verlor er deshalb bereits mit drei Jahren; sein Verhältnis zu ihr blieb auch im Erwachsenenalter distanziert; er sprach von "Vergegnung". Ein enges Verhältnis hatte er zur Großmutter. In einem Brief an Paula schreibt er am 25.10.1901: "Jetzt weiß ich es: ich habe immer und immer meine Mutter gesucht." (Martin Buber: BRIEFWECHSEL AUS SIEBEN JAHRZEHNTE (a.a.O., Band I, S. 269)

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

amerikanischen Zivilisation) Frauen unvergleichbar mehr soziale, politische Möglichkeiten haben und nutzen als vor hundert Jahren?

Die meisten innerhalb des Romans bedeutsamen Männer sind das, was die Autorin gerne "Sonderlinge" (gelegentlich aber auch "Außenseiter") nennt: Menschen, die nach ihrem ganz eigenen und jeweils unterschiedlichen Lebensgesetz empfinden und handeln, weitgehend unabhängig von Verständnis oder Zustimmung der Außenwelt. Dabei orientiert sich ihr Leben durchaus an der traditionellen männlichen Rolle (Beruf und sonstige Aktivität in der Außenwelt, traditionelle und juristische Entscheidungsbefugnis in bestimmten Fragen), die aber nicht als schematisches Reproduzieren von gesellschaftlichen Vorgaben praktiziert wird. – Auch die bedeutsamen Frauen zeigen höchst individuelle Nuancen des Empfindens und sozialen Verhaltens *innerhalb* der traditionellen Frauenrolle (lieben, bewahren, sorgen, beheimaten, mitfühlen, weinen).

Georg, der offenbar hochbegabte Sohn der Protagonistin Anna, fällt zunehmend aus dem Rahmen der familiären Beziehungskultur. Die Erwachsenen sind ratlos, wieder wird über mögliche problematische Anlagen wegen fragwürdiger Ahnen sinniert. Von außen gesehen sind Georgs Verhaltensweisen natürliche Folgen seiner Lebenssituation: hin- und hergeschoben zwischen Erziehungsinstituten und eigenbrötlerischen Erwachsenen, ist er konfrontiert mit für ihn unklaren Beziehungsverkettungen, männliche Verwandte besprechen sich mit den Lehrern, die Mutter soll sich (als Frau) da nicht "einmengen", mit dem rätselhaften Verschwinden des Vaters muß er allein fertigwerden. Letztlich wird Georg zur Großmutter abgeschoben. (Später wird Georgs uneheliches Kind von Anna großgezogen.)<sup>31</sup>

In ihrem subtilen, manchmal weitschweifigen Nacherzählen einzelner Lebensgeschichten läßt sich das innige Mitleben der Autorin mit ihren Figuren ahnen, ihre Liebe zu (solchen) Menschen. Deutlich wird für mich an Paula Bubers Werk eine eher grüblerische Natur der Autorin, die Neigung, auf Grundlage der äußeren Realität

---

<sup>31</sup> Ich konnte nicht vermeiden, bei dieser Konstellation an Rafael Bubers Erinnerungen (im Vortrag 1982, a.a.O.) zu denken, wo er deutlich hervorhebt, daß seine Eltern mit seiner jugendlichen Ungebärdigkeit Schwierigkeiten hatten. Schalom Ben-Chorin erwähnt (a.a.O., S.100): "Bubers Sohn hingegen [im Gegensatz zur Schwester Eva] (...) war [in der Familie] fast nie zu sehen, er hielt sich bewußt im Hintergrund, wenn Schüler und Verehrer Bubers erschienen." Später wurden Rafael Bubers Töchter von den Großeltern aufgezogen.



*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

innere "Welten" zu entfalten. Im zweiten Teil des Buches häufen sich rätselhafte Vorfälle bei unterschiedlichen Personen, die für mich gelegentlich nur ausgedacht wirken, in jedemfall kaum eingebunden werden in den epischen Gang der Handlung. Immerhin deuten sie alle darauf hin, daß das Leben nicht nur das ist, was rational, reflexiv erklärt werden kann.<sup>32</sup>

Allerdings liegt hierin (bei Paula Buber) auch eine Beschränkung: Bei der Reflexion über seelische Befindlichkeiten gehen die Personen der Handlung wesentlich aus von angenommenen und nicht weiter definierten (vererbten?) Ähnlichkeiten oder Unterschiedlichkeiten zwischen Menschen unterschiedlicher Generationen, die dann in einer Art psychologischer Chemie zusammengedacht werden. Dabei sind strukturkonservative, letztlich auch rassistische Vorstellungen von Abstammung ("Blut") wesentliches Element .. – wo ist da die Autorin? <sup>33</sup>

Auffallend in Paula Bubers Gesamtwerk ist das häufige Vorkommen leidenschaftlicher Liebesbegegnungen und -beziehungen, nicht selten verwirrend bis zu wahnhaften Formen, die jeweils sehr ausführlich referiert werden; in manchen Erzählungen sind sie der eigentliche Inhalt. Der Ernst, mit dem die Autorin auch solche Passagen darstellt, ist offensichtlich. Ob dies Versuche waren, tiefere Wahrhaftigkeit – jenseits konventioneller Beziehungsweisen – auch in diesem Lebensbereich anzunähern?

Im vorliegenden Roman liegt das Gewicht der Erzählung allerdings zumeist auf den sozialen Lebensumständen (Herkunft, Familiengeschichte, Erziehung, Berufe, Partnerschaften, Kinder, Sterbefälle, Hausrat). Selbst psychisch-seelische Regungen scheinen eher bestimmte Veränderungen der Lebensumstände begründen zu sollen, als daß sie in ihrer autonomen Entfaltung dargestellt würden. Tatsächlich aber lassen sich tiefgreifende seelische Impulse, Verletzungen, Berührtheiten aller Art aus den oft fast protokollarisch referierten sozialen Begebenheiten schließen; vielleicht will die Autorin durch ihre Zurückhaltung in diesem Aspekt ihre Leser\*innen motivieren, sich den Figuren und ihren Schicksalen nachfühlend zu nähern. Jedenfalls regte dieses

---

<sup>32</sup> Es ist vielleicht nicht verfehlt, Paula Judith Bubers Werk in einem weiteren Sinn zum "Magischen Realismus" zu zählen.

<sup>33</sup> "Völkische", "volkpsychologische", implizit rassistische Argumentationen (z.B. in Begriffen wie "Volkstrieb", "Volkscharakter") finden sich leider selbst bei Martin Buber bis in seine letzten Lebensjahre – intentional zwar im Sinne einer völkerverbindenden Argumentation (insbesondere im Hinblick auf Palästinenser und Juden), aber doch heute als fragwürdig zu sehen. (Vgl. Martin Buber: POLITISCHE SCHRIFTEN; Frankfurt/M. 2001: Zweitausendeins; es handelt sich um eine erweiterte Ausgabe des 1963 von Abraham Melzer herausgegebenem Sammelband DER JUDE UND SEIN JUDENTUM.) – Siehe auch die hier in der Folge dokumentierten Auszüge aus einem Brief Paulas an Martin von 1899.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Buch mich mehr noch als andere komplexere epische Werke<sup>34</sup> dazu an, mich immer neu zu fragen, inwieweit ich eine konkrete Haltung nachfühlen kann (oder sie ablehnen müßte) bzw. in welcher Weise sie lebenskräftig sein könnte auch für mich. Viel Schweigen oder Wortlosigkeit ist in diesem sprachmächtigen Buch: Wesentliches ist in diesem Nichtausgesprochenen bewahrt.

Seltsam erscheint mir, daß der hohe Anspruch an existentieller mitmenschlicher Wahrhaftigkeit, den Paula Buber in allen ihren Werken vertritt, im vorliegenden Buch in jeder nur denkbaren Weise untermalt oder abgestützt wird mit gegenständlichen Qualitäten (Kleider, Spielzeug, Nahrung); alles, was mit Geld zu kaufen ist, wird ausführlich in seiner allerhöchsten handwerklichen Qualität vorgeführt. Sehr oft sind diese Gegenstände dazuhin Teil des überlieferten familiären "Schatzes". – Bedarf denn solche mitmenschliche Wahrhaftigkeit der materialen Manifestation oder Bestätigung? Sind das säkularisierte Varianten von Reliquien, Ikonen oder "heidnisch"-schamanischen Rezepturen? – Geschrieben wurde das Buch in Israel, wo Paula Judith Buber tragischerweise nicht heimisch werden konnte; so liegt in der fast musealen Dokumentation der alltäglichen "Wertgegenstände" vermutlich auch ein Bewahrenwollen dessen, das im Zweiten Weltkrieg ja auch weitgehend, in ganz Europa, zerstört wurde.<sup>35</sup> – Zu Paula Bubers fast idiosynkratischer Fixierung auf das Bewahren und das Bewahrenswerte paßt das konsequente Ausblenden politisch-gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Selbst der erste Weltkrieg wird ohne eine Meinungsäußerung irgendeiner Person offenbar als schicksalhafteres Geschehen hingenommen. Das gilt auch für den Tod eines jungen Familienangehörigen an der Front.

Aus dem Vortrag Rafael Bubers (a.a.O., 1982) zum Alltag in seinem Elternhaus läßt sich ein subtiler Vorrang weiblicher Kinder (Tochter Eva und zwei Enkeltöchter, die von den Großeltern aufgezogen wurden) in der Familie ahnen. Noch hier, mit 82 Jahren, ist Rafaels nicht wirklich überwundene familiäre Position als eigenwilliger und ungebärdiger Junge gegenüber dem "braven Mädchen" Eva, das offensiv Zärtlichkeit

---

<sup>34</sup> selbst Werke von Dostojewski nicht ausgenommen

<sup>35</sup> Nicht zuletzt wegen solcher Momente gehört AM LEBENDIGEN WASSER unbedingt in den Kanon der Exilliteratur – trotz seiner Abstinenz gegenüber allen politisch-gesellschaftlichen Themen und trotz der gelegentlich strittigen Frage, inwieweit die Übersiedlung von Juden/Jüdinnen nach Palästina bzw. Israel als "Exil" bezeichnet werden kann.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

bei der Mutter suchte und fand, in den mitschwingenden Empfindungen zu spüren. Als er, nach der Scheidung von seiner ersten Frau, in Israel wieder verheiratet war und seine Töchter zu sich nehmen wollte, "war das nicht möglich" (sagt er lakonisch). Als er zugleich das umsichtige Bemühen seiner Eltern wortreich lobt, den Enkeltöchtern gute Startchancen für Israel zu geben, wirkte dies für mich wie eine Selbsttröstung. – Und dann gab Rafael seinen Beruf auf und wurde Nachlaßverwalter der Werke seines Vaters ... Eine nachgetragene Liebe?<sup>36</sup>

Der Text *Haus am Strom*<sup>37</sup> wird bei seiner Veröffentlichung im Insel Almanach 1926 als "Auszug aus einem gleichnamigen Roman" vorgestellt. Wir dürfen wohl davon ausgehen, daß hier die Keimzelle des vorliegenden Buches liegt. Das "Stromhaus" konnte jedoch nicht die Klammer der sich verzweigenden Geschichte bleiben, der Titel bekam eine eher metaphorische Bedeutung: "Am lebendigen Wasser". Die Passage erscheint im endgültigen Buch als Beginn des Kapitels 33. Die nur wenigen in den folgenden 20 Jahren vorgenommenen Änderungen bezeugen die Konsistenz, mit der dieser umfangreiche Roman sich in der Autorin entfaltet hat.

Vielleicht wird gerade in dieser separaten Passage die hohe Verdichtung von Paula Bubers Schreibstils deutlich; die Wörter und Sätze sind selbst ineinander verflochten, scheinen auf engstem Raum aneinander Schutz suchen zu wollen. Dies gilt auch für die architektonischen und sonstigen historisch relevanten Einzelheiten. Das "Haus am Strom" war (erträumt oder real) zweifellos eine Trutzburg gegen die Außenwelt – Schutz sind alle Momente der Kultur! Zweifellos wurde AM LEBENDIGEN WASSER auch mit dieser Intention geschrieben.

∩

---

<sup>36</sup> Privat sprach Rafael Buber einmal von der "Härte" seiner Mutter. (Christa Stiehm gegenüber MvL, 80er Jahre.) Und seine Handschrift ist der sehr pointierten des Vaters zum Verwechseln ähnlich. (NACHGETRAGENE LIEBE ist ein autobiografisches Buch von Peter Härtling.)

<sup>37</sup> siehe hier im Anhang

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Der in seinen Veröffentlichungen und wohl auch persönlich sehr eigenwillige Literaturhistoriker und Schriftsteller Adolf v. Grolman (1888-1973) hatte bereits 1916 Thomas Mann, mit dem er befreundet war, auf "Georg Munk" aufmerksam gemacht. Es entstand ein Austausch über den beiden noch unbekanntem Autor. 1926 kam Grolman mit Paula Buber in Kontakt; ein furioser Briefwechsel sowie persönliche Begegnungen waren die Folge. Es entstanden mehrere Artikel Grolmans zu Veröffentlichungen "Georg Munks" sowie kollegiale Zusammenarbeit beider. Insbesondere übernahm Paula Buber lektorielle Zuarbeiten für Grolmans Veröffentlichungen. 1928 kam es zum Zerwürfnis zwischen beiden. Nachdem Paula Buber ihm dennoch 1952 über den Verlag ein Exemplar von AM LEBENDIGEN WASSER gesandt hatte, schrieb er den hier dokumentierten Brief – der allerdings nicht zu einer Wiederaufnahme der Freundschaft führte.<sup>38</sup> –

Adolf v. Grolman gehört wohl zu den skurrilsten Akteuren der deutschen Literaturgeschichte. Sein Text FERIEN. EIN ROMAN<sup>39</sup> könnte cum grano salis ein Kapitel aus AM LEBENDIGEN WASSER sein, ja – Grolman selbst könnte eine Figur aus diesem Roman sein. Als sie ihn in Karlsruhe besucht hatte, berichtet sie in einem Brief der Tochter Eva:

>>Am Donnerstag war ich bei Grolmans in Karlsruhe, es gibt da eine 91-jährige Großmutter – Baronin La Roche, ein Juwel an Feinheit, Schönheit und Anmut, erlesenes 18tes Jahrhundert. Sie sind verarmt in der Inflation und doch hat alles große Form. Dann hat mir Grolman die Weinbrenner-Bauten in Karlsruhe gezeigt. Wir haben uns auf eine sonderbare Weise angefreundet, nach diesen anonymen zehn Jahren; er muß noch etwas Maß lernen, in der Freundschaft nämlich. Er hat etwas Ähnlichkeit mit Kirchmayr in der innern Haltung und Kauzigkeit, er ist ein badischer Junker mit schmerzlichen Widerwillen gegen seinen eignen Geist, den er unstreitbar und sehr eigen hat.<<<sup>40</sup>

---

<sup>38</sup> Sämtliche Angaben zum Kontakt zwischen Grolman und Buber einschließlich des Briefes verdanke ich der Dissertation von Katharina Baur (siehe hier folgend). Auf ihre umfassenden Recherchefunde zu Grolman möchte ich hier besonders hinweisen! ©

<sup>39</sup> Er spielt im November 1938 und erschien 1946 beim Verlag Lambert Schneider, Heidelberg. Eine der Personen dort ist eine alte Frau, die "Nonna"; dieser italienische Begriff für die Großmutter war auch der familieninterne Name Paula Bubers.

<sup>40</sup> Dissertation Baur (a.a.O., S. 261)

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

### Hier nun also Grolmans Brief an Paula Buber:

>>Karlsruhe, 07.09.1952

Liebe, sehr verehrte Frau Buber; am 5. hat mir in Ihrem Auftrag der Inselverlag "am lebendigen Wasser. Roman" gesendet und ich habe mich sehr gefreut und bin eifrigst in die Lectüre des grossen Werkes getreten. Als Conception ist das Werk herrlich, eine unvergleichliche Chronik der süddeutsch-österreichisch-katholischen Gegenden bis Trient und Bozen zu. Der STROM dieser Chronik rechtfertigt den Titel, obgleich die (bedrückende) Vielzahl der Einzelpersonen, alias der Wellen, es fast unmöglich macht, sich darin zurecht zu finden; so widerspricht die Anschauung des Romans seiner künstlerischen Klarheit dauernd und zwangsläufig; herrlich sind sehr viele Einzelheiten, wohlbekannt und geliebt "Irregang" und "unechten Kinder Adams" und wundervoll sind die Landschaftsbeschreibungen, darinnen dies "lebendigen Wasser" dahinströmen, als Einzelheit verschwimmend, als Ganzes überzeugend. Soweit wäre alles gut und schön; leider aber kann ich bislang dem Werk längst nicht so gut sein wie dem "Irregang"; dort ist eine grossartige sittliche Idee in Discussion, samt einem sublimes Gleichnis; hier aber ist kein rechtes Zusammenwirken; mir dünkt, dass die beiden Familien nicht deutlich genug einander widerstreben, auch so sie sich paaren. Es stört mich auch das allzu sehr betonte confessionell-katholische; ich würde das nicht erwähnen, gäbe es nicht die unnötige und sehr unwahre Stelle in dem Werk, dass mitten unter lauter hochgelobten katholisch-confessionellen Ordensschwwestern ausgerechnet eine Diakonisin mit Abzeichen zum Ehebruch verführt, sich parfümiert etc: das "kann" es im Einzelfall geben, auch der kathol. Klerus ist nicht immer fehlerlos; in dem Zusammenhang aber und in der bösen Absicht ist diese Stelle zu weitgehend und Ihrer nicht würdig! wenn Sie wissen wollen, wie Diakonissen sein können, dann lesen sie im herrlichen "Lennacker" von Ina Seidel, in der 10. Nacht Seite 595 ff. Dort ist solche Kritik erlaubt und erfolgt aus Sachkenntnis und aus besorgtem Gemüt; bei Ihnen ist jene Stelle ein Schlag ins Gesicht, welcher mir die weitere Leture [Lektüre, K.B.] des – ich wiederhole es – herrlich detaillierten, als Gesamtes aber völlig disparaten Werks sehr erschwerte. Ich dachte nur immer: Alwine Gemar<sup>41</sup> im Alter!!!

– Verzeihen Sie, dass ich das schreibe; ich wünsche Ehrlichkeit, und gehe um diese Schwierigkeit nicht herum, sondern quer mitten hindurch. Ich frage mich, ob es nicht viel besser gewesen wäre, Sie hätten diesen, für die meisten Deutschen von heute absolut unverständlichen Versuch nicht lieber aufgegeben, es werden sich, so fürchte ich, keine Leser für dieses ungeheuer schwer zu lesende Buch finden; so herrlich sein Chronikenwert ist, bis in die Details der Tracht, des seelischen Habitus hinein... das Werk ist trotz des Personenverzeichnisses zu unübersichtlich; denn diese Überzahl von Personen kommt, steht und geht hintereinander (Chronik), nicht unanimistisch: was Fontane im "Stechlin" wollte, und was ihm glückte, das ist heute nicht mehr zu schaffen;

---

<sup>41</sup> Figur aus IRREGANG [MvL]

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

ich habe selbst einen grossen Roman geschrieben, eine Chronik der Zustände um 1900 herum, der noch unveröffentlicht ist, und darf deshalb (!) mitreden: Die "Dichtung", d.h. deren détails, incommensurabel, wie sie nun einmal sind, ist herrlich; aber ein "Roman" ist dieses Werk ganz und garnicht: denn es hat keine Handlung, sondern nur ein Sein, eben das Stehen und Spiegeln leise bewegten Wassers,... und dafür ist 1. der Mensch von heute blind... und 2. ist das Werk dafür doch zu umfangreich.– Bitte nehmen Sie dies nicht als "Kritik" oder dergleichen, es ist eigentlich ein tiefes Bedauern, eine Totenklage, wenn man so will. Denn diese 70er und 80er Jahre müssen dargestellt werden, es ist unerlässlich, sie künstlerisch zu meistern, der Roman steht daher als ein süddeutsches Gegenstück von vielem, was Fontane erreichte, an wichtiger Stelle: aber das Werk staut sich in ihm selbst, es ist kein fliessend Wasser, sondern ein Stausee!! darin sehe ich wenigstens die künstlerisch, die hysterische [hysterische?; K.B.] Zwitterstellung, welche die herrlichen Details schliesslich in ein Zuviel an Wellengekräusel aufhakt. – Dies alles entre nous! Aber die Diakonissin sollte aus der Dichtung ausgemerzt werden, das ist ganz gelinde gesagt, geschmacklos und unwahr. Auch unverdient!! In diesem Punkte bin ich unerbittlich, und das muss gesagt sein, auf die Gefahr hin, dass Sie mich nicht verstehen oder nicht aufnehmen. Wo bleibt der alte Bischof aus Siena? ?? warum verlassen Sie das edle Gut? Warum diese, gottlob, isolierte Stelle! Denn wenn Sie Kulturkampf gebracht hätten, dann könnte man darüber reden, so aber ist es ungut. Nun noch von mir: ich hoffe, es geht Ihnen und dem Herrn Doctor recht gut; ich lebe völlig, wie immer, einsam, fast ohne Geld; ohne Wirkung nach aussen, mitten unter sehr wenig schönen Zuständen, die sich hier in Deutschland stark zuspitzen; die rapide Zunahme des Antisemitismus allenthalben wird Ihnen ja – ich hoffe es, gemeldet worden sein; wundern tut sie keinen Menschen, Fehler sind dazu da, um wiederholt zu werden, auf beiden Seiten; es ist eine grosse Plage damit. – Von Lambert Schneider höre ich nichts, er ist ein wunderlicher Verleger und ich übe an ihm grosse Geduld, nicht immer leicht gemacht. In diesem Sommer hatten wir hier in Süddeutschland unglaubliche Hitze, unglaubliche Dürre, es war nicht leicht; aber die Deutschen von heute kümmert das nicht, sie haben ihren Lust-Sommer gehabt, nun geht es weiter; ein verderbtes und böses Volk. Möge es Ihnen recht gut gehen; bitte verstehen Sie, warum ich meine Einwände gegen diese grosse Dichtung nicht verschweige; wir sind zu alt, um mit einander Versteckens zu spielen und wenn ich das Manuskript vor der Drucklegung hätte lesen dürfen, würde ich eine lange Reihe von Ratschlägen gegeben haben; diese kommen jetzt zu spät, aber ich hoffe, dass diese Dichtung dennoch ihren Weg macht, bei den Deutschen kommt ja immer alles anders, also vielleicht begreifen sie das schwere Werk dennoch. Mit vielen und sehr freundlichen Grüssen an Sie und an Herrn Doctor bin ich ihr dankbarer und altergebener Adolf Grolman<<

∩

Nachwort: Eine wertkonservative Utopie  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Paula Winkler wird 1877 in München als Tochter eines katholischen Oberbaurats und seiner Frau geboren. Auf Wunsch des Vaters besucht sie (vermutlich bereits ab dem 6. Lebensjahr) ein vornehmes Klosterpensionat. Sie schließt eine Lehrerinnenausbildung ab. Der Vater ist alkoholkrank, es kommt zu Ausschreitungen gegenüber der Mutter und den Töchtern. 1886 verläßt der Vater die Familie. Wegen der eingeschränkten Gesundheit der Mutter muß Paula "die Position des Familienoberhaupts" einnehmen. 1896 stirbt die Mutter. Bereits zwei Monate später verläßt Paula München.<sup>42</sup> Mit dem Privatgelehrten Omar Al Raschid Bey<sup>43</sup> und seiner Ehefrau, der Schriftstellerin Helene Böhlau<sup>44</sup> reist sie in das Südtiroler Städtchen Klausen (bis 1918 zu Österreich gehörend). Dort arbeitet Paula angeblich als Sekretärin der beiden. Theodor Lessing beschreibt Paula Winkler in seinen Lebenserinnerungen als "zäh, genial, unbedenklich" bzw. "unheimlich gescheit und herrischen Willens".<sup>45</sup>

1898 geht Paula mit Al Raschid, der ihr Geliebter geworden ist, nach Zürich und beginnt dort mit Sprachstudien. Theodor Lessing sammelt unter Münchener Freunden Geld für Paulas Studium und drängt auf Al Raschids Rückkehr zu seiner Familie.

Am 29. Juni 1899<sup>46</sup> begegnet Paula an der Universität Zürich Martin Buber.

Am 9. Juli 1900 kommt beider Sohn Rafael in Silz (Tirol) zur Welt.

Im März 1901 tritt Paula aus der katholischen Kirche aus. Im Juli dieses Jahres wird die Tochter Eva in Graz geboren. Beide Kinder werden unehelich geboren, da es in Österreich noch keine Ziviltrauung gibt und Paula als Nicht-Jüdin nicht nach jüdischem Ritus mit Martin Buber getraut werden kann.

Ebenfalls 1901 veröffentlicht Paula die Aufsätze *Betrachtungen einer Philozionistin*, *Die jüdische Frau* und *Die Bildkunst* in der zionistischen Zeitschrift *Die Welt*.<sup>47</sup> Die Texte zeigen eine Euphemisierung, die in ihrer Naivität, ihrem kitschigen Eskapismus erschreckt. Da zeigt sich keinerlei Bewußtheit für die damalige Situation jüdischer Menschen, weder im Hinblick auf ostjüdische Lebenssituationen, auf westlich-

---

<sup>42</sup> Die genaueren Angaben zur innerfamiliären Situation stammen aus der Dissertation von Katharina Baur (München 2021), siehe auch hier in der Folge.

<sup>43</sup> Amtlich Friedrich Helvig Arnd, geb. 1839 [https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich\\_Arnd](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Arnd)

<sup>44</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Helene\\_B%C3%B6hlau](https://de.wikipedia.org/wiki/Helene_B%C3%B6hlau)

<sup>45</sup> Theodor Lessing: EINMAL UND NIE WIEDER (1935; Gütersloh 1969., S. 265ff.)

<sup>46</sup> Nach Baur, a.a.O., S. 56.

<sup>47</sup> <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/3399577>; <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/3401060>; <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/3327091>

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

assimilierte Jüdischkeit oder auf die Situation in Palästina. Teilweise mag dies mit dem Klima der zionistischen Aufbruchssituation zusammenhängen; vorstellbar ist zugleich die Suche der jungen Frau nach einer von Identität und Wahrhaftigkeit geprägten, auch spirituell bestimmten Lebensmöglichkeit. (Vgl. auch die bereits zitierten Sätze Martin Bubers.)

1905/06 ermöglicht die Großmutter Adele Buber dem Paar einen einjährigen Aufenthalt in Florenz. Dort entstehen die ersten chassidischen Erzählungen, die 1906 unter dem Titel *DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN* erscheinen. Mittlerweile ist belegt, daß diese Ausgabe (wie auch die folgende Veröffentlichung *DIE LEGENDE DES BAALSCHAM*) durch und durch als Gemeinschaftswerk des Paares entstand<sup>48</sup>; als Autor wird jedoch nur Martin Buber genannt.<sup>49</sup>

Noch 1906 zieht die Familie nach Berlin; im Januar 1907 konvertiert Paula zum Judentum; sie nimmt zusätzlich den Namen Judith an. Paula und Martin heiraten in Berlin. Dies bedeutet für Paula den Bruch mit ihrer Herkunftsfamilie.

Von Martin Buber erscheinen in den nächsten Jahren die Sammlung *EKSTATISCHE KONFESSIONEN* (1909), *REDEN UND GLEICHNISSE DES TSCHUANG TSE* (1910), *DREI REDEN ÜBER DAS JUDENTUM* (1911) und *DANIEL. GESPRÄCHE VON DER VERWIRKLICHUNG* (1913)<sup>50</sup>. Diese vier Veröffentlichungen stehen meines Erachtens untergründig in manchem Zusammenhang mit Paula Bubers spiritueller, weltanschaulicher Haltung, wie sie in ihren Erzählungen und in dem Roman *AM LEBENDIGEN WASSER* implizit zu finden ist.

Martin Buber sah Mystik als dialogische Position des Menschen, in der die Begegnung mit dem Unsagbaren Ereignis werden kann. In dieser Weise lassen sich auch die

---

<sup>48</sup> Die enge Zusammenarbeit beider für die unter Bubers Namen herausgegebenen *GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN* (1906) und *DIE LEGENDE DES BAALSCHAM* (1906/7) ist durch den erhaltenen Briefwechsel belegt. Dabei wurden die von Martin aus dem Jiddischen oder Hebräischen vorgenommenen Rohübersetzungen von Paula zu einem literarischen Text gestaltet, der anschließend wiederum durch Martin in Einzelem verändert wurde. Vorliegende Manuskripte zeigen mehrfache Korrekturen beider. Siehe hierzu ausführlich bei Katharina Baur: *Die chassidischen Erzählungen im Kontext der Debatten um nationale Identität*, in: *ZUKUNFT DER SPRACHE – ZUKUNFT DER NATION? VERHANDLUNGEN DES JIDDISCHEN UND JÜDISCHEN IM KONTEXT DER CZERNOWITZER SPRACHKONFERENZ* (Berlin 2022) bzw. in ihrer Dissertation, siehe Hinweis hier folgend.

<sup>49</sup> Als Martin Buber in einem Brief (vom 9.8.1913) an den engen Freund Gustav Landauer die Identität des Autors "Georg Munk" mit Paula offenlegt, begründet er dieses Pseudonym damit, daß "meine Frau den ungemein intensiven und stetigen Wunsch hat, ihre Beziehungen zu Menschen und zur menschlichen Gesellschaft überhaupt nicht durch literarische Bezüge beeinflusst zu sehen (...)". Quelle: Martin Buber: *BRIEFWECHSEL AUS SIEBEN JAHRZEHNTE* (Bd. I, Heidelberg 1972, S.340)

<sup>50</sup> *DANIEL. GESPRÄCHE VON DER VERWIRKLICHUNG* wurde als Einzelausgabe online (pdf) wiederveröffentlicht bei A+C (Berlin 2011).



*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie  
Mondrian Graf v. Lüttichau*

"mystischen" Momente in Paula Bubers Werk – auch im vorliegenden Roman! – verstehen! Bei Martin wie auch Paula Buber geht es um Mystik, die das Leben (den Alltag) verdichtet, verbindet – nicht um etwas, das hinausführt aus dem alltäglichen Leben!<sup>51</sup>



**Auszüge aus einem Brief Paula Winklers an Martin Buber  
(Zürich 16./17.8.1899)<sup>52</sup>**

>> (...) "Mensch zu Mensch" sollten wir vor allem zu einander stehn, oh ja – nicht "Franzose zu Deutschem", nicht "Jude zu Christ", vielleicht auch weniger "Mann zu Weib".

So: tat tvam asi. Einfach: Das bist Du! Aber was heißt das? Sollen wir alle Unterschiede verwischen, alle Gegensätze aufheben darum? Wozu? Um es mit unserer Menschlichkeit leichter zu haben? Oder würden wir es dann leichter haben? Liebt man am meisten das, was sich am wenigsten von einem unterscheidet?

Liebt man am meisten das Abgeschliffenste, Flachste?

Sind nicht die Gegensätze der höchste und letzte und feinste Lebensreiz? Liebt man nicht Fülle in Farbe, Form und Tönen – Fülle an Individualitäten? Warum schreien wir gegen die moderne Schule? Weil sie dort Tölpel und Genie in eine Form pressen – damit ein Mittelding entstehe – weil sie Seelen vergewaltigen!

Sind Nationen nicht auch Individualitäten, haben nicht auch Völker Seelen? Müssen wir Volksseelen morden, damit die Erde von Menschen bewohnt werde? Kommt das nicht wahrhaftig auf den vielzitierten Völkerbrei heraus? Ob ein ersprießliches Mit- und Nebeneinander in Liebe und Wohlwollen und helfender Güte zwischen Durchschnittsmenschen wahrscheinlicher ist als zwischen aufs höchste und feinste differenzierten, ausgereiften Individualitäten?

Warum nicht die Nationen zu solchen Individualitäten heranwachsen lassen?! Warum sie vergewaltigen? Es ist ein wunderlicher Zug der Zeit, der in allen Dingen nach Gleichmachung, Nivellierung, Verwischung, Aufhebung von Grenzen und Gegensätzen strebt.

Einem Todmüden gleicht die Menschheit, einem Todmüden, dem die Buntheit der Farben, die Verschiedenheit der Formen, der Abstand der Töne, der Temperatur statt Freude Schmerz bereitet; einem Übersättigten gleicht sie, einem Kranken!

Greisenhaft ist sie geworden.

<sup>51</sup> Das korreliert übrigens mit Dorothee Sölle in: MYSTIK UND WIDERSTAND – "DU STILLES GESCHREI" (Hamburg 1999)

<sup>52</sup> Martin Buber: BRIEFE AUS SIEBEN JAHRZEHNTE (a.a.O., Band I, S. 148-151)

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Das ist's! Ganz einfach. Nicht Alliebe, nicht Menschlichkeit!

Schwäche – weiter nichts.

(...)

Zwischen Mann und Weib wollen sie die Gegensätze verwischen, wollen wie bei den Bienen ein drittes geschlechtsloses Geschlecht züchten! Wer möchte noch leben wenn's gelänge?

Wir nicht.

Oder ist's gelungen? Sollte man dieses bereits vorhandene dritte Geschlecht, diese Lebensuntauglichen, diese tauben Hülsen, diese arme Krüppel als etwas Gelungenes betrachten?

sind sie nicht ein Hohnlachen der mißhandelten Natur?

Können die Freude und Kraft spenden?

Warum nicht den Mann im Manne, warum nicht das Weib im Weibe zur hohen Vollkommenheit, zum wundervollen Blühen steigern – damit sie Mensch zu Mensch dann stehen? – –

"Wir brauchen Arbeiter" – Wie unvornehm – wie häßlich! Was geht's uns an – – – –

Kosmopolitismus – Völkernirwana! Verwischung der Gegensätze! Verwischung der Grenzen! Ruhe!

Oh nein, Gegensätze, Bewegung, Leben! Wir wollen doch nicht schlafen! Oh ihr Lahmen, Faulen, Verbrauchten! – – – –

Daß ein seit zweitausend Jahren gehetztes, heimatloses Volk sich nach dem Boden sehnt, aus dem es Ruhe, Vornehmheit und Kraft wiedergewinnt, ist das etwas Unbegreifliches?

(...) <<

In diesem leidenschaftlichen Brief der 22jährigen Paula an Martin im Jahr 1899 wird die unvermeidbare Zwiespältigkeit der gesellschaftlichen, sozialen Entwicklung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts deutlich: einerseits völkischer Nationalismus – andererseits Achtung traditioneller (auch religiöser) Eigenarten; einerseits Eliteprinzipien und Bildungsschranken – andererseits demokratische Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung zwischen Menschen. AM LEBENDIGEN WASSER ist der Roman jener wertkonservativen<sup>53</sup> Utopie, die Paula Buber lebenslang nicht aufgegeben hat; eine Lösung für dieses globale Problem hat auch sie nicht. –

Martin Buber brachte dieser vielfach schmerzhaft (und millionenfach tödliche) menschliche Entwicklungsprozeß einerseits zur Konzeption seiner dialogischen Sozialphilosophie, andererseits zu seinem konsequenten Engagement für das Existenzrecht auch der Palästinenser, für einen Staat, in dem Juden und Palästinenser gemeinsam leben können.

<sup>53</sup> <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wertkonservatismus&oldid=244107506>

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau



1912 erscheint (wie auch die späteren Arbeiten unter dem Pseudonym Georg Munk) Paula Bubers erste Buchveröffentlichung: **DIE UNECHTEN KINDER ADAMS**, eine an die Dämonenlehre der alten Kabbalisten anknüpfende Sammlung mythischer Novellen. 1916 erscheint der Roman **IRREGANG**, 1921 **SANKT GERTRAUDEN MINNE. EINE HEILIGENLEGENDE**, 1927 ein Band Geschichten unter dem Titel **DIE GÄSTE**. Die Erzählungen oder Novellen (*DIE UNECHTEN KINDER ADAMS, SANKT GERTRAUDEN MINNE, DIE GÄSTE*) wurden 1961 gesammelt neu herausgegeben von Martin Buber; aus seinem Vorwort dieses Bandes (*MENSCHEN UND GEISTER*) wurde hier an anderer Stelle zitiert. Explizit verweist er dort auf Paulas eigenen kulturellen Hintergrund (Bayern, Tirol). Paula Bubers Erzählungen sind begründet in sagenhaften, märchenhaften, mythischen, auch christlichen legendenhaften Motiven, meist wohl aus der europäischen Tradition; die Autorin verdichtet solche Elemente zu neuem Leben, im Sinne eines "magischen Realismus". Manche der Erzählungen scheinen aus der Zeit eines erst sacht christianisierten Mitteleuropa zu stammen. Sie machen eine frühchristliche Mentalität, vor der Machtübernahme durch die christliche Kirche, vorstellbar. In ihrem sprachgewaltigen Beharren auf einer anderen Welt erinnern mich diese Erzählungen gelegentlich an Wolf v. Niebelschütz (in seinen beiden großen Romanen) oder J. R. R. Tolkien. Weltenweit von uns entfernt sind Paula Bubers sagenhafte Erzählungen – und doch können sie uns in Momenten Trost und Frieden vermitteln – so lange wir nicht über diese ungreifbare Wirkung nachzudenken versuchen. **MENSCHEN UND GEISTER** ist ein ebenso befremdliches wie kostbares Buch.<sup>54</sup>

Paula Buber ist zweifellos im 19. Jahrhundert beheimatet und hat im 20. Jahrhundert nie Heimat gefunden (auch nicht in Palästina, wie bekannt). Aber in ihrem Werk meine ich das unbedingte Bemühen zu spüren, trotz allem einen eigenen Weg in diese neue Zeit zu finden. Gelungen ist ihr das nur teilweise, vor allem durch ihre genuine Schöpfungs- und Willenskraft.

---

<sup>54</sup> Georg Munk: *GEISTER UND MENSCHEN* (Mit einem Vorwort Martin Bubers; München 1961: Kösel Verlag) – Bisher noch keine Neuauflage!

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Der schweizer Literatur- und Kunstkritiker Heinz Helmerking schrieb Martin Buber 1962 zu *GEISTER UND MENSCHEN* einen langen Brief, wohl eine von wenigen substantiellen Aussagen zu diesem Aspekt von Paula Bubers Schaffen (auch in *AM LEBENDIGEN WASSER*). Er soll hier auszugsweise zitiert werden.

>> (...)Ich liebe diese Art von Geschichten ganz besonders; darum lese ich so gerne chinesische Erzählungen, weil in ihnen wie hier in den *GEISTERN UND MENSCHEN* die beiden Welten so ganz selbstverständlich ineinander übergehen. Und zwar nicht spielenderweise wie bei den Romantikern oder bei Poe, sondern völlig gemäß. Ein Urner Arzt, Dr. Renner, hat nach jahrelangen Beobachtungen und Gesprächen mit seinen Patienten ein wunderbares Buch geschrieben: *GOLDENER RING ÜBER URI*.<sup>55</sup> Er zeigt darin, wie ganz selbstverständlich in diesem Lande unter der christlichen Schicht des Katholizismus jene andere Welt des "Es" weiter lebt auf den Alpen, bei den "Strahlern" (Kristallsuchern) usf. – So wird es auch im bayrischen Walde und vor allem in Südtirol noch sein. Dort sind die "Wesenhaften, wie sie ein österreichischer Forscher einmal genannt hat, noch wirkliche Wesen, die mit den Menschen Umgang haben, ja durch die Begegnung mit ihnen erst eigentlich erwachen können, indem sie aus der Quinta Essentia mit ihrer Raum- und Zeitlosigkeit in die Welt der vier Elemente eintauchen. Ich habe einmal in einem ungedruckten Roman eine Person den Ausspruch tun lassen: "Nur wer nicht sucht, kann finden." Wahrscheinlich ist es so mit dem "Wesenhaften": der Wissenschaftler kann sie nie wahrnehmen, am wenigsten wohl der Parapsychologe: sie begegnen aber dem Dichter, vielleicht aufgerufen durch ein Wort wie "Farahild" oder "Gertraude", gebannt durch den bloßen Klang erstet solch Wesen als Person, ist da und wirkt eine Weile, die uns Menschen lange dünkt, die aber für das Wesen selbst wohl nur ein Nu ist.

Was mich am stärksten angesprochen hat, ist die völlige Abwesenheit jeglicher Psychologie und damit auch jeglichen Versuchs einer Erklärung. Diese Welt ist einfach da, vom Dichter geschaut und ins Wort der Erzählung gerufen, sie ist geschaffen da, um zu wirken. Ihre Wirkung ist zauberstark, weil keinerlei Absicht dahintersteht, keinerlei Tendenz. (...)<<<<sup>56</sup>

Paula Bubers Roman *IRREGANG* (1916, Neuausgabe Berlin 2009) ist eine realistische psychologische Erzählung. Mythische, sagenhafte, symbolhafte Elemente sind nur spärlich vorhanden. Es werden, darin ähnlich dem vorliegendem Roman (*AM LEBENDIGEN WASSER*), ausführlich die Lebensgeschichten miteinander in unterschiedlicher Weise verbundener Menschen berichtet. Auch hier stellt die Autorin

<sup>55</sup> Eduard Renner: *GOLDENER RING ÜBER URI. EIN BUCH VOM ERLEBEN UND DENKEN UNSERER BERGLER, VON MAGIE UND GEISTERN UND VON DEN ERSTEN UND LETZTEN DINGEN* (Zürich 1941; mehrere NA, u.a. beim Ammann Verlag)

<sup>56</sup> Martin Buber: *BRIEFE AUS SIEBEN JAHRZEHNTE* (Heidelberg 1972,73,75, hier: Band III, S.533-535)

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

kultivierte, gutbürgerliche, an Menschenfreundlichkeit und Wahrhaftigkeit orientierte Personen anderen gegenüber, die sich durchgängig eigennützig oder/und unbedarft zeigen (allerdings hier nicht einseitig der Kleinbürgerschicht zuzurechnen sind). Seit Generationen vererbter Besitz spielt auch hier eine Rolle. Das gesamte Geschehen wird nacherzählt; mündliche Rede kommt nicht vor. Bei aller Subtilität hat dieser Roman jedoch nicht die gedankliche Tiefe von *AM LEBENDIGEN WASSER*; beim Lesen fühlte ich mich gelegentlich wie in einem Naturkundemuseum, die Schaukästen, die ausgestopften Tiere und die Informationstafeln abschreitend, mit der Autorin als Museumsführerin.<sup>57</sup> Ein bedeutsamer Unterschied zu *AM LEBENDIGEN WASSER* liegt bei *IRREGANG* darin, daß das Verhältnis zwischen Frauen und Männern der (damaligen) Normalität entspricht: Frauen (in den materiell gutgestellten Kreisen) beschäftigen sich wesentlich mit ihrer Wirkung als Schmuckstücke des Hauses, bleiben Anhängsel der Männer. Eine besondere soziale Wirkmächtigkeit von Frauen gibt es nicht. Im Gegenteil: das Buch endet in einer furiosen Koalition fast aller vorkommenden Personen gegen die Protagonistin Theresa: eine Hexenjagd im 19. Jahrhundert. (Der Roman spielt in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts in Italien und München.) Einerseits dominiert auch hier (wie in allen Werken Paula Bubers) der manchmal erdrückende Ernst, andererseits finden sich häufig unterkomplexe, kolportagehafte Ausmalungen menschlicher Empfindungen, die an damalige Unterhaltungsromane weiblicher Autoren erinnern.

*IRREGANG* hätte ein großer Roman werden können, und Paula Buber hatte diesen Roman zweifellos in sich gesehen. Aber sie konnte ihn nicht schreiben; dazu fehlte es ihr an künstlerischer Gestaltungskraft. So hat sie ihn immerhin nacherzählend skizziert.

*AM LEBENDIGEN WASSER* wurde begonnen vor 1925.<sup>58</sup> Paula und Martin Buber emigrierten 1938 (mit den beiden Enkelinnen Barbara und Judith) nach Palästina. Am 26.7.1948 bietet Martin Buber dem Verlag Lambert Schneider Paulas Manuskript "Haus am Strom" an, das "nahezu abgeschlossen" sei.<sup>59</sup>

Der Roman erschien jedoch erst 1952 – im Insel Verlag Wiesbaden.

<sup>57</sup> Rafael Buber erzählt in seinem Vortrag 1982 (a.a.O.) von dem großen Garten im Heppenheimer Haus der Bubers, in dem seine Mutter eine Fülle besonderer Blumen hegte. Bei jeder Pflanze stand ein Stäbchen mit dem lateinischen Namen des Gewächses.

<sup>58</sup> 1926 erschien der hier im Anhang wiedergegebene Auszug *Haus am Strom* im Insel Almanach.

<sup>59</sup> Martin Buber: *BRIEFE AUS SIEBEN JAHRZEHNTE* (a.a.O., Band III, S. 175f.) – Siehe dazu hier direkt folgend.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

**MUCKENSTURM. EIN JAHR IN LEBEN EINER KLEINEN STADT** wurde (nach mehreren Quellen) 1938-1940 geschrieben – unter dem Eindruck der Flucht vor den Nazis. Im September 1941 bittet Martin Buber Thomas Mann um Vermittlung eines Exilverlages für das Buch<sup>60</sup>, jedoch findet sich keine Möglichkeit. 1947 bietet Martin Buber das Manuskript Lambert Schneider an. In seinem Antwortbrief schreibt Lambert Schneider: "In einem Zuge habe ich hier den Roman Ihrer Frau *Muckensturm* gelesen, ein großartiges Buch in seiner Vielfältigkeit, in seinem Humor und seiner tiefen menschlichen Güte. Ob dieser deutsche Spießler begreift, wie zart und mit welch liebendem Herzen seine grausige Verirrung, die Entstellung des Menschenantlitzes hier dargestellt wird? Es ist bewundernswert, wie Ihre Frau es fertig brachte, durch alle Stände hindurch das Nachgeben, bequeme und ängstliche Versacken aufzuzeichnen, die Idealisten, Konjunkturritter, Verbrecher darzustellen. Wahrhaft ein Bild der Zeit, eine psychologische Chronik großen Stils. (...)"<sup>61</sup>

In dem oben erwähnten Brief an seinen Verleger vom 26.7.1948 hatte Martin Buber sich zugleich über eine zögerliche Drucklegung "unserer Ihnen anvertrauten Werke" beklagt. Dabei handelte es sich neben Werken Martins auch um Paulas Roman *MUCKENSTURM*, der zu diesem Zeitpunkt bereits im Satz war. –

Am 10.3.1952 (in diesem Jahr erschien im Insel-Verlag *AM LEBENDIGEN WASSER*)<sup>62</sup> antwortet Lambert Schneider auf einen nicht veröffentlichten Brief Bubers: "(...) Daß Sie auch andern Verlegern Manuskripte geben, verstehe ich, auch wenn es mir immer ein wenig weh tut. Denn ich glaub wirklich, seit 1925 mit Liebe und Treue mich für den Autor Buber eingesetzt zu haben, wie man es als Verleger wohl kaum besser kann. Auch in den Schocken-Zeiten ist das mit zäher Energie geschehen; denn Sie wissen ja, wie schwierig Salman Schocken sein kann.

Und *Muckensturm* wird auch erscheinen, obgleich mir die Herausgabe sauer wird; den ich weiß, das Buch wird große Widerstände zu überwinden haben. Das hat nichts mit seiner Qualität zu tun. Aber mein sofortiger Einsatz für antinationalsozialistische und judenfreundliche Schriften nach dem Kriege – er ist mir eine Herzensangelegenheit – schafft mir kein Publikum. Man mag hier nicht lesen, was alles geschah, man mag an

---

<sup>60</sup> Martin Buber: BRIEFE... (a.a.O., Band III, S. 47ff.)

<sup>61</sup> Dessen Antwortbrief vom 21.7.47: Martin Buber: BRIEFE... (a.a.O., Band III, S. 139f.)

<sup>62</sup> Ein Exemplar des Buches wurde noch in den 80er Jahren im Verlagsarchiv des VLSch bewahrt.

Nachwort: Eine wertkonservative Utopie  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Schuld und Wiedergutmachung nicht denken, und das bekomme ich deutlich zu spüren.

Vielleicht denken Sie ein wenig auch daran, wenn Sie meine schwierige verlegerische Situation betrachten. Man lebt bequemer als katholischer, protestantischer oder sonstwie Verleger. Das war so und wird so bleiben – aber wenn man einmal die "Kreatur" verlegt hat, dann kann man schlecht in eine jedem erkennbare Haut kriechen."<sup>63</sup>

Zur Information: Im Verlag Lambert Schneider erschienen 1947-1950 unter anderem DIE SCHULDFRAGE (Karl Jaspers), DAS DIKTAT DER MENSCHENVERACHTUNG. EINE DOKUMENTATION ZUM PROZESS GEGEN 22 SS-ÄRZTE UND DEUTSCHE WISSENSCHAFTLER (Alexander Mitscherlich/Fred Mielke), "EUTHANASIE" UND MENSCHENVERSUCHE (Viktor v. Weizsäcker); SECHS ESSAYS (Hannah Arendt), DAS PROBLEM DES MENSCHEN (Martin Buber); GOG UND MAGOG (Martin Buber), WISSENSCHAFT OHNE MENSCHLICHKEIT. MEDIZINISCHE UND EUGENISCHE IRRWEGE UNTER DIKTATUR, BÜROKRATIE UND KRIEG (Mitscherlich/Mielke), DER RASSENWAHN ALS STAATSPHILOSOPHIE (Ignaz Zollschan); PFADE IN UTOPIE (Martin Buber), DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK (*deutsche Erstausgabe*).<sup>64</sup>

MUCKENSTURM erschien 1953 bei Lambert Schneider Heidelberg.<sup>65</sup> Der Roman erzählt in einem für Paula Buber untypischen, konventionelleren Stil von einer gutbürgerlichen Familie, Akademiker, und ihrem Freundeskreis, die konfrontiert sind mit den untergeordneten NS-Scheren des Jahres 1933. Lebensstil und Haltung der Hauptpersonen erinnert an die Familie in AM LEBENDIGEN WASSER, der Ort der Handlung ist ein Städtchen in Süddeutschland. Zweifellos orientiert sich die Darstellung an den Erfahrungen der Familie Buber, die in Heppenheim entsprechenden Bösartigkeiten ausgesetzt war, bevor sie nach Palästina emigrieren konnte. Das Buch korrespondiert mit vielen autobiografisch begründeten Zeugnissen

<sup>63</sup> Martin Buber, BRIEFE... (a.a.O., Band III, S. 313f.)

<sup>64</sup> Vgl. auch "DIE ARBEIT WÄCHST VON INNEN HER" – VERLAG LAMBERT SCHNEIDER (BERLIN/HEIDELBERG) UND LOTHAR STIEHM VERLAG (HEIDELBERG) 1925–1999 (Berlin 2019: A+C)

<sup>65</sup> Neuausgabe als fotomechanischer Nachdruck (Münster 2008: LIT). Sie enthält ein kurzes Nachwort der Enkelin Judith Buber Agassi sowie die erwähnte Chronologie. –

Eine Behauptung der Herausgeberin dieser Neuausgabe (Henriette Herwig) muß bezweifelt werden. Sie schreibt zur Originalausgabe beim Verlag Lambert Schneider: "Die erste Ausgabe wird verramscht, zu einer zweiten kommt es nicht." Als Verlagsmitarbeiter hatte ich mit großer Freude im Buchlager viele mehr oder weniger große Häufchen vor Jahren erschienener Bücher entdeckt, gelegentlich waren nur zwei oder drei Exemplare vorhanden. Der exakte Bestand dieser körperlichen Backlist wurde auf dem aktuellen Stand gehalten und die Bücher wurden auf Nachfrage auch verkauft..

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

der Zeit um und nach 1933 in Deutschland.<sup>66</sup> Etliche Passagen allerdings kann ich beim besten Willen nur als Kolportage bezeichnen, – zweifellos Ausdruck der existentiellen Hilflosigkeit Paula Bubers angesichts dieser Machtübernahme der niederen Instinkte des Menschen. In der Chronologie der NA wird für die Zeit in Palästina erwähnt: "Paulas Bemühungen, Hebräisch zu lernen, sind wenig erfolgreich. Sie lebt in großer sprachlicher und sozialer Isolation und verlässt nur in Begleitung ihres Mannes oder ihrer Enkelinnen das Haus." Das alles ist natürlich keine gute Grundlage für kreative Arbeit.



In den letzten zehn Jahren sind zwei Dissertationen zu Paula Judith Buber erschienen, auf die hier kurz hingewiesen werden soll.

**a) Nassrin Elisabeth Sadeghi: PAULA BUBER. SELBST- UND WEIBLICHKEITSENTWÜRFE IM WERK DER DEUTSCH-JÜDISCHEN AUTORIN<sup>67</sup>**

Durch diese fundierte, gedanklich konsistente und überwältigend nuancierte Dissertation wird Paula Judith Buber als bedeutende – in ihrer eigenen Weise feministische – Autorin zumindest der fachlichen Öffentlichkeit geschenkt. Der argumentative Nachvollzug aller von Sadeghi aufgespürten, interpretierten und miteinander in Zusammenhang gebrachten Momente ist während einer einzigen Lektüre kaum möglich. Dabei liest sich die Dissertation flüssig und nachvollziehbar, sodaß eine (thematisch allerdings fokussierte) Biographie bereits als Schattenbild vorstellbar wird.

Vor allem auf Grundlage des von Sadeghi ausgewerteten umfangreichen (und äußerst bewegten) Briefwechsels zwischen Paula und Martin Buber (aus den Jahren 1899 bis 1906)<sup>68</sup> wird die Entwicklung bzw. Modifikation von Selbst- und Weiblichkeitsentwürfen in Paula Buber-Winklers Leben ansatzweise nachvollziehbar. Mit dieser Selbstentwicklung korrespondieren meines Erachtens die aufeinanderfolgenden bzw. einander verschränkten Bereichen ihres literarischen Schaffens: Die drei

<sup>66</sup> Bei A+C sind hierzu in Neuausgaben (pdf) erschienen:

Ernst Glaeser: DER LETZTE ZIVILIST (Berlin 2017)

Friedrich Berg: DAS MÄDCHEN FLEUR (Leipzig 2010)

<sup>67</sup> Justus Liebig-Universität Gießen 2015 <https://d-nb.info/1140435426/34>

<sup>68</sup> der durchaus als Veröffentlichung vorstellbar ist! Siehe hierzu die andere Dissertation; deren Autorin Katharina Baur standen noch wesentlich mehr Briefdokumente zur Verfügung. Aber natürlich müßte zunächst Paula Bubers Werk selbst wiederentdeckt werden. Im übrigen könnte ein veröffentlichter Briefwechsel auch unser Bild von Martin Buber erweitern.



Nachwort: Eine wertkonservative Utopie  
Mondrian Graf v. Lüttichau

"philosemitischen" Texte (1901), die Arbeitsgemeinschaft mit Martin (bezüglich der chassidischen Erzählungen, 1906/07)<sup>69</sup>, die eigenen Erzählungen (1912, 1921, 1927), die Romane IRREGANG (1916), AM LEBENDIGEN WASSER (1925-1948) sowie MUCKENSTURM (etwa 1938-42).

Sehr deutlich wird für mich beim Nachvollzug der Argumentation in dieser Dissertation, daß Paula Bubers in AM LEBENDIGEN WASSER entfalteten Weiblichkeitsentwurf keineswegs ein verträumtes Beharren auf konservativen Traditionen zugrundeliegt, sondern das Resümee einer jahrzehntelangen Selbstentwicklung, als Künstlerin wie Geliebte, als Lebenspartnerin, als Mutter und als Ehefrau (in dieser Reihenfolge!).

In ihrem Kapitel zu AM LEBENDIGEN WASSER nutzt Sadeghi in beeindruckender Nuanciertheit alle nur möglichen Elemente des Romans (Szenen Formulierungen, Assoziationen, soziale Umstände u.a.) zur Verdeutlichung ihrer These, daß es sich hier wesentlich (oder sogar ausschließlich) um die Gestaltung einer matriarchalen Utopie handelt. Für mich ist ihre Darstellung in den meisten Einzelheiten plausibel und gut belegt, manchmal sind mir ihre Bezüge allerdings zu einseitig oder überdeterminiert.

Schon in der Einleitung der Dissertation hieß es dazu: "Buber beschreibt in ihrem letzten zu ihren Lebzeiten veröffentlichten Werk ein Matriarchat, das im Verborgenen bereits seit Urzeiten – unabhängig von patriarchalen Strukturen – in der bürgerlichen Gesellschaft besteht und Beständigkeit und Erhalt von Werten und Besitztümern anstrebt und verwirklicht. Während vordergründig eine weibliche Sozialisation in die großbürgerliche Gesellschaft geschildert wird, geht es tatsächlich um die Initiation und Fortsetzung der matriarchalen Erbkette." (19) Diese apodiktische Interpretation kommt mir unangemessen vor. Sicherlich wurde Paula Bubers Weiblichkeitsentwurf durch Bachofens Hypothesen zu einem vorgeschichtlichen Matriarchat gestärkt und bestätigt, dies hat vor allem in die Erzählungen Eingang gefunden. Der späte Roman AM LEBENDIGEN WASSER fragt nach Möglichkeiten eines menschenwürdigen Verhältnisses zwischen Frau und Mann im 20. Jahrhundert; hierfür sieht Paula Judith Buber meines Erachtens nur die Perspektive einer – mit Herz und Verstand gelebten – qualifizierten und individualisierten Dichotomie von Frauen- und Männerrolle.<sup>70</sup>

---

<sup>69</sup> Auch bei späteren Werken Martin Bubers scheint Paula zumindest mit Hinweisen und Korrekturen stilistischer Art mitgewirkt zu haben. So verweist Sadeghi (320) auf eine kleine Notiz über eine "Streichung und Einklammerung (...)" als "Folge eines Einspruchs meiner Frau" (MB an Rosenzweig, 14.9.22, in: Buber: BRIEFE ... (Band II, 1973, S. 130).

<sup>70</sup> Die Darstellung in AM LEBENDIGEN WASSER zeigt, daß Paula Buber individualisierte Selbstentwürfe *ohne* Rollenvorgaben ablehnte – dies nicht aus strukturkonservativen Regungen ("Es soll so bleiben wie es war!"), sondern aus wertkonservativen Überzeugungen, etwa derart, daß Menschen gewisse Rollenvorgaben brauchen, um verantwortungsvoll miteinander umzugehen. (Siehe auch die hier zuvor zitierte Passage aus ihrem Brief an Martin vom 16./17.8.1899.)

Nachwort: Eine wertkonservative Utopie  
Mondrian Graf v. Lüttichau

b) **Katharina Baur: DAS KUNSTWERK LEBEN ZU GESTALTEN. LEBEN UND WERK DER SCHRIFTSTELLERIN PAULA BUBER<sup>71</sup>**

Die sehr umfangreiche Dissertation nähert sich in Stil und Inhalt bereits einer umfassenden Biografie Paula Judith Bubers. Das brachte mit sich, daß auch viele Nuancen zu Leben, Umfeld und Werk erwähnt werden, die für wissenschaftliche Kriterien möglicherweise peripher sind, jedoch hilfreich sein können, sich in Paula Winkler-Bubers Lebenswirklichkeit einzufühlen. Die Autorin hatte Zugang zu dem umfassenden Nachlaß Paula Bubers, der von der Familie bewahrt wird. Dadurch war es ihr möglich, in ihrer Arbeit das spezielle sozialwissenschaftliche Paradigma "*New Materialisms*" anklingen zu lassen. Sie schreibt dazu: "Materielle Kulturen stellen einen erheblichen Mehrwert für das Werk und Leben Paula Bubers dar. Die Einbeziehung bedingt sich durch ein großes Konvolut an familiär gebundenen und persönlichen Materialien aus unterschiedlichen Lebensphasen Paula Bubers. Ob Möbel, Kleidungs- oder Schmuckstücke, Boxen voller Fotografien und Kunstpostkarten oder Tischwäsche: sie alle zeigen eine durch die literarischen Texte nicht vertretene Seite Paula Bubers. Es ist die Seite der ästhetisch und sinnlich kultivierten, der materiell versierten Frau." – Allerdings; und dieser Aspekt des Lebens hat, wie erwähnt, gerade in dem Roman AM LEBENDIGEN WASSER eine wichtige Funktion!

Ein Schwerpunkt der Arbeit liegt in der Auswertung des sehr umfangreichen Bestandes an Briefen, der großenteils von Baur erstmalig ausgewertet werden konnte. (Rund 2000 Briefe an sowie rund 1200 Briefe von Paula Buber; es existieren rund 175 Briefpartner\*innen, davon etwa zur Hälfte weibliche und männliche.)

Paula Bubers Novellen werden kaum diskutiert; ausführlich dargestellt wurden die Romane IRREGANG, AM LEBENDIGEN WASSER, MUCKENSTURM sowie die unveröffentlichten Manuskripte zu *Karl dem Großen* bzw. *Akko*.

In Baur's relativ kurzem Referat zu dem Roman AM LEBENDIGEN WASSER wird der epische Entfaltung der Handlung vorstellbar. Leider betont sie dreimal den Bezug des Romans zu "längst vergangenen Zeiten" (gar "Urzeiten"). Von der geradezu dialektischen Spannung zwischen bestimmten Werten der Vergangenheit, die Buber gerade in der Konfrontation mit einer "neuen Welt" als lebenskräftig in anderer Weise behauptet, wird dadurch abgelenkt.<sup>72</sup>

Katharina Baur erwähnt ausführlich Paula Bubers bisher nicht veröffentlichtes Romanprojekt zu *Karl dem Großen*, mit dem die Autorin bereits 1916 (!) begonnen hatte. Das Manuskript sollte ursprünglich 1924 abgeschlossen werden, jedoch wurde die Arbeit aus unbekanntem Gründen unterbrochen. In den 50er Jahren arbeitete Paula Buber wieder daran. Der Insel-Verlag bestätigte nach ihrem Tod, daß der Roman aus dem

<sup>71</sup> Universität Augsburg 2021 <https://opus.bibliothek.uni-augsburg.de/opus4/frontdoor/deliver/index/docId/100854/file/Dissertation+Baur.pdf>

<sup>72</sup> Vgl. Zitat Bettine v. Arnim als Motto meines Nachworts.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Nachlaß veröffentlicht werden solle. Baur referiert den Inhalt in ihrer Arbeit. Es handelte sich nicht um eine historische Romanbiografie, sondern um eine Art Zusammenführung von zeitgeschichtlich belegten Legenden um Karl den Großen. Dazu gibt es ein bisher fälschlich dem Romanmanuskript zugeordnetes Fragment "Akko", dessen Inhalt von Katharina Baur ebenfalls referiert wird.

Auf den Seiten 677-1567 (Browserzählung im pdf) findet sich eine Sammlung von Auszügen aus Briefen Paula Winkler-Bubers an Martin Buber, Fotografien aus dem Familienarchiv, aus Briefen Martin Bubers an Paula sowie aus Briefen von rund 40 Briefpartner\*innen an Paula, eine Auflistung sämtlicher archivierter Briefpartner\*innen Paula Buber mit der Anzahl der Briefe sowie von Paulas eigenen Briefen.

Die Autorin beschränkt sich nicht auf das biografische Nacherzählen des Lebens und Wirkens von Paula Buber, vielmehr vermittelt sie mit offenbar großer Sachkenntnis das kulturelle, künstlerische Geflecht, in das Paula Buber in unterschiedlicher Weise eingebunden war bzw. das zum Hintergrund ihrer Entwicklung gehörte. Auch ihre Situation als zum Judentum konvertierte ehemalige Christin wird ausführlich thematisiert. (Die immense intellektuelle, sowohl religionswissenschaftliche, judaistische als auch sozialphilosophische und pädagogische Arbeit ihres Mannes Martin berührt sich dabei nur in Einzelaspekten mit Paula Bubers kreativer Welt.) Die Dissertation entfaltet daher ein kulturhistorisches Panorama der Zeit (1870 bis 1950) über seinen Anlaß hinaus. Diese Dissertation gehört zu den Arbeiten, die ich auf die sprichwörtliche einsame Insel mitnehmen würde, um die Muße zu finden, sie durchzuackern. Schon beim Herumlesen hätte ich überall weiterlesen wollen.. – Das von Baur recherchierte und dokumentierte Material ist ein Schatz, und zweifellos könnte sie eine lesbare, übersichtliche, konzentrierte und umfassende Biografie daraus machen!<sup>73</sup>



Wieso wurde der Roman **AM LEBENDIGEN WASSER** bei A+C wiederveröffentlicht?

Manche würden dieses Buch wohl gnadenlos als konservative Kolportage bezeichnen – aber das ist es dezidiert nicht. Paula Buber hat (zweifellos) lebenslang nach Möglichkeiten gesucht, authentische Mitmenschlichkeit anzunähern (in ihrem Leben und in der Literatur) auf Grundlage zivilisatorischer, kultureller Traditionen, jedoch in

---

<sup>73</sup> Baur erwähnt (S. 603) im Zusammenhang mit MUCKENSTURM die beiden bei A+C wiederveröffentlichten Romane von Kurt Münzer: JUDE ANS KREUZ! bzw. von Friedrich Berg: DAS MÄDCHEN FLEUR. Leider erscheint der erste Autor bei ihr als "Klaus Münz". Bei der unglaublichen Fülle der Verweise kommt sowas selbstverständlich vor; jedoch möchte ich es hier anmerken – verbunden mit Dank für die Hinweise! ☺

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Abgrenzung zu statischen (d.h. strukturkonservativen) Aspekten dieser Zivilisation einerseits und andererseits zu den für sie unbegreiflichen, erschreckenden neuen Formen sozialen Lebens, die sie offenbar nur in ihren menschenunwürdigen Momenten erfahren hat. In diesem Ringen um etwas, das es kaum mehr gibt (oder das es vielleicht so nie gegeben hat), für dessen Wert sie aber einsteht mit ihrer ganzen Integrität, konnte ich ihr Buch immer wieder mit Adalbert Stifters Werk assoziieren. Durch seine monomane Stringenz wird AM LEBENDIGEN WASSER allerdings ein Buch für Wenige bleiben.

Paula Bubers Figuren – egal in welchen Arbeiten – sind ausgedachte Menschen, gleichwohl mit innigstem Lebensernst und hohem sprachlichem Niveau dargestellt. Aber meist sind sie kaum vital, sie treten nicht aus dem Buch und gehen umher. In einem Werk, AM LEBENDIGEN WASSER, gibt sich Paula Buber ihren Figuren wohl ganz: mit ihrer Einsamkeit in der Menschenwelt (wie sie sie erfährt, zumindest nach 1914), mit ihrer Sehnsucht nach wahrhaftigen, menschenwürdigen Menschen, und mit dem Verlust ihrer sprachlichen Beziehungsmöglichkeit (in Israel). Alles in allem ein großartiges Buch, das in der Vielschichtigkeit seiner Bezüge und in seiner kompromißlosen Einseitigkeit fast einzigartig ist in der deutschen Literatur.

Die Aufteilung in drei Teile wurde für diese Ausgabe gewählt. Zum Personenverzeichnis wurden einige Namen hinzugefügt. Fußnoten im Text stammen vom Herausgeber. Außerdem enthält die Veröffentlichung neben dem Auszug *Haus am Strom* und diesem Nachwort einige Abbildungen.

*Johann Sebastian Bach,*  
*Fantasie und Fuge a-moll (BWV 904)*

Mondrian Graf v. Lüttichau

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau



Quelle: Stadtarchiv Heppenheim

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

*Anhang*

## HAUS AM STROM

Von Georg Munk<sup>74</sup>

Am linken Stromufer, halbwegs zwischen den beiden alten Bischofsstädten, liegt das Haus, dreiviertel einer Wegstunde entfernt von einem Marktflecken, der im Winkel zwischen Flußmündung und Strom sich breitet. Es ist von weither sichtbar; sei es, daß man stromauf- oder -abwärts gegangen kommt oder über das Wasser vom andern Ufer herschaut, immer setzt seine Wohlgestalt dem Blick ein Ziel. Mächtig hat es sich vor das Geheimnis eines tiefen dichten Gartens gelagert. Nebengebäude verschiedener Art und ungleichen Alters, an seine Seiten geschmiegt, bilden mit ihm den Abschluß des Geländes, das zwischen hohen Mauern bis zum Strom hinunterzieht.

Ein altes Vernehmen in der Familie deutet den Ursprung des Hauses auf einen Abt urferner Zeit zurück, der, schwankende Gestalt, Heiliger zugleich und Magier, noch im Volksgedenken lebt. Er habe, Haupt eines Klosters der Stadt im Westen, so verlautet, hier am Strom, Waldessaum und Schilfgebüsch, ein Jagdhaus sich erbaut, um geheimes Trachten vor der scharfäugigen Welt zu bergen.

Wohl ist zu erkennen, daß in dem alten Haus, einem fruchtumhüllten Kern gleich, ein noch älterer Bau steckt. In einem Gewölbe neben der weiträumigen Küche zu ebener Erde etwa ist er zu vermuten, denn die Gestalt des kleinen Raums weist weithin über das Alter des Hauses zurück. In seiner Mitte strebt ein Brunnen tief ins Erdreich, steingefaßt, kupferreifenüberspannt, Kindern aller Generationen grause Berückung.

Vor einem Menschenalter hat man im Unterbau der schwelgerisch schön aufsteigenden Treppe mit dem eisernen Blumengeländer ein verborgnes Gemach aus Frühzeit eröffnet, seine schlafenden Fensteraugen nach dem Garten wiedererweckt und unter den Steinplatten seines Bodens den Zugang zu einem tiefen Keller freigelegt, der den bis dahin bekannten unterwölbt.

Jedes Geschlecht hat hier Funde gemacht, Türen erschlossen, Wandverliese aufgetan, Urkunden entziffert, Erkenntnisse geschöpft und verloren.

---

<sup>74</sup> in: INSEL ALMANACH AUF DAS JAHR 1926 (Leipzig 1926, S. 136–141). Am Schluß des Auszugs ist angegeben: *Aus einem gleichnamigen Roman*. Angaben über die Autor\*innen der Beiträge in diesem Almanach finden sich nicht. Die Veröffentlichung enthält auch einen kleinen Beitrag von Martin Buber: *Zwiesgespräch (Nach einer Lebensbeschreibung)* (S. 38f.). Er stellt eine Episode aus dem buddhistischen Tradition dar.

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Das Haus stieg drei Geschosse über die Erde gegen den Himmel und zwei in ihren Schoß hinunter. Das dritte und oberste steckt schon in der Dachkuppel, die mit weitem Schwung das Haus mächtig unter ihren Hut nimmt; über ihm liegen die Speicher in einem Wald noch gesunden Gebälks.

Als man, vor einem Jahrhundert etwa, in einem ebenerdigen Saal die Tür nach dem Garten verlegte und dabei die Stufen hob, wies sich, daß die unterste und flachste auf der Rückseite ein Wappen trug. Es hatte einst die Stelle des Familienzeichens über dem Haupttor eingenommen und sagte außer dem Jahr der Erbauung in einer Inschrift aus, daß ein Bischof das umfängliche Haus in seiner jetzigen Gestalt als sommerlichen Rastort sich errichtet hatte. Die Tafel ist neben der neuen Tür in die Hausmauer eingelassen.

Als Kind hatte Anna einen unvergessenen Sommer im Stromhaus verlebt. Damals hatte sie zuweilen die Inschrift wie einen drohend bedeutsamen Spruch zu enträtseln versucht. Aus den alten Zeichen verstand sie nun, was sie früher schon erahnt hatte: dies war kein Familienhaus, darin Lebende einen Bund gründen, in tiefen Nächten Kinder aus Mutterleibern steigen, ein Glied, sich in die Kette zu schmiegen, und in andern Nächten andre sich aus der Kette lösen und fortschleichen, indessen Herzen zucken und Tränen fallen.

Zur ebenen Erde liegen Gemächer, groß und weit wie Säle, mit dunklem Wandgetäfel und verblichnen Deckenbildern. Unverrückbare Schränke ragen wie Festungen in die Räume, schimmernde Kachelöfen liegen wie Burgen in den Ecken. Unendliche Reihen alter Bildnisse hängen an den Wänden; von den ältesten, Männern in Waffen- und Priesterröcken, ist ungewiß, ob sie der Familie angehören oder von frühern Bewohnern zurückgeblieben sind. Bildnisse füllen die Wände der Zimmer, die Vorhalle, ziehn das Treppenhaus hinauf, durch die Gänge bis ganz oben in die Dachstuben – ja, sie sind die eigentlichen Insassen des Hauses.

Die Räume des ersten Stockwerks sind geringer in den Ausmaßen als die des Erdgeschosses; es sind ihrer auch mehr. Manche liegen völlig abgesondert, eingerammt zwischen dicken Mauern, dem Eingang gegenüber das Fenster in seiner tiefen Nische. Aber selbst die miteinander verbundenen scheinen abgesperrt – Scheu brütet auf allen Schwellen. Die gegen Süden liegen, sind vom Brausen des Stroms und vom Blätterrauschen des alten Gartens wie vom Spel einer ewigen Orgel erfüllt, Glast von sonn- und mondbeschienenen Wellen erleuchtet sie; die aber nach Norden liegen, ruhen im Schatten der schwarzen Waldhügel, die den Blick grenzen.

Anna überlegte, daß, solange ihre Erinnerung reichte, ja solange die Erzählungen von Mutter und Großmutter in die Geschichte des Hauses schienen, es niemals so wie andre Landhäuser bewohnt gewesen war. Selten hatte ein Glied der Familie mit einer Kinderschar und Gesinde hier einen Sommer verbracht; aber die Einzelnen in allen Generationen, die am äußersten Umkreis hausten, die unvermählten alten Männer und

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

Frauen, die müden Witwen, Verarmte, die der Sippe zur Last lebten, die waren in dem großen Haus hingewelkt und abgeschieden. Einmal hatte eine Wahnsinnige mit ihrer Pflegerin Jahrzehnte hier gewohnt, und einmal hatte man eine junge Tochter hier gefangengehalten hier gefangen gehalten in einer Stube unterm Dach; sie war geheim, wie sie gekommen war, fortgegangen und überm Meer verstorben.

Auf der Gartenseite im ersten Stockwerk liegen Onkel Thomas' Zimmer im gleichen Stand noch, wie Anna als Kind sie gekannt hat. Die Glasschränke aus Palisanderholz mit den erblindeten Spiegelwänden stehn in allen dreien, auch im Schlafzimmer, gefüllt mit Gläsern von allen Formen, nach geheimer Regel angeordnet. Niemand hat sie nach Thomas' Tod berührt. Sachter Staub dämpft ihren Glanz. Die meisten stammen aus der Glashütte im Wald, Täfelchen melden zuweilen Jahrzahl und Schöpfer. Scharen zaubrischer Gestalten, aus erstarrtem Tau, moorwasserfarbne, aus Rubin geschnittne, smaragdne, trübe, dunkel gleißende, mondgeborne, sturmgekräuselte; und noch ist ihre Kraft so groß, daß sie die Frau bannen wie einst das Kind.

Dicht neben der Wohnung des Verstorbenen liegt einlängst ungenütztes Gemach. Ein großes Bett, gestaltet wie ein Kahn, steht inmitten, darüber hängt ein muschelförmiger Baldachin, grüne Seidengardinen umbauschen es. Schwanenhälse wölben sich als Stuhllehnen und Spiegelträger, die Tischplatte wird von Delphinen gestützt.

Jener Sonderling, von dem die Steinsammlung in der Halle herrührt, er war der Urgroßmutter Oheim, hat als alternder Mann, als keiner sichs mehr versah, ein fremdes junges Weib unbekannter Herkunft heimgeführt, zum Mißvergnügen seiner Anverwandten. Dies war die einzige Ehe, die hier begann. Nur ein Jahr hat sie gedauert. In diesem Zimmer ist die junge Frau am Wochenfieber, das Kindlein im Arm, die Treppe niedergestiegen und über den Mittelweg im Garten mit bloßen Füßen in den Strom gegangen. Die Fußstapfen im Sand wissen ihren Verbleib und waren ihre letzte Spur. Alt und grau lebte der Mann noch eine Weile ins neue Jahrhundert, brach Steine aus den Felswänden, ordnete sie in Schränke. Abends saß er lang am Fenster des Lusthäuschens am Wasser.

Wie vieles andre hatte Anna als Kind dieses Begebnis der Verwaltersfrau erfahren. Die Alte war in der Familiengeschichte bewandert gewesen; ihr Vater und ihr Großvater schon hatten den Besitz gehegt.

Den breiten Gang des ersten Stockwerks, auf den, zwischen mächtig gebauchten Schränken, Lehnstühlen, Truhen und Steintischen, die vielen Türen sich öffnen, beschloß östlich ein breites Fenster, nach Westen eine Kapelle, in späterer Zeit in der Form eines fünfeckigen Erkers angebaut. Sie barg im kleinen Silberschrein einen Splitter des heiligen Kreuzes, den vor vielen Jahren eine Frau des Hauses von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgeführt hat.



Paula Judith Buber

Am lebendigen Wasser

*Nachwort: Eine wertkonservative Utopie*  
Mondrian Graf v. Lüttichau

